<36621792520013

<36621792520013

Bayer. Staatsbibliothek

Bf. M. Knüttel. p. 219.

S. O germ.

507

0.666

Johann Christoph Gottscheds,
der Weltw. und Dichtk. öffentl. Lehrers zu Leipzig, der königl. Preuß. Churfl. Mainzischen, wie auch der Bononischen Akad. der Wiss. Mitgliedes

Ausführliche Redekunst,

Nach Anleitung
der alten Griechen und Römer;
wie auch der neuern Ausländer,
in zweenen Theilen verfasset;
und itzo mit den Zeugnissen der Alten und Exempeln
der größten deutschen Redner erläutert.

Statt einer Einleitung ist das alte Gespräch,
von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit,
vorgesetzet.

Die fünfte Auflage.

Mit Röm. Kaiserl. Kön. Poln. und Churf. Sächs. allerg. Freyheit.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf. 1759.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Bey dieser neuen Auflage meiner ausführlichen Redekunst will ich dem geneigten Leser mit allen Vorreden der ersten Auflagen gar nicht beschwerlich fallen; sondern nur kürzlich dasjenige melden, was etwa einem künftigen Litterator von der Historie desselben zu wissen nöthig und nützlich seyn kann.

Vorrede.

Im 1728sten Jahre, gab ich im Förſteriſchen Verlage zu Hannover, zuerſt meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunſt heraus. Die nothwendigſten Regeln, die ein Cicero und Quintilian von derſelben gegeben hatten, waren darinn kürzlich vorgetragen: und anſtatt der Einleitung hatte ich das ſchöne Geſpräch von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, das Quintilian, oder Tacitus geſchrieben haben ſoll, vorgeſetzet. Zu Beyſpielen hatte ich zwo philippiſche Reden aus dem Demoſthen, und zwo aus dem Cicero, nebſt Fleſchiers Lobrede auf den Turenne beygefüget. Ich las alle halbe Jahre über dieß Handbuch. Es fand auch auswärts Beyfall, und in wenigen Jahren waren die Abdrücke verkaufet.

Im 1735ſten Jahre ſah ich mich alſo genöthiget, eine etwas vollſtändigere Ausarbei-

arbeitung davon ans Licht zu stellen, und Bogenweis unter die Presse zu geben. Ich setzte damals dieß Buch auf den Fuß meiner kritischen Dichtkunst, und fügte auch im zweyten Theile allerley Exempel von meiner eigenen Arbeit bey, so wie ich es dort bey den ersten Auflagen gemachet hatte. Auch diese Ausgabe, die in Ostern 1736. erst fertig ward, gieng innerhalb drey Jahren völlig ab: und ungeachtet sie wegen gewisser darinn enthaltenen Stücke Anfechtung bekam; so ward sie doch 1739 vermehrt und verbessert ans Licht gestellet.

Kaum waren vier Jahre verflossen: so war die zweyte Ausgabe auch abgegangen. Ich übersah also mein Werk von neuem und fügte hin und wieder einige Zeugnisse der Alten, zur Erläuterung meiner Regeln bey; sonderlich um der Verderbniß der Schreibart, die sich

damals schon hin und her zu regen begann, durch dieß Gegengift, einiger maßen zu steuren. Sodann hatte ich bey der neuen Ausgabe meiner kritischen Dichtkunst den Schluß gefasset, alle meine eigene Gedichte wegzulassen: weil gewisse Lästerer solches, als eine unerhörte Verwägenheit ausgeschrieen hatten. Nun ward ihnen zwar ihre Unwissenheit und Bosheit, in denen zu Halle ans Licht tretenden kritischen Bemühungen, auf eine zulängliche Art verwiesen, und vertrieben. Gleichwohl aber hielt ichs für rathsamer, meine Leser und Zuhörer auf fremde Beyspiele zu verweisen: und eben das fand ich für gut, bey meiner Redekunst ins Werk zu richten; zumal meine eigene Reden in einem besondern Bande ans Licht treten sollten, und wirklich bald darnach heraus kamen.

Auch

Auch in dieser dritten Gestalt fand mein Buch noch immer den vorigen Beyfall und gieng dergestalt ab, daß es im Winter zwischen 1749 und 1750, gleich nach meiner Rückkunft aus Wien, abermal aufgeleget werden mußte. Dieß geschah nun mit einigen wenigen, doch nicht sehr erheblichen Veränderungen und Zusätzen. Meine Grundregeln waren nämlich auf die menschliche Natur, auf die Absichten eines jeden vernünftigen Redners gerichtet, und stimmeten mit den Vorschriften und Beyspielen der größten Männer des griechischen und römischen Alterthums überein. Sie konnten also, auch nach der sorgfältigsten Prüfung, keiner Aenderung nöthig haben: es wäre denn, daß sich die menschliche Natur ändern; oder irgendwo Redner aufstehen sollten, die gar nicht die Absicht hätten, bey ihren Zuhörern Beyfall und

Glauben zu finden. Nur die Uebersetzung des Gespräches von Rednern verglich ich nochmals mit dem Grundtexte: und bey der Anzahl der Beyspiele, vertauschte ich, aus gewissen Ursachen, die königsdorfische Lobrede auf Kaiser Leopolden, mit der gundlingischen auf den König in Preußen; setzte auch sonst im zweyten Theile einige Beyspiele von Staats- und Hofreden, als Muster hinzu, die ich von ihren Fehlern gesäubert, und nach itziger Schreibart eingerichtet hatte.

So dachte ich nun, daß meine Redekunst ein beständiges Lehrbuch auf Universitäten bleiben sollte, und ich dachte nichts weniger, als daß ich noch zweyerley oratorische Arbeiten würde übernehmen müssen. Allein es hatten sich verschiedene geschickte Schulmänner belieben lassen, sich meiner Redekunst auch auf

ihren

ihren Trivialschulen zu bedienen; um der Jugend beyzeiten gute Begriffe von dieser freyen Kunst beyzubringen. So viel Verbindlichkeit ich ihnen dafür schuldig ward, so begierig ward ich, diese ihre gütige Gesinnung gegen meine Arbeit, zu verdienen. Sie bemerkten nämlich bald, daß ihnen ein so großes und weitläuftiges Lehrbuch bey ihren Untergebenen zu beschwerlich wäre; und wünschten also einen bequemen Auszug, zum Gebrauche der Schulen zu haben. Nun hatten sich zwar anderwärts, theils akademische, theils auch Schullehrer gefunden, die solche Auszüge aus meinem Buche zu ihren Lehrstunden gemachet hatten, die fast von Wort zu Wort, aus meinem Buche genommen waren; ob sie es gleich nicht für nöthig gehalten hatten, solches der Welt zu bekennen. Man weis den Namen, den ein solches Verfahren bey der

gelehrten Welt zu führen pflegt: und ich könnte sie deswegen öffentlich bestrafet haben, wenn ich in Zeitungen und Monathschriften ihre Namen und Räubereyen angezeiget hätte. Allein ich bin allezeit mehr zum Glimpfe, als zur Strenge geneigt gewesen; und war hier, theils durch ein so stilles Geständniß ihres Beyfalls bey meinen Lehren, theils dadurch befriediget, daß nur die wahren Regeln der Jugend eingeflößet würden; es möchte nun geschehen, unter welchem Namen es wollte.

Doch hielt ich es endlich für rathsam, selbst Hand ans Werk zu legen, und eine solche längst verlangte Schulrhetorik ans Licht zu stellen. Ich that es im 1754sten Jahre, und zwar unter dem Titel der **Vorübungen der Beredsamkeit, zum Gebrauche der Gymnasien und größern Schulen u. s. w. in 8.** Ich setzte mir

dar-

darinnen die Progymnasmata eines Theons, eines Aphthons, und anderer Alten zu Mustern; und wieß, was Knaben, die noch keine Wissenschaften und Sachen im Kopfe haben, in Schulen für oratorische Vorbereitungen treiben können. Und obgleich ein gewisser stolzer Schulmann glaubte: daß ich der Schuljugend zu wenig zugetrauet hätte, indem sie viel schwerere Dinge zu treiben geschickt wäre: so ist doch mein Buch von den meisten andern sehr wohl aufgenommen, und bereits wieder aufgelegt worden; weil man es an den meisten Orten sehr brauchbar gefunden, und es in unzählige Schulen eingeführet hat.

Den besten Beweis, daß mein Tadler unrecht gehabt, kann ich daher nehmen: daß selbst akademische Lehrer, meine Vorübungen geschickt befunden, sie mit ihren Zuhörern durchzugehen, und

sie

sie darnach zu üben. Das war aber freylich meinen Absichten und den vermutheten Fähigkeiten akademischer Bürger gar nicht gemäß. Daher sann ich denn nach, woher es wohl kommen möchte; daß man lieber mein kleines Schulbuch, als meine ausführliche Redekunst, zum Grunde der Vorlesungen auf hohen Schulen geleget? Meine eigene Erfahrung hatte michs gelehret, daß in den letzten Jahren, die wenigsten meiner Zuhörer sich das Buch, worüber ich las, angeschaffet hatten. Warum? Es war ihnen allmählig zu theuer geworden: seitdem die Armuth der meisten Studierenden, und so viel andre Ausgaben auf hohen Schulen, ihnen ein Lesebuch, das über einen Thaler kostete, zu sehr versalzen hatte. Ich sah also wohl ein, daß es rathsam wäre, ein kürzeres und wohlfeileres Handbuch abzufassen, welches ein Lehrling der

Rede-

Redekunst sich für einen halben Gulden, anschaffen könnte. Dieses that ich denn, und stellte es vorigen Winter ans Licht; hoffe auch dadurch, den Regeln der wahren Beredsamkeit nicht nur einen wahren Dienst, sondern auch unzähli-chen Anfängern einen Gefallen gethan zu haben.

Mittlerweile aber, daß ich also allen allerley zu werden bemühet gewesen, war auch die vierte Ausgabe meiner ausführ-lichen Redekunst wieder abgegangen: und der Herr Verleger schickte sich zu einer neuen an. Ich sah auch sehr wohl ein, daß meine vorigen Auszüge, dieses Buch anwachsenden, ja bereits in Aemtern stehenden Rednern, nicht unnütz gemachet haben könnten. Es hielt nämlich noch sehr viele Anmerkungen, Erläuterungen und Beyspiele von allen Arten der Be-redsamkeit in sich, die in jenen Vorbe-

rei-

reitungen, und kurzen Begriffen nicht statt gefunden. Ich fand mich also verbunden, auch diese vollständigere Arbeit den Liebhabern eines deutlichen Unterrichts nicht zu entziehen; sondern ihn vielmehr noch nützlicher und brauchbarer zu machen. Und davon will ich hier noch ein paar Worte melden.

Was also in den vorigen Ausgaben zu finden gewesen, das trifft der geneigte Leser hier auch an. Er findet aber noch etwas mehr. Eine Menge schöner Zeugnisse **Cicerons**, **Quintilians**, des **Seneca** und des **Gellius**, erläutern hier meine Regeln viel öfter und besser, als in den vorigen Ausgaben geschehen. Im zweyten Theile sind zwar ein paar kleine Uebersetzungen aus dem **Curtius** und **Livius** weggeblieben, weil ich dieselben bereits in den Vorübungen, oder in der akademischen Redekunst angebracht: dafür

für aber habe ich die in der letzten Aufla-
ge weggelassene gundlingische Lobrede hier
wieder mit eingeschaltet. Man trifft
also hier die sechs berühmtesten und stär-
kesten Lobreden beysammen an, die un-
ser Vaterland hervorgebracht; und zwar
nach der Zeitordnung, wie sie dies Jahr-
hundert 1705. 1707. 1714. 1719. 1725. und
1733 geliefert hat. Hier wird man das
Wachsthum und die volle Stärke der
deutschen Beredsamkeit wahrnehmen;
und mit Vergnügen sehen können, daß
unser Vaterland eben nicht Ursache habe
sich seiner Kinder zu schämen.

Dieses ist es alles, was ich dem geneigten Leser von meiner itzigen Bemühung zu sagen habe. Die Samm-
lung meiner eigenen Reden wird in kur-
zem auch zum zweytenmale ans Licht tre-
ten. Nimmt nun ein Liebhaber der
Wohlredenheit auch noch des sel. M.

Schul-

Schulzens Muster der Beredsamkeit, aus den besten geistlichen und weltlichen Rednern unsers Vaterlandes, und die Beobachtungen vom rechten Gebrauche und Misbrauche deutscher Redensarten dazu: so wird er Hülfsmittel genug haben, sich eine ziemliche Stärke in der Beredsamkeit zu erwerben. Hiermit lebe derselbe wohl, und bleibe meinen geringen Bemühungen, die freyen Künste zu befördern, ferner gewogen.

Geschrieben den 25sten des Häumonds 1759.

Das Gespräch von Rednern, oder Von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit,

welches einige dem Tacitus, andere dem Quintilian zuschreiben,

im 1728sten Jahre

aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzet.

Vorbericht der Ausgabe von 1739.

Ich habe bey der zweyten Ausgabe meiner ausführlichen Redekunst den Vorsatz nicht unausgeführt lassen wollen, den ich, schon bey der ersten Auflage gehabt; nämlich das alte Gespräch von Rednern, an statt einer Einleitung, voranzuschicken. Außer vielen schönen Gedanken von den freyen Künsten überhaupt, findet man darinn ein Vorurtheil der damaligen Zeiten, von dem Vorzuge der neuern Redner vor den alten, widerleget; welches auch heute zu Tage bey vielen seinen Nutzen haben kann. Hernach wird man wahrnehmen, daß, bey dem Verfalle der römischen Beredsamkeit, viele sich eingebildet: die rechte Schönheit, und Stärke derselben bestünde in künstlich gedrechselten Einfällen, weitgesuchten Gedanken, und sehr poetischen Ausdrückungen, die recht musikalisch abgemessen wären. Auch dieses ist ein Vorurtheil unsrer Zeiten, darinnen der gute Geschmack einer natürlichen und ungeschminkten Wohlredenheit kaum wieder hergestellet worden: da sich schon Verführer finden, die alle ihre Sätze mit einem falschen Glanze überfirnissen; und die unvorsichtige Jugend dadurch auf Abwege führen. Es wird also dieß Gespräch, auch in diesem Stücke, zum Gegengifte dienen; und wenigstens einige auf den rechten Weg einer vernünftigen und ungekünstelten Beredsamkeit zurücke bringen.

Bayerische Staatsbibliothek

Gespräch von Rednern.

Du fragest mich, Justus Fabius, woher es doch komme, daß man vor Zeiten so viel vortreffliche Redner gehabt; itzo aber fast ganz und gar nichts von dem alten Ruhme vorhanden sey: so gar, daß auch der Namen eines Redners fast ins Vergessen gerathen? Denn wir legen ja denselben bloß jenen Alten bey: die itzigen beredten Leute hergegen werden Sachwalter, Fürsprecher, Rechtsbeystände, oder sonst mit einem andern Namen genennet. Nun würde ich mich kaum unterstehen, dir auf eine so wichtige Frage zu antworten: weil ich entweder unsrer heutigen Köpfe Fähigkeit in übles Ansehen bringen würde, wenn ich behaupten wollte, daß wir es jenen Alten nicht gleich thun könnten; oder die Schwäche unsrer Urtheilskraft verrathen müßte, wenn ich sagte, daß wir es nicht so hoch zu bringen verlangten. Allein ich werde dir nur eine Unterredung der beredtesten Männer dieser Zeit wiederholen dörfen; die ich in meiner Jugend einmal, von eben dieser Frage haben sprechen hören. Deshalben werde ich keines großen Witzes, sondern nur eines guten Gedächtnisses benöthiget seyn, dasjenige vorzutragen, was von jenen vortrefflichen Leuten, entweder aufs scharfsinnigste ausgedacht, oder doch recht nachdrücklich vorgetragen worden. Und da sie nicht alle einer Meynung waren; ein jeder aber, seine Gedanken zu behaupten, sehr wahrscheinliche Gründe vorbrachte, dadurch er den Character seines Gemüthes und Verstandes ausdrückte:

so werde ich mich eben der Ordnung und eben der Gründe bedienen, um die ganze Sache aufs getreulichste vorzustellen. Es fehlte nämlich auch an einem Gegner nicht, der ganz das Widerspiel behaupten wollte; das Alterthum verlachte und verspottete, und die heutige Beredsamkeit der Geschicklichkeit aller Alten weit vorzog.

Des folgenden Tages, als **Curiatius Maternus** seinen **Cato** öffentlich vorgelesen hatte, in welchem Trauerspiele er die Größesten der Stadt beleidiget haben sollte; weil er mehr an seinen Helden, als an sich selbst, gedacht hatte, so daß in der ganzen Stadt davon gesprochen ward: kamen **M. Aper** und **Julius Secundus**, die beyden geschicktesten Köpfe unter unsern Fürsprechern, zu ihm; die ich nicht nur vor Gerichte fleißig hörete, sondern auch zu Hause, und auf öffentlichen Plätzen eifrigst begleitete, und deren Einfälle und Gespräche, ja alle ihre Reden, ich mir, als ein junger Mensch, begierigst aufzeichnete. Denn ob wohl die meisten boshafter Weise dafür hielten, daß **Secundus** keine fertige Sprache hätte; **Aper** aber mehr durch seinen hurtigen Kopf, und sein gutes Naturell, als durch Unterricht und Gelehrsamkeit, den Ruhm eines Redners erlanget hätte: so fehlte es doch weder dem **Secundus** an einer reinen, wohlgefaßten und leichtfließenden Sprache; noch dem **Aper** an der gewöhnlichen Wissenschaft: welche er nicht so wohl versäumet hatte, als vielmehr verachtete; nicht anders, als wenn er durch seinen unermüdeten Fleiß destomehr Ehre einlegen würde, wenn sein guter Kopf sich auf keine andre Hülfsmittel fremder Künste zu verlassen schiene.

Als wir nun in des **Maternus** Zimmer hinein traten, fanden wir ihn über dem Buche sitzen, welches er des vorigen Tages öffentlich abgelesen hatte. Ist dir nicht ein wenig bange, **Maternus**, wegen des Geschwätzes der Uebelgesinneten? sprach **Secundus** zu ihm: und kannst du deiner anzüglichen Tragödie noch wohl gut seyn? Oder hast du sie vielleicht deswegen wiederum vorgenommen, daß du sie mit größerm Fleiße übersehen, dasjenige, was zu übeln Auslegungen Anlaß gegeben hat, ausstreichen; und einen, wo nicht bessern, doch nicht so gefährlichen **Cato**, ans Licht stellen willst?

Du magst sie selbst lesen, wenn dirs beliebt, gab er zur Antwort: so wirst du eben das darinn finden, was du mich vorlesen gehöret hast. Hat aber Caro ja noch etwas vergessen, so wird es künftig **Thyestes** nachholen. Denn zu diesem Trauerspiele habe ich schon den Entwurf im Kopfe. Daher eile ich mit diesem so sehr, daß ich es heraus gebe; damit ich hernach mit allem Fleiße auf etwas neues denken könne.

So wirst du denn deiner Tragödien gar nicht satt? erwiederte **Aper**; so gar, daß du alle deine Rechtshändel fahren lässest, und alle deine Zeit, wie bisher mit der **Medea**, also itzo mit dem **Thyestes**, zubringest? So viele Angelegenheiten deiner Freunde, ja so vieler Colonien und Städte Bedürfnisse fodern dich aufs Rathhaus: denen du kaum gewachsen seyn würdest, wenn du dir gleich nicht noch mehr zu thun machen; und den **Domitius**, und den **Caro**, das ist, unsre Historien und unsre römische Namen, den Fabeln der Griechen an die Seite setzen möchtest.

Deine Schärfe würde mich irre machen, erwiederte **Maternus**, wenn wir es nicht schon gewohnet wären, immer mit einander zu streiten. Denn du höreſt niemals auf, die Poeten zu verfolgen: ich aber, dem du die Trägheit in Führung der Rechtssachen vorwirfst, höre niemals auf, die Poesie wider dich zu vertheidigen. Desto lieber ist mirs, daß wir hier einen Richter bekommen haben, der mirs entweder verbiethen kann, künftig mehr Verse zu machen; oder, welches ich lange gewünschet habe, welcher mich durch sein Ansehen noch mehr anspornen wird, die Kleinigkeiten der gerichtlichen Gelehrsamkeit, dabey ich mirs sauer genug habe werden lassen, bey Seite zu setzen; und mich auf eine weit heiligere und prächtigere Beredsamkeit zu legen.

Ehe mich **Aper** zum Richter annimmt, versetzte **Secundus**, will ich das thun, was rechtschaffene und bescheidene Richter zu thun pflegen: diese entschuldigen sich nämlich, eine Streitigkeit zu entscheiden; wenn es offenbar ist, daß sie einer Partey mehr zugethan sind, als der andern. Denn wem ist es unbekannt, daß mir niemand weder an Freund-

schaft, noch an Umgange näher ist, als Salejus Bassus; der so wohl ein wackerer Mann, als ein trefflicher Poet ist? Und wenn die Poesie angeklaget wird: so weis ich in Wahrheit keinen schuldigern Beklagten zu finden, als eben ihn.

So wohl Salejus Bassus, gab Aper zur Antwort, als wer sonst die Poesie liebet, und durch Gedichte Ruhm suchet, soll hier sicher seyn: wenn er nur keine Rechtshändel zu führen geschickt ist. Aber daß solches dem Maternus zu statten kommen sollte, das werde ich nimmermehr leiden. Ihn allein werde ich anklagen, als der zu einer recht männlichen und zierlichen Beredsamkeit gebohren ist: wodurch er sich Freunde machen und erhalten, sich ganze Nationen verbindlich machen und Provinzen gewinnen kann; und doch eine Kunst versäumet, die in unsrer Republik überaus nützlich, zu Ehrenämtern so beförderlich, dem Ruhme unsrer Stadt so zuträglich, und zur Verherrlichung unsers Reiches bey allen Völkern, so geschickt ist, als keine andre in der Welt. Denn sollen von Rechts wegen alle unsre Worte und Werke zum allgemeinen Nutzen abzielen: was wird denn rathsamer seyn, als sich in einer Kunst zu üben; wodurch man allezeit fertig und bereit ist, seinen Freunden Schutz, den Fremden Hülfe, den Bedrängten Heil zu verschaffen, den Neidern und Feinden hingegen Furcht und Schrecken einzujagen; selbst aber ganz sicher, und, so zu reden, mit einer unaufhörlichen Leibwache umgeben seyn kann? in einer Kunst, deren Vermögen und Nutzbarkeit sich, wenns uns wohl geht, in der Vertheidigung andrer Leute äußert; in eigner Gefahr aber, ein besser Gewehr abgiebt, als Panzer und Schwert: weil sie den Bedrängten nicht nur schützen, sondern auch den Gegner entweder vor Gerichte, oder vorm Rathe, oder vor dem Kaiser, angreifen kann. Was hat neulich der eprische Marcell, dem ihm gehässigen Rathe sonst anders, als seine Beredsamkeit entgegen setzen können? Denn da er hiemit gewaffnet war; so machte er die ganze Weisheit des Helvidius zu Schanden, der sich im Reden gar nicht geübet hatte.

Ich

Ich mag von dem Nutzen der Beredsamkeit nichts mehr hinzusetzen: weil ich nicht vermuthe, daß **Maternus** mir widersprechen werde. Ich komme also auf die Anmuth der Wohlredenheit, welche man nicht nur einen oder den andern Augenblick, sondern fast alle Tage, ja jede Stunde, genießt. Denn was ist einem muntern, freyen und zu ehrbaren Belustigungen gebohrnen Gemüthe wohl süßer, als sein Haus täglich voll ansehnlicher Leute zu sehen: von welchen er weis, daß sie weder Geldes wegen, noch weil er keine Erben hat, noch seiner Bedienungen halber; sondern um sein selbst willen, zu ihm kommen? ja, daß wohl gar die Reichen, und Mächtigen, sich bey ihm, als einem armen und jungen Menschen einfinden; und ihm entweder ihre eigenen, oder ihrer Freunde Sachen auftragen. Kann einen wohl entweder der Reichthum, oder eine große Macht so sehr ergetzen; als wenn man sieht, daß bejahrte und graue Männer, denen alle Welt gewogen ist, bey dem größten Ueberflusse aller Dinge gestehen: daß es ihnen an dem allerbesten fehlet? Was hat man nicht ferner für eine Begleitung von Bürgern, wenn man ausgeht? was für ein Ansehen machet es nicht auf den Straßen? Was für Ehrerbiethung vor Gerichte? Was ist es nicht für eine Lust, mitten unter einer großen Versammlung aufzustehen, welche ganz stille ist, und auf einen einzigen die Augen richtet? von dem Volke umringet und gedränget zu werden, welches in eben die Gemüthsbewegungen geräth, die der Redner angenommen hat? Ich erzähle hier nur die gemeinen Belustigungen der Redner, die auch ein Ungelehrter wahrnehmen kann. Denn dasjenige heimliche Vergnügen, das nur denen, die da reden, allein bekannt ist, übertrifft sie noch sehr weit.

Denn bringet man eine mit Fleiß ausgearbeitete Rede zum Vorscheine: so ist auch die Lust dabey so wichtig und dauerhaft, als der Vortrag selbst. Ist man mit einer kürzlich übernommenen Sache, noch ein wenig bekümmert und furchtsam aufgetreten: so ist es einem um desto lieber, wenn es auch bey dieser Bangigkeit gut abläuft. Aber das aller-

grösseste Vergnügen entsteht endlich, wenn man sich waget, aus dem Stegreife, und ohne alle Vorbereitung zu reden. Denn wie auf dem Felde, wo zwar vieles mit großer Sorgfalt geackert und gebauet wird, dennoch dasjenige allzeit angenehmer ist, was von sich selber wächst: so ist es auch mit dem Verstande beschaffen. Soll ichs von mir selber gestehen, wie mir dabey zumuthe ist: so bin ich gewiß diejenigen Tage, da ich zu größern Ehren kam, und, ob ich gleich von schlechtem Herkommen bin, zum Zunftmeister und Stadtrichter gemachet wurde, so vergnügt nicht gewesen, als diejenigen: wann ich, nach meiner wenigen Beredsamkeit, entweder einen Beklagten glücklich zu vertheidigen; oder vor den Hunderten eine Sache nach Wunsche vorzutragen; oder auch vor dem Kaiser, seine eigenen Bedienten zu veranworten, Gelegenheit gehabt habe. Alsdann dünket es mich, daß ich über alle Zunftmeister, über alle Stadtrichter und Bürgermeister weit weg bin; ja ich empfinde ein solches Vergnügen, daß ich fast außer mir bin. Entsteht nun dasselbe bey andern nicht auch, so kömmt es daher: weil es weder von kaiserlichen Befehlen, noch aus der Gewogenheit anderer Leute, sondern aus mir selbst den Ursprung hat.

Welche Kunst bringet wohl so viel Ruhm und Ehre, als die Beredsamkeit? Die Redner sind ja nicht nur bey den Arbeitsamen und Beschäfftigten in der Stadt; sondern auch bey der wohlgerathenen und hoffnungsvollen Jugend berühmt. Wessen Namen pflegen wohl die Aeltern ihren Kindern zu allererst beyzubringen? Wen pflegt wohl der gemeine Pöbel, im Vorbeygehen, mehr bey Namen zu nennen, und mit Fingern zu weisen? So gar die Fremden, und Ankömmlinge suchen, wenn sie hier angelanget sind, diejenigen zu sprechen, von welchen sie schon zu Hause so viel vernommen haben; und wollen sie auch von Person kennen lernen. Ich wollte wetten, daß der jetztgedachte **Marcellus Eprius** und **Crispus Vibius**; denn ich bediene mich lieber neuer, als alter Exempel, an den äußersten Enden der Erden eben so bekannt sind, als zu **Capua** und **Vercelle**, woher sie

gebür-

gebürtig seyn sollen. Und das kömmt nicht etwa von des einen großem Vermögen und Reichthume her; wiewohl sie auch dazu durch ihre Beredsamkeit gelanget seyn können; sondern bloß von ihrer Wohlredenheit: deren göttliches Wesen und himmlische Kraft zu allen Zeiten Proben gewiesen hat; wie hoch es ein Mensch durch die Fähigkeit seines Verstandes bringen könne. Aber, dieses alles, wie ich schon vorhin erwähnet habe, ist das handgreiflichste, was man nicht einmal gehöret haben, sondern nur mit eigenen Augen sehen darf.

Denn je geringschätziger und verächtlicher ihr Herkommen ist, je armseliger und kümmerlicher ihre Umstände in der Jugend gewesen; desto herrlichere Beweisthümer geben sie ab, den Nutzen der Beredsamkeit darzuthun. Sie haben kein ansehnliches Geschlecht, kein Vermögen, ja beyderseits keine sonderliche Aufführung. Der eine ist so gar unansehnlich von Person. Doch sind sie schon so viel Jahre her, die ansehnlichsten Leute in der Stadt, und so lange es ihnen beliebet hat, die vornehmsten Sachwalter gewesen; sie stehen noch itzo in des Kaisers Gnade oben an, haben alles in Händen, und werden von ihm selbst mit einer gewissen Ehrfurcht geliebet. Denn **Vespasian**, dieser ehrwürdige und wahrheitliebende Greis, sieht es wohl: daß alle seine übrigen Freunde ihr Glück bloß ihm zu verdanken haben, welches er so reichlich austheilen kann, als er will: **Marcell** und **Crispus** aber hätten seine Freundschaft durch etwas erlanget, was sie von keinem Fürsten bekommen hätten, auch nicht bekommen könnten. Die Bilder, Ehrennamen, und Säulen, sind unter so vielen andern herrlichen Vorzügen, so zu sagen, das geringste: und doch wird man sie so leicht nicht aus den Augen setzen, als den Reichthum; welcher gleichwohl leichter von jemanden geschmähet, als verachtet wird.

Mit so vielem Ruhme, mit so vielen Ehrenzeichen und Schätzen, findet man die Häuser dererjenigen erfüllet, die sich von Jugend auf den Rechtshändeln und der Beredsamkeit gewidmet haben. Hingegen Gedichte und Verse, womit

mit Maternus sein ganzes Leben zuzubringen wünschet, als woher unsre ganze Streitigkeit den Ursprung hat; bringen ihren Verfassern weder Ansehen noch Nutzen. Die Belustigung dabey ist kurz, das Lob aber, so daraus entsteht, ist sehr eitel und fruchtlos. Ich weis zwar, daß du weder dieses, noch was ich bald hernach sagen werde, gern hören magst; doch sage mir einmal, Maternus: was hilft es, wenn Agamemnon oder Jason bey dir geschickt redet? Wer wird dadurch vertheidiget? Wer geht voller Verbindlichkeit gegen dich nach Hause? Wer begleitet, grüßet, oder verehret unsern Salejus, einen trefflichen Dichter? oder, wenn das etwa rühmlicher klinget, den unvergleichlichen Poeten? Wenn seinem Freunde, oder Verwandten, oder ihm selber etwas begegnet: so nimmt er seine Zuflucht zu diesem Secundus; nicht aber zu dir, der du ein Poet bist. Er bittet dich nicht, Verse für sich zu machen: dieses kann er selbst aufs zierlichste und lieblichste. Dennoch, wenn er ein ganzes Jahr, Tag vor Tag, ja auch manche Nacht, zur Verfertigung eines Buches angewandt hat: so muß er noch selbst herum gehen und bitten, daß man sich nur die Mühe nehme, es anzuhören. Und auch das geschieht nicht einmal umsonst; denn er muß sich ein Haus borgen, sich einen Hörsal bauen, Stühle und Bänke miethen, und Bücher austheilen. Wenn nun sein Vorlesen aufs allerbeste gelingt: so genießt er sein ganzes Lob nur ein paar Tage lang, da es gleichsam in der ersten Blüthe ist; denn es kömmt zu keiner Reife, bringt auch keine tüchtige Frucht. Kein Mensch wird deswegen sein Freund, niemand suchet sein Client zu werden; niemand drücket sich eine von ihm empfangene Wohlthat ins Gemüth: sondern er höret nur ein unbeständiges Geschrey, leere Stimmen und empfindet nur eine flüchtige Belustigung.

Wir lobten es neulich, als eine sonderbare Freygebigkeit Vespasians, da er dem Bassus fünfhundert Sestertien geschenket hatte. Es ist auch in der That etwas herrliches, die Mildigkeit der Fürsten durch seinen Witz zu verdienen. Allein um wieviel trefflicher ist es nicht, sich selbst solche Vortheile

theile zuwege zu bringen, so oft man ihrer im Hauswesen bedarf, und sein Vermögen seiner eigenen Freygebigkeit zu danken zu haben? Hierzu kömmt noch, daß ein Poet, der etwas rechtes ausarbeiten will, den Umgang seiner Freunde verlassen, die Annehmlichkeit der Stadt meiden, und alle übrigen Verrichtungen unterlassen; ja, wie sie selber sagen, in Lustwälder und Häyne, das ist in die Einöden, entweichen muß.

Was die Ehre und das Lob anlanget, darnach sie einzig und allein streben, und welches sie für die einzige Belohnung ihrer Arbeit halten: so wird auch dieses den Poeten lange nicht so reichlich, als den Rednern zu Theil. Denn die mittelmäßigen Poeten kennet niemand; die guten aber sind nur wenigen bekannt. Wann erschallet wohl der Ruf von einem vorgelesenen Gedichte in der ganzen Stadt? geschweige denn, daß er sich in so vielen Provinzen ausbreiten sollte. Wo kömmt wohl einer aus Asien, oder Spanien, daß ich itzo unser Gallien vorbeygehe, nach Rom; der nach dem Salejus Bassus fragen sollte? Fraget ja jemand nach ihm, und hat man ihn einmal gesehen: so geht man vorüber, und ist so sehr damit zufrieden, als wenn man ein Gemäld, oder eine Bildsäule gesehen hätte.

Doch will ich diese meine Rede nicht so verstanden haben, als ob ich diejenigen, denen die Natur die Geschicklichkeit zur Beredsamkeit versaget hat, hindern wollte, Verse zu machen: wenn sie nur ihre Zeit durch diese gelehrte Bemühung angenehm vertreiben, und ihren Namen berühmt machen können. Ich halte alle Arten der Beredsamkeit für heilig und ehrwürdig. Nicht nur unsre Trauerspiele, oder Heldengedichte, sondern auch die angenehmen oder verliebten Elegien, die bittern Satiren, die Scherz- oder Sinngedichte, und was die Wohlredenheit noch sonst für Gattungen haben mag, das alles halte ich höher, als alle andre Künste und Wissenschaften. Sondern ich habe mit dir zu thun, Maternus; weil du, da dich die Natur zu dem höchsten Gipfel

der

der Beredsamkeit treibt, dennoch unten stehen bleibst; das bessere verläßt, und das schlechte erwählest.

Was meynest du, wenn du in Griechenland gebohren wärest, wo es kein Schimpf ist, auch leichtsinnige Künste zu treiben; und dir die Götter des Nikostratus Kräfte gegeben hätten: so würde ich es nicht zulassen, daß du die starken Schultern und die zum Kampfe gebohrnen Arme, mit Pfeilwerfen oder dem Tellerspiele beschimpfen solltest. Auf gleiche Weise rufe ich dich itzo, aus den Hörsälen und von den Schaubühnen, aufs Rathhaus, zu Processen und zu wahrhaftigen Streitigkeiten: zumal, da du dich nicht einmal dadurch entschuldigen kannst, was sonst den meisten zur Ausflucht dienet; als wenn nämlich die Poesie sich nicht so viel Feinde machte, als die Beredsamkeit. Denn dein herrliches Naturell ereifert sich doch: nicht zwar einem Freunde zu gefallen; sondern du beleidigest andre, um des Cato willen. Da entschuldiget sich nun die Beleidigung weder durch die Nothwendigkeit deiner Pflicht; noch durch die Redlichkeit eines Sachwalters, noch durch die Hitze im Reden. Du scheinst vielmehr mit gutem Bedachte eine merkwürdige Person, die mit großem Nachdrucke sprechen könnte, erwählet zu haben.

Ich merke schon, daß du antworten kannst: dieses bringe eben den größten Ruhm zuwege: daher entstünde der Beyfall aller Zuhörer, und deswegen redete die ganze Stadt davon. Ganz recht: aber so entschuldige dich nur nicht mehr, mit der Liebe einer ruhigen und sichern Lebensart; da du dir ja die größesten Leute zu Gegnern wählest. Wir sind vergnügt, die Privatstreitigkeiten unsrer Bürger auszuführen. Ist es nun dabey nöthig, einem bedrängten Freunde zu gut, die Ohren der Mächtigen zu beleidigen: so hat man doch seiner Pflicht ein Genügen gethan; und das kann die genommene Freyheit sattsam entschuldigen.

Als dieses Aper, nach seiner Gewohnheit, heftig und mit erhabener Stimme, gesprochen hatte, lächelte Maternus ganz ruhig, und sagte: ich hatte mich schon fertig gemachet, die Redner eben so lange anzuklagen, als Aper sie gelobet hat. Denn ich dach-

dachte, daß er von ihrem Lobe auf die Verkleinerung der Poeten kommen, und die Dichtkunst herunter machen würde. Aber er hat mich durch seine Kunst besänftiget; indem er es zugegeben hat: diejenigen, welche nicht geschickt wären, die Redekunst zu treiben, möchten immer Verse machen.

Was mich anlanget, wiewohl ich mich vieleicht durch die gerichtliche Beredsamkeit hätte hervor thun können: so habe ich doch durch das Vorlesen der Tragödien angefangen, berühmt zu werden; sonderlich als ich die gottlose Gewalt des Nero, die auch die Gelehrsamkeit entweihete, unterdrücket und gebrochen habe. Wenn ich also voritzo einigen Ruhm und Namen erlanget habe: so bin ich solches mehr meinen Gedichten, als meinen Reden, schuldig. Ja ich habe beschlossen, mich gänzlich von den gerichtlichen Verrichtungen los zu machen. Ich wünsche mir auch die Begleitung so vieler Leute, und die große Menge derer, die mir aufwarten wollen, eben so wenig; als die ehernen Säulen und Bilder, die sich aber schon wider meinen Willen in mein Haus gedrungen haben. Was meinen Zustand anbetrifft, so setzet mich die Unschuld in eine größere Sicherheit, als die Beredsamkeit: ich besorge auch nicht, daß ich jemals, auf dem Rathhause ein Wort werde verlieren dörfen: es müßte denn andern zu gut geschehen.

Was die Wälder und Gebüsche anlanget, und die Einsamkeit, die mir Aper vorgeworfen hat; so bringen sie mir so viel Vergnügen, daß ich es mit unter die vornehmsten Früchte der Poesie rechne: wenn ich weder in dem Geräusche der Stadt, noch bey dem Gezänke der Nachbarn auf der Gasse, noch unter dem Wehklagen und den Thränen der Verbrecher, meine Verse machen darf. Mein Gemüth entweicht an unschuldige und reine Oerter, und genießt eines recht heiligen Aufenthalts. Dieses ist der erste Ursprung der Beredsamkeit; hier sind ihre innersten Heiligthümer verborgen! In dieser Gestalt und Kleidung ist sie zuerst den Menschen erschienen; und in diejenigen Seelen eingekehret, die noch von keinen Lastern beflecket waren. So haben auch die Orakel geredet.

Denn

Denn diese eure gewinnsüchtige und blutige Beredsamkeit ist neu, und aus der Bosheit der Menschen entstanden; ja wie du selbst sagest, Aper, sie ist an statt der Schwerter und Spieße erfunden worden.

Hingegen war das eine glückselige, und daß ich poetisch rede, eine recht güldne Zeit, da man so wohl an Rednern, als an Lastern einen Mangel; an Dichtern und Poeten aber einen Ueberfluß hatte: welche nur tugendhafte Thaten besungen, nicht aber die lasterhaften vertheidigten. Niemand genoß mehr Ehre, als sie; und zwar erstlich bey den Göttern, derer Antworten sie kund machten, und deren Gastmahlen sie beywohneten; nachmals auch bey den Nachkommen dieser Götter, und den ansehnlichsten Königen: bey welchen man in den Geschichten keinen Sachwalter; wohl aber einen **Orpheus** und **Linus**, und wenn man etwas weiter zurück geht, den **Apollo** selbst antrifft.

Dünket dich aber dieses gar zu fabelhaft und erdichtet; so wirst du mir doch das zugeben, **Aper**: daß **Homerus** bey den Nachkommen eben so viel Ruhm, als **Demosthenes**, erlanget hat; und die Ehre des **Euripides** und **Sophokles** in keine engere Gränzen eingeschlossen ist, als das Gerücht, welches **Lysias** und **Hyperides** sich erworben haben. Du wirst auch heutiges Tages mehrere finden, die lieber **Virgils**, als **Ciceros** Ruhm zu haben wünschen würden. Auch ist keine Schrift des **Asinius** und **Messala** so berühmt, als **Ovids Medea**, und des **Varius Thyestes**.

Selbst das Glück der Poeten und ihren glückseligen Aufenthalt, scheue ich mich nicht, mit dem unruhigen und beängstigten Leben der Redner, zu vergleichen. Obgleich diese durch ihre Gefährlichkeiten und Zänkereyen bis zur Bürgermeisterwürde gestiegen sind: so will ich mir doch lieber die sichere und einsame Stille **Virgils** wählen, dabey es ihm weder an **Augusts** Gnade, noch an des römischen Volkes Hochachtung gefehlet hat. Es bezeugens **Augusts** eigene Briefe; es bezeugets auch das Volk selbst: welches, als auf der Schaubühne ein Gedicht **Virgils** vorgelesen ward, aufgestan-

gestanden; und da Virgilius von ungefähr zugegen war, und mit zuhörete, ihm eben die Ehre, als dem Augustus selbst erwiesen hat.

Auch zu unsern Zeiten wird Secundus Pomponius dem Domitius Afer weder an Ansehen, noch an einem dauerhaften Ruhme im geringsten weichen. Denn was haben doch Crispus und Marcell, auf die du dich berufest, was haben sie doch für ein so besonderes Glück? Ist es etwa dieses, daß sie selbst in Furcht schweben, und von andern gefürchtet werden? Daß sie täglich um etwas angesprochen werden, darüber man ihnen gehäßig wird? Daß sie durch ihre Schmäucheley gefässelt sind, und weder von den Regenten für rechte Sclaven, noch von uns für recht frey gehalten werden? Wo ist denn ihre so große Macht? So viel vermögen ja sonst auch die freygelassenen Knechte!

Mich aber, saget Virgil, mögen die lieblichen Musen nur fern von allen Sorgen und Bekümmernissen, fern von dem Zwange, etwas mit Widerwillen zu thun, zu den heiligen Wäldern und Brunnen führen; wo ich weder die unsinnigen und schlüpfrigen Gerichtsstäten, noch das fürchterliche Gerücht davon erfahren darf. Es wecke mich weder das Geräusch der Clienten, noch das Keuchen der Bedienten auf. Ich mag auch aus Ungewißheit des Künftigen, an statt einer Verpfändung, kein Testament machen. Ich will nicht mehr Güter besitzen, als ich nach eigenem Belieben vermachen kann, an wen ich will, wenn mein letzter Tag sich einstellen wird. Man setze mein Bild auch nicht traurig und mit verdrüßlichen Gebärden; sondern freudig und mit bekränztem Haupte auf mein Grab. Ja auch meines Gedächtnisses wegen, darf sich niemand die geringste Mühe machen.

Kaum hatte Maternus dieses, fast ganz entzückt und begeistert, ausgeredet, als Vipsanius Messala ins Zimmer trat: und da er aus ihren aufmerksamen Gebärden vermuthete, daß sie etwas wichtiges vorhätten; sprach er: bin ich etwa zu ungelegener Zeit darzwischen gekommen, da ihr mit einer heimlichen Sache, die viel Nachdenkens brauchet, beschäfti-

get seyd? Gar nicht! gar nicht, versetzte Secundus, ich wollte, du wärest eher gekommen. Denn du würdest dich so wohl an der wohlgefaßten Rede unsers Apers vergnüget haben, wodurch er den Maternus ermahnete, sich mit allen Kräften auf die gerichtliche Beredsamkeit zu legen; als auch an des Maternus freudiger, und wie es Poeten zusteht, recht kühner Vertheidigungsrede für seine Gedichte, darinn er sich mehr poetisch, als redneriſch, hat hören lassen.

Ich würde mich nicht nur über diese Unterredung sehr ergetzet haben, versetzte Messala; sondern ich vergnüge mich auch itzo über euch, daß ihr, als solche wackere Männer, und die größesten Redner dieser Zeit, nicht nur bey lauter Rechtshändeln und gerichtlichen Reden eure Köpfe anstrenget; sondern auch solche Unterredungen hinzu setzet, die so wohl das Gemüth erquicken, als die Gelehrsamkeit erweitern; ja denen so wohl, mit welchen ihr streitet, als andern, die nur davon hören, die allersüßeste Belustigung zuwege bringen. Ich sehe auch, daß es nicht weniger an dir gelobet wird, mein Secundus, daß du des Julius Asiaticus Leben beschreibst, und uns also zu mehr dergleichen Büchern Hoffnung machest; als an dem Aper, daß er die akademischen Streitigkeiten noch nicht ganz hindansetzet, und seine Nebenstunden lieber nach Art der neuern Lehrer der Beredsamkeit, als nach Art der alten Redner, anwenden will.

Hierauf versetzte Aper: du höreſt gar nicht auf, Messala, die alten vormaligen Dinge zu loben und zu bewundern; die Gelehrsamkeit unsrer Zeiten hingegen auszulachen und zu verachten. Denn so habe ich dich oft reden hören, da du weder deines Bruders, noch deiner eigenen Beredsamkeit eingedenk wareſt, und behaupteteſt: daß heute zu Tage kein Mensch ein Redner sey. Das dünkte mich nun desto verwägener gehandelt zu seyn, je weniger du den Vorwurf besorgeteſt: es wäre höchst unbillig, dir selbst die Ehre abzusprechen, welche dir doch ein jeder zugestünde.

Es reuet mich weder dieses gesaget zu haben, erwiederte Messala; noch glaube ich, daß Secundus, oder Maternus, oder du selbst, Aper, anderer Meynung seyst: obwohl du bisweilen das Gegentheil vertheidigest. Und ich wollte, daß jemand von euch die Ursachen dieses unendlichen Unterschiedes untersuchen, und dasjenige bekannt machen möchte, was ich selber oft bey mir erwäge. Denn womit sich sonst andre trösten, das machet mir die Schwierigkeiten noch desto größer. Ich sehe nämlich, daß es den Griechen eben so geht: indem der Priester Nikeres, und wer sich sonst noch itzo in Ephesus und Mitylene mit großem Geschreye hören läßt, eben so weit von dem Aeschines und Demosthenes entfernet ist, als Aper, oder Africanus; oder als ihr selbst vom Cicero, oder Asinius abgewichen seyd.

Das ist eine wichtige Frage, sprach Secundus; die auch wohl verdienet, untersuchet zu werden. Aber wer wird dieselbe besser ausführen können, als du; da du nicht nur ein trefflich gelehrter Mann, und ein sehr witziger Kopf bist, sondern auch der Sache mit Fleiß nachgedacht hast?

Ich will euch meine Gedanken davon eröffnen, gab Messala zur Antwort: wenn ihr mir darinnen behüflich seyn wollet.

Für zweene will ich dirß versprechen, versetzte Maternus. Denn so wohl ich, als Secundus, wollen dasjenige nachholen, was du nicht so wohl vergessen, als vielmehr für uns übrig lassen möchtest. Denn daß Aper anderer Meynung zu seyn pflegt, das hast du vorhin schon gesaget: und er gesteht es selbst. Er machet sich schon seit geraumer Zeit fertig, wider uns zu streiten; und kann es unmöglich leiden, daß wir in dem Lobe der Alten so einmüthig sind.

Freylich, erwiederte Aper, werde ich unsre Zeiten durch eure Verschwörung nicht ungehöret und unvertheidiget verdammen lassen. Zuförderst aber werde ich fragen, was ihr durch die Alten verstehet? und welche Zeiten der Redner ihr dadurch anzeigen wollet? Denn wenn ich von Alten reden höre, so verstehe ich Leute, die vor langen Zeiten gelebet haben.

Es schwebt mir ein Ulysses und Nestor vor Augen, die fast 1200 Jahre vor uns gestorben sind. Ihr aber führet den Demosthenes und Hyperides an, von denen es doch bekannt genug ist, daß sie zu Philipps und Alexanders Zeiten geblühet; doch so, daß sie diese beyden überlebet haben. Daher erhellet nun, daß noch nicht viel über vierhundert Jahre zwischen uns und dem Demosthenes verflossen sind. Vergleichet man nun diese Dauer mit der Schwachheit unsrer Körper, so kann sie vieleicht jemanden lang vorkommen: hält man sie aber gegen die Natur der Zeit, und gegen die unermeßliche Ewigkeit; so wird sie uns sehr kurz und ganz neulich bedünken. Denn wie Cicero im Hortensius schreibt: so ist dann allererst ein großes und wahrhaftiges Jahr vorbey, wenn der Himmel und alle Gestirne wiederum eben dieselbe Stellung bekommen; welche Zeit aber 12854 von unsern Jahren in sich begreift. Ist nun dem also, so erhellet ja, daß euer Demosthenes, den ihr für einen Alten ausgebt, nicht nur in demselben Jahre, sondern gar in einem Monathe mit uns gelebet habe.

Allein ich komme auf die lateinischen Redner, unter welchen ihr vermuthlich nicht den Menenius Agrippa; der noch einiger maßen alt heißen könnte, unsern heutigen beredten Leuten vorziehen wollet: sondern Cicero, Cäsar, Cälius, Calvus, Brutus, Asinius und Messala sind es; von welchen ich doch gar nicht begreifen kann, warum ihr sie vielmehr zu den alten, als itzigen Zeiten rechnen wollet. Denn vom Cicero selbst anzufangen, so ist ja derselbe, nach dem Berichte seines Freygelassenen, des Tiro, unter dem Bürgermeisteramte des Hirtius und des Pansa, den 7 Id. Decembr. ermordet worden: eben das Jahr, da Augustus sich selbst und den Q. Pedius an die Stelle der itzt gedachten Bürgermeister, zu Nachfolgern ernennet hat. Setzet nun die 56 Jahre, die Augustus regieret hat, setzet die 23 Jahre des Tiberius hinzu, hernach die fast vollkommenen 4 Jahre des Cajus, ferner die zweymal 14 Jahre des Claudius und Nero, ein Jahr des Otto, Galba und Vitellius, und

endlich 6 Jahre des itzigen glückseligen Regiments des Vespasians: so werden es vom Tode Cicerons bis auf den heutigen Tag, kaum 120 Jahre seyn; das ist, es wird kaum ein Menschenalter heraus kommen.

Ich selbst habe in Britannien einen Greis gesehen, der gestund, daß er bey der Schlacht zugegen gewesen, darinnen man den Cäsar, der ihre Insel angreifen wollen, von den Ufern abzuhalten und zurück zu treiben gesuchet. Wenn also dieser Mann, der bewaffnet wider den Cäsar gefochten, entweder gefangen, oder freywillig, oder sonst durch ein Schicksal, nach Rom gekommen wäre; so würde er nicht nur den Cicero und Cäsar reden gehöret, sondern auch noch unsern heutigen gerichtlichen Vorträgen beygewohnet haben.

Als neulich den Bürgern Getränke ausgetheilet wurde, habet ihr selbst so manchen alten Mann gesehen, der da erzählete: daß er auch vom Augustus, mehr als einmal, dergleichen ausgetheilet bekommen. Daraus ist offenbar, daß sie auch den Corvinus und Asinius können gehöret haben. Denn Corvinus hat bis in die mittlern Zeiten Augusts gelebet; Asinius aber fast bis in die letztern Jahre desselben. So reißet denn die Zeiten nicht so von einander, und nennet diejenigen nicht mehr alte Redner; die doch von einerley Zuhörern gekannt, und also mit einander genau verknüpfet und verbunden worden.

Dieses habe ich nun euch zum Voraus erwähnen wollen, zu zeigen, daß alle die Ehre, die einer Zeit durch den Ruhm und Preis dieser Redner zuwachsen kann, noch itzo vorhanden sey; und uns weit mehr zugehöre, als dem Servius Galba, dem Cajus Carbo, und andern, die wir mit besserm Rechte alte Redner nennen könnten. Sie sind nämlich rauh und unzierlich, grob und unförmlich; die also Calvus und Cälius, ja Cicero selbst lieber nicht hätten nachahmen sollen.

Denn itzo will ich noch stärker und verwägener streiten; wenn ich nur vorher erinnert haben werde: daß die Beredsamkeit von Zeit zu Zeit ihre Gestalt und ihr ganzes Ansehen ändert. Wie nämlich, in Vergleichung des alten Cato,

C. Gracchus reicher und vollstimmiger redet: so spricht auch Crassus weit schöner und zierlicher, als Gracchus; Cicero viel deutlicher, artiger und erhabener, als beyde; Corvinus endlich weit sanfter und annehmlicher, auch mit weit auserlesenern Worten, als Cicero. Hier frage ich nun nicht einmal, wer von ihnen beredter sey? Ich bin vergnügt, daß ich erwiesen habe: die Beredsamkeit habe nicht immer einerley Ansehen; sondern man finde sogar bey denen, die ihr für alte Redner haltet, verschiedene Gattungen der Wohlredenheit: dasjenige sey nicht flugs schlechter, was einiger maßen anders ist; und daß es bloß der menschlichen Bosheit zuzuschreiben sey, wenn nur das Alte gelobet, das Neuere hingegen verächtlich gehalten wird.

Zweifelt auch wohl jemand, daß es nicht Leute gegeben, die den Appius Cäcus mehr, als den Cato bewundert haben? Wir wissen ja, daß es dem Cicero selbst an Spöttern nicht gefehlet; denen er aufgeblasen und schwülstig, nicht nachdrücklich genug, gar zu hochtrabend und ausschweifend, endlich auch nicht recht attisch geschienen? Du hast sonder Zweifes des Calvus und Brutus Briefe an den Cicero gelesen, daraus du leicht sehen kannst: daß Calvus dem Cicero matt und entkräftet, Brutus hingegen schläfrig und fahrläßig zu seyn bedünket habe. Cicero aber hat von dem Calvus hören müssen, daß er locker und kraftlos wäre; imgleichen von dem Brutus, daß er gebrochen und ohnmächtig sey; wenn ich mich seiner eigenen Worte bedienen darf.

Frageſt du mich darum; so halte ich dafür, daß sie alle Recht gehabt haben: ich will aber gleich auf jeden ins besondre kommen; denn itzo rede ich von allen zugleich. Die Bewunderer des Alterthums pflegen die Gränzen desselben gleichsam da zu bestimmen, wo Cassius Severus eintrifft; als welcher zuerst von der alten Art der Wohlredenheit abgewichen seyn soll. Ich behauptete aber, daß er solches weder aus Schwachheit des Verstandes, noch aus Unwissenheit; sondern mit gutem Bedachte, und nach reifer Ueberlegung gethan habe. Er sah nämlich wohl, wie ich

nicht

nicht längst erwähnet habe: daß, nach Beschaffenheit der Zeiten und Verschiedenheit der Zuhörer, auch die Gestalt und Art der Beredsamkeit geändert werden müsse.

Das vormalige ungeschickte und grobe Volk konnte leicht die elendeste Rede anhören, und lobte denjenigen noch, der einen ganzen Tag mit Reden zubrachte. Daher hielt man so viel auf weitläuftige Vorbereitungen, auf lange Reihen weit hergeholter Erzählungen, auf pralerische Eintheilungen, auf tausend Gattungen von Beweisthümern; und was noch über das in den trockenen Schriften des **Hermagoras** und **Apollodorus**, den Rednern vorgeschrieben wird. Hatte aber jemand gar ein wenig Philosophie gerochen, und einen Satz daraus in seine Rede gebracht; so ward er bis in den Himmel erhoben. Und das war kein Wunder; denn das war dazumal etwas neues und unbekanntes: und die meisten Redner hatten damals weder von den Regeln der Redekunst, noch von den Lehren der Weltweisheit das geringste gefasset.

Nachdem aber das alles itzo so gemein geworden ist; daß kaum jemand unter den Zuhörern steht, der nicht etwas in Wissenschaften gethan haben sollte, wenn ers gleich nicht gar zu weit darinn gebracht hätte: so muß man gewiß einen ganz andern und ungewohnten Weg suchen, dadurch der Redner den Ohren keinen Ekel erwecke. Sonderlich muß dieses bey solchen Richtern geschehen, die nach ihrer Macht und Gewalt, nicht aber nach Recht und Billigkeit urtheilen; die sich keine Zeit vorschreiben lassen, sondern sie selbst bestimmen; auch nicht Zeit haben zu warten, bis es dem Redner belieben wird, von der Sache selbst zu reden, sondern ihn oft selbst erinnern; ja die, wenn er etwa Ausschweifungen machen will, ihn zurück rufen, und ihm zu verstehen geben, daß sie eilen müßten.

Wer würde heutiges Tages einen Redner dulden, der von seiner schwachen Gesundheit eine Vorrede halten wollte; welches doch **Corvinus** meistentheils gethan? Wer würde fünf Bücher wider den **Verres** abwarten? Wer würde von einer Ausflucht und von einer Formel, solche unendlich große

Schriften leiden, dergleichen wir für den Marcus Tullius und für den A. Cäcina lesen? Der Richter kömmt itzo dem Redenden zuvor, ja er mag ihn gar nicht hören; wo er nicht entweder durch den Strom der Beweisgründe, oder durch die Farben der Sprüche, oder durch den Glanz und Putz der Beschreibungen, eingenommen wird.

So gar der anwesende Pöbel, und die ab- und zugehenden Zuhörer, sind schon einer muntern und zierlichen Rede gewohnt, und können das finstre und unartige Wesen des Alterthums eben so wenig leiden; als wenn jemand auf der Schaubühne, entweder des Roscius oder des Ambivius Turpio Gebärden machen wollte. Noch mehr, auch die jungen Leute, die sich erst aufs Studiren legen, und ihres Nutzens halber sich zum Stadtrichter halten; die wollen itzo nicht nur zuhören, sondern auch etwas artiges und denkwürdiges mit sich nach Hause bringen. Ja sie erzählens einander, und schreibens oft bis in die Provinzen und Colonien: wenn jemand, in einer von seinen Reden, entweder etwas scharfsinniges und kurzgefaßtes vorgebracht; oder wenn irgend eine Stelle, durch einen ausgesuchten und poetischen Zierrath, hervorgeleuchtet hat.

Denn man fodert itzo von Rednern auch schon einen poetischen Putz: nicht zwar einen solchen, der nach dem altfränkischen Accius und Pacuvius schmecket; sondern der aus des Horaz, Virgils und Lucans Heiligthümern genommen ist. Indem sich nun unsre Zeiten nach dergleichen Ohren und Urtheilen bequemen, so sind sie auch schöner und zierlicher geworden. Doch sind deswegen unsre Reden nicht unkräftiger, weil sie mit Lust angehöret werden. Denn wer wollte darum unsre Tempel für hinfälliger halten, weil sie nicht aus grobem Kalke und aus ungestalten Ziegeln gebauet werden, sondern von Golde und Marmor glänzen?

Die Wahrheit zu gestehen, ich kann mich bey einigen Schriften der Alten kaum des Lachens enthalten; bey andern aber kaum des Schlafes erwehren. Selbst Calvus, der doch, wo mir recht ist, ein und zwanzig Bücher nachgelassen hat, thut mir kaum in einer oder der andern Rede ein Gnügen.

gen. Ich sehe auch nicht, daß andre mir hierinn widersprechen. Denn wer liest wohl des Calvus Schriften wider den Asinius oder Drusius? Hingegen sind ja die Anklagen, so wider den Vatinius geschrieben worden, in den Händen aller Gelehrten, sonderlich aber die zweyte Rede. Denn sie ist in Worten zierlich, und in Sprüchen nach den Ohren der Richter bequemet: daraus man sieht, daß Calvus selbst wohl gewußt habe, was besser wäre; und daß es ihm nicht an dem Willen, erhabener und zierlicher zu reden, sondern am Geiste und an Kräften gefehlet habe.

Was soll ich von den cälianischen Reden sagen? Diejenigen von denselben gefallen uns, entweder ganz, oder zum Theile, worinnen wir die Zierrathen und die Hoheit unsrer Zeiten wahrnehmen. Die schmutzigen Redensarten aber, die gedehnte Schreibart, die unförmlichen Sätze endlich, schmecken nach dem Alterthume. Ich glaube auch nimmermehr, daß jemand so gar altväterisch gesinnt seyn sollte, daß ihm Cälius in dem, wo er die alte Art noch behält, gefallen sollte.

Wir wollens zugeben, daß C. Cäsar, wegen seiner trefflichen Gedanken und unzähligen Geschäffte, durch seine Beredsamkeit weniger gethan, als es sein göttlicher Witz zu erfodern schien. Wir wollen auch den Brutus seiner Philosophie überlassen: denn selbst seine Bewunderer gestehen, daß er in seinen Reden seinem anderweitigen Ruhme nicht gleich kömmt; es wäre denn, daß jemand entweder Cäsars Rede für den Samniter Decius, oder des Brutus für den König Dejotarus, nebst andern dergleichen schläfrigen Werken, lesen, oder gar auch ihre Poesien bewundern wollte.

Denn sie haben auch Verse gemacht, und in die Bibliotheken gebracht; die aber nicht besser gerathen sind, als des Cicero Gedichte: wiewohl sie glücklicher dabey gewesen, als er; weil itzo die wenigsten etwas davon wissen. Asinius selbst, ob er wohl näher bey unsern Zeiten gebohren worden, dünket mich doch unter den Meneniern und Appiern studiret zu haben. So viel ist gewiß, daß er den Pacuvius und

Accius nicht nur in Trauerspielen, sondern auch in seinen Reden nachgeahmet hat: so hart und trocken ist er. Diejenige Rede aber ist, wie der menschliche Körper, allererst schön, worinnen weder die Adern hervorragen, noch die Gebeine zu zählen sind; sondern wo ein gesundes und gemäßigtes Geblüt die Glieder erfüllet, die vollen Mäuslein erhebet, die kleinsten Adern roth färbet, und der Haut ein liebliches Ansehen giebt. Den Corvinus will ich schonen: weil es nicht bey ihm gestanden, die Munterkeit und Zierlichkeit unsrer Zeiten nachzuahmen.

Ich komme auf den Cicero, der mit seines gleichen eben den Streit gehabt, den ich mit euch habe. Denn diese bewunderten die Alten, er aber zog die Beredsamkeit seiner Zeiten vor; und übertraf die Redner seiner Zeiten durch nichts so sehr, als durch seine Beurtheilungskraft. Er hat zuerst die Reden ausgeputzet, zuerst eine Wahl in Worten beobachtet, und in die Schreibart Kunst gebracht. Er hat sich zuerst der Munterkeit beflissen, und schöne Lehrsprüche ersonnen; sonderlich in denen Reden, die er im Alter, und am Ende seines Lebens gemachet hat: das ist, nachdem er weiter gekommen war, und durch Fleiß und Erfahrung gelernet hatte, welches die beste Art der Beredsamkeit wäre.

Denn seine ersten Reden sind nicht von den Fehlern des Alterthums gesaubert. Er ist langweilig in Eingängen, weitläuftig in Erzählungen, saumselig in Nebendingen. Er fasset langsam Feuer, und wird selten recht hitzig. Wenige Sätze schließen sich schön, so daß etwas scharfsinniges in dem Gemüthe zurücke gelassen würde. Man kann sich nichts daraus anmerken, nichts andern erzählen, und es sieht nicht anders bey ihm aus, als in einem groben Gebäude: wo zwar alle Wände fest und dauerhaft sind, wo aber nichts polirtes und glänzendes gefunden wird. Meiner Meynung nach, muß ein Redner, wie ein guter Hausvater, nicht nur in einem solchen Hause wohnen, wo er vor Wind und Regen sicher ist; sondern welches auch gut aussieht, und schön ins Auge fällt. Er muß nicht nur solchen Hausrath haben, der ihm zu nothwendigem Gebrauche zulänglich ist; sondern auch von Gold

und

und Edelgesteinen, die man gern in Händen haben, und oft ansehen wolle. Einige Arten muß er bey Seite schaffen, als altväterisch und übelstehend; kein Wort muß gleichsam schimmlicht oder rostig seyn. Kein Satz muß, nach Art der Chroniken, langwierig und verwirrt geschlossen werden. Er meide die ungereimten und albernen Possen. Er wechsle die Art des Ausdruckes ab, und schließe nicht allezeit auf einerley Weise.

Ich will itzo das Glücksrad und das Ius Verrinum * bey ihm nicht auslachen. Ich will auch das so oft gebrauchte esse videatur nicht anführen, womit er so gern zu schließen pflegt. Denn ich habe auch das vorige wider Willen angeführet, und viel andre Dinge ausgelassen: die doch von denen, die sich alte Redner nennen, allein bewundert und nachgeahmet werden. Ich will keinen nennen, und bin vergnügt, daß ich die Gattung von Leuten anzeige. Ihr aber werdet euch gleich auf diejenigen besinnen, die lieber den **Lucil**, als den **Horaz**, lieber den **Lucrez**, als den **Virgil**, lesen; welche die Wohlredenheit deines **Aufidius Bassus**, oder **Servilius Nonianus**, in Vergleichung des **Sisenna** und **Varro**, anstinket; die unsrer Lehrer der Beredsamkeit Schriften verabscheuen und hassen, des **Calvus** Bücher hingegen bewundern; die, wenn sie nach der alten Art vor Gerichte plaudern, kein Mensch hören will; ja die so gar der Gegenpart kaum erdulden mag. So elend und ungestalt sieht diejenige Gesundheit aus, damit sie so pralen: aber durch ihr Fasten werden sie so matt. Selbst in unserm Körper sind die Aerzte mit einer Gesundheit nicht zufrieden, die mit einem bekümmerten Gemüthe verbunden ist. Es ist nicht genug, nicht krank zu seyn; man muß auch stark, lustig und munter seyn. Wer nichts mehr, als gesund ist, der ist von der Unpäßlichkeit nicht weit entfernet.

* Dieses kömmt in einer Rede wider den **Verres** vor, und ist ein bloßes Wortspiel: weil es einmal ein Gesetz, so **Verres** gegeben, das andremal aber eine Brühe von Schweinenfleisch heißen kann. Dieses war nun freylich für einen **Cicero** etwas kindisches, und wird ihm mit Rechte vorgerücket.

Ihr aber, o ihr beredten Leute! fahret doch fort, euren Zeiten durch die allervollkommenste Beredsamkeit Ehre zu machen; so wie ihr denn thun könnet und wirklich thut. Denn ich sehe, daß du, **Messala**, die allermuntersten Stellen der Alten nachahmest. Ihr aber, **Maternus** und **Secundus**, wisset in eure Ernsthaftigkeit den schönsten Zierrath und Auspuß der Redensarten zu mischen. Ihr brauchet solche Erfindungen, so viel Ordnung, und wisset, so oft es die Beschaffenheit der Sachen erfodert, so reich, so kurz, so zierlich und so ungezwungen zu reden, so die Affecten auszudrücken, so die Freyheit zu mäßigen: daß wenn gleich unsre Zeit aus Bosheit und Neid euch nicht sattsam verehret, dennoch die Nachkommen nach Verdienste von euch urtheilen werden.

Als **Aper** dieses ausgeredet hatte, sprach **Maternus**: Sehet ihr nun den Nachdruck und Eifer unsers **Apers**? Mit was für einem Strome der Beredsamkeit hat er nicht unsre Zeiten vertheidiget? Wie mannigfaltig und wortreich hat er nicht die Alten herum genommen? Mit wie vielem Geiste und Witze, ja auch mit was für Kunst und Gelehrsamkeit, hat er nicht von ihnen selbst die Waffen geborget, womit er sie selber angreifen könnte? Du aber, **Messala**, mußt deswegen, deines Versprechens nicht vergessen. Denn wir verlangen weder, daß jemand die Partey der Alten vertheidigen solle; glauben auch nicht, daß jemand unter uns, die wir itzo gelobet worden, mit denen zu vergleichen wäre, die **Aper** so sehr angegriffen hat. Er selber ist dieser Meynung nicht im Ernste zugethan; sondern er hat, nach Art der alten Weltweisen, von welcher ihr so viel haltet, diese Gegenpartey zu halten übernommen. Mache uns also keine Lobrede der Alten, denn der allgemeine Ruf lobet sie zur Gnüge; sondern zeige uns nur die Ursache an, warum wir von ihrer Beredsamkeit abgewichen sind: insonderheit da er erwiesen hat, daß nicht mehr als hundert und zwanzig Jahre nach **Ciceron**s Tode verflossen sind.

Hierauf erwiederte **Messala**: Ich will deiner Vorschrift folgen, **Maternus**. Denn den **Aper** darf man nicht lange

widerlegen, der sich zuerst in den Wortstreit einließ, daß jene mit Unrecht Alte genennet würden, da sie doch nur vor hundert Jahren gelebet haben. Ich werde mich um das Wort nicht zanken. Er mag sie unsre Vorfahren nennen, oder wie es ihm sonst beliebt: wenn man nur gesteht, daß die Beredsamkeit ihrer Zeiten größer gewesen, als die unsrige. Ja ich werde auch demjenigen Theile seiner Rede nicht widersprechen, darinn er behauptete: daß man zu einer und derselben Zeit, geschweige denn in verschiedenen Zeiten, verschiedene Arten der Beredsamkeit gehabt habe. Denn wie unter den attischen Rednern, dem **Demosthenes** der Vorzug eingeräumet wird; hernach aber **Aeschines** und **Hyperides** und **Lysias** und **Lykurgus** folgen; und wie dieses Alter der Redner durch allgemeinen Beyfall den Vorzug erhalten hat: so hat auch bey uns **Cicero** die andern Redner seiner Zeit übertroffen; **Calvus** und **Asinius** und **Cäsar** und **Cälius** und **Brutus**, werden gleichergestalt allen ihren Vorgängern und Nachfolgern vorgezogen.

Daran ist nichts gelegen, daß sie in einigen Stücken von einander unterschieden sind, wenn sie nur überhaupt übereinkommen. Es mag **Calvus** kürzer, **Asinius** vollstimmiger, **Cäsar** prächtiger, **Cälius** beißender, **Brutus** ansehnlicher, **Cicero** aber heftiger, völliger und gewaltiger geredet haben: sie haben doch alle eben dieselbe gesunde Beredsamkeit besessen; so daß man in ihnen überall eine Verwandschaft des Verstandes und Willens antrifft, man mag von ihren Schriften, welche man will, zur Hand nehmen; ob sie gleich von verschiedenem Geiste und Naturelle gewesen sind. Denn daß sie sich unter einander aufgezogen, wie man denn in ihren Briefen hier und da einige Spuren des Neides antrifft; das ist nicht ein Fehler der Redner, sondern der Menschen. Denn ich glaube, **Calvus** und **Asinius** und **Cicero** sind zuweilen neidisch und misgünstig gewesen; haben auch die andern Schwachheiten der menschlichen Natur an sich gehabt.

Von dem einzigen **Brutus** glaube ich, daß er nicht aus Bosheit oder Neid, sondern schlechtweg und aufrichtig seine

Ge-

Gedanken eröffnet habe. Denn sollte derjenige wohl den Cicero beneidet haben, der mir nicht einmal den Cäsar beneidet zu haben scheint? Was den Ser. Galba und C. Lälius anlanget, und was er noch sonst für Alte verspottet hat, das erfodert keinen Vertheidiger. Denn ich gestehe, daß ihrer Beredsamkeit, die gleichsam noch in der Wiege lag, und die noch nicht zu Kräften gekommen war, noch viel gefehlet habe. Im übrigen, wenn ich außer der allervollkommensten Art zu reden, mir eine Gattung erwählen soll; so will ich mir lieber des Gracchus seine Gewaltsamkeit, oder des L. Crassus reifes und männliches Wesen, als die Schnörkel des Mäcenas, und den Schellenklang Gallions wünschen. So gar viel besser steht es einem Redner an, ein rauhes Kleid anzuziehen, als einen gezwungenen und gekünstelten Hurenschmuck zu tragen.

Denn das ist gewiß keine oratorische, ja nicht einmal männliche Art der Zierrathe, deren sich die meisten heutigen Sachwalter bedienen; wenn sie an frechen Reden, an leichtsinnigen Sätzen und Sprüchen, und an verwägenen Redensarten, es einem Komödianten oder Lustigmacher gleich thun wollen. Ja, welches kaum erlaubt ist anzuhören, so pralen viele damit, als ob es eine besondere Ehre, ein großer Ruhm, oder ein trefflicher Witz an ihnen wäre, daß ihre Aufsätze abgesungen und gleichsam hergetanzet würden. Daher entsteht der schändliche und verkehrte, aber doch gewöhnliche Ausruf: **daß unsre Redner zärtlich reden; unsre Komödianten aber beredt tanzen!**

Zwar läugne ich nicht, daß Cassius Severus, den sich Aper ganz allein zu nennen unterfangen hat, in Vergleichung seiner Nachfolger, allein ein Redner genennet werden könne: wiewohl in dem größesten Theile seiner Schriften mehr Kraft, als gesundes Geblüte ist. Er hat zuerst die Ordnung aus den Augen gesetzet, die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit in Worten vergessen, und selbst die Waffen, womit er streitet, übel eingerichtet: so daß er, aus Begierde seinen Gegner zu verletzen, sich selbst entblößt; und mehr zu

zanken,

zanken, als zu kämpfen scheint. Im übrigen, wenn man, wie ich gedacht, ihn mit den folgenden vergleicht, so ist er an mannigfaltiger Gelehrsamkeit, an Artigkeit des Ausdruckes, und an der Stärke seiner Kräfte den übrigen weit überlegen; von welchen aber Aper keinen einzigen zu nennen, und auf den Kampfplatz zu führen, sich getrauet hat.

Denn ich erwartete, daß er nach der Anklage des **Brutus**, **Asinius**, **Cälius** und **Calvus**, uns ein anderes Heer aufführen, und entweder mehrere, oder doch eben so viele nennen würde: von welchen er einen dem **Cicero**, den andern dem **Cäsar**, und so weiter, einen dem andern entgegen setzen könnte. Nun aber ist er zufrieden, daß er die alten Redner namentlich herunter gemachet hat; und erkühnet sich nicht, einen von den folgenden zu loben, es wäre denn etwa überhaupt und insgemein. Mich dünket, er hat besorget, er möchte viele beleidigen, wenn er nur einige anführen würde. Denn welcher Schüler schmäuchelt sich nicht mit der Einbildung: daß er dem **Cicero** noch vorgehe; aber zunächst nach dem **Gabinian** folge? Ich aber werde mich nicht scheuen, sie einzeln zu nennen: damit es aus Exempeln desto deutlicher erhelle, wie die Beredsamkeit stufenweise abgenommen habe.

Eile doch, sprach hier **Maternus**, und halte lieber dein Versprechen: denn wir verlangen keinen Beweis, daß die Alten größere Redner gewesen sind, als welches zum wenigsten ich, gern zugebe; sondern wir fragen nur, woher es komme? davon du vorhin zu handeln verspracheſt; als **Aper** die Beredsamkeit der itzigen Zeiten bewunderte, und dich durch die Verachtung deiner Vorfahren beleidigte.

Ich bin durch **Apers** Rede gar nicht beleidiget, sprach jener: und ihr müßt es gleichfalls nicht übel nehmen, wenn euch vieleicht etwas hartes zu Ohren käme: denn ihr wisset ja, daß es die Art der Unterredungen so mit sich bringet, seine Meynungen, der Freundschaft unbeschadet, heraus zu sagen.

Fahre derowegen fort, sprach **Maternus**, und rede von den Alten mit der alten Freyheit: von welcher wir noch mehr, als von der alten Beredsamkeit abgewichen sind.

Dar-

Darauf versetzte Messala: ihr wollet keine verborgene Ursachen von mir hören, die entweder dir, Maternus, oder dem Secundus, oder dem Aper unbekannt wären; sondern ihr leget mirs auf, unser aller Meynung an den Tag zu legen. Denn wem ists unbekannt, daß die Wohlredenheit sammt den übrigen Künsten, nicht aus Schuld der Menschen, sondern aus Nachläßigkeit der Jugend, aus Sorglosigkeit der Aeltern, aus Unwissenheit der Lehrmeister, und aus Vergessenheit der alten Gebräuche, von dem alten Gipfel ihres Ruhmes herunter gekommen? Alle dieses Unheil nun, ist zu erst in der Stadt Rom entstanden, hernach durch ganz Italien ausgebreitet, und itzo schon bis in die Provinzen gedrungen: ob wohl unser eigenes uns am besten bekannt ist.

Ich will nur von der Stadt allein, und von diesen einheimischen Lastern reden, die uns von Jugend auf ankleben, und sich mit den Jahren häufen; wenn ich nur zuvor erstlich von der Ernsthaftigkeit und scharfen Kinderzucht unsrer Vorfahren, etwas weniges werde erinnert haben. Zuförderst ward vorzeiten ein Sohn, der einem jeden von seiner keuschen Ehegattinn gebohren war, nicht in der Kammer einer gemietheten Amme; sondern in dem Schooße und an der Brust seiner Mutter erzogen: deren vornehmste Sorgfalt auf das Hauswesen und auf die Kinderzucht gerichtet war. Es ward aber eine etwas bejahrte und wohlgesittete Blutsfreundinn erwählet, welcher man die Auferziehung aller Kinder eines Hauses anvertrauete; in deren Gegenwart weder etwas schändliches geredet, noch etwas unanständiges gethan werden dorfte: ja die nicht nur den Unterricht und die Sitten der Knaben, sondern auch ihre Spiele und müßige Stunden, mit einer gewissenhaften Ehrbarkeit einzurichten wußte.

So wissen wir, daß Cornelia der Gracchen, Aurelia Cäsars, und Accia Augusts Auferziehung besorget; aber auch treffliche Leute an ihnen erzogen haben. Diese Zucht und strenge Aufsicht nun dienete dazu, daß das gute und unverderbte Naturell jedes Kindes, durch keine Bosheit verwahrloset werden, sondern von ganzem Herzen die guten Künste

lieb

lieb gewinnen möchte: und wenn sie entweder zum Soldatenleben, oder zur Rechtsgelehrsamkeit, oder zur Beredsamkeit Lust hätten, sich darauf allein legen, und das allein mit Ernst treiben müßten.

Wenn aber itzo ein Kind kaum zur Welt gebohren worden, so wird es einer griechischen Magd übergeben; der man noch einen von den nichtswürdigsten Bedienten zugiebt, der zu keinem rechtschaffenen Dienste geschickt ist. Durch deren alberne Mährlein und Fratzen werden die zarten und unwissenden Gemüther so gleich eingenommen: und kein Mensch im Hause giebt Acht darauf, was in Gegenwart des jungen Herrn gesprochen oder gethan wird. Selbst die Aeltern gewöhnen die Kinder weder zur Frömmigkeit, noch zur Bescheidenheit; sondern zur Geilheit und Frechheit: wodurch sich unvermerkt ein unverschämtes Gemüth, und die Verachtung ihrer selbst und andrer Leute einschleicht.

Nun aber bedünket mich, daß die eigenen und besondern Laster dieser Stadt schon fast in Mutterleibe Wurzel fassen; nämlich die Liebe zur Komödie, zu Fechterspielen und die Lust zu Pferden. Ist nun das Gemüth einmal davon eingenommen und besessen: wie wenig Platz bleibt doch für die freyen Künste übrig? Wie wenige wird man finden, die zu Hause von etwas anderm reden? Was für Gespräche gehen doch unter jungen Leuten im Schwange, wenn wir in die Hörsäle kommen? Selbst die Lehrmeister unterreden sich wohl von keinem Dinge öfter. Denn sie sammlen sich die Schüler, nicht durch eine strenge Zucht; nicht durch die Proben ihres Verstandes; sondern durch das freundliche Grüßen, und durch die Reizungen der Schmäucheley.

Ich übergehe die ersten Anfangsgründe der Lernenden, wo sie selbst wenig ausarbeiten, sich um keine Kenntniß der Scribenten bekümmern, die Alten nicht lesen; auch sich weder die Sachen, noch die Menschen, noch die Zeiten, mit sattsamem Fleiße bekannt machen: sondern man läßt sich nur Redner kommen, von deren Handwerke ihr bald hören werdet, wenn

es zuerst in die Stadt aufgenommen worden, und in wie schlechtem Ansehen es damals gestanden hat.

Ich muß hier nothwendig meine Gedanken auf diejenige Zucht wenden, die jene Redner gehabt haben, deren unendliche Arbeit, tägliches Nachsinnen, und beständige Uebungen in allen Gattungen der Gelehrsamkeit, uns in ihren Büchern vor Augen liegen. Ihr kennet **Ciceron**s Buch, welches er **Brutus** nennet: wo er am Ende (denn von forne thut er von den alten Rednern Meldung) seinen Anfang, sein Wachsthum, ja so zu reden, seine Auferziehung in der Beredsamkeit erzählet. Beym **Q. Mutius** habe er das bürgerliche Recht gelernet; bey dem akademischen **Philo**, und dem stoischen **Diodorus**, habe er alle Theile der Weltweisheit völlig gefasset. Ja er sey nicht einmal mit diesen Lehrern zufrieden gewesen, die er zu Rom hätte haben können; sondern wäre durch Achaja und **Asien** gereiset, damit er den ganzen Inbegriff mannigfaltiger Küuste lernen möchte.

Und in der That sieht man aus **Ciceron**s Schriften, daß er weder in der Meßkunst, noch in der Musik, noch in der Sprachkunst, noch in irgend einer andern freyen Kunst, unwissend gewesen. Er hat die subtileste Disputirkunst, die Sittenlehre, und Naturwissenschaft verstanden. Und so verhält sichs, ihr wackern Männer! so entsteht aus einer großen Gelehrsamkeit, aus vieler Kunst und Wissenschaft, die wunderwürdige Beredsamkeit. Denn die Kräfte und Fähigkeiten eines Redners lassen sich nicht, gleich andern Dingen, in so enge und schmale Gränzen einschließen. „Das ist erst ein Redner, der von allen „Materien, nach Erfoderung der Sachen, und nach Beschaf„fenheit der Zeiten, schön und zierlich; doch so reden kann, daß „die Zuhörer dadurch belustiget und überredet werden.„

Dieses war die Meynung jener Alten; dazu hielten sie es für nöthig, sich nicht nur in den Rednerschulen hören zu lassen: auch nicht in erdichteten und ganz unwahrscheinlichen Streitigkeiten, nur die Zunge und Kehle zu üben; sondern sich in den Wissenschaften fest zu setzen, darinnen vom Guten und Bösen, von der Ehrbarkeit und Schändlichkeit, von der Gerechtigkeit und

Un-

Ungerechtigkeit gehandelt wird. Denn das sind diejenigen Materien, davon ein Redner sprechen muß. Vor Gerichte nämlich redet man fast immer von Billigkeit, und in Berathschlagungen von der Ehrbarkeit; doch so, daß man beydes oft durch einander mischet. Davon kann aber niemand zierlich und ausführlich reden, als wer die menschliche Natur, das Wesen der Tugenden, die Bosheit der Laster, und endlich die Mitteldinge wohl kennet, die weder zu Tugenden noch zu Lastern gerechnet werden.

Aus diesen Quellen fließt auch, daß derjenige den Richter viel leichter, entweder zum Zorne reizen, oder besänftigen wird, der da weis, was der Zorn ist; daß man leichter ein Mitleiden erregen wird, wenn man weis, was Barmherzigkeit ist, und wodurch sie erwecket wird. Ist nun ein Redner in diesen Künsten geübt, so mag er bey geneigten oder widerwärtigen, bey neidischen oder traurigen, oder furchtsamen Leuten reden: so wird er allezeit die Gemüther in seiner Gewalt haben, und sie gleichsam im Zügel halten. Er wird alle Vorstellungen so einrichten, wie es die Natur eines jeden erfodern wird; und er wird seine Rede mit derjenigen Klugheit mäßigen, die er auf allerley Fälle in Bereitschaft hat.

Bey einigen wirket eine kurzgefaßte, scharfe, und mit Vernunftschlüssen angefüllte Schreibart mehr Beyfall; und bey diesen wird man viel ausrichten, wenn man sich auf die Disputirkunst geleget hat. Andern gefällt eine weitläuftige, gleichförmige und aus den gemeinsten Meynungen hergeleitete Rede besser. Diese zu bewegen, muß man von der peripatetischen Secte etwas borgen: denn diese wird uns solche bereits fertige, und zum Kampfe zubereitete Schlußreden an die Hand geben. Die akademischen Weisen werden uns streitbar, Plato wird uns erhaben, Xenophon lieblich machen. Ja selbst Epikurs und Metrodors ehrbare Vergrößerungen anzunehmen, und sich derselben, nach Erfoderung der Sachen, zu bedienen, das wird dem Redner nicht

unanständig seyn. Denn wir wollen keinen vollkommenen weisen Mann, auch keine stoische Republik einrichten; sondern einem jungen Menschen Anleitung geben, der nicht nur etliche Künste, sondern alle, ganz ausführlich hören soll.

Eben deswegen trieben die alten Redner auch das Bürgerrecht, die Grammatik, die Musik und Geometrie. Denn es fallen viel Processe vor, wo man die Rechtsgelahrheit brauchet; in den meisten aber hat man auch wohl der andern Wissenschaften nöthig. Es antworte mir auch niemand: es sey schon genug, wenn man sich im Nothfalle etwas weniges davon, als in einem kurzen Begriffe, beybringen lasse. Denn es ist ein großer Unterscheid, ob man sich dessen als eines Eigenthums bedienet, oder ob man es gleichsam nur von andern geborget hat: und man höret es gleich, ob der Redner das, was er vorbringt, selbst versteht; oder ob er es nur entlehnet hat.

Hernach aber zieret uns die Wissenschaft vieler Künste, wenn wir gleich gar nicht daran denken, und leuchtet auch da hervor, wo man es gar nicht vermuthen sollte. Und das bemerken nicht nur die Gelehrten unter den Zuhörern, sondern auch das gemeine Volk. Dieses rühmet alsofort von ihm, daß er rechtschaffen studiret habe, alle Stufen der Beredsamkeit durchgegangen, ja wirklich ein Redner sey. Denn ich selbst halte dafür, daß niemand ein Redner werden könne, auch niemals gewesen sey; es sey denn, daß er mit allen Künsten und Wissenschaften versehen vor Gerichte, wie ein Soldat mit allen Waffen im Felde, erschienen ist.

Dieses aber wird von den heutigen Fürsprechern so versäumet, daß man in ihren Vorträgen auch den Abschaum der gemeinsten Redensarten, ja die schändlichsten Schnitzer wider die Sprache wahrnimmt: daß sie die Gesetze nicht verstehen, die Rathsschlüsse nicht kennen, und das Stadtrecht verachten. Die Weltweisheit, und die Sprüche der Weisen scheuen sie gar. Dabey aber schränken sie die

Bered-

Beredsamkeit in so enge Sätze und Perioden, als wenn sie aus ihrem Reiche vertrieben wäre: so gar, daß die vormalige Fürstinn aller Künste, die mit dem ansehnlichsten Gefolge die Gemüther einnahm, nunmehr ganz beschnitten und in die Enge gezogen, ohne allen Putz, ohne alles Ansehen, ja ich könnte fast sagen, ohne alle edle Freyheit, wie eins von den schmutzigsten Handwerken, gelernet wird.

Dieses halte ich nun für eine von den vornehmsten Ursachen, warum wir so weit von der Beredsamkeit der Alten abgewichen sind. Verlanget man Zeugnisse davon? wen kann ich wohl mit mehrerm Rechte anführen, als unter den Griechen den **Demosthenes**; von welchem man berichtet, daß er der fleißigste Schüler des **Plato** gewesen? Und **Cicero** selbst gesteht, wo ich nicht irre, mit eben den Worten: daß er alle seine Wohlredenheit nicht bey den Lehrern der Beredsamkeit, sondern in den Spaziergängen der Akademie gefasset habe.

Es giebt noch andre, und zwar sehr wichtige Ursachen, die aber billig von euch ausgeführet werden müssen. Denn ich habe das Meinige nunmehr gethan, und nach meiner Gewohnheit ihrer viele dadurch beleidiget; welche, wenn sie dieses alles hören sollten, gewiß sagen würden: ich hätte durch die Lobeserhebung der Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, die ich einem Redner für nöthig erachte, meine eigene Thorheiten rühmen wollen.

Meines Erachtens, versetzte **Maternus**, hast du deiner Pflicht noch zur Zeit so wenig ein Gnügen gethan, daß du vielmehr kaum angefangen, und fast nur den Grundriß und Entwurf dazu gemachet hast. Denn du hast nur gesaget, was die alten Redner zu lernen gewohnt gewesen, und den Unterscheid zwischen unsrer Trägheit und Unwissenheit, und ihrem eifrigen und fruchtbaren Fleiße gewiesen. Das übrige erwarte ich noch: denn wie ich von dir gehöret habe, was sie verstanden haben, und was wir nicht verstehen; so wollte ich nun auch gern vernehmen, durch was für Uebungen die jun-

gen Leute, und die sich vor Gerichte eingefunden, sich fest zu setzen und zu bestärken gewohnt gewesen. Ich zweifle nämlich nicht, daß du nicht mit mir dafür halten solltest: die Beredsamkeit bestehe nicht so wohl in einer Kunst und Wissenschaft, als in einer Fertigkeit und Uebung; wie denn auch diese alle, meiner Meynung beyzupflichten scheinen.

Als nun **Aper** und **Secundus** ihm Beyfall gegeben hatten, hub **Messala** gleichsam von neuem an, und sprach: Weil es euch denn dünket, daß ich den Grund und Ursprung der alten Beredsamkeit sattsam erwiesen habe; indem ich gezeiget, in was für Künsten die alten Redner pflegten unterrichtet zu werden: so will ich nun zu ihren Uebungen fortfahren. Nun ist zwar in den Künsten selbst schon einige Uebung, und niemand kann so viel verborgene und mannigfaltige Dinge fassen; wo nicht zur Wissenschaft ein Nachsinnen, zum Nachsinnen eine Fertigkeit, zur Fertigkeit eine Stärke der Beredsamkeit kömmt: daraus denn folget, daß es einerley ist, ob man dasjenige vernimmt, was man ausspricht; oder dasjenige ausspricht, was man vernommen hat. Wem aber dieses dunkel vorkömmt, und wer die Wissenschaft von der Uebung absondert, der wird gewiß das zugeben: daß ein Mann, der in allen diesen Künsten unterwiesen, und wohl darinn bewandert ist, ein weit größeres Geschick zu den eigentlichen Rednerübungen mitbringen wird.

Wann also bey unsern Vorfahren ein Jüngling, der dem Rathhause und der Beredsamkeit gewidmet war, zu Hause wohl erzogen, und in guten Künsten wohl unterwiesen worden: so ward er von seinem Vater, oder von einem Verwandten, zu dem vornehmsten Redner in der Stadt geführet. Diesem folgte er nach, diesen verehrte er, dessen Reden wohnte er so wohl vor Gericht, als bey den Versammlungen des Volkes beständig bey; so daß er bey allen seinen Streitigkeiten und Zänkereyen zugegen war, und, so zu reden, im Kriege selbst streiten lernte.

Hieraus erwuchs jungen Leuten viel Nutzen, eine große Standhaftigkeit und viel Verstand; indem sie gleichsam am hellen Mittage studireten, und mitten in der Gefahr streiten lernten: wo niemand ungestrafet etwas Thörichtes vorbringen konnte, was nicht entweder vom Richter verworfen, oder ihm vom Gegner wäre aufgerücket worden; ja welches nicht die Advocaten selbst verachtet hätten. Daher wurden sie gleich in einer wahren und unverderbten Beredsamkeit geübet: und ob sie gleich einem Redner vor allen andern anhiengen, so lernten sie doch alle Sachwalter ihrer Zeit, vor vielerley Gerichten und in mancherley Sachen, kennen; ja sie hatten im Volke selbst eine Menge von allerhand Ohren, aus deren vielfältigen Urtheilen sie leicht höreten, was an einem jeden gelobet und getadelt wurde.

Auf solche Art fehlte es ihnen weder an den besten und auserlesensten Lehrmeistern, die ihnen nicht eine Larve, sondern die wahre Gestalt der Wohlredenheit wiesen; noch an Wiedersachern, die nicht mit Rappieren, sondern mit bloßen Schwertern kämpfeten. Der Zuhörer Anzahl war allezeit groß, allezeit neu, allezeit aus günstigen und feindseligen zusammengesetzet; so daß weder das Gute, noch das Schlimme verborgen bleiben konnte. Ihr wisset nämlich wohl, daß der große und dauerhafte Ruhm in der Wohlredenheit, eben so wohl bey dem Gegenparte, als bey denen, die uns zugethan sind, erworben wird; ja daselbst noch beständiger anwächst, und besser zu Kräften kömmt.

Wann nun dergestalt derjenige Jüngling, von dem ich geredet habe, bey solcher Anführung ein Schüler der größesten Redner, ein Zuhörer in der Gerichtsstube, und ein beständiger Zeuge der Rechtshändel gewesen; wenn er durch fremde Proben unterrichtet und geübet worden; wenn er durch das tägliche Anhören die Gesetze kennen gelernet; wenn ihm die Richter nicht mehr fremde, die Menge Volks etwas gewohntes, die Ohren der Zuhörer bekannt waren: alsdann sage ich, war ein solcher

junger Mensch allen Processen gewachsen; er mochte nun entweder eine Anklage oder eine Vertheidigung unternehmen. Im 19ten Jahre hat L. Crassus den Carbo, im 21sten Cäsar den Dolabella, im 22sten Asinius Pollio den Cato; und Calvus endlich, nicht viel älter, den Vatinius, durch diejenigen Reden angegriffen, die wir noch mit Bewunderung lesen.

Itzo hergegen werden unsre Bürschchen auf die Schulkathedern derer geführet, die man Rhetores nennet, und die nur kurz vor dem Cicero aufgekommen sind. Daß sie unsern Vorfahren nicht sonderiich angestanden haben, das erhellet daraus: daß unter den Sittenrichtern Marc. Crassus und Domitius, ihnen anbefohlen worden, diese Schulen der Verwägenheit, zu schließen. Aber wir, wie ich sagen wollte, werden in diese Schulen gebracht; wo es schwer fällt, zu entscheiden: ob der Ort an sich, oder die Mitschüler, oder die Art des Studirens selbst, mehr Schaden stiften?

Denn der Ort selbst hat nichts ehrwürdiges an sich, als woselbst lauter eben so unerfahrne Leute, als wir selbst sind, angetroffen werden. Von den Mitschülern ist auch nichts zu lernen, da Knaben vor Knaben, und Jünglinge vor Jünglingen mit gleicher Sicherheit reden und zuhören. Die Uebungen selbst sind größtentheils widersinnisch. Denn es werden bey diesen Lehrmeistern hauptsächlich zweyerley Arten von Materien geübet; nämlich Ueberredungen und Streitigkeiten. Die Ueberredungen nun, die, ihrer Meynung nach, leichter sind und weniger Klugheit erfodern, werden den Knaben überlassen; die Streitigkeiten aber den Erwachsenen aufgetragen. Allein, wie klingen dieselben, und wie unvergleichlich sind sie abgefasset!

Es geschieht nämlich, daß die Ausarbeitung ihrer Materie gleichförmig wird, welche aber der Wahrheit ganz entgegen läuft. Daher kömmts, daß sie entweder die Belohnungen der Tyrannenmörder; oder die Heurathen geschwächter Weibspersonen; oder Mittel wider die Pest; oder die Blutschande der

Müt-

Mütter, und was sonst in Schulen täglich, vor Gerichte aber entweder selten, oder niemals vorkömmt, mit stolzen Redensarten ausführen. Wenn sie aber aufs Rathhaus kommen, und einen wahrhaften Proceß führen sollen, = = = =

NB. Hier fehlt sehr viel, und das folgende spricht nicht mehr Messala, sondern Maternus, so, daß der Schluß des Messala, imgleichen alles, was Secundus noch gesaget hat, sammt einem Stücke von des Maternus Worten, gänzlich verloren worden.

= = = die Sachen gedenken, aber nichts niedriges und verwerfliches vortragen konnte. Die große Beredsamkeit ist wie das Feuer. Sie wird durch die Materie unterhalten, durch die Bewegung erreget, und durch das Brennen immer heller. Auf die Art ist auch in unserer Stadt die Wohlredenheit der Alten angewachsen. Denn wenn gleich auch zu unsern Zeiten die Redner dasjenige erhalten hatten, was in einer stillen, ruhigen und glückseligen Republik erlanget werden konnte: so dünkte sie doch in der damaligen Verwirrung und Frechheit, daß sie etwas mehrers erhalten hätten: angesehen bey der allgemeinen Unordnung, und dem Mangel eines einzigen Oberhaupts, ein jeder Redner nur so viel Klugheit zu besitzen schien, so viel er das unbeständige Volk überreden konnte.

Daher kam die Menge von Gesetzen, daher kamen die vielen Reden der oberkeitlichen Personen, die fast Tag und Nacht auf der Katheder blieben. Daher kamen die Anklagen der mächtigsten Verbrecher, und die Feindschaften, die man so gar den Häusern zugeschworen; daher kamen die Parteyen unter den Vornehmen, und die unaufhörlichen Uneinigkeiten des Volkes und Rathes. Obwohl nun dieses alles die Republik zerrüttete; so übte es doch die Beredsamkeit der damaligen Zeiten, und schien sie mit vielen Belohnungen zu überhäufen. Denn je stärker jemand in der Beredsamkeit war; desto leichter kam er zu Ehrenstellen, destomehr ward er darinn seinen Amtsgenossen vorgezogen, desto beliebter war er bey den Fürsten, desto größer ward sein Ansehen beym Rathe, desto bekannter und berühmter ward er beym Pöbel.

Ja sie hatten auch auswärtige Völker im Ueberflusse zu Clienten. Giengen sie in eine Provinz ab, oder kamen sie daher zurück, so wurden sie von der Oberkeit gefürchtet und verehret. Ihnen schien auch das Stadtrichter- und Bürgermeisteramt gleichsam zu winken. Und wenn sie gleich im Privatstande lebten, so waren sie doch nicht ohne alle Gewalt; da sie so wohl den Rath, als das Volk durch ihr Ansehen regierten. Ja sie bildeten sich selber ein, daß niemand in der Stadt eine ansehnliche Stelle, ohne die Beredsamkeit, weder erlangen noch erhalten könnte.

Und das war kein Wunder, indem sie wohl gar wider ihren Willen vors Volk gestellet wurden. Es war auch nicht genug, im Rathe seine Stimme zu geben, wenn man dieselbe nicht mit Verstande und Beredsamkeit zu vertheidigen wußte: da man sich selbst verantworten mußte, wenn man beneidet oder eines Lasters beschuldiget wurde; da man so gar kein öffentliches Zeugniß, abwesend oder schriftlich, sondern bloß persönlich und mündlich ablegen mußte. Dergestalt kam zu den Belohnungen der höchsten Beredsamkeit, auch noch die Nothwendigkeit und der Vortheil.

Beredt zu seyn, das war etwas Schönes und Rühmliches: aber stumm und sprachlos zu seyn, das ward für häßlich gehalten. Daher wurden sie nicht weniger durch die Ehrliebe, als durch die Belohnungen gereizet, dahin zu streben; daß sie vielmehr in der Zahl der Advocaten, als der Clienten, seyn möchten; daß ihnen die von ihren Vorfahren hinterlassenen Bekanntschaften nicht entgiengen; daß sie nicht als Faulenzer, die zu keinem Ehrenamte geschickt wären, entweder gar keines erhalten, oder das erhaltene nicht lange beybehalten möchten.

Ich weis nicht, ob euch die alten Schriften zu Gesichte gekommen, die noch in Bibliotheken aufbehalten, und itzo von dem Mutianus zusammen gezogen werden; ja bereits in eilf Bänden von Acten, und drey Bänden von Briefen, ans

Licht

Licht getreten sind. Daraus ist zu ersehen: daß Cn. Pompejus und Marc. Crassus nicht nur an Kräften und an Tapferkeit, sondern auch an Geist und Beredsamkeit sehr viel vermocht; daß die Lentuler und Meteller und Lucculler und Curionen, nebst den übrigen Vornehmen, viel Fleiß darauf gewandt; und daß zu diesen Zeiten niemand ohne die Beredsamkeit zu einiger Macht gelanget seyn.

Hierzu kam noch die Vortrefflichkeit der Sachen, und die Wichtigkeit der Rechtshändel, die der Beredsamkeit gewiß nicht wenig behülflich sind. Denn es ist ein großer Unterscheid, ob man von einem Diebstahle, oder von einer Gerichtsformel, oder von einem Verbothe zu reden hat; oder ob man von der Erkaufung der Stimmen an Wahltagen, von Plünderung der Bundesgenossen, und von erschlagenen Bürgern spricht? Ist es gleich besser, wenn dergleichen Dinge nicht geschehen; und ist gleich derjenige Zustand des gemeinen Wesens glücklicher, da wir dergleichen nicht auszustehen haben: so gaben doch dergleichen Begebenheiten der Beredsamkeit wichtige Materien an die Hand. Denn je schwerer die Sachen sind, desto stärker werden auch die Gemüthskräfte des Redners: und niemand wird eine berühmte Rede verfertigen, als der eine Sache von sattsamer Wichtigkeit auszuführen bekömmt.

Fürwahr! Demosthenes ist nicht durch die Reden berühmt worden, die er wider seine Vormünder gehalten hat. Auch Cicero ist nicht durch die Vertheidigung des P. Quinctius, oder des Licinius Archias zum großen Redner geworden. Catilina, Milo, Verres und Antonius haben ihm diesen Ruhm gebracht! Ich will hiermit nicht sagen: es wäre der Republik zuträglich gewesen, böse Bürger zu haben, damit die Redner eine reiche Materie zu Reden haben möchten: sondern, wie ich schon bisweilen erinnert habe, es fragt sich hier von einer Kunst, die leichter in unruhigen und verwirrten, als in ruhigen Zeiten empor gekommen ist.

Wem ist es unbekannt, daß es besser sey, im Frieden zu leben, als durch den Krieg belästiget zn seyn? und doch hat der Krieg mehr tapfere Helden hervor gebracht, als der Frieden. Mit der Beredsamkeit verhält sichs eben so. Denn je öfter jemand, so zu reden im Treffen gewesen ist, je mehr Streiche man bekommen und gegeben hat, je wichtiger endlich der Gegner ist: desto schärfer streitet derjenige, der sich in einen so harten Kampf gewaget hat; desto muthiger und kräftiger wird er in die Gemüther der Menschen wirken, welchen mit der gar zu sichern Ruhe nicht viel gedienet ist.

Ich komme auf die Einrichtung und Gewohnheit der alten Gerichte. Ist gleich dieselbe heutiges Tages geschickter und besser; so war sie doch vorzeiten der Beredsamkeit zuträglicher. Da war niemand gezwungen, in gewissen wenigen Stunden seine Rede zu vollenden; es stund frey, die Sache des folgenden Tages wiederum vorzunehmen. Ein jeder wählte sich selbst, wie lange er reden, wie viel Tage, und wie viel Fürsprecher, er haben wollte. **Cnejus Pompejus** hat in seinem dritten Bürgermeisteramte zuerst die Beredsamkeit eingeschränket, und ihr gleichsam einen Zügel angeleget; doch so, daß alles vor Gerichte, alles nach den Gesetzen, alles beym Stadtrichter, ausgeführet werden mußte.

Aber was für große und wichtige Dinge wurden nicht hieselbst vormals ausgemachet? Dieses erhellet daraus, daß die Hunderte, wo heutiges Tages die vornehmsten Rechtshändel geführet werden, so sehr durch den Glanz der übrigen Gerichte verdunkelt wurden; daß weder vom **Cicero**, noch vom **Cäsar**, noch vom **Brutus**, noch vom **Cälius**, noch vom **Calvus**; kurz, von keinem großen Redner, eine Rede vorhanden ist, die daselbst wäre gehalten worden. Ich nehme die Rede aus, die **Asinius** für die Erben der **Urbinia** gehalten; aber erst in den mittlern Zeiten **Augusts**: nachdem schon eine friedliche Zeit, die beständige Ruhe des Volkes, die anhaltende Einigkeit des Rathes, und die Zucht dieses großen

Kai-

Kaisers, wie alles übrige, also auch die Beredsamkeit selbst, friedlicher gemachet hatte.

Man wird es vieleicht für eine lächerliche Kleinigkeit halten, was ich sagen werde: aber ich will es doch sagen, zum wenigsten darum, damit es zum Lachen dienen möge. Was meynet ihr wohl, was es der Beredsamkeit für eine Niederträchtigkeit zuwege gebracht habe, daß wir itzo in den engen Kleidern, gleichsam als Geschlossene und Gefangene, mit dem Richter schwatzen? Und wie viel Kräfte haben nicht die kleinen Säle und Kammern, wo itzo fast alle Reden gehalten werden, der Beredsamkeit entzogen? Denn wie man ein edles Roß an der großen Laufbahn erkennet: so muß auch ein Redner einen freyen Platz und großen Raum haben; und wo das nicht ist, da wird seine Beredsamkeit schwach und matt werden.

Selbst die gar zu große Sorgfalt, und ängstliche Künstelung in der Schreibart, ist der Wohlredenheit gänzlich zuwider. Denn der Richter fraget oftmals, wo man den Anfang machen wolle? und darnach muß man sich richten. Oft unterbricht der Advocat die Beweisgründe, und heißt die Zeugen stille seyn. Bey dem allen ist etwa kaum einer oder der andre Zuhörer zugegen; und alles geht, so zu reden, in einer Wüsteney vor. Ein Redner aber muß ein Geschrey und Frohlocken um sich haben, und fast wie auf einer Schaubühne stehen. Dieses wiederfuhr den alten Rednern fast täglich, da sehr viele und sehr vornehme Leute die Gerichtsstäten enge machten; da auch die Clienten, die Zünfte des Volkes, die Gesandten der Städte, ja ganze Theile von Italien, den Beklagten oft Beystand leisteten; da das römische Volk glaubte, daß in den meisten Gerichten von seinen eigenen Freyheiten und Rechten geurtheilet würde.

Es ist ja bekannt, daß **C. Cornelius**, **M. Scaurus**, **T. Milo**, **L. Bestia**, und **Vatinius**, durch den Zuruf der ganzen Stadt, theils angeklaget, theils vertheidiget worden;

den; und daß also selbst der Eifer eines uneinigen Volkes auch den allerschläfrigsten Redner aufmuntern und anfeuren können. Daher haben wir denn auch Reden übrig, die in solchen Fällen gehalten worden, und darnach man die Fähigkeit ihrer Urheber am meisten zu beurtheilen pflegt. Zu dem allen kamen noch die öftern Versammlungen des Volkes; ferner das Recht, welches ein jeder hatte, auch den allermächtigsten anzugreifen, und selbst der Ruhm, der aus der Feindschaft erwuchs: da viele Redner sich nicht einmal scheueten, den P. Scipio, den Sylla, oder den Cn. Pompejus anzutasten, und die größten Männer zu beleidigen. Man weis die Natur des Neides: und daher kam es, daß auch Lustigmacher bey dem Volke wider die Großen Gehör fanden. Was müssen denn alle diese Umstände den Rednern für Feuer und Muth eingeblasen haben?

Ich rede also hier von keiner friedfertigen und ruhigen Kunst, die sich durch Redlichkeit und Bescheidenheit erhält: sondern diese große, diese merkwürdige Beredsamkeit, ist eine Tochter der Frechheit, welche man thörlich eine Freyheit nannte; eine Gesellinn des Aufruhrs; ein Sporn des ungezähmten Pöbels; eine Kunst, die ungehorsam, halsstarrig, verwägen und stolz ist, ja in keiner wohleingerichteten Republik entsteht. Denn wo hören wir, daß in Lacedämon, oder in Kreta, welche Städte ein strenges Recht und eine scharfe Zucht hatten, ein großer Redner aufgestanden ist? Auch die Macedonier und Persianer, ja alle Völker, die mit einerley Regimente zufrieden waren, haben keine Beredsamkeit verstanden. Die allermeisten Redner sind Rhodiser und Athenienser gewesen, woselbst das unverständige Volk alles in Händen hatte; ja wo fast ein jeder alles in allem vermochte.

Selbst unsre Stadt, so lange sie in der Irre gieng, so lange sie Parteyen hegte, und sich durch ihre Uneinigkeit selbst aufrieb; so lange auf dem Rathhause kein Frieden, vor

Ge-

Gerichte keine Ruhe, vor den Großen keine Ehrerbiethung, und für die Obrigkeit keine Schranken waren: so lange brachte sie ohne Zweifel eine kräftigere Beredsamkeit hervor; wie auch ein ungebautes Feld zuweilen ein saftiges Kraut hervor treibt. Aber die ganze Beredsamkeit der Gracchen hat der Republik so viel nicht genützet, als ihre Gesetze geschadet haben: und selbst die schönste Wohlredenheit Ciceros, kann einen so bedaurenswürdigen Tod, als der seinige gewesen ist, nicht ersetzen.

So ist denn selbst unser Rathhaus, das von den alten Rednern noch übrig ist, eben kein Merkmaal einer recht wohleingerichteten Republik. Denn woher kömmts, daß uns niemand zu Hülfe rufet, es sey denn, daß er etwas verbrochen hat, oder elend ist? Welche Stadt begiebt sich in unsern Schutz, wo sie nicht entweder von ihren Nachbarn, oder von innerlichen Unruhen geplaget ist? Was für Provinzen vertheidigen wir sonst, als beraubte oder gedrückte? Aber es wäre ja besser, daß man nicht klagen dörfte; als daß man sich Recht verschaffen muß. Wäre irgend eine Stadt zu finden, wo niemand Unrecht thäte; so würde ein Redner unter diesen Unschuldigen so vergeblich, als der Arzt bey den Gesunden seyn. Wie nun die Arzneykunst bey gesunden und starken Völkern den geringsten Nutzen hat, auch am unvollkommensten bleibt: so ist auch der geringere Ruhm der Redner eine Frucht guter Sitten, und ein Zeichen gehorsamer Bürger.

Was bedarf man im Rathe weitläuftige Stimmen, wenn die Rechtschaffensten gleich einig sind? Was ist es nöthig, viele Versammlungen des Volkes anzustellen, da nicht unerfahrne und unwissende Leute, sondern ein einziger, und zwar der Weiseste regieret? Was brauchet es vieler Anklagen, da man so selten etwas verbricht? Was brauchts langer und hämischer Vertheidigungen, da die Gnade des Richters den Nothleidenden zuvor kömmt? Glaubet

mir

mir nur, ihr wackern, und so viel es euch nöthig ist, ihr beredten Männer! wenn ihr in den vorigen Zeiten gelebet hättet, jene Redner aber in den itzigen lebten, indem etwa eine Gottheit diesen Wechsel mit euch getroffen hätte: so würde es weder euch an dem großen Ruhme in der Wohlredenheit; noch ihnen an der heutigen Mäßigkeit und Bescheidenheit gefehlet haben. Da aber niemand zu gleicher Zeit ein großes Lob und eine gewünschte Ruhe erlangen kann; so genießt man doch lieber der Glückseligkeit seiner Zeiten, ohne dem andern die seinige vorzurücken.

Hier beschloß **Maternus**, und **Messala** sagte: Ich hätte wohl etwas einzuwenden, und wollte auch wohl wünschen, daß von etlichen Dingen noch ausführlicher gehandelt würde: allein der Tag ist zum Ende. Das kann schon ein andermal geschehen, sprach **Maternus**, wann es dir gut dünken wird, dich von dem, so dir noch dunkel geschienen, mit mir zu unterreden. Indem stund er auf, umarmete den **Aper**, und sprach: ich werde dir die Poeten zu Feinden machen; **Messala** aber wird die Alten wider dich aufwiegeln. Und ich, versetzte **Aper**, werde die heutigen Lehrer der Beredsamkeit, mit ihren Schülern wider euch aufhetzen. Man lachte von beyden Theilen, und wir giengen auseinander.

Ausführliche

Redekunst.

Erster,

Allgemeiner Theil.

Juvenal.

Cara nutrix quid enim dulci magis optet alumno,
Quam ſapere, et fari ut poſſit, quæ ſentiat?

Historische Einleitung
Vom Ursprunge und Wachsthume der Beredsamkeit bey den Alten, imgleichen von ihrem itzigen Zustande in Deutschland.

I. §.

Dasjenige, was den Menschen zur Beredsamkeit geschickt und fähig macht, das ist die Gabe, die er vor allen andern Thieren besitzet, seine Empfindungen, Gedanken und Gemüthsbewegungen mit deutlichen und vernehmlichen Wörtern auszudrücken. Ich sage mit Wörtern, und schließe dadurch alle andre Gattungen der Zeichen aus, die sonst vieleicht auch zur Erklärung unsrer Gedanken gebrauchet werden könnten. Denn gesetzt, daß es nicht unmöglich, auch vieleicht natürlicher wäre, durch die Bewegung der Hände und Finger einem andern seine Meynung zu verstehen zu geben; wie **Werenfels** in einer Dissertation zu behaupten gesuchet, und wovon **Leibnitz** (in seinen Collectan. Etymolog.) eine Probe gegeben hat: so würde doch eine solche Sprache nimmermehr zu der Vollkommenheit zu bringen gewesen seyn, dazu man es durch die Töne des Mundes gebracht hat. Vielweniger würde eine sonderbare Wohlredenheit; und am allerwenigsten eine vollkommene Beredsamkeit dabey haben entstehen können.

II. §.

Dergestalt ist nun zwar die Sprache des Menschen der Grund aller Beredsamkeit; doch ist sie an sich selbst noch die Beredsamkeit nicht. Es verhält sich damit fast, wie mit dem Gehen und dem Tanzen oder Laufen. Ein jeder Tänzer oder Läufer muß zuvor gehen können: aber nicht alle, die da gehen, können auch geschickt tanzen, oder mit sonderbarer Behendigkeit laufen. Es wäre in dieser Absicht gut, daß man auch die Wörter, sprechen und reden, im gemeinen Gebrauche so unterscheiden möchte. Jenes könnte man allen Menschen einräumen, die den Gebrauch ihrer Zunge hätten, ihre Gedanken andern mitzutheilen: dieses aber müßte man nur denen zugestehen, die mit besonderer Weitläuftigkeit, Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit, von einer jeden Sache ihre Gedanken zu erklären wüßten. Zum wenigsten gründet sich auf diesen Unterscheid auch derjenige, den man zwischen der Sprachkunst und Redekunst gemachet, und zu machen Ursache gehabt hat.

III. §.

Hieraus ist nun überaus leicht zu sehen, daß die Sprache weit älter seyn muß, als die Beredsamkeit. Es sey nun, daß dem ersten Menschen die Sprache anerschaffen worden, oder daß er selbige allmählich erfunden; indem er, nach Veranlassung seiner Empfindungen und Gedanken, allerley Töne von sich gegeben, und selbige als Zeichen gewisser Dinge beständig damit verknüpfet hat: so ist es doch gewiß, daß das erste Sprechen nicht sogleich eine wohlgesetzte Rede; und der erste Mensch nicht sogleich ein geschickter Redner gewesen seyn kann. Die älteste Sprache muß, in den ersten Jahren der Welt, eine sehr unvollkommene Sprache gewesen seyn. Die Anzahl der Dinge, deren man dazumal nöthig hatte, war sehr geringe; der Umgang unter so wenigen Menschen, und bey so wenigen Begriffen, war sehr sparsam: also mußten ihre Unterredungen nothwendig sehr mager bleiben. Folglich waren auch ihrer Worte nicht viel; folglich dachten sie mehr, als sie sprachen: wofern das noch denken heißt,

wenn

wenn man ein bloß anschauendes, und kein symbolisches Erkenntniß von Dingen hat. Denn so viel ist wenigstens ausgemachet, daß unsre Gedanken, durch den Gebrauch der Wörter, zu weit größerer Deutlichkeit gelangen.

IV. §.

Es ist leicht zu schließen, daß nach und nach, bey anwachsender Menge der Menschen, und bey zunehmender Anzahl der zum bequemen Leben gehörigen Dinge, auch die Sprache der ersten Menschen wortreicher geworden. Z. E. Wenn Seth die Sternseherkunst, Jubal die Musik, und Tubalkain das Schmiedehandwerk erfunden: so ist kein Zweifel, daß sie nicht ihre Sprache mit verschiedenen neuen Wörtern bereichert haben sollten, die ihr Vater Adam noch nicht gewußt hatte. So gieng es nun allmählich fort: und es muß ohne Zweifel lange gedauret haben, ehe die erste Sprache zu einigem Reichthume, ich will nicht sagen, zu großem Ueberflusse, gekommen ist. Noah, der von allen vorhergehenden Zeiten seinen Vortheil gezogen hatte, ward also schon geschickt, ein nachdrücklicher Bußprediger der ersten Welt zu werden. Vieleicht hat aber die älteste Sprache niemals eine große Schönheit erlanget, wenn man sie mit den heutigen Sprachen vergleichen will. Die hebräische ist schon von vielen Sprachkundigen einer Armuth in Worten, und großen Unvollkommenheit in ihren Ausdrückungen überwiesen worden. Man kann davon den Herrn le Clerc, in seinem Werke über die Bücher Mosis, und in der Arte Criticа, selbst nachschlagen. Wäre nun diese nicht einmal die älteste Sprache gewesen; wie von vielen nicht ohne Grund vermuthet wird: so kann man leicht denken, daß es mit der allerersten noch viel schlechter müsse ausgesehen haben.

V. §.

Was uns Moses von den Reden der Patriarchen, vor und nach der großen Wasserfluth, erzählet, das stimmet mit unsern Vernunftschlüssen vollkommen überein. Die Gespräche, so er uns von denselben aufgezeichnet hat, werden immer desto ausführlicher, angenehmer und beweglicher: je neuer die

Zeiten sind, darinn sie vorgefallen sind. Man könnte gar sagen, daß sich in den Unterredungen Abrahams mit den drey Engeln, und der Söhne Jakobs, mit dem Joseph in Aegypten, die ersten Funken der hebräischen Beredsamkeit gewiesen hätten. Doch nach dieser Zeit scheint die Wohlredenheit, unter Leuten, die mit der Viehzucht umgiengen, ein schlechtes Wachsthum gehabt zu haben. Die Aegyptier hergegen müssen, zum wenigsten bey Hofe und unter ihren Priestern, schon mehr Fertigkeit im Reden erlanget haben. Denn wir sehen, daß Moses, der in aller ihrer Weisheit unterrichtet gewesen, nachmals bey Ausführung seines Volkes, und in der Wüsten bis an sein Ende, solche Proben einer erhabenen, durchdringenden und feurigen Beredsamkeit abgeleget; die man ohne allen Unterricht, und ohne alle vorhergehende Uebung, nicht wohl von jemanden vermuthen kann.

VI. §.

Sein Nachfolger Josua ist nicht weniger ein Redner, als ein Kriegsheld gewesen: wie abermal die Proben zeigen, die wir von seinen Anreden an das Volk noch haben. Unter den Richtern, bis auf Samuels Zeiten, mag es auch so manchen gegeben haben, der mächtig in Worten gewesen: von dem letzten aber ist es gewiß, daß er nachdrücklich und herzrührend zu reden gewußt; wie aus seinen Strafpredigten, theis an das Volk, theils an den König Saul, sattsam abzunehmen ist. Was David und Salomon, nebst allen Propheten, die theils zu ihren, theils in folgenden Zeiten in Israel aufgestanden sind, für eine Beredsamkeit besessen haben, das lehren uns ihre Schriften zur Gnüge. Die jüdische Beredsamkeit hat den höchsten Gipfel erreichet, als Jesaias und Jeremias; jener zwar in der erhabenen und prächtigen, dieser aber in der beweglichen Art des Ausdruckes geprediget und geschrieben haben. Durch die babylonische Gefängniß aber hat nicht nur die Sprache der Hebräer, sondern auch ihre Beredsamkeit einen solchen Stoß bekommen; daß sie endlich beyde ganz in Verfall gerathen sind, und sich niemals wieder haben erholen können.

VII. §.

VII. §.

Unter allen so genannten barbarischen Völkern, hat es nirgends eine Beredsamkeit gegeben, davon uns irgend einige Spuren übrig geblieben wären. Die einzigen Griechen haben sich durch ihre besondere Lebhaftigkeit des Geistes, hervorgethan; und nebst den meisten andern Künsten und Wissenschaften, auch die Beredsamkeit von sich selbst erfunden, und zur Vollkommenheit gebracht. Wenn wir dem **Cicero** glauben wollen, so sind ihre ersten Poeten, **Orpheus** und **Amphion**, auch ihre ersten Redner gewesen: indem er es ihren überredenden Vorstellungen zuschreibt, daß die damals noch wilden Menschen, sich in Gesellschaften und Städte vereiniget, Ordnungen und Gesetze eingeführet haben, und gesittete Völker geworden sind. Dieses ist auch so unwahrscheinlich nicht; denn beyde Künste biethen einander die Hand: und obgleich diese großen Männer, das Volk erstlich durch ihre Lieder und Seytenspiele zusammen gelocket, eingenommen, und zur Aufmerksamkeit bewogen haben mögen; so ist es doch leicht zu denken, daß sie nicht immer werden gesungen und gespielet haben. Ohne Zweifel haben sie also die Leute, durch gute Gründe und wahrscheinliche Verheißungen vieles Guten, allmählich bewogen, eine andre Lebensart anzufangen: und folglich sind sie nicht nur Dichter, sondern auch Redner gewesen.

VIII. §.

Daß man zu **Homers** Zeiten die Beredsamkeit schon in großem Werthe gehalten habe, das erhellet daher: daß dieser Poet seinen **Nestor** und **Ulysses**, allemal als ein Paar beredte Helden abgeschildert hat. Gesetzt nun, daß die Reden, die er ihnen in den Mund leget, nur erdichtet sind: so kann es ihm doch wohl aus alten Nachrichten und Erzählungen bekannt gewesen seyn; daß wirklich diese beyde Könige alle übrige griechische Fürsten, an Beredsamkeit übertroffen haben: und also wäre, auch zur Zeit des trojanischen Krieges, schon eine gewisse Wohlredenheit im Schwange gegangen. Zum wenigsten aber ist **Homer** ein Redner gewesen: wie solches die in seinen Gedichten häufig eingestreuten Reden sei-

ner Helden, zur Gnüge bezeugen. Denn ob sie gleich in Versen abgefasset sind, und Theile einer großen Fabel ausmachen: so hören sie doch nicht auf, Proben von der Beredsamkeit ihres Verfassers abzugeben; der gewiß auch in ungebundener Rede, seine Gedanken würde ausführlich, nachdrücklich und lebhaft vorzutragen gewußt haben, wenn es ihm nur beliebt hätte. Eben das ist von den Poeten der Griechen überhaupt, sonderlich aber von den tragischen, zu sagen. Auch diese haben die trefflichsten Spuren der Beredsamkeit blicken lassen; wenn sie ihren Helden auf der Schaubühne die allerschönsten, beweglichsten und ostmals erhabensten Reden in den Mund geleget haben.

IX. §.

Nächst der Beredsamkeit der Poeten, ist nun wohl die Wohlredenheit der Weltweisen die älteste. Es war nicht anders möglich, als daß diejenigen, die in die Sachen eine bessere Einsicht hatten, als andre, auch besser davon reden mußten. Denn ihre Begriffe andern beyzubringen, mußten sie ja bequeme Worte suchen: und dadurch ward auch die Sprache um ein vieles bereichert, und zum Ausdrucke tiefsinniger und gründlicher Vernunftschlüsse, allmählich bequemer gemachet. Nun rühmen die Alten zuerst von dem athenienfischen Gesetzgeber **Solon**, daß er eine besondre Gabe, wohl zu reden, besessen habe. Hernach wird **Anaxagoras**, des Sokrates, Euripides und Isokrates Lehrmeister in der Weltweisheit, auch deswegen gerühmet, weil er beredt gewesen; und es ist kein Zweifel, daß diese Schüler ihm nicht auch darinn viel sollten zu danken gehabt haben. Daß **Sokrates** eine Beredsamkeit besessen, der fast niemand zu widerstehen vermocht, das kann aus den Gesprächen mit so vielen Leuten, dadurch er seine Lehren ausgebreitet, sattsam geschlossen werden. Zum wenigsten zeiget seine Schutzrede, die uns Plato aufgezeichnet hat, eine Probe von einer recht philosophischen und ungeschminkten Beredsamkeit. Wo bleibt noch **Plato** selbst, der, nach dem Urtheile der Kenner, so schön geredet und geschrieben hat; daß die Musen, und Jupiter selbst

so,

so, wie er, geredet haben würden, wenn sie griechisch hätten sprechen wollen. Und wie schön muß nicht Theophrastus geredet haben, da er bloß dieser Gabe halber einen Namen bekommen, der ihm nichts geringers, als einen göttlichen Mund beyleget?

X. §.

Von einer andern Gattung war diejenige Wohlredenheit, die von den Geschichtschreibern der Griechen ausgeübet worden; und die deswegen die historische heißen könnte. Herodot ist der erste darunter, und hat dadurch die Ehre erlanget, daß er der Vater der Historie genennet worden. Seine Schreibart ist seinen Landsleuten so angenehm vorgekommen; daß man bey den olympischen Spielen, wo er selbige dem aus Griechenland versammleten Volke vorgelesen, seinen Büchern die Namen der neun Musen beygeleget hat. Thucydides hat zwar eine sehr kurzgefaßte, körnigte und dunkle Art des Ausdruckes gebrauchet: gleichwohl ist seine Schreibart auch für sehr schön gehalten worden; und man liest, daß selbst Demosthenes sein ganzes Buch, achtmal mit eigener Hand abgeschrieben, ja gar auswendig gekonnt habe. Cicero in seinem Brutus gesteht, daß vor demselben und dem Perikles kein Buchstab vorhanden gewesen, der rednermäßig geklungen hätte. Was soll man endlich von dem Xenophon sagen, der des Sokrates Schüler, und Platons Mitschüler gewesen; und also zu denen Zeiten gelebt, als Isokrates gleichsam der griechischen Beredsamkeit ein ganz neues Ansehen gab? So viel ist gewiß, daß seine Schreibart allezeit für die schönste gehalten worden, die ein Historienschreiber sich zum Muster zu nehmen hätte.

XI. §.

Ich komme auf die Regenten ganzer Republiken, die gleichfalls ihrer Beredsamkeit halber berühmt geworden. Dahin gehöret anfänglich Pisistratus, der zu Solons Zeiten Athen regierte; ferner Klisthenes und Themistokles, von deren Reden an das Volk gleichfalls bey den Alten viel Wesens gemachet wird: zumal da dieser letztere, auch an

Staatsklugheit und Tapferkeit, damals seines gleichen nicht gehabt hat. Bald darauf kamen **Alcibiades**, **Kritias** und **Theramenes**, die auch theils Regenten, theils sonst ansehnliche Leute waren, und vor andern geschickt zu reden mußten: obwohl ihre Art des Ausdruckes sehr kurz, abgebrochen, viel reicher an Sachen, als an Worten, und also etwas dunkel gewesen seyn soll. Alle diese aber, die am athenensischen Ruder gesessen haben, hat **Perikles**, dnrch seine Geschicklichkeit im Reden, weit übertroffen: auf dessen Lippen die Göttinn der Ueberredung ihren Sitz gehabt haben soll. Unter diese Zahl aber sind auch **Demosthenes** und **Demetrius Phalereus** zu zählen; ob sie gleich auch in der folgenden Classe mit Recht vorkommen können. Jener hat den höchsten Gipfel einer ernsthaften, nachdrücklichen und pathetischen Beredsamkeit erreichet; dieser aber hat eine sanfte, anmuthige, und mehr belustigende, als rührende Art der Wohlredenheit besessen.

XII. §.

Bisher haben wir die Geschicklichkeit, wohl zu reden, bey Leuten gesuchet, die eben kein Handwerk aus der Beredsamkeit gemachet. Allein alle dieselben, den einzigen Demosthenes ausgenommen, waren mehr durch ihr Naturell, als durch die Kunst, zu leidlichen, oder zu nachdrücklichen und anmuthigen Rednern geworden. Die Redekunst selbst hatte sehr spät ihre ordentlichen Lehrer und Schüler gefunden. Denn um des Sokrates Zeiten allererst, als schon alle andre Künste, ja selbst die Weltweisheit, im größten Flore zu Athen waren, fanden sich erst Leute, die sich unterfingen, Regeln zu geben, wie man eine gute Rede zu machen hätte. **Gorgias** der **Leontiner**, **Thrasimachus** von **Chalcedon**, **Protagoras** der **Abderit**, **Prodikus** der **Cejer**, und **Hippias** der **Eleer**, waren die ersten Lehrmeister der Beredsamkeit. Diese rühmten sich mit pralerischen Worten einer Kunst, dadurch man eine schlechte und ungerechte Sache vor Gerichte gewinnen könnte. Sokrates widersetzte sich, wie billig war, diesen sophistischen Kunstgriffen; und verspottete die Meister der-

derselben bey aller Gelegenheit. Ja man bemerket, daß aus seiner Art, vernünftig und natürlich zu denken, zumal da er selbige auf lauter moralische Wahrheiten wandte, die ins gemeine Leben ihren gewissen Einfluß hatten, auch der Beredsamkeit ein großes Licht aufgegangen. Denn allerdings sind aus seiner philosophischen Schule die beredtesten Männer folgender Zeiten entstanden.

XIII. §.

Um eben die Zeiten, doch da jene schon alt waren, stund endlich **Isokrates** auf, der eine viel bessere Art der Beredsamkeit einführete. Er schaffete das schwülstige und hochtrabende Zeug seiner Vorgänger ab, und führte den oratorischen Wohlklang in seinen Sätzen ein, darauf man vorhin nicht gesehen hatte. Zwar war er selbst kein öffentlicher Redner; allein er schrieb für andre Leute Reden, die sie vor Gerichte hielten. Als er nun deswegen oft selbst vor Gericht gefodert ward, so hörte er auf, Reden zu machen; und befliß sich nur, die Redekunst öffentlich zu lehren, um andern die Regeln beyzubringen, darnach sie selbst etwas geschicktes ausarbeiten könnten. Sonderlich hat er die Lehre von Perioden und ihrem Wohlklange, besser, als seine Vorgänger, verstanden; aber auch zuweilen noch gewisse Spielwerke darinnen geliebet, die von seinen Nachfolgern abgeschaffet worden. Diese waren **Lysias**, **Hyperides** und **Aeschines**, welche zwar alle viel Lob verdienet; dennoch aber dem **Demosthenes**, als dem vollkommensten unter allen griechischen Rednern den Vorzug haben lassen müssen. Cicero zum wenigsten, weis keinen ihm gleich zu setzen, geschweige denn vorzuziehen: der doch nicht nur aller dieser beredten Männer Schriften in Händen hatte; sondern sie auch, als ein Meister in der Redekunst, zu beurtheilen wußte.

XIV. §.

Der Verfall der griechischen Beredsamkeit hub sich mit dem **Demetrius Phalereus** an, der sich als ein Jüngling hervor that, da jene alle, theils schon alt, theils gestorben waren. Er hatte ein sehr liebliches und sanftes Naturell: da-

her wurden auch seine Reden seiner Gemüthsart gemäß, das ist, mehr gelinde, als nachdrücklich; mehr schmäuchelnd, als stark und durchdringend. Er bestritt und bezwang seine Zuhörer nicht, sondern er ergetzte sie nur. Er bemühte sich nur um den Ruhm, daß er schön geredet hätte; nicht aber um das Lob, daß er auch Stacheln in den Gemüthern seiner Zuhörer zurück gelassen hätte: wie solches **Eupolis** von dem **Perikles** geschrieben hat. Daß in den folgenden Zeiten dieses Verderben der wahren Beredsamkeit noch weiter um sich gegriffen habe, das kann man aus **Lucians** Schriften abnehmen; darinn er sich öfters über die sophistischen Schwätzer seiner Zeit beschweret hat. Ja er hat, in einer eigenen Schrift von den Rednern, nämlich dem **Rhetorondidascalus**, die Kunstgriffe seiner Zeiten, ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch bloße Verwägenheit und Uebung beredt zu werden; und die denselben entgegen gesetzte mühsame Arbeit der alten Redner, unter einem allegorischen Bilde sehr schön abgemalet. Wie hoch er den Demosthenes gehalten, das kann aus der herrlichen Lobschrift, die er demselben gemachet hat, genugsam abgenommen werden *.

XV. §.

Es ist Zeit auf die Lateiner zu kommen. Auch hier ist in den ältesten Zeiten, da ihre Sprache und Sitten noch ganz rauhe waren, gar keine Spur der Beredsamkeit gefunden worden. Der erste, von dem man es gerühmet findet, daß er wohl zu reden gewußt habe, ist **M. Cornelius Cethegus**, der noch vor dem Ennius gelebet, und von ihm das Lob der Wohlredenheit (suaviloquentiæ) erhalten hat. Es heißt:

is dictus ollis popularibus olim,
Qui tum vivebant homines, atque ævum agitabant,
Flos delibutus populi, Suadæque medulla.

Cicero,

* Besiehe Lucians auserlesene Schriften, die ich deutsch ans Licht gestellet habe.

Cicero, dem ich sowohl diese Nachricht, als das meiste vorhergehende zu danken habe, machet die Anmerkung: daß ein Redner mit Recht die Blume seines Volkes heißen könne; und daß Ennius, durch die Suada, eben so viel, als Eupolis durch die Göttinn Πειθω, verstanden habe; der er auf des Perikles Lippen den Sitz gegeben hat. Um die Zeit des andern punischen Krieges, und also etwa 150 Jahre vor Ciserons besten Zeiten, hat auch M. Cato den Ruhm eines guten Redners erlanget. Doch ist die Sprache dazumal noch sehr grob gewesen; wie aus des Nävius Schriften erhellet, der zur Zeit dieser Männer gelebet hat. Obwohl nun zu Ciserons Zeiten kein Mensch mehr die Reden desselben las, ja fast niemand kannte: so lobet doch selbiger dessen Nachdruck im Loben, seine Schärfe im Tadeln, seine Scharfsinnigkeit in Sprüchen, seine Geschicklichkeit in dem deutlichen Vortrage, und in Ausführung der Materien. Denn man hat damals noch 150 von seinen Reden in Händen gehabt; seiner andern Schriften nicht zu gedenken. Kurz, Cicero vergleicht ihn mit dem Hyperides und Lysias bey den Griechen; und entschuldiget seine altväterische Art der Ausdrückungen, mit der rauhen Sprache damaliger Zeiten.

XVI. §.

Vieler andern zu geschweigen, die Cicero im Brutus, aus diesen Zeiten als Redner gelobet hat: so können wir doch den P. Scipio Africanus und den Lälius nicht ganz vorbey gehen, von deren Reden zu seinen Zeiten noch verschiedene übrig gewesen. Gleichwohl ist Lälius dem Scipio allezeit an Beredsamkeit vorgezogen worden: nicht anders, als wenn es für einen Mann zu viel Ruhmes wäre, zugleich ein großer Held, und doch in Künsten vortrefflich zu seyn. Doch hat zu ihrer Zeit Servius Galba, außer Streit, alle andre an Beredsamkeit übertroffen. Dieser hat zuerst angefangen, in seinen Reden von dem Hauptsatze zuweilen ein wenig auszuschweifen, um den Zuhörer entweder zu ergetzen, oder zu rühren. Er hat auch seine Materie entweder zu schmücken, oder zu vergrößern; die Affecten zu erregen, oder hübsche

Lehr-

Lehrsprüche einzumischen gewußt: welches alles die eigentlichen Kunststücke eines Redners sind. Doch hat sowohl dieser, als die beyden erstern, noch einen sehr altväterischen Ausdruck, und zwar mit Fleiß gebrauchet. Lälius selbst hat dem Galba den Vorzug in der Beredsamkeit zugestanden. Denn als er in einer gewissen Sache zweymal nach einander die schönsten Reden gehalten hatte; und nur noch die dritte erfodert wurde, sie gänzlich auszuführen: so hat er diejenigen, so ihn darum ersuchten, an den Galba verwiesen; als der die Sache, mit einer zierlichern und heftigern Rede, viel nachdrücklicher und gewaltiger vertheidigen würde. Nach vielem Weigern hat dieser die Sache angenommen; und weil er nur einen Tag Zeit gehabt, sich vorzubereiten: so hat er denselben ganz dazu angewandt, und sich mit seinen Schreibern eingeschlossen; auch noch den Morgen des Gerichtstages selbst, sich so eifrig bezeiget, daß man ihn hat ruffen müssen, als es Zeit war, vor dem Rathe zu erscheinen. Da ist er nun von dem Studieren, schon mit solcher Farbe und Hitze gekommen, als ob er die Rede bereits gehalten hätte: ja er hat auch selbige, in Gegenwart des Lälius, und in zahlreicher Versammlung, so heftig, so nachdrücklich gehalten, so viel bewegliche Klagen darinn geführet, und so viel Mitleiden dadurch erwecket; daß er durchgehends Beyfall erhalten, und seinen Proceß völlig gewonnen.

XVII. §.

Ich übergehe hier abermal viele, die Cicero mittelmäßige Redner nennet. M. Aemilius Lepidus hat sich darunter noch am meisten hervor gethan; als der zuerst eine bessere periodische Schreibart in Rom gebrauchet hat, als seine Vorgänger. Hierauf sind P. Crassus und ein Paar Fannier als Redner berühmt geworden; doch sind sie vom Tib. Gracchus und C. Carbo weit übertroffen worden. Gracchus war von seiner gelehrten Mutter Cornelia aufs sorgfältigste erzogen und unterwiesen worden; er hatte auch die besten griechischen Lehrmeister in der Beredsamkeit gehabt. Carbo hingegen hatte den Ruhm, daß er ein sehr lau-

lauter, hurtiger und heftiger, zugleich aber nachdrücklicher und anmuthiger Redner wäre. Beyde aber haben sich nur sehr kurze Zeit hören lassen: indem jener wegen seiner Händel, die er als Tribun machte, von dem gemeinen Wesen ums Leben gebracht wurde; dieser aber sich selbst entleibete, um der Strafe der Richter zu entgehen, die er in andern Empörungen befürchten mußte. Den größten Ruhm vor allen aber haben vor Ciceronis Zeiten **Antonius** und **Crassus** erlanget. Den ersten lobet jener, daß er ein überaus starkes Gedächtniß gehabt, und so geredet habe, als ob er sich gar nicht vorbereitet hätte. Gleichwohl hat er alles so geschickt und künstlich eingerichtet gehabt, daß die Richter sich nicht genug vor ihm in Acht nehmen können. Obwohl er nun nicht eine gar zu richtige Art des Ausdruckes gehabt haben soll: so ist doch sein äußerlicher Vortrag ganz unvergleichlich gewesen. **Crassus** aber ist nicht nur von vielen andern, sondern von dem Cicero selbst, ihm, wo nicht vorgezogen, doch gleich gehalten worden.

XVIII. §.

Niemand hat es indessen unter den römischen Rednern so hoch gebracht, als **M. T. Cicero** selbst: an welchem Natur und Kunst alles zusammen gebracht zu haben geschienen, was zu einem vollkommenen Redner nur erfodert werden kann. Er hatte sich in seiner Jugend hauptsächlich den **Hortensius** zum Muster genommen, der auch allerdings ein sehr geschickter Mann in dieser Kunst gewesen seyn muß: allein in seinen anwachsenden Jahren hat er denselben weit übertroffen. Auch **Cäsar, Cato, Brutus** und **Marcus Antonius** zwar, sind zu seinen Zeiten für beredte Leute gehalten worden: doch hat es keiner in allen Stücken so weit zu bringen vermocht. Dem einen hat es hier, dem andern da gefehlet: dem Cäsar an langer Uebung; dem Cato an Reichthum in Gedanken und Worten; dem Brutus an Lebhaftigkeit und an der Kunst, sich bey dem Zuhörer beliebt zu machen; dem Antonius aber an rechtschaffenem Wesen und an genugsamer Gelehrsamkeit. Allen aber hat es an der unver-

vergleichlichen Gabe im Vortrage, an der feurigen Einbildungskraft, an dem brennenden Eifer gefehlet, dadurch Cicero alles, was ihn hörete, dahin riß, und sich unterwarf. Dadurch hat er es nun verdienet, daß ihn alle nachfolgende Zeiten, und namentlich die großen Kenner und Meister in der Kunst, **Quintilian**, **Plinius** der jüngere, und der Urheber des Gesprächs, von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, für den römischen Demosthenes; ja für das Meisterstück der Kunst und Natur, in diesem Stücke, gehalten haben. Man lese auch nach, was **Plutarch** und **Rapin** von diesen beyden beredten Männer für geschickte Vergleichungen gemachet haben.

XIX. §.

Wie aber alle Dinge, wenn sie bis aufs Höchste gestiegen sind, wiederum zu fallen beginnen: so ist es auch mit der römischen Beredsamkeit gegangen. Kaum war **Cicero** todt, so gerieth die Wohlredenheit unter den Kaisern in eine solche Abnahme: daß sie sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Es fand sich zwar noch ein **Asinius**, ein **Calvus**, ein **Cälius**, und ein **Gallias**, die sich auch einigen Ruhm erwarben: allein bey Kennern fanden sie den Beyfall ihrer Vorgänger nicht mehr. Das machet, die alte republicanische Regierungsforme ward unter den Kaisern geändert; die Sitten der Römer wurden viel niederträchtiger und lasterhafter; und die vorige Freyheit verkehrte sich in eine sclavische Schmäucheley gegen die Großen des Reiches: und dabey mußte ja die Beredsamkeit zu Grunde gehen. **Cassius Severus** ward für den ersten merklichen Verderber derselben gehalten. Hierzu kam noch, daß, um des Nero Zeiten, **Seneca** und andre, eine gar zu gekünstelte Art des Ausdruckes einführeten, darinn alles sinnreich, wohlklingend und gefirnißt seyn sollte. Selbst **Quintilian**, **Tacitus** und **Plinius** zeigen uns die Spuren davon: und obgleich dieser letztere mit der Beredsamkeit seiner Zeiten nicht zufrieden war, und sich für einen Bewunderer und Nachahmer Ciceros ausgab: so sieht man doch, daß er die natürliche

und

und ungezwungene Schreibart desselben nicht hat erreichen können. Er ist, so gar in seiner Lobrede auf den Trajan, überall zu künstlich: man wollte denn sagen, daß in dieser Art von reden, davon uns Cicero kein Muster gelassen, allerdings eine scharfsinnigere Schreibart herrschen müsse, als in andern gerichtlichen Reden.

XX. §.

Nach der Zeit haben sich unter den folgenden Kaisern die Redner mehr und mehr von der rechten Bahn verirret. Die zwölf alten Lobreden auf verschiedene römische Monarchen, die uns von ihnen übrig geblieben, zeigen einen von Tage zu Tage anwachsenden üblen Geschmack; und ein hochtrabendes, schwülstiges und ungesundes Wesen in Gedanken und Ausdrückungen. Diese Seuche der wahren Wohlredenheit hat theils von den Einfällen barbarischer Völker in Italien, theils aber auch von dem sclavischen Triebe, großen Herren zu schmäucheln, ihren Ursprung genommen. Denn da man diese schon bey lebendigem Leibe, als Götter, zu verehren anfing: so wollte man auch ganz übermenschliche Dinge von ihnen sagen. Daher kamen denn auch alle die natürlichen und zu hoch getriebenen Gedanken, damit solche Redner ihre Schriften auspußeten. Eine Hauptursache dieses verderbten Geschmackes aber mochte auch wohl der schlechte Werth seyn, darinn alle Gelehrsamkeit und alle freye Künste von den Kaisern und allen Großen des römischen Hofes gehalten wurden. Die Macht und die bloße Willkühr herrscheten damals: der Verstand war also bey dem Hofe eines Tyrannen nichts nütze. Wo man aus Liebe zur Schwelgerey und Wollust, den Aussprüchen der Vernunft nicht Gehör geben will, da sieht man es lieber, daß sie schweigt. Und so unterdrückte man endlich dieselbe bey allen Unterthanen; als die sich bey solchen Regenten, durch einen blinden Gehorsam, am glücklichsten machen konnten. Wo nun keine gesunde Vernunft mehr im Schwange geht, und wo keine Wissenschaften mehr blühen; da muß nothwendig auch die Beredsamkeit in Verfall gerathen.

XXI. §.

XXI. §.

Ein jeder wird sich leicht einbilden können, daß in den folgenden barbarischen Zeiten, zugleich mit der übrigen Gelehrsamkeit, auch alle Beredsamkeit verloren gegangen. Die wildesten Völker aus dem nordlichen Theile von Europa richteten das occidentalische Kaiserthum zu Grunde; und so mußten freylich alle freye Künste und Wissenschaften verfallen, die vorhin in Italien geblühet hatten. Diese Barbarey dauerte viele Jahrhunderte, und obwehl indessen das griechische Kaiserthum noch bestund: so war doch auch daselbst die Gelehrsamkeit in gar keinem Flore. Die Kaiser und ihre Staatsbedienten, kannten und liebten die Wissenschaften nicht, ja die Geistlichen hasseten sie gar. Es waren fast lauter unruhige und kriegerische Zeiten, darinn die Musen das Haupt nicht empor heben konnten. Die republikanische Freyheit der griechischen Städte hatte längst aufgehöret: und also hatte auch die Tochter derselben, die wahre Beredsamkeit, ihren vorigen Glanz verlohren. Endlich ward das orientalische Kaiserthum ein Raub der Türken und Saracenen. Doch eben diese Veränderung, die, allem Ansehen nach, der Gelehrsamkeit und den freyen Künsten, das Garaus in Europa hätte machen sollen; dienete auf eine sonderbare Weise zu einer Veranlassung, daß sie ihr Haupt in Italien wieder empor zu heben anfingen. Denn die aus Griechenland geflüchteten Gelehrten, brachten ihre Wissenschaften und Bücher mit sich dahin; und verursachten also, daß auch die alte lateinische Gelehrsamkeit wieder hervorgesuchet ward.

XXII. §.

Es ist meine Absicht hier nicht, alle diejenigen namhaft zu machen, die, zu Wiederherstellung der Beredsamkeit, in Wälschland das Ihrige beygetragen haben: vielweniger will ich alle ihre Verdienste beurtheilen. Es ist bekannt, daß **Petrarcha** einer der ersten gewesen, der den guten Geschmack wieder eingeführet hat: wie seine Schriften davon zur Gnüge zeigen. Es ist uns Deutschen mehr daran gelegen, zu wissen: wer in Deutschland an der Einführung der freyen Künste gear-

gearbeitet habe. Ich sage von der Einführung, und setze also zum Grunde, daß sie in unserm Vaterlande vorhin ganz fremde gewesen. Denn obgleich verschiedene, aus besondrer Liebe zu ihrem Vaterlande, zu behaupten gesuchet; daß auch die alten barbarischen deutschen Völker, eine Art der Beredsamkeit unter sich gehabt haben: so ist es doch mit derselben so schlecht bestellt gewesen, daß sich die Mühe kaum verlohnet, viel Wesens davon zu machen. Man sehe nach, was im achten Theile des zweyten Bandes der Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, N. IV, bey Gelegenheit einer Dissertation, von der Beredsamkeit der alten Deutschen, davon gesaget worden. Wo nun keine Gelehrsamkeit blühet, da kann unmöglich die wahre Beredsamkeit im Schwange gehen! Welches Volk ist aber jemals unwissender gewesen, als die alten Einwohner Deutschlandes, die Scythen und Celten, die Gothen, Sachsen, Franken, Longobarden und Allemannen? Es wird also wohl dabey bleiben, daß wir die Ursprünge der deutschen Beredsamkeit in viel neuern Zeiten suchen müssen.

XXIII. §.

Hier ist nun freylich Kaiser **Karl** der Große seines Ruhmes nicht zu berauben, den er sich durch die Liebe und Verbesserung der deutschen Sprache erworben hat. Er hat die Lieder der alten Dichter gesammlet, selbst eine deutsche Sprachlehre geschrieben, den Monathen und Winden deutsche Namen gegeben, u. d. m. Allein diese löbliche Bemühung desselben hat nicht viel mehr gefruchtet, als daß nach seinen Zeiten einige Reime mehr gemachet worden, als vor ihm: die Beredsamkeit hergegen, hat bey der Unwissenheit der damaligen Jahrhunderte, noch gar nicht empor kommen können. Die Mönche waren damals alles in allem, und ihr Vortheil erfoderte es, alles in einem barbarischen Lateine abzuhandeln. Ottfried in seiner Vorrede zu den Evangelien, verweist dieses seinen Franken, auf eine patriotische Art. Daher blieb denn die deutsche Sprache noch eben so rauh, als zuvor. Friedrich der Rothbart, und Heinrich der VI. liebten die Poesie sehr: und die Gedichte ihrer Zeiten zeigen, daß die Uebungen der vornehmsten

Leute die Dichtkunst und Sprache damals um ein vieles verbessert. **Rudolph** von Habspurg fing an, in Reichsgeschäfften die deutsche Sprache zu brauchen. Kaiser **Maximilian** kam endlich zuerst auf die Gedanken, alle Schriften von Reichsangelegenheiten in deutscher Sprache abfassen zu lassen; dadurch es denn geschah, daß dieselbe durch die Federn der geschicktesten Leute, mehr und mehr ausgepuzet, bereichert, und zur Wohlredenheit allmählich geschickt gemacht ward. Zu eben dieser Zeit haben **Rud. Agricola**, und **Conrad Celtes** sich angelegen seyn lassen, die freyen Künste, die damals in Italien schon im schönsten Flore waren, auch in Deutschland gemein zu machen. Was sie sich in dieser Absicht für Mühe gegeben, wie ihnen dieselbe gelungen, und was für Ruhm und Belohnungen sie davon getragen, das hat Hr. **Sen. Brucker** in seinem Ehrentempel, und **Lotter** in einer eigenen Rede ausführlich zusammen getragen; die in den Reden und Gedichten der hiesigen deutschen Gesellschaft, mit befindlich ist. So viel ist gewiß, daß diese wackern Männer sehr viel zu Vertreibung der vormaligen Barbarey in Deutschland beygetragen, ob sie gleich um die deutsche Sprache insonderheit sich keine Mühe gegeben haben.

XXIV. §.

Im XVIten Jahrhunderte fingen **Ulrich von Hutten, D. Murner**, u. a. m. an, sich auch um das Deutsche Mühe zu geben. Zu gleicher Zeit fanden sich viele Uebersetzer der alten griechischen und römischen Schriftsteller, die unsre Sprache mit vielen vortrefflichen Sachen bereicherten. Man fing auch an, allerhand Chroniken, Geschicht- und Städtebücher, ja gerichtliche Formulare, oder Proceßordnungen und Notariatkünste zu schreiben; die man damals auch Rhetoriken nennte. Schon im 1484sten Jahre kam bey **Anton Sorgen** in Augspurg, ein **Formulary**, darinn begriffen sind, allerhand Briefe, auch Rhetorik ꝛc. heraus. Die erste deutsche Rhetorik aber, hat meines Erachtens Meister **Friedr. Riedrer**, unter dem Titel: **Spiegel der waren rhetoric, Vß Marco Tulio Cicerone, vnd andern getürschr** ꝛc. Straßburg Anno

no EB hundert JE, oder 1509. in fol. drucken lassen. Im 1532sten J. kam zu Tübingen, bey Morharten, Rhetorica, und Formulare teutsch; und zwey Jahre hernach zu Frankf. bey Egenolfen, Formulare teutscher Rhetorik ans Licht; die aber mehr für Sachwalter dienen sollten: worauf auch **Caspar Goldwurm**, etwas bessers, aus Cicerone, Quintiliano, Erasmo, unter dem Titel: Schemata Rhetorica, deutsch, 1545, zu Marburg in 8. heraus gegeben. Doch hat Deutschland in diesem Falle niemanden mehr zu verdanken, als dem gelehrten **Melanchthon**, der auch im Absehen auf seine Verdienste, in Beförderung der freyen Künste und Wissenschaften, mit Recht der allgemeine Lehrer desselben genennet worden. Er war nämlich hier eben das, was Erasmus in den Niederlanden war, und führte seine Schüler auf die Regeln und Exempel der alten Griechen und Lateiner; als auf die rechten Quellen des guten Geschmackes. Er schrieb selbst eine Rhetorik, die auch gewiß nach diesen Mustern eingerichtet ist, und die gesundesten Regeln der wahren Beredsamkeit in sich hält. Es ist ein Wunder, daß selbige nachmals so ins Vergessen gerathen: indem **Vossius** fast allein, in niedrigen und hohen Schulen die Oberhand bekommen hat. Denn es ist gewiß, daß Melanchthons Redekunst der vossischen, wo nicht vorzuziehen, doch gewiß gleich zu setzen ist.

XXV. §.

Allein der Erfolg ist erst etwas spät nachgekommen. Zwar gab auch im Anfange des XVIIten Jahrhunderts **Joh. Rudolph Sattler** zu Basel, eine deutsche Rhetorik, und Institutionem Oratoris heraus: allein dieß half nicht viel. Es sind fast volle hundert Jahre verflossen, in welchen sich kein einziger Redner in Deutschland hervor gethan, dessen Ruhm bis auf unsre Zeiten gekommen wäre: so viel Zeit brauchte es, ehe der vom Melanchthon ausgestreute Samen der freyen Künste recht aufgehen konnte! Dieses geschah endlich um die Zeiten des gelehrten Schlesiers, **Martin Opitz von Boberfeld**, der nicht nur in gebundener, sondern auch in ungebundener Schreibart einen ganz neuen Geschmack eingeführet hat. Die

große Kenntniß der Alten, hatte diesen großen Mann in den Stand gesetzet, seinen Landesleuten ein ganz unverhofftes Licht in den freyen Künsten anzuzünden. Durch das Lesen der besten Weltweisen hatte er sich einen Vorrath der schönsten Materien, und eine Fertigkeit, wohl und natürlich zu denken, erworben. Durch den beständigen Umgang aber mit den alten Rednern und Poeten, hatte er sich auch die Fähigkeit zuwege gebracht, seine Gedanken deutlich und zierlich auszudrücken: wie dieses auch die prosaischen Schriften sattsam zeigen, die wir in seinen Werken finden. Zu gleicher Zeit half sein Freund, August Buchner, der in Wittenberg die Dichtkunst lehrete, diesen guten Geschmack ausbreiten. Seine lateinischen Reden zeugen von einer großen Stärke in der Beredsamkeit, und es ist kein Zweifel, daß aus seiner Schule die geschicktesten Männer in freyen Künsten gekommen seyn müssen. Um eben diese Zeit ist auch die fruchtbringende Gesellschaft entstanden: die zum wenigsten für den Reichthum und für die Reinigkeit der Sprache mit gutem Nachdrucke geeifert hat.

XXVI. §.

Zu allem Unglücke aber fiel damals, der allen Künsten und Wissenschaften so verderbliche dreyßigjährige Krieg ein. Dieser hinderte den Fortgang und das Wachsthum alles Guten in der Gelehrsamkeit. Denn so bald Opitz todt war, auch Flemming mit ihm zugleich gestorben; so war außer Schotteln, dem Sprachlehrer, und etlichen Poeten, als Simon Dachen, Joh. Risten, Tscherningen, Andr. Gryphen, Schochen und Joh. Franken, fast niemand in Deutschland, der die Alten kannte; oder sich die freyen Künste hätte angelegen seyn lassen. Die Beredsamkeit sonderlich schlief dazumal ganz und gar ein; indem wir unter allen damaligen Lehrern der Beredsamkeit auf hohen und niedrigen Schulen, fast keinen einzigen nennen können, der sich nur einiger maßen in der lateinischen oder deutschen Wohlredenheit hervor gethan hätte. Endlich gab Joh. Matth. Meyfart, ein öffentlicher Lehrer zu Erfurt, 1650 eine sehr hübsche Redekunst, oder deutsche Rhetorica, ans Licht, als kaum das Kriegswesen ein Ende genommen

nommen hatte; welchem hernach auch 1662 **Kindermann** mit seinem deutschen Redner gefolget ist. Gegen das Ende des XVIIten Jahrhunderts, das ist, um das 1680ste Jahr allererst, ward alles wieder rege, was so lange gleichsam unter der Asche gelodert hatte. **Lohenstein, Erasmus Franciſci, Pufendorf, Heinr. Ansh.** von **Ziegler, Fuchs, Canitz, Besser** und **Christian Thomas**, wurden fast zugleich unter den deutschen Rednern und Scribenten berühmt; und haben der deutschen Sprache und Beredsamkeit auf verschiedene Weise gute Dienste gethan.

XXVII. §.

Meine Absichten leiden es nicht, die Verdienste aller dieser Männer um die Wohlredenheit ausführlich zu beurtheilen, Vieleicht bin ich auch derjenige nicht, der sich ein Recht anmaßen darf, solches zu thun: so viel aber darf ich wohl sagen, daß man bey den meisten einen gesunden Geschmack, einen reinen und regelmäßigen Ausdruck, und eine ziemliche Lebhaftigkeit des Geistes antrifft. Dennoch schreiben **Lohenstein** und **Franciſci**, auch **Ziegler** in der Banise, gar zu hochtrabend; **Fuchs** aber, **Pufendorf** und **Ziegler**, in ihren historischen Büchern, sind nicht rein von dem Mischmasche fremder Sprachen gewesen. **Canitz, Besser** und **Thomas** aber sind von diesen Fehlern viel freyer geblieben, und haben nicht nur eine sehr natürliche Art zu denken; sondern auch eine reinere Schreibart eingeführt, als zu ihrer Zeit im Schwange gegangen. Es ist auch unstreitig, daß wir dem großen Beyfalle, den ihre Schriften überall gefunden, den guten Geschmack, der endlich bey uns überhand genommen, größtentheils zu danken haben.

XXVIII. §.

Ohne Zweifel werden sich viele wundern, warum ich noch mit keinem Worte an **Christian Weisen** gedacht: der doch allein mehr oratorische Schriften um diese Zeiten heraus gegeben, als alle übrige Schulmänner seiner Zeit, zusammen genommen. Allein dieses ist mit gutem Bedachte geschehen: denn selbiger ist mehr für einen Verderber, als Beförderer der Beredsamkeit in Deutschland zu halten. Zwar sein na-

türlicher Witz und muntrer Kopf hatten ihn fähig gemachet, viel Gutes zu stiften: allein, da es ihm an der Kenntniß der Alten fehlete; so hat er eine von ihm selbst erdachte Art der Wohlredenheit ausgehecket, die sich kaum für die kindische Fähigkeit der Schulknaben, geschweige denn für Männer, schickete, die in wichtigen Aemtern die Beredsamkeit brauchen sollten. Er wollte nämlich aus Kindern Redner machen: die doch weder Gelehrsamkeit noch Erfahrung, noch ein reifes Urtheil in ihrer Gewalt hatten. Daher mußte er sie ausschreiben lehren, und ihnen eine Kunst beybringen, aus allerley zusammen gestoppelten so genannten Realien, eine Schulchrie zu verfertigen, die weder in Gedanken noch in Ausdrückungen etwas besonders, ja nicht einmal etwas leidliches hatte. Zugleich führte er durch sein Exempel das Mischmasch lateinischer, französischer und wälscher Wörter in unsrer Sprache ein; welches bis auf diese Zeiten gedauret hat: und also ist es gewiß, daß er mit seinen Büchern, der Beredsamkeit in Deutschland mehr geschadet, als genützet hat.

XXIX. §.

Auch außer ihm sind in diesem Jahrhunderte sehr viele Lehrer der Beredsamkeit aufgestanden, die aber theils lohensteinisch, theils weisianisch, theils noch viel ärger als beyde, gesinnet gewesen; und also der Ausbreitung des guten Geschmacks nicht wenig im Wege gestanden haben. Unter jene rechne ich **Christian Schrötern** und **Joh. Chr. Männlingen**, die uns durchaus so reden lehren wollten, wie die Helden im Arminius sprechen: unter diese aber zähle ich **Hübnern** und **Uhsen**, imgleichen **Talandern** und den bekannten **Menantes**. Indessen sind die beyden letzten noch die besten: weil sie gleichwohl die Redekunst auf die höhern Schulen vorbehalten, und sie schon für vernünftige Leute, nicht aber wie jene, für Kinder, eingerichtet haben. (Besiehe hiervon der deutsch. Ges. eigene Schriften und Uebers. II. Th. p. 236.) Zur dritten Classe aber zähle ich, nebst dem berufenen **Riemer**, der mit seinen Sternrednern und Regentenrednern schon das vorige Jahrhundert verwirret hatte, den bekannten **Weidling**: der mit sei-

nen

nen oratorischen Hofmeistern und Schatzkammern vollends alles auf den höchsten Gipfel gebracht, was nur in der Wohlredenheit ungereimt seyn kann. Des einzigen Gottfr. Polyk. Müllers Abriß einer gründlichen Oratorie, und Benjam. Neukirchs Buch von den deutschen Briefen sind werth, daß sie in diesem Stücke der Wohlredenheit zu Mustern dienen. Denn sie sind auf eine gesunde Vernunft gegründet, und nach den besten Beyspielen der französis. Scribenten eingerichtet.

XXX. §.

Von einzelnen Reden haben wir von 1705 Königsdorfs Lobrede auf Kaiser Leopolden, und von 1709 Benjam. Neukirchs seine, auf die Königinn von Preußen Sophia Charlotte aufzuweisen. Sie sind aber beyde, bey dem vielen Guten und Schönen, nicht ganz ohne Tadel. Beyde Redner haben sinnreich und erhaben schreiben wollen: sie haben aber das Maaß überschritten, und sich in beyden übernommen. Neukirch macht zu viel Spielwerke in Gegensätzen und andern Spitzfindigkeiten: Königsdorf aber scheint mir immer auf Stelzen zu gehen, und viel zu stolz zu seyn, als daß er sich jemals zu uns andern ehrlichen Leuten, auf die platte Erde herunter lassen sollte. Gleichwohl verdienen beyde noch gelesen zu werden, nachdem ich meine Leser dagegen verwahret habe; weswegen man sie auch am Ende dieser Redekunst finden wird. Viel besser gefällt mir Nic. Hieron. Gundlings 1715 gehaltene Rede auf Friedr. Wilhelmen, König in Preußen. Hierinn sehe ich einen gelehrten, nicht aber pedantischen; einen lebhaften, aber nicht ausschweifenden; einen sinnreichen, aber nicht phantastischen Redner. Er schreibt rein und wohlfließend, und doch nicht mager; vernünftig, und doch nicht trocken; feurig, aber nicht schwülstig oder rasend. Mit einem Worte, wenn ich die canitzische Lobrede auf die brandenburgische Churprinzessinn vom 1688sten Jahre ausnehme: so ist diese gundlingische fast die einzige, die eine gesunde Art der Wohlredenheit in dieser Art an sich zeiget. Aber das Gegentheil davon in allen Stücken kann diejenige Lobrede abgeben, die Lehms auf Kaiser Carls des VI. Vermählung 1708 hier in Leipzig drucken lassen:

lassen: als welche für ein rechtes Meisterstück eines phantastischen und fast unsinnigen Redners zu halten ist.

XXXI. §.

Nichts ist mehr übrig, als daß ich noch von den Reden großer Herren, und von andern solchen Sammlungen fremder Reden etwas gedenke. Man kann sich aber leicht einbilden, daß hierinn, außer denen, die ich schon beurtheilet habe, so wohl einige gute, als auch viele sehr schlechte, enthalten seyn werden. Die Zahl der letzten aber übertrifft die ersten zehnfach; indem es ein Vorzug neuer Zeiten ist, daß die größten Herren insgemein die kleinsten Redner sind; ganz anders, als es vorzeiten in Athen und Rom gewesen. Der Ausgeber dieser so weitläuftigen Sammlung hat nicht die geringste Wahl darinn gehalten, und alles, was er bekommen können, und was nur halb einer Rede ähnlich gesehen, drucken lassen; damit nur sein Buch groß würde. Er hat auch wohl gethan, daß er die Fortsetzung dieser Sammlung einen Labyrinth der Beredsamkeit geheißen. Man kann sich nämlich in der That darinnen verirren: nur ist das der Unterscheid, daß diese Irrgänge nicht von seiner Kunst, sondern von dem bloßen Zufalle herrühren. Von Rechtswegen sollte sich niemand an solche Sammlungen fremder Reden machen, als der selbst eine Einsicht in die Regeln der Beredsamkeit hätte: wie dieses in lateinischen Reden hier und anderwärts geschehen ist. Es ist uns gar nicht daran gelegen, daß wir viel gedruckte Reden haben: vielmehr würde es Deutschland eine Ehre seyn, wenn es einen einzigen Demosthenes, oder einen Cicero, aufzuweisen hätte.

XXXII. §.

Ich bin fertig mit den Schicksalen der Beredsamkeit in Deutschland, bis auf das 1720ste Jahr: als in welchem ich selbst die Augen aufzuthun, und die Beredsamkeit mit Verstande zu treiben angefangen. Damals las ich alles, was mir von oratorischen Schriften vorkam, mit dem größten Eifer; weil ich auf die geschickte Art denken mußte, meine Wissenschaft wieder an den Mann zu bringen. So weit sollen sich also auch meine Urtheile nur erstrecken; ob ich gleich von itztlebenden

benden Rednern und Lehrern der Redekunst noch verschiedene zu rühmen wüßte. Allein ich traue mirs zum theile nicht zu, von so gelehrten und berühmten Männern zu urtheilen, die ich größtentheils hochschätze und nachzuahmen suche: theils aber will ich auch mit Fleiß bey der in meiner kritischen Dichtkunst beobachteten Lehrart bleiben, daß ich die Lebendigen weder lobe noch tadele; als bey welcher Regel ich mich noch zur Zeit sehr wohl befunden habe. Ich habe hierinn den **Cicero** selbst zum Vorgänger, der in seinem Brutus, nachdem er von allen verstorbenen Rednern seine Gedanken frey gesaget hatte, die lebendigen nicht nennen wollte*. Ich muß ohnedieß besorgen, daß ich schon durch mein freyes Urtheil von den Todten; oder durch mein Stillschweigen von einigen, die mancher sich vieleicht zu seinen Helden erwählet hat, vielen meiner Leser misfallen werde.

XXXIII. §.

So viel will ich nur überhaupt, von dem itzigen Zustande der Beredsamkeit in Deutschland sagen, daß selbige, seit 1720 ohngefähr, ein ganz andres Ansehen gewonnen hat, als sie vormals gehabt. Es sind nämlich solche Redner und Scribenten in verschiedenen Provinzen und Städten unsers weitläuftigen Vaterlandes aufgestanden, die so wohl in der philosophischen als oratorischen und historischen Schreibart uns rechte Meisterstücke gewiesen haben. Und es ist kein Zweifel, daß die durch den Freyh. von **Wolf** gereinigte Weltweisheit, und die dadurch sehr beförderte Art, natürlich zu denken; mancherley wöchentliche Schriften, die nicht minder die Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart, als der Sitten zur Absicht gehabt; nebst den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unsrer Sprache an verschiedenen Orten aufgerichtet worden, nicht ein vieles dazu sollten beygetragen haben. Von diesen werden dereinst unsre Nachkommen ein unparteyisches Urtheil fällen.

* In hoc sermone nostro statui neminem eorum, qui viverent, nominare, ne vos curiosius elicceretis ex me, quid de quoque judicarem. Eos, qui jam sunt mortui, nominabo.

Das I. Hauptstück.

Was die Redekunst sey, imgleichen von der Beredsamkeit und Wohlredenheit überhaupt.

I. §.

Die Redekunst, die wir hier abhandeln wollen, ist eine vernünftige Anleitung zur wahren Beredsamkeit. Griechisch wird sie die Rhetorik, lateinisch die Oratorie genennet. Aristoteles im II. Cap. des I. B. seiner Rhetorik saget: sie sey ein Vermögen, in jeder vorkommenden Sache wahrzunehmen, was zur Ueberredung dienlich seyn kann *. Diese Beschreibung ist der unsrigen nicht zuwider: denn in so weit die Redekunst einem schon bekannt ist, und von ihm gebrauchet wird; in so weit ist sie freylich ein solches Vermögen, dasjenige wahrzunehmen, was in jeder vorkommenden Materie, davon er reden soll, zur Ueberredung der Zuhörer beyträgt. Ich aber habe dieselbe als eine Lehre angesehen, die einem Menschen zu solchem Vermögen verhilft, oder ihn beredt machet. Cicero, wie er in seinen rhetorischen Büchern nicht sonderlich systematisch geschrieben, also hat er auch von der Redekunst keine eigentliche Erklärung gegeben. Doch heißt er sie im ersten Buche von der Erfindung beyläufig, artificiosam eloquentiam. Hier hat er wiederum mehr auf denjenigen gesehen, dem die Redekunst schon beywohnet; als auf ein Buch, daß dieselbe lehren soll. Denn da ist sie freylich eine künstliche Beredsamkeit, die nach gewissen Regeln ihren Vortrag einrichtet: da hergegen die natürliche Wohlredenheit gewisser Leute, bloß auf das Naturell, auf den Umgang und auf die Uebung ankömmt. Bald hernach aber nennet er sie besser, doctrinam dicendi. Quintilian ** merket an,

* Ἐστι δε ἡ ῥητορικη δυναμις περι ἑκαστον θεωρησαι το ἐνδεχομενον πιθανον.

** im 14. Cap. seines II. Buches.

an, daß das Wort Oratorie im Lateinischen nicht eigentlich so viel bedeute, als Rhetorik; sondern vielmehr nur eine gute Aussprache oder einen geschickten Vortrag. Ja er setzet hinzu, daß auch im Griechischen das Wort Rhetorik eine doppelte Bedeutung habe; einmal als ein Beywort, Ars rhetorica, hernach aber als ein selbständiges Nennwort, als Philosophia, Musica: und da heiße es so viel, als Eloquentia. Nachdem er nun dieselbe sorgfältig eingetheilet: so nennet er die Rhetorik im ersten Verstande, eine Wissenschaft, wohl zu reden *; welches mit unsrer obigen Beschreibung auf eins hinaus läuft.

II. §.

Von den Neuern hat niemand die Redekunst besser beschrieben, als der oben schon gerühmte **Melanchthon.** In dem ersten Capitel seiner Rhetorik saget er: sie sey eine Kunst, welche die Art und Weise, recht und zierlich zu reden, lehret **; und er setzet hinzu, daß er seine Regeln, die er den Anfängern in der Beredsamkeit zu gut geschrieben, eine Rhetorik nenne. Außer diesem brauche ich von unsern Landesleuten keinen anzuführen: nur ein Paar Franzosen will ich noch zum Ueberflusse zu Hülfe nehmen. Der erste sey **P. Lami**, der uns in seiner Art de parler eine recht gute Redekunst geliefert hat; ob sie gleich viel Dinge in sich hält, die zu einer allgemeinen philosophischen Sprachkunst gehören. Im 1. Cap. des Vten Buches auf der 365 S. heißt es ***: Der Begriff der Redekunst begreife so wohl eine Kunst zu überreden, als zu reden, in sich. Hier sieht man, daß er nicht allein die Beredsamkeit, sondern auch die Wohlredenheit zum Gegenstande der Redekunst machet. Der andre mag **Rollin** seyn, der in einem ganzen Bande seiner Manier, die schönen Künste

* Bene dicendi scientiam.

** Rhetorica est ars, quae docet viam ac rationem recte et ornate dicendi.

*** L'idée de la Rhetorique comprend l'art de persuader, aussi bien, que celle de parler.

Künste zu lehren und zu lernen, von der Redekunst gehandelt hat. Dieser saget: auf der 2. S. des II. Th. Die Redekunst bestünde aus Vorschriften, die auf Grundsätze des natürlichen Verstandes und der gesunden Vernunft gegründet wären; und diese wären nichts anders, als vernünftige Anmerkungen, die von geschickten Leuten über die Reden der besten Redner gemachet; nachmals aber in Ordnung gebracht, und in gewisse Hauptstücke eingetheilet worden *.

III. §.

Aus diesem allen wird man sattsam erkennen: daß die Redekunst mit der Beredsamkeit nicht für einerley zu halten; und wie eines von dem andern unterschieden sey. Jene ist theoretisch, diese praktisch. Jene giebt die Grundlehren und Regeln der Beredsamkeit; diese hergegen übet selbige aus: jene kann man verstehen, ohne jemals eine einzige Rede ausgearbeitet oder gehalten zu haben: diese aber kann man nicht anders, als durch eine lange Uebung im Schreiben und Reden erlangen. Gleichergestalt kann man zwischen den Wörtern, **Wohlredenheit** und **Beredsamkeit** einen Unterschied anmerken: ungeachtet wir sie bisher fast in einerley Bedeutung gebrauchet, und mit einander verwechselt haben. Die Wohlredenheit drücket nach dem Klange des Wortes, nichts weiter aus, als eine Fertigkeit wohl; das ist, zierlich, und anmuthig zu reden, oder zu schreiben. Sie besteht also fast gänzlich in einer guten Schreibart, oder in vernünftigen und wohl ausgedrückten Gedanken. Sie ist vielen Arten der Menschen eigen, die mit dem Schreiben oder Reden zu thun haben; ohne daß man ihnen die Beredsamkeit beylegen kann. Z. E. Ein Geschichtschreiber, ein Briefsteller, ein dogmatischer Scribent, kann den Ruhm erlangen, daß er schön schreibe: und

* Ces preceptes, heißt es, fondés sur les principes du bon sens & de la droite raison, ne sont autre chose, que des Observations judicieuses, faites par d' habiles gens, sur les discours des meilleurs Orateurs, qu'on a ensuite redigées par ordre, et reunies sous de certains chefs.

und doch wird ihn noch niemand einen Redner nennen. Die Alten pflegten dergleichen Leute disertos homines, scriptores venustos et elegantes; nicht aber eloquentes oder oratores zu nennen.

IV. §.

Wir müssen nämlich durch die Beredsamkeit, im eigentlichen und engern Verstande, eine **Geschicklichkeit** verstehen, **seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen.** Ich streite hier mit niemanden, der, an statt des Wortes Geschicklichkeit, lieber Wissenschaft, Vermögen oder Fertigkeit brauchen will. Meines Erachteus läuft es auf eins hinaus; wenn man nur nicht durch eins davon, alles übrige ausschließt: denn in der That müssen sie alle zusammen genommen, bey demjenigen angetroffen werden, dem man die wahre Beredsamkeit beylegen will. Das ganze Hauptwerk in der obigen Erklärung von der Beredsamkeit ist der Zweck derselben; nämlich die **Ueberredung.** Auf diese muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; diese muß er zu erreichen im Stande seyn, wenn er diesen Namen mit Recht führen will. Sie schließt die Bewegung der Gemüther mit in sich; weil diese oft ein nothwendiges Mittel ist, jene zu erlangen. Ein Redner ist also nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man seine schöne Schreibart lobet, seine hübschen Gedanken und sinnreiche Ausdrückungen erhebet. Er geht viel weiter, und fodert ungleich mehr von seinen Zuhörern. Man soll ihm in seinem Vortrage auch vollkommen beypflichten; man soll mit ihm einerley Meynung annehmen; man soll das für wahr und für falsch halten, was er dafür hält; man soll endlich lieben und hassen, zürnen und beneiden, frohlocken und trauren, hoffen und fürchten, suchen und fliehen, ja thun und lassen, was und wie es ihm gefällt; wenn, und wo, und wie es ihm nur gut dünket. Wer diese Absichten nicht hat, wenn er redet; oder auch die gehörigen Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hat, der rühmet sich umsonst einer wahren Beredsamkeit.

V. §.

V. §.

So groß der Unterscheid dieser beyden Begriffe dergestalt ist: so sehr ist es zu bewundern, daß man bisher in unserm Vaterlande denselben fast gar nicht erkannt, vielweniger im Reden beobachtet hat. Man hat insgemein einen guten Stilisten schon für einen guten Redner gehalten; und einen anmuthigen, zierlichen Ausdruck, der nur die Ohren und die Einbildungskraft gekützelt hat, eine Beredsamkeit genennet. Sonderlich hat man in lateinischen Reden und Schriften die Reinigkeit der Wörter und Redensarten, nach den Mustern des besten Alters der römischen Sprache, für die Haupteigenschaft einer guten Beredsamkeit gehalten. Wie viel diese falsche Einbildung zum Verderben der wahren Beredsamkeit beygetragen habe, das ist nicht auszusprechen. Denn dadurch ist eine so ernstliche, männliche und philosophische Kunst, als die Redekunst ist, in ein mageres, kindisches und grammatisches Wörterspiel verwandelt worden. Die Reinigkeit und Schönheit einer Sprache muß ein Redner allerdings nicht verachten oder versäumen. Eine jede Sprache, die man redet oder schreibt, muß man unstreitig aufs allerbeste reden und schreiben. Aber wenn man nun solches in der größesten Vollkommenheit thut: so ist man deswegen noch kein Redner. Die Wohlredenheit könnte man zur Noth einem solchen Worthelden noch zugestehen; dafern er nur mit seinen auserlesenen Worten auch auserlesene, neue und schöne, oder wenigstens vernünftige Gedanken zum Vorscheine brächte. Da aber auch dieses nicht allemal geschieht, und also die ganze Kunst in einer leeren Wortkrämerey besteht, die ohne Geist und Kraft, ohne Wahrheit und Nachdruck ist: so kann man leicht denken, wie wenig man solchen ängstlichen Stilisten die Beredsamkeit selbst zugestehen könne.

VI. §.

Doch selbst die Beredsamkeit ist nicht von einerley Art. Diesen wichtigen Unterscheid recht ins Licht zu setzen, müssen wir auf die Mittel sehen, wodurch die Ueberredung der Zuhörer bewerkstelliget werden kann. Diese haben, als Menschen,

schen, Verstand und Willen: und beyde muß ein Redner gewinnen können, wenn er dieselben zum Beyfalle bewegen, oder überreden will. Nun läßt sich der Verstand eines Menschen niemals anders, als durch **Gründe** und **Ursachen** gewinnen, etwas für wahr oder falsch zu halten. Auch einfältige Leute glauben nicht gern etwas, auf das bloße Wort dessen, der es ihnen saget: es müßte denn eine bloße Geschichte seyn, dabey selbiger zugegen gewesen wäre; oder die er doch besser wissen könnte, als sie selbst. Ja wenn gleich der Pöbel, auch in dogmatischen Dingen, seinen Lehrern und Vorgesetzten manches ohne Beweis zu glauben scheint; so ist doch dieses nur ein Scheinglauben. Der Verstand ist nicht recht davon versichert, und folglich ist das Erkenntniß von solchen Wahrheiten nicht lebendig. Bey dem geringsten Zweifel, der ihm aufstößt, fällt der Glauben weg. Eben so ist es mit dem Willen. Auch dieser läßt sich nicht ohne die Vorstellungen des Guten und Bösen lenken: diese aber nennet man **Bewegungsgründe**. Und also ist es gewiß, daß die ganze Ueberredung auf den Gründen beruhet, deren sich ein Redner gegen seine Zuhörer bedienet.

VII. §.

Es sind aber so wohl die **Beweis-** als **Bewegungsgründe** zweyerley. Denn entweder sind sie wohl gegründet, und aus guten Quellen hergeleitet, wie die Vernunftlehre es fodert: so daß man versichert seyn kann, dasjenige, so dergestalt erwiesen wird, sey unfehlbar wahr, falsch, gut, oder böse. Oder es sind bloße **Scheingründe**, die nur dem ersten Ansehen nach gut zu seyn scheinen; bey genauer Untersuchung aber unrichtig befunden werden. Z. E. sollte ich jemanden eine Lobrede halten, und erwiese die Vortrefflichkeit derselbigen Person, aus ihren großen Eigenschaften, die sie in verschiedenen Gelegenheiten, durch unläugbare Proben erwiesen; aus den Diensten, die sie der Kirche, dem Fürsten und dem Vaterlande geleistet; aus den Thaten, die sie gethan; oder aus den Schriften, die man von ihr in Händen hätte: so würden alle diese Beweise wohl gegründet, und überredend seyn.

Wenn

Wenn aber jemand aufstünde, und seine Lobrede nur auf das alte, berühmte und gelehrte Geschlecht, auf das Vaterland oder die Vaterstadt, auf den merkwürdigen Tag der Geburt, auf den schönen Namen, auf die Glücksgüter und äußerliche Gestalt, auf die Gnade großer Herren, auf die erlangten Ehrentitel oder zusammengebrachten Reichthümer, ja endlich wohl gar auf das Alter, und auf den sonderbaren Todestag desjenigen gründen wollte, den er zu loben vorhätte: so würden alle diese Gründe keine logische Prüfung aushalten. Man könnte nämlich auf diese Art dem allerelendesten Menschen eine Lobrede halten, der sein Lebenlang weder ein Fünkchen Verstand, noch die geringste Spur einiger Tugend erwiesen hätte. Diejenige Beredsamkeit nun, welche sich der ersten Art der Beweisgründe bedienet, die der Vernunft und Wahrheit gemäß sind, wollen wir eine wahre; die aber, welche sich nur bloßer Scheingründe bedienet, die in der That nichts beweisen, wollen wir eine falsche Beredsamkeit nennen.

VIII. §.

Wie sich nun die wahre Beredsamkeit von der falschen durch die Mittel unterscheidet, deren sie sich beyde bedienen: so sind sie auch der Absicht nach unterschieden. Man kann es leicht denken, daß sich Irrthümer und Unwahrheiten nicht durch gute Gründe erweisen lassen: denn wenn das angienge, so wäre zwischen beyden gar kein Unterscheid mehr. Folglich kann denn eine falsche Beredsamkeit auch die Ausbreitung der Unwahrheiten zur Absicht haben: da hergegen die wahre Beredsamkeit bloß allein die Wahrheit, und ihre Ausbreitung und Fortpflanzung zum Zwecke hat. Mit praktischen Dingen verhält sichs nicht anders. Wer seinen Zuhörern mit Scheingründen etwas zu thun oder zu lassen anräth, der kann auch das Laster dergestalt fortpflanzen und die Tugend auszurotten suchen. Denn wie wäre es möglich, zu diesen Absichten gute Bewegungsgründe auszusinnen? Die Tugend müßte ja mit den Lastern einerley seyn; wenn das angienge. Folglich hat denn die **wahre Beredsamkeit** allezeit das Beste ihrer Zuhörer zur Absicht: die falsche hergegen machet

sich

sich kein Bedenken, ihnen auch zu schaden. Doch will ich nicht behaupten, daß diese es allezeit in der That so böse meynet. Auch bey den besten Absichten lassen sich von ungeschickten Leuten schlechte Mittel anwenden. Viele wünschen zwar der Wahrheit und Tugend durch ihre Reden zu dienen: sie haben aber nicht Verstand und Gelehrsamkeit genug, solches auf gehörige Art zu thun. Sie brauchen schwache Beweise, wo sie die stärkesten haben könnten; bloß aus Mangel der Einsicht. Sie haben keine Vernunftlehre gelernet, und wissen also die Scheingründe nicht von ächten zu unterscheiden: daher beschimpfen sie die wichtigsten Wahrheiten durch ihren schlechten Vortrag, der nur aus einer falschen Beredsamkeit herrühret.

IX. §.

Bey den Alten hat die falsche Beredsamkeit sonderlich vor Gerichte ihren Sitz gehabt: wo man nicht minder die bösen, als die guten Sachen vertheidigen mußte. Denn die damaligen Sachwalter mußten Redner seyn, und sich also auf Kunstgriffe legen, auch den ungerechtesten Handlungen ihrer Clienten eine Farbe zu geben. Dazu halfen ihnen nun die dialektischen Disputirkünste, dadurch man alles wahrscheinlich machen konnte: und die rhetorische sogenannte Topik, davon Aristoteles ganze Bücher geschrieben. Doch diese falschberühmte Kunst ist, bey allen rechtschaffenen Leuten, bald in Verachtung gerathen: zumal da ihre Liebhaber, die Sophisten, sich mit ihrer Unwissenheit, Unverschämtheit, und pralerhaften Windmacherey selbst verhaßt machten. In neuern Zeiten hat man, zum wenigsten in Deutschland, die Beredsamkeit aus den Gerichtsstuben verbannet; und sie also von der Nothwendigkeit, schlimme Sachen zu vertheidigen, befreyet. Allein es fehlet gleichwohl an Gelegenheiten nicht, wo sich dieselbe, in allerley Geschäfften, zur Verdunkelung der Wahrheit und Ausbreitung der Unwahrheit, muß brauchen lassen. Dahin gehören nun hauptsächlich schmäuchelhafte und unverdiente Lobreden; Reden, welche zu Vertheidigung ungegründeter Lehren gehalten werden; ja auch

alle die, so zwar Wahrheiten, aber auf eine ungegründete Art, und mit unzulänglichen Beweisen vortragen. Wo bleiben endlich die vielen Reden, worinn man nicht einmal die Absicht hat, seine Zuhörer zu überreden? die also nur aus einem verworrenen Geschwätze bestehen; darinn man nur seine Belesenheit, und den mit großer Mühe gesammleten, oder gar von andern erborgten Reichthum der Vorrathsbücher zu zeigen willens ist.

X. §.

Ob nun wohl aus dem bisherigen ein jeder leicht begreift, was wir durch die **Ueberredung** verstehen: so muß ich doch noch mit wenigem zeigen, wie dieselbe von einer **Ueberführung** unterschieden sey. In meiner Vernunftlehre ist solches zwar bereits geschehen; doch gehöret es hieher auch: und also muß ich es nicht vorbey lassen. Einen **überführen**, heißt einen durch eine Reihe unumstößlicher Vernunftschlüsse, die aus den ersten Gründen hergeleitet werden, oder durch eine Demonstration, zum Beyfalle bewegen, ja dazu nöthigen und zwingen. Diese Art, andern Wahrheiten beyzubringen, gilt nur da, wo man sein Erkenntnis auf den höchsten Grad der Gründlichkeit getrieben; und zugleich solche Zuhörer vor sich hat, die eine so geübte Vernunft besitzen, daß sie eine lange Kette von Schlußreden fassen, und einsehen können. Nun ist es leicht zu denken, daß ein Redner weder allezeit so viel Einsicht von den Sätzen, die er vorträgt, haben kann; noch auch, wenn er sie gleich hätte, überall solche geschickte Zuhörer antreffen würde, die eines so gründlichen Vortrages gewohnt wären. Daher schicket sich für ihn nichts besser, als die **Ueberredung**; das ist ein Vortrag der Wahrheit durch wahrscheinliche Gründe, die auch ein Zuhörer von mittelmäßigem Verstande ohne alle Mühe fassen und einsehen kann. Diese Art der Beweise läßt sich nun überall finden, wo nur Wahrheit zu vermuthen ist. So gar in historischen Wahrheiten, wo der Beweis durch Zeugen, oder die **Ueberzeugung**, statt findet, kann man sich derselben bedienen, wenn es an Zeugen fehlen sollte. **Cicero** hat, in seinen Reden dieses gewiesen, wo es

sich

sich nämlich fragete: ob dieser oder jener etwas gethan habe, oder nicht? als z. E. in den Reden für den Sextus Roscius, und für den Milo.

XI. §.

Doch ist es hier meine Meynung gar nicht, zu verbiethen, daß ein Redner entweder kein demonstratives Erkenntniß besitzen; oder doch von solchen Sätzen, die sich demonstriren lassen, gar nicht reden müsse. Nein, die Gründlichkeit ist eine sehr gute Eigenschaft aller Gelehrten; und sie wird also auch an einem Redner kein Fehler seyn. Vielweniger wird es zu tadeln seyn, wenn man seinen Zuhörern Wahrheiten vorträgt, die demonstriret werden können. Je gründlicher ein Redner einen Satz einsieht, desto leichter wird es ihm fallen, andere davon zu überreden: hingegen würde es ihm schwer seyn, andern eine Meynung beyzubringen, die er selbst nur obenhin untersuchet hätte, und davon er selbst noch nicht überredet wäre. Unsere Meynung geht nur dahin, daß er sich in seinem Vortrage nicht der allergrößesten Schärfe im Erklären und Beweisen bedienen soll, die von den Weltweisen gefodert wird: gesetzt, daß seine vorhabende Materie solches zuließe, und er selbst die beste Fähigkeit dazu hätte. Solche starke Speise schicket sich für die gemeine Art der Zuhörer nicht. Diese haben so viel Aufmerksamkeit, Geduld und Fertigkeit im Schließen nicht, als ein Schüler der höhern Wissenschaften haben muß. Er würde also entweder nichts von dem allen verstehen, was man ihm sagete; oder gar nicht einmal zuhören. Der Redner muß sich von seiner Höhe ein wenig herunter lassen, und auch von gelehrten Dingen ohne alle Kunstwörter, und, so viel möglich in der gemeinen Sprache reden, die ein jeder versteht. Er muß in seinen Beweisen nur bis auf Sätze zurück gehen, die ein jeder einräumet, ob sie gleich noch weiter erwiesen werden könnten. Er muß endlich nicht gar zu viel Vernunftschlüsse hintereinander machen; als wodurch er den Verstand seiner Zuhörer nur abmatten und überhäufen würde.

XII. §.

Aus dem bisherigen wird es sich nun auch unschwer begreifen lassen, warum ich gesaget habe, daß die Beredsamkeit eine Geschicklichkeit sey, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden. Es versteht sich nunmehr nämlich, daß man Einfältigen, zum Vortheile der Irrthümer, zwar auch durch die falsche Beredsamkeit, ein Blendwerk vormachen könne: aber daß für die wahre Beredsamkeit hauptsächlich alle Arten der Wahrheiten gehören. Hier ist in der That nichts ausgeschlossen, was nur einiger maßen von Wichtigkeit ist, und den Fleiß eines Redners verdienet. Es verdienet aber denselben ein jeder Satz, davon er seine Zuhörer gern überreden möchte; weil es ihnen nützlich und nöthig, auch dem gemeinen Besten zuträglich ist, davon überredet zu seyn. Dahin gehören also alte und neue, theoretische und praktische, dogmatische und historische Wahrheiten; mit einem Worte, alles, wovon sich ein wahrscheinlicher Beweis führen läßt. Die Regeln, welche die Redekunst davon giebt, sind allgemein, und schicken sich auf alles, was eine Wahrheit ist, und andern vorgetragen werden soll, um sie davon zu überreden. Es wäre also vergeblich, wenn man die Redekunst nach den Materien abtheilen wollee. Die Zuhörer sind allezeit Menschen, die Verstand und Sinne, einen Willen und Begierden haben. Hieraus müssen also auch einerley allgemeine Regeln fließen, die man in allen Reden beobachten muß, wenn man die Absicht der Ueberredung glücklich erreichen will.

XIII. §.

Soll aber die Redekunst, wie gleich anfangs gedacht worden, eine vernünftige Anweisung zur Beredsamkeit seyn; so muß dieselbe nicht in gewissen willkührlich angenommenen Regeln bestehen; sondern auf die Natur des Menschen gegründet, und aus der Absicht des Redners hergeleitet werden. Nichts ist in Wissenschaften und freyen Künsten vernünftig, als was auf gute Gründe gebauet ist. Diese sind aber nicht die Meynungen und Zeugnisse großer

Leute;

Leute; nicht die Exempel derer, die hier oder dort für Redner gehalten werden; nicht das Neue oder das Alte, in so weit es neu oder alt ist: sondern die unveränderliche Natur des Menschen, als mit welchem ein Redner zu thun hat. Ein Bildschnitzer geht anders zu Werke, wenn er ein hölzernes, als wenn er ein steinernes Bild verfertigen will: sein Gegenstand und seine Materie schreiben ihm die Regeln vor, darnach er sich richtet. Was würde er sagen, wenn man ihm eine neue Methode angeben wollte, das Holz in die Länge zu sägen, und in die Queere zu spalten? So ist es in der Redekunst gleichfalls. Man muß die **Vernunftlehre** und die **Sittenlehre** zu Hülfe nehmen, und den Verstand und Willen des Menschen kennen lernen. Wer dieses nicht thut, der kann weder gute Regeln der Beredsamkeit vorschreiben, noch die vorgeschriebenen recht glücklich beobachten. Alle neue ausgekünstelte Methoden taugen nichts, wenn sie von dieser Richtschnur abweichen. Auch die Alten werden von uns nur darum zu Lehrern und Mustern angepriesen, weil sie ihre Regeln und Exempel nach dieser Vorschrift eingerichtet haben. Ihr Ansehen soll also unsern Regeln keine Kraft geben: sondern ihr Beyfall soll uns nur, wider den Vorwurf der Neuerung, zur Rechtfertigung dienen.

XIV. §.

Indessen rathe ich einem jeden, der diese meine Redekunst lesen wird, mit meiner Anleitung nicht schlechterdings zufrieden zu seyn. Ich bin so neidisch nicht, daß ich andern die Quellen misgönnen sollte, daraus ich selbst meinen Durst gelöschet habe. Man lese also des großen Weltweisen **Aristotels** rhetorische Bücher, sowohl die er an den Theodektes, als an Alexandern den großen, geschrieben hat. Ist man der französischen Sprache kundig, so kann man die Uebersetzung der ersten, die **Cassandre** uns geliefert hat, so lange brauchen, bis uns jemand eine deutsche liefern wird. Man nehme unter den andern griechischen Lehrern der Beredsamkeit auch den **Longin** dazu, der in seinem Buche vom **Erhabenen**, wenigstens im Absehen auf die Schreibart, sehr nützlich zu gebrau-

chen ist. Auch Lucian ist in den oben angeführten Stellen, und sonst hin und wieder, mit Nutzen zu lesen. Von den Lateinern aber ist Cicero in allen seinen rhetorischen Schriften, die ich nicht alle erzählen mag, der vollkommenste Lehrmeister der Redekunst. Man muß sie alle mit Fleiß lesen, wenn man sich recht fest setzen, und die große Einsicht dieses Mannes vollkommen kennen lernen will. Auch das Gespräch von den Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, muß man zu Hülfe nehmen, wenn man sich einen rechten Begriff von der alten Beredsamkeit machen will: weswegen ich es auch diesem Werke, an statt einer Einleitung, vorgesetzet habe. Endlich lese man auch den Quintilian; wo nicht ganz, doch wenigstens die ersten und letzten Bücher desselben: als worinn das meiste, auch zu unsern Zeiten noch, brauchbar ist; da hingegen die mittlern sich mehr auf die gerichtliche Beredsamkeit der Alten beziehen.

XV. §.

Auch von neuern Anleitungen zur Redekunst etwas zu gedenken: so muß ich einige Franzosen in diesem Stücke rühmen, und zwar lauter solche, die ich selbst gelesen, und den Regeln der Alten gemäß befunden habe. Darunter ist nun der Jesuit Rapin einer der besten, der nicht nur von der Beredsamkeit, sondern auch von der Dichtkunst, Historie und Philosophie die vernünftigen Gedanken ans Licht gestellet hat. Auch seine Vergleichung (comparaison) Cicerons und Demosthens ist hier mit Nutzen nachzulesen. Nächst diesem muß ich den obgedachten P. Lami und seine Art de parler loben. Eines Ungenannten Tractat, de la Rhetorique selon les preceptes d'Aristote, de Ciceron et de Quintilien etc. die zu Paris 1728. in 8. heraus gekommen, ist auch sehr zu loben. Fenelons Gespräche von der Beredsamkeit sind überaus schön, und die Reflexions sur l'Eloquence, die man außer denselben hat, sind auch nicht ohne Vortheil zu gebrauchen. In Rollins obangeführtem ausbündigen Werke, wie man die schönen Künste und Wissenschaften lernen kann, handelt ein ganzer Band auf eine sehr gründliche Art von der Redekunst.

Wo

Wo bleiben nun noch einige kleinere Schriften, die auch dahin gehören? Z. E. des P. Bouhours Maniere de bien penser dans les Ouvrages d'esprit; des Herrn Furetiere Nouvelle allegorique de la guerre, dernierement arrivée dans le Royaume de l'Eloquence; des Herrn le Faucheur Tractat, de l'Action de l'Orateur, den einige dem berühmten Conrard zuschreiben; ein andres kleines Werkchen, unter dem Titel: Methode nouvelle pour bien animer un discours; und endlich eine kleine Rhetorik, L'eloquence du Tems, die einem Frauenzimmer zu gut geschrieben worden? Man sehe auch in der deutschen Gesellschaft eigenen Schriften und Uebersetzungen I. Theil, a. d. 420. S. das von Hrn. Prof. Mayen übersetzte Werkchen, der Redner genannt.

XVI. §.

Von deutschen Rhetoriken kann ich unter denen, deren Verfasser bereits todt sind, keine einzige loben, als Philipp Melanchthons seine; und Prof. Polykarp Müllers. Von den übrigen habe ich schon oben meine Gedanken gesaget. Von Anleitungen itztlebender Gelehrten zur Redekunst hätte ich zwar verschiedene Lobsprüche zu sagen: wenn ich es nach meiner obigen Regel thun dörfte. Ich würde nämlich zum Theile für einen Schmäuchler angesehen werden: zum Theile aber würde ich auch diejenigen erzürnen, von denen ich nichts sagen möchte; und ein bloßes Stillschweigen würde schon die Kraft eines Tadels haben. Weil es also das Ansehen bekömmt, als ob ich diese meine Redekunst ganz allein für etwas gutes ausgäbe: so gestehe ich es selbst, daß alles Gute, was sie in sich hält, nicht aus meinem Kopfe entsprungen, sondern von den Alten, und nächst ihnen, von den itzterwähnten Ausländern entlehnet ist. Diesen habe ich alle meine rhetorische Wissenschaft zu danken: und wer ihre Schriften selbst lesen will, der kann mein Buch entbehren. Daß ich aber nicht bey allen §. §. die Stellen aus ihnen anführe; das kömmt theils daher, weil ich keine Sammlungsbücher habe, darinn ich die zu meinen Regeln gehörigen Zeugnisse gleich finden könnte; theils weil ich überhaupt kein Freund von solchem

Mischmasche aus allen Sprachen und Zungen bin. Ich habe auch alle gemeldte Bücher mit solchem Fleiße gelesen, und, bey meinen vieljährigen oratorischen Lectionen, über meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst, so viel darüber nachgedacht, daß mir alles darinn so eigen geworden ist, als ob ichs selbst erfunden hätte. Wem daran gelegen ist, der kann sich die ähnlichen Stellen aus den Alten selbst anmerken, und am Rande hinzuschreiben, wo sie stehen sollen: wie ich denn auch bey der akademischen Redekunst sehr viele angeführet habe und hier mittheilen will.

Das II. Hauptstück.

Von dem Charactere eines Redners, und von denen ihm dienlichen Vorbereitungen.

I. §.

Durch einen Redner verstehe ich einen gelehrten und rechtschaffenen Mann, der die wahre Beredsamkeit besitzt. Ich schließe also aus der Zahl der Redner die Sophisten und alle Schwätzer aus, die entweder eine falsche Beredsamkeit besitzen; oder nur viele Worte machen, aber keinen Menschen dadurch überreden, vielweniger jemanden bewegen, etwas zu thun oder zu lassen. Man nenne also dergleichen Leute Windmacher, Plauderer, oder wie man will: genug, daß sie den Namen der Redner nicht verdienen. Wollte man aber diese Benennung in einer so allgemeinen Bedeutung nehmen, daß alle, die sich ihrer Zunge mit einer gewissen Fertigkeit zu bedienen wissen, dieselbe bekämen; wie man etwa einen jeden Schmierer einen Maler, oder jeden Reimschmied einen Poeten zu nennen pflegt: so wird dieses ein bloßer Misbrauch seyn; dem man nicht anders, als durch einen vielfältigen Unterscheid, unter großen, mittelmäßigen und schlechten Rednern, wird abhelfen können.

Wei-

Weiter schließe ich auch von dem Namen eines Redners alle bloße Stilisten aus, die zwar in dogmatischer, historischer und epistolischer Schreibart, ihre Gedanken sehr geschickt zu entwerfen wissen; aber dessen ungeachtet keines von denen Stücken in ihrer Gewalt haben, welche ich oben zur Beredsamkeit erfoderte. Doch behaupte ich deswegen nicht, daß ein Redner sich ohne eine schöne Art des Ausdruckes behelfen könne oder solle. Nein, er brauchet auch dieselbe wohl, zu Beförderung seiner Absicht: aber das Hauptwerk ist sie nicht. Die Beredsamkeit begreift zwar die Wohlredenheit in sich, aber nicht umgekehrt.

II. §.

Ich habe gesaget, ein Redner sey ein **gelehrter Mann**; und dadurch behaupte ich: daß kein Ungelehrter ein Redner seyn könne. Man wird mir dieses leicht zugeben, wenn man erwägen will, was für eine weitläuftige Wissenschaft zur wahren Beredsamkeit gehöret. Ein Redner muß von allerley vorkommenden Dingen so zu reden vermögend seyn, daß er sich Beyfall erwirbt, und auch diejenigen zu seiner Meynung bringet, die ihr vorhin zuwider waren. Dazu gehöret nun sehr viel: denn fürs erste muß er selbst die Sache, davon er redet, vollkommen innen haben; ja sie besser, als seiner Zuhörer, einsehen. Nun laufen aber die meisten Materien der gewöhnlichen Reden, in eine von den so genannten vier Facultäten, oder doch in eine von den freyen Künsten. Alle diese aber gehören zur Gelehrsamkeit: und wer sie versteht, der ist ein Gelehrter. Zwar wollen wir auch einigen Unstudirten es gar gern einräumen, daß sie in gewissen Dingen, die zu ihrer Lebensart gehören, eine ziemliche Geschicklichkeit und Fertigkeit im Reden besitzen: allein das ist eine bloße Wohlredenheit; dazu eine natürliche Lebhaftigkeit des Geistes, ein Reichthum in Worten und Gedanken, und ein öfterer Umgang mit Leuten schon zulanget. Gesetzt aber, daß einige unter den so genannten Unstudirten, das ist, Leuten, die kein Latein können, zuweilen weit mehr durch ihr Reden ausrichteten, und wohl gar ihre Zuhörer überreden, er-

hitzen und zu gewissen Dingen aufbringen könnten: so würde ich ihnen sogleich unter den Gelehrten einen Platz einräumen. Denn nothwendig müssen Personen von dieser Geschicklichkeit mehr wissen, als der gemeine natürliche Verstand einem jeden geben kann. Sie müssen entweder im französischen und in andern heutigen Sprachen; oder wenigstens in ihrer Muttersprache ein vieles gelesen haben, welches ihnen zu einer solchen Stärke im Reden behülflich gewesen. Das Erkenntniß der Sachen nämlich, nicht aber der Sprachen, machet gelehrt: und selbst die griechischen Redner sind ja bloß in ihrer Muttersprache zu aller der Wissenschaft gelanget, die sie zu ihrer Kunst nöthig gehabt haben.

III. §.

Zum andern aber muß ein Redner nothwendig den Verstand und Willen seiner Zuhörer kennen, und auf die gehörige Art anzugreifen wissen. Jener soll überredet, dieser aber gelenket werden: wie wird nun ein Mensch dazu vermögend seyn, der sich die Kräfte der Seelen gar nicht bekannt gemachet hat; der die Quellen der Vorurtheile nicht entdecken; die irrigen Meynungen nicht in ihren Wurzeln ausforschen; die heimlichen Triebfedern der Begierden nicht auskundschaften, und die neuen Bewegungsgründe seinen Zuhörern nicht recht ans Herz legen kann? Daher gehöret denn hauptsächlich die Vernunft- und Sittenlehre für einen Redner: und da beyde in der Psychologie, oder der Lehre von der menschlichen Seele ihren Grund haben: so gehöret auch hauptsächlich diese dazu. Ein wildes Pferd kann man unmöglich recht regieren, wenn man seine Tücke nicht kennet. Kein Gleichniß ist geschickter, den Zustand einer Menge Volkes, die einem Redner zuhöret; und die Pflicht eines Redners zu entwerfen. An Gewalt ist ein muthiger Gaul seinem Reiter weit überlegen: es kömmt bloß auf die Art und Geschicklichkeit an, womit dieser sich zum Herrn darüber machen muß. Gleichergestalt hat auch ein Redner nichts zu befehlen. Keiner von seinen Zuhörern ist so schlecht, der ihm nicht den Gehor-

sam

sam versagen würde, wenn er es so anfangen wollte: aber durch Glimpf und vernünftige Vorstellungen, läßt sich das wildeste Herz gewinnen. Dazu gehöret nun Einsicht in den Verstand und Willen des Menschen; das ist, eine gute Vernunft und Sittenlehre *.

IV. §.

Ich könnte von dieser Nothwendigkeit, die Philosophie zu verstehen, aus **Ciceron**s Schriften noch ein vieles sagen. Ich könnte den **Demosthen**, als einen fleißigen Schüler **Platons** zum Muster darstellen. Ich könnte auch den **Perikles** noch dazu anführen, welchen **Sokrates**, in dem Phädrus des Plato, nur deswegen allen übrigen Rednern seiner Zeit vorgezogen: weil er den **Anaxagoras** fleißig gehöret hatte; der doch ein bloßer Natürkundiger war. Hatte nun auch das physikalische Erkenntniß eines Redners so viel Einfluß in seine Beredsamkeit: was wird nicht dasjenige, was wir ihm aus der Weltweisheit als nöthig angepriesen haben, seinen unbeschreiblichen Nutzen überall zeigen? Ich könnte ferner nach diesen Vorgängern sagen: daß man in einer Rede weder deutliche Erklärungen, noch gründliche Beweise, die doch zur Ueberredung unentbehrlich sind, ohne die Philosophie geben könne; ja daß man von den Pflichten und Handlungen der Menschen, von Tugenden und Lastern, und tausend andern Dingen, die unaufhörlich vorkommen, nichts rechtes würde sagen können, wenn man die Weltweisheit nicht inne hätte. Allein ich muß dieses nur kürzlich fassen, um auch den **Quintilian** noch zum Zeugen anzuführen. Die-

* Cicero in seinem Brutus c. VI. saget: Dicere bene nemo potest, nisi qui prudenter intelligit: quare qui eloquentiæ veræ dat operam, dat prudentiæ. Und in dem III. Capitel seines Redners an den Brutus schreibt er: Fateor me oratorem, si modo sim, aut etiam quicumque sim, non ex rhetorum officinis, sed ex Academiæ spatiis exstitisse. Bald darauf aber machet er den Schluß: Positum sit igitur in primis, quod post magis intelligetur; sine Philosophia non posse effici, quem quærimus, eloquentem.

Dieser erzürnet sich in seiner Vorrede recht, das man die Lehren der Weisheit von der Beredsamkeit getrennet, und zwo ganz besondere Wissenschaften daraus gemachet. Er behauptet: von rechtswegen sollten der weise Mann und der Redner allezeit in einer Person beysammen seyn: und so wäre es auch vorzeiten gewesen. Bloß aus Faulheit hätte man hernach beydes von einander gerissen; und zwar dazumal, als die Zungen der Redner angefangen, feil zu stehen. Denn da hätten die Bösen sich der Beredsamkeit, zu Vertheidigung schlimmer Sachen, gemisbrauchet, und die guten Sitten ganz verlassen. Endlich schließt er so: ein Redner solle ein solcher Mann seyn, der mit Recht ein Weiser heißen könne; und der so wohl an guten Sitten, als an Wissenschaft und Beredsamkeit, vollkommen sey *.

V. §.

Von den übrigen Künsten und Wissenschaften, sind die beyden angeführten Meister der Redekunst gleichfalls der Meynung, daß ein Redner sie nicht entbehren könne. Sie wollen, er solle die Alterthümer und Geschichte, die Rechtsgelehrsamkeit, die Mathematik, die Musik, die Malerkunst, ja fast alles übrige verstehen, was der menschliche Witz nur erfunden hat. Allein man muß dieses nicht so schlechterdings annehmen. Die Wissenschaft vieler Dinge ist allerdings einem Redner sehr zuträglich. Je weitläuftiger sein Erkenntniß ist, desto besser und ausführlicher wird er von tausend Dingen reden können. Alle Wissenschaften haben eine gewisse Verbindung mit einander: so gar, daß man keine vollkommen verstehen kann, wenn man von den andern gar nichts weis. Ja wenn man von einer gewissen Materie noch so geschickt zu reden weis, und von den andern Dingen gar nichts versteht: so kann man oft sehr lächerliche Fehler begehen, die einen Redner in Verachtung bringen. Gesetzt also, daß man nur ein geistlicher, oder politischer, oder juristischer,

* Sit igitur orator vir talis, qualis vere sapiens appellari possit; nec moribus modo perfectus, sed etiam scientia, et omni facultate dicendi.

scher, oder ein Schulredner werden wollte: so würden einen doch die übrigen Gattungen des Erkenntnisses, theils vor Fehlern bewahren, theils zieren, theils in ein gewisses Ansehen setzen; welches allerdings zur Ueberredung auch etwas beyträgt. Denn einem Manne, den man für sehr gelehrt hält, giebt man viel eher Beyfall, als einem solchen, der in den meisten Arten des Erkenntnisses für ganz unwissend gehalten wird. Wir rathen es also gleichfalls einem jeden, der ein Redner zu werden gedenket, keine freye Kunst, keine Wissenschaft für unnöthig und unnützlich zu halten. Man muß sich außer seiner Hauptsache, so viele Dinge bekannt machen, als nur möglich ist: damit man in allen Gattungen des Erkenntnisses, wo nicht für geschickt, doch nicht für ungeschickt gehalten werde.

VI. §.

Ich habe ferner oben gesaget: ein Redner müsse auch ein rechtschaffener Mann seyn; und dieses geht auf seinen Willen, oder auf seine Sitten. Auch dieses haben die Alten, sonderlich Cicero und Quintilian von ihm gefodert. Der letztere schreibt dieses ausdrücklich*, und beweist diese Eigenschaft hauptsächlich daher; weil ein boshafter Mann, der dabey beredt wäre, dem gemeinen Wesen höchst schädlich seyn würde. Er setzet hinzu, daß alle seine Mühe, die er, einen zum Redner zu machen, angewandt, sehr übel angewandt seyn würde: wenn er zum Verderben des menschlichen Geschlechts, nicht einen Soldaten, sondern einen Mörder mit den Waffen der Beredsamkeit ausgerüstet hätte. Ja er hält dafür, es wäre besser gewesen, daß der Mensch stumm gebohren würde; als daß er diese Gabe des Himmels zum Schaden des gemeinen Wesens anwenden sollte. Der Beweis ist gut, aber er geht noch weiter, und zeiget: daß man nicht einmal ein Redner werden könne, wenn man nicht ein rechtschaff-

* Siehe Instit. Orat. XI. B. I. Cap. Sit ergo nobis Orator, quem instituimus, is, qui a M. Cicerone finitur, *vir bonus*, dicendi peritus.

schaffener Mann ist *. Denn da ein Redner Verstand und Klugheit besitzen müsse: so könne derjenige ja unmöglich Verstand haben, der aus freyer Wahl das Böse dem Guten vorzieht; noch auch derjenige Klugheit besitzen, der sich muthwillig, entweder den Strafen der Oberkeit, oder doch den Foltern eines bösen Gewissens aussetzet. Hernach würde ja ein Boshafter allezeit, so wohl von den Weltweisen, als von dem Pöbel, für einen Thoren gehalten. Weil nun ein Thor unmöglich ein guter Redner seyn kann: so könne es auch ein Boshafter unmöglich werden.

VII. §.

Man kann noch verschiedene Betrachtungen hinzusetzen, dieses desto wahrscheinlicher zu machen. An einem Redner muß alles etwas zur Ueberredung beytragen; folglich auch seine Gemüthsart, und sein Wandel. Man ist ohne Zweifel viel geneigter, einem rechtschaffenen, tugendhaften Manne, in dem, was er vorbringet, Beyfall zu geben; als einem gottlosen, ungerechten, boshaften und leichtfertigen Menschen. Wer es mit niemanden gut meynet, der findet keinen Glauben. Ein jeder ist mistrauisch gegen ihn: denn man vermuthet einen Betrug, auch wenn er sich am redlichsten stellet. Ein jeder fürchtet, er möchte etwa aus Eigennutz, oder andern bösen Absichten die Sachen verdrehen. Hergegen wenn man den Redner für einen ehrlichen und redlichen Mann hält: so glaubet man ihm oft auf sein bloßes Wort. Man kennet seine Liebe zur Wahrheit und Tugend, und diese gute Meynung giebt allen seinen Sätzen einen Nachdruck. Ein solcher Redner war in Rom **M. Porcius Cato.** Wenn er jemands Vertheidigung übernahm: so war der Proceß schon halb gewonnen, ehe er noch zu reden anfing. Seine strenge Tugend überredete einen jeden, daß er die Sache nicht vertheidigen würde, wenn sie nicht gerecht wäre. **Cicero** empfand dieses einmal, als er eine Sache wider ihn zu führen hatte.

* Longius tendit hoc judicium meum. Neque enim tantum id dico, eum, qui sit Orator, virum bonum esse oportere: sed ne futurum quidem Oratorem, nisi virum bonum.

hatte. Er mußte daher nicht nur wider die Gründe der Gegenpartey; sondern auch wider das Ansehen ihres Vertheidigers, Catons streiten. Er mußte eine Abschilderung der stoischen Philosophie machen, und dadurch Catons Tugend als gar zu rauhe und strenge vorstellen, um dadurch seine Anklage in etwas verdächtig zu machen. Aus dem allen erhellet, daß allerdings ein Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse; wenn er seinen Zweck, die Ueberredung der Zuhörer mit leichter Mühe erhalten will. Die Einwürfe, die darwider gemacht werden können, habe ich in einer eigenen Rede widerleget, die man in der Sammlung derselben nachschlagen kann.

VIII. §.

Nachdem wir den Character eines Redners nach seinem Verstande und Willen beschrieben haben: so müssen wir ihn auch nach seinen übrigen Gemüthskräften und natürlichen Gaben abschildern, die er besitzen muß, wenn er nur etwas mehr als ein mittelmäßiger Redner werden will. Es gehöret aber fürs erste zu einem Redner eine große **Scharfsinnigkeit.** Diese ist eine Fertigkeit, viel an einem Dinge wahrzunehmen, und sich also von jeder vorkommenden Sache, in der Geschwindigkeit einen deutlichen Begriff zu machen. Man nennet diese Gabe sonst einen hurtigen und fähigen, auch wohl einen aufgeweckten und muntern Kopf; jenes in eigentlichem, dieses in verblümtem Verstande: uud nichts ist einem Redner nöthiger, als dieses. Ein langsamer und schläfriger Mensch schicket sich zu nichts weniger, als zur Beredsamkeit. Ein Redner muß auf alles Achtung geben, was bey einer jeden Sache, in allerley Umständen, bey allerley Zuhörern, zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, zu seinem Vortheile, oder zu seinem Nachtheile dienen kann. Die Anzahl aller dieser Dinge ist oft sehr groß: und wenn er zu jedem davon viel Zeit brauchete; so würde er langsam fertig werden. Vielmals kann er auch nicht alle Dinge und Umstände vorher sehen, und muß mitten im Reden allererst einen Schluß fassen, was er sagen will: wie P. Gisbert, (s. Eloquence chretienne) vom heiligen

Au-

Augustin ein solch Exempel anführt. Folglich ist es denn nothwendig, daß ein Redner viel Scharfsinnigkeit besitzen muß; als die ihn allein fähig machet, auf tausenderley Dinge so aufmerksam zu seyn.

IX. §.

Nächst dieser, muß er auch eine starke **Einbildungskraft**, und einen lebhaften **Witz** besitzen. Dieser ist eine Fertigkeit, die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen, wenn sie gleich so merklich nicht wären: jene aber ist eine Fähigkeit, die vergangenen und vormaligen Bilder der Dinge, sich wiederum als gegenwärtig vorzustellen, so bald man im geringsten darzu veranlasset wird. Der Nutzen des Witzes zeiget sich nicht nur in der Erfindung schöner Gleichnisse, als die mit den verglichenen Sachen allemal eine Aehnlichkeit haben müssen; sondern auch in den verblümten Redensarten, als in welchen mehrentheils gewisse Gleichnisse liegen. Doch ist der Witz sonderlich zu den sogenannten guten Einfällen nöthig, die vermöge der Einbildungskraft durch Veranlassung der gegenwärtigen Dinge, hervor gebracht worden. Denn diese geht allezeit auf die Aehnlichkeiten der Dinge, der Begriffe, der Wörter, der Eigenschaften, Zufälligkeiten und Wirkungen. Ja es ist zuweilen genug, daß wir an gewisse Sachen nur einmal zu gleicher Zeit gedacht haben; wenn wir bey Gelegenheit des einen, wieder auf das andere kommen, und uns dasselbe vorstellen wollen. Dadurch fällt nun einem witzigen Kopfe tausenderley ein, daran ein anderer nicht denket. Jemehr ein solcher schon jemals nachgedacht, erfahren oder gelernet hat; desto mehr Einfälle hat er auch, bey jedem vorkommenden Dinge. Ja durch die verschiedene Verbindung der Begriffe, bringt er oft ganz neue Bilder hervor, daran noch niemand gedacht hat; die aber allemal gut sind, wenn sie nur die Prüfung einer guten Urtheilskraft überstehen kö:nen. Diese Gemüthskräfte nun machen es, daß ein Redner den Vorwurf der Magerkeit und Trockenheit in seiner Schreibart vermeiden, ja auch im äußerlichen alles durch einen muntern Vortrag beleben kann.

X. §.

X. §.

Endlich gehört zu einem guten Redner auch ein gutes und getreues Gedächtniß. Dieses gründet sich zwar auf eine gute Einbildungskraft; äußert aber seinen Nutzen noch auf besondere Art. Was würde es einem Redner helfen, wenn er noch so sorgfältig alles überleget hätte, wodurch er seine Zuhörer überreden kann: wenn er selbiges nicht behalten, und zu rechter Zeit hervor geben könnte? Auch an der Ordnung der Beweisgründe und Sätze ist viel gelegen: aber auch diese muß uns das Gedächtniß anweisen, wenn wir im Reden nicht irre werden wollen. Mit den Ausdrückungen, die man mit Fleiß ausgesonnen hat, gewisse Gedanken lebhafter und nachdrücklicher vorzubringen, hat es eben die Bewandniß. Es ist also in allen diesen Absichten höchstnöthig, daß ein Redner ein starkes Gedächtniß habe. Wir wollen damit nicht behaupten, als ob ein Redner allezeit seine Reden von Wort zu Wort auswendig lernen müßte. Dieses ist nur Anfängern nöthig, die sich noch nicht so viel zutrauen können, daß sie allezeit an Sachen und Worten einen genugsamen Zufluß haben würden, um nicht gar stecken zu bleiben; oder doch elendes Zeug zu plaudern. Wir wollen nur sagen: daß ein Redner die Vorbereitung zu seinen Reden nicht ganz vergeblich anstelle, daß er nicht das Beste vergesse, das Nöthigste auslasse, das Hinterste zuförderst vorbringe; dazu sey ein gutes Gedächtniß vonnöthen. Denn je besser dieses ist, desto weniger wird er irre werden; desto unerschrockener und herzhafter wird er in seinem Vortrage seyn: indem er nicht besorgen darf, daß er anstoßen oder stecken bleiben möchte.

XI. §.

Doch kömmt es bey dieser Herzhaftigkeit eines Redners, auch nicht allein auf das Gedächtniß an. Es gehöret darzu, als eine neue Eigenschaft eines guten Redners, auch ein unerschrockenes Gemüth. Dieses giebt theils das Naturell einem Menschen, theils aber kömmt es von der Auferziehung und von dem Umgange mit Leuten her. Nichts ist nämlich einem Redner so unanständig und hinderlich, als die Blödig-

Bayerische Staatsbibliothek München

keit und Furchtsamkeit des Gemüthes. Die von Natur mit dieser Schwachheit behaftet sind, schicken sich gar nicht zur Beredsamkeit. Sie sind viel zu kleinmüthig, sich in eine solche Gefahr zu wagen: wo man zwar viel Ehre, aber auch viel Schande einlegen kann. Oft kömmt aber die Blödigkeit bey jungen Leuten, nur aus der einsamen Lebensart, darinnen man sie erzieht; oder sie entsteht aus der Ehrliebe, die in ihnen steckt, und die sie nicht herzhaft werden läßt, so lange sie sich selbst noch nicht viel zutrauen. Diese beyden Hindernisse zu heben, muß man junge Knaben in öffentlichen Schulen unterrichten lassen; damit sie es gewohnet werden, unter vielen Zuhörern aufzutreten und etwas laut herzusagen; auch durch die Vergleichung ihrer Geschicklichkeit mit andern Ungeschicktern, eine gewisse Zuversicht zu sich selbst bekommen mögen. Könnte man aber dazu kein Mittel finden: so muß man theils die Knaben, von Jugend auf, unter viele Leute bringen, daß sie in dem Umgange mit andern die Blödigkeit ablegen lernen; theils muß man sie, durch das Lob ihres Wohlverhaltens und ihrer bereits erlangten Gelehrsamkeit, zu einigem Vertrauen auf sich selbst bringen: bis sich endlich, mit wirklich anwachsender Geschicklichkeit, auch die Herzhaftigkeit einfindet.

XII. §.

Und das wären nun die Gemüthseigenschaften, die ein Redner in hohem, oder doch ziemlichem Grade besitzen muß; wenn er etwas rechtes in seiner Kunst leisten will. Im Absehen auf den Leib, muß er eine **wohlgebildete Gestalt** haben. Es muß kein Fehler an seinem Körper seyn, der in die Augen fällt; das ist, er muß weder lahm, noch höckericht, weder blind, noch einäugicht, noch so sehr schielend seyn, daß man solches in der Ferne merken könnte. Hat er aber außer dem allen, auch eine ansehnliche Länge, und eine angenehme Gesichtsbildung: so ist es desto besser für ihn. Alcibiades ist die schönste Mannsperson seiner Zeit in Athen gewesen; und darum hat er mit seinen Reden so viel Beyfall gefunden. Wohlgebildete Leute sieht man gern an; und wenn sie reden,

so

so finden sie viel leichter Gehör und Beyfall, als andere: zumal, wenn sie auch alles mit anständigen Minen, und mit einer ernsthaften Leutseligkeit vorzubringen wissen. Doch sind die hauptsächlichsten guten Eigenschaften eines Redners im Aeußerlichen, eine laute und anmuthige Stimme, eine deutliche und zierliche Aussprache, und eine lebhafte Erhebung und Senkung des Tones in derselben, die den Sachen, Worten und Gemüthsbewegungen gemäß ist. Endlich brauchet er auch eine männliche und gravitätische Stellung des ganzen Leibes, nebst den freyen und anständigen Bewegungen desselben *. Hat nun ein Redner alle diese Eigenschaften beysammen:

Tum pietate gravem ac meritis, si forte virum quem
Conspexere, silent, arrectisque auribus adstant:
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.

Virg. Aen. I.

XIII. §.

Nun fraget es sich, wie man junge Leute, die sich der Beredsamkeit widmen sollen, auf die geschickteste Art zu erziehen, und zu dieser so schweren Kunst recht vorzubereiten habe? Quintilian hat in seinem ersten Buche sehr weitläuftig davon gehandelt: also muß auch ich wohl etwas davon gedenken. Fürs erste also, muß man einen jungen Knaben, nicht aus unbedachtsamen Gelübden, sondern nach genauer Prüfung seines Naturells, der Beredsamkeit widmen. Es ist thöricht, wenn Mütter ihre Leibesfrucht, noch ehe sie ans Licht gekommen, der Kanzel weihen. Wie kann man es vorhersehen, ob ein solcher eingebildeter Samuel auch die gehörige Geschicklichkeit von Natur dazu haben wird? Es gehöret ja ein gesunder dauerhafter Leib zu einem Redner, den man sich durch keine Kunst geben kann:| es gehöret auch eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte dazu, in deren Austheilung die Natur so ver-

* Neque enim refert videre, quid dicendum sit, nisi id queas solute & suaviter dicere. Ne id quidem satis est, nisi id, quod dicitur, sit voce, vultu, motuque conditius: schreibt Cicero im XXIX. Capitel seines Brutus.

schwenderisch nicht zu seyn pflegt. Man muß also die erste Kindheit vorbey lassen, bis es sich äußert, was für Gaben ein solcher Knabe bekommen hat. Doch muß man dieser Ungewißheit wegen, gleich in dem ersten und zweyten Jahre, ein Kind nicht aus der Acht lassen. In diesen Jahren lernet es die Sprache: und man muß sorgen, daß es dieselbe gut und zierlich aussprechen lerne. Zu dem Ende müssen die Wärterinnen nicht nur selbst eine gute und deutliche, auch nicht pöbelhafte Aussprache haben; sondern auch verhindert werden, daß sie, aus thörichter Gefälligkeit gegen die Kinder, nicht mit verstümmelten und abgebrochenen Worten mit ihnen reden mögen *.) Am allerbesten aber wäre es, wenn sie, wie die Gracchen in Rom, von ihren eigenen Müttern erzogen, und so wenig, als es möglich wäre, in den Händen und im Umgange des Gesindes gelassen würden. Denn was können sie von diesem anders, als eine gemeinere Sprache, viel pöbelhafte Vorurtheile, und böse Sitten lernen?

XIV. §.

Sind nun die ersten drey Jahre vorbey: so ist es Zeit, daß ein Knabe, der eine gute Fähigkeit an sich blicken läßt, allmählich zum Lesen angeführet werde. Auch dieses muß von einem Lehrmeister geschehen, der eine gute Aussprache hat; und sonst mit Kindern sanftmüthig umzugehen weis **. Sonderlich muß ein solcher Achtung geben, daß ein Knabe sich im Lesen nichts singendes, stehnendes oder stammlendes angewöhne:

* Has primum audiet puer, harum verba effingere imitando conabitur - - - - Et hæc ipsa magis pertinaciter hærent, quæ deteriora sunt. Nam bona facile mutantur in pejus: nunc, quando mala in bonum verteris? Non assuescat ergo, ne dum infans quidem est, sermoni, qui dediscendus est. Quint. L. I. c. 1.

** Non alienum fuerit exigere ab his ætatibus, quo sit absolutius os. & expressior sermo, ut nomina quædam versusque affectatæ difficultatis, ex plurimis asperrime coëuntibus inter se syllabis catenatos, & velut confragosos, quam citissime volvant. Quint. l. c.

gewöhne: und daher ist es nicht gut, daß man die Kinder in öffentliche Leseschulen gehen läßt. Denn das singende Wesen, welches sie sich daselbst im Lesen angewöhnen, klebet ihnen hernach auch in anwachsenden Jahren so stark an, daß sie es nicht wieder los werden können. In diesen Jahren ist es auch sehr gut, wenn man Kinder bey aller Gelegenheit kleine Glückwünsche an ihre Aeltern oder Großältern, Gönner oder andre Angehörige, auswendig lernen läßt, und mit einer gewissen Munterkeit hersagen lehret. Außer dem, daß sie ihr Gedächtniß dadurch üben, so lernen sie auch die Stimme auf eine anständige Art erheben und verändern; imgleichen in Stellungen und Bewegungen des Leibes, mit einer gewissen Freyheit und Munterkeit auftreten. Damit dieses letztere desto besser geschehen könne, muß man sie auch beyzeiten der Aufsicht eines Tanzmeisters übergeben. Der muß ihnen zeigen, wie sie die Füße setzen, den Leib gerade führen, den Kopf empor tragen, die Hände bewegen; und in allerley Umständen einem jeden, durch geschickte Beugungen des Leibes, ihre Ehrerbiethung bezeugen sollen. Wenn Kinder dieses nicht in der ersten Kindheit lernen, so behalten sie mehrentheils ein hölzernes Wesen an sich, welches ihnen auch im Reden sehr übel ansteht.

XV. §.

Wenn sie nun zu Hause deutsch und lateinisch, auch wohl französisch lesen gelernet, und irgend das sechste oder achte Jahr zurück geleget haben; so ist es gut, daß man sie in eine wohlbestellte öffentliche Schule schicket: dafern man nur an dem Orte, wo man ist, dergleichen hat, oder auch die Kosten daran wenden kann, solches in der Fremde zu thun. Ich halte nämlich mit dem Quintilian dafür, daß es besser sey, in Gesellschaft vieler andern Knaben erzogen zu werden, wo einer den andern übertreffen, aufmuntern und anspornen kann; als wenn man ganz allein erzogen wird, und also weder seine eigenen Kräfte recht gegen andre abmessen, noch die natürliche Blödigkeit ablegen lernet, die Kindern gemeiniglich anklebet. Ich weis es aus meinem eigenen Exempel, wie sauer mirs in

dem Falle geworden, die Furchtsamkeit fahren zu lassen, die mir von der einsamen Auferziehung anhieng: welche ich bis zu meinen akademischen Jahren, von einem sehr treuen und sorgfältigen Vater, genossen; dem ich auch seine Mühe und Arbeit niemals werde verdanken können. Doch da wir nicht so wohl einen lateinischen, als einen deutschen Redner auferziehen wollen; die deutsche Sprache aber in den öffentlichen Schulen an wenig Orten getrieben, ja wohl gar von pedantischen Schulmeistern verachtet, und verdammet wird: so muß ein sorgfältiger Vater seinem Sohne, auch neben den öffentlichen Schulen, noch einen besondern Unterricht darinnen geben lassen. Es ist nämlich gut und nöthig, daß man Kindern nebst der lateinischen, auch eine deutsche Grammatik beybringen lasse, wie es die Römer mit dem Lateine zu machen pflegten *. Ferner muß man sie angewöhnen, deutsche Historienbücher zu lesen, und zwar lauter solche, die wohl geschrieben sind. Imgleichen muß man ihnen die Schriften der besten Poeten in die Hände geben, als woraus sie einen großen Reichthum in Worten und Redensarten fassen werden.

XVI. §.

Wenn sie nun bis zum 10ten und 12ten Jahre die lateinischen Autoren verstehen gelernet: so ist es Zeit, daß man sie aus den besten derselben, die kleinen Reden, die darinnen vorkommen, auswendig lernen, und mit einer gehörigen Art hersagen lasse. Denn die Lebhaftigkeit und Munterkeit, die in solchen kleinen Proben der Beredsamkeit bey den Alten angetroffen wird, drücket in das Gemüth der Knaben ein gewisses Bild; darnach sie künftig ihre eigene Sachen beurtheilen können. Man thut auch wohl, wenn man sie diese Reden übersetzen läßt, solche sattsam ausbessert, und sie das Deutsche von neuem auswendig lernen und hersagen läßt: damit sie um so vielmehr sehen mögen, daß sich auch in ihrer Muttersprache

der

* Non longe itaque latina subsequi debent, & cito pariter ire. Ita fiet, ut quum NB. *æquali cura linguam utramque* tueri cœperimus, neutra alteri officiat. Quint. I. c. 1.

der Nachdruck und die Schönheit der lateinischen Sprache ausdrücken und erreichen lasse. Man muß aber in der Ausbesserung solcher Uebersetzungen fleißig Acht haben, daß kein Latinismus, oder sonst etwas Ungeschicktes in den Redensarter und Wortfügungen mit unterlaufe. Denn wäre dieses, und sie lernten selbiges auswendig: so würden sie sich eben dadurch etwas Falsches ins Gedächtniß drücken, welches hernach schwerlich wieder zu verlernen wäre. Bey dem allen aber ist es auch noch gut, wenn man sie noch immer an Festtagen, und bey andern Gelegenheiten, kleine Reden halten läßt; die sie gleichwohl nicht selbst verfertiget, sondern nur auswendig gelernet haben dörfen.

XVII. §.

Man wird sich vieleicht wundern, warum ich noch nicht anrathe, die Knaben zur Ausarbeitung anzuhalten: allein ich thue es mit gutem Bedachte. Sie sollen nämlich nicht eher selbst etwas aus ihrem Kopfe zu schreiben anfangen, bis sie etwas gelernet haben, das sie schreiben können. Denn aus einem leeren Gehirne, darinn noch weiter nichts, als lateinische oder griechische Redensarten stecken, läßt sich nichts Kluges hervorbringen. Es ist genug, wenn sie erst die Schriften der Redner kennen, und ihre Schönheit wahrnehmen lernen. Man nehme also irgend nach dem 12ten Jahre, auch wohl später, einige Reden Ciceros mit ihnen vor, und lehre die Schüler, selbige nach den Worten und Sachen recht verstehen. Das erstemal, wenn man sie durchgeht, sey man zufrieden, daß sie dieselben dem Wortverstande nach erklären können, und die Alterthümer, so etwa darinn vorkommen, verstehen lernen. Aber zum andernmale, irgend auf der obersten Classe, mache man sie auf die Sachen aufmerksam, die darinnen vorkommen. Man erzähle ihnen die Umstände der Rechtssache, davon in einer solchen Rede gehandelt wird. Man zeige ihnen die Absicht des Redners, und die Mittel, die er dazu zu gelangen ausgedacht und angewandt hat. Man lehre sie die Gründe anmerken, womit er seinen Clienten verfochten, oder den Gegentheil angekla-

get. Man zeige ihnen aber auch die Affecten, die er zu Hülfe genommen, die Ausschweifungen, die Lehrsprüche, die schönen Einfälle, und alles, was zu Gewinnung der Gemüther etwas hat beytragen können. Dabey aber kann man auch auf den beyden obern Classen meine Vorübungen der Beredsamkeit mit ihnen durchgehen, und sie durch allerley kleine Ausarbeitungen geschickt machen, dereinst größere Sachen zu unternehmen.

XVIII. §.

Da nun bey solchen Uebungen und bey zunehmenden Jahren, auch die Urtheilskraft bey jungen Leuten immer reifer wird: so ist es nunmehr auch Zeit, ihnen einen Vorschmack von der Weltweisheit zu geben. Gegen das 15te Jahr ist ohnedem der Kopf zum Nachsinnen schon geschickt, und fähig genug, eine wohlgefaßte Vernunft- und Sittenlehre zu fassen: wenn es nur nicht an Lehrern fehlt, die selbige geschickt vorzutragen wissen. Dieses muß ihnen nun allererst den Kopf aufräumen, und ihnen ein Erkenntniß von vielerley Dingen beybringen. Hier müssen sie von allen vorkommenden Sachen Erklärungen und Beweise machen, Folgerungen daraus herleiten, Urtheile fällen, und Irrthümer widerlegen lernen. Alles dieses sind logische Künste, die aber ein Redner unmöglich entbehren; und die er sonst nirgends, als in der Vernunftlehre, recht lernen kann. Auch die andern philosophischen Wissenschaften, so entfernet sie auch von der Beredsamkeit zu seyn scheinen, muß man junge Leute mit Fleiß treiben lassen. Sie vertreiben die Unwissenheit, vertilgen den Aberglauben, und mancherley gemeine Irrthümer, und setzen einen in den Stand, von allem, was vorkömmt, vernünftig zu denken und zu reden. Doch ist kein Zweifel, daß die

Lehre

* Neque vero dialecticis modo sit instructus, (Orator) sed habeat omnes Philosophiæ notos & tractatos locos. Nihil enim de religione, nihil de morte, nihil de pietate, nihil de caritate patriæ, nihil de bonis rebus aut malis, nihil de virtutibus et vitiis, nihil de officio etc. nihil inquam sine ea scientia, quam dixi, graviter, ample & copiose dici & explicari potest. Cic. in Or. c. 16. 34.

Lehre von der Seele und die ganze praktische Philosophie, zumal nach der heutigen wolfischen Lehrart, einem künftigen Redner die allervortrefflichsten Dienste thun muß *. Vor allen andern aber wird ein geistlicher Redner solche Vortheile daraus ziehen können, die ihm kein andres Buch so leicht verschaffen wird.

XIX. §.

Wenn nun ein junger Mensch, bey solchen Uebungen in der Weltweisheit, auch in den historischen Wissenschaften, davon ich keine ausnehme, das Seinige gethan; dabey aber allezeit in seiner Muttersprache die besten Schriften, die ihrer Schönheit und Reinigkeit halber bekannt sind, gelesen; sich selbst auch im Uebersetzen aus andern Sprachen in die deutsche fleißig geübet hat: so kann er denn endlich auch einen tüchtigen Schüler der Redekunst abgeben. Wenn er also, nach vorhergegangenen sattsamen Vorbereitungen, in seinem 18ten Jahre dazu schreitet, so hat er noch nichts versäumet. Ja wenn es ihm in jungen Jahren mit dem allen nicht gelungen wäre, so käme er auch im 20sten nicht zu spät. Gesetzt aber, daß mancher wohl erst in diesen Jahren auf hohe Schulen zöge, und sich daselbst erst ein Paar Jahre mit philosophischen und andern Wissenschaften recht bekannt machen wollte: so würde er auch da viel besser thun, wenn er erst in der Mitte seiner akademischen Jahre die Redekunst selbst zu fassen bemühet wäre; als wenn er sie entweder gleich im Anfange treiben, oder gar hindansetzen wollte. Doch ist es nicht genug, daß man sich die Regeln der Redekunst bekannt mache: die Uebung im Schreiben, Ausarbeiten, Uebersetzen und Reden, muß allerdings das beste thun **. Auch geübte Stilisten verlieren allmählich ihre Fertigkeit, wenn sie nicht in beständiger Uebung bleiben. Wie vielmehr wird

** Stilus enim intermissione paullum admodum de celeritate deperdit: promtum hoc, & in expedito positum, exercitatione continetur. Hac uti, sic optimum est, ut quotidie dicamus audientibus pluribus, maxime de quorum simus judicio solliciti. Quintil. L. X. c. VII.

ein Anfänger nicht Ursache haben, sich durch die Uebung eine Fertigkeit zu erwerben?

XX. §.

Die letzte Regel ist noch übrig, die ich einem angehenden Redner zu geben habe: nämlich, daß er die besten Redner seiner Zeit und seines Ortes fleißig hören, und ihnen alles dasjenige abmerken muß, was an ihnen entweder von andern gelobet wird, oder doch ihm selber gefällt. Es ist nicht zu sagen, was die Nachahmung, wie sonst überall, also sonderlich in der Beredsamkeit, für eine Kraft hat. Ein vortrefflicher Redner, der an einem Orte aufsteht, wecket oft unzählige muntere Geister auf: die es sonst nicht würden gewußt haben, daß sie eine Gabe zur Beredsamkeit hätten, wenn nicht das Beyspiel und der Ruhm eines solchen Vorgängers sie zur Nacheiferung gereizet hätte. Cicero würde vieleicht die Redekunst nicht so heftig geliebet haben, wenn er keinen Hortensius vor sich gesehen hätte *: so wie Brutus sich den Cicero zum Muster der Beredsamkeit vorgestellet hat. Wäre mein Exempel nicht viel zu klein, als daß es hier angeführet zu werden verdiente, nachdem ich so große Männer genennet: so würde ich sagen, daß mich zu Königsberg, in meinen akademischen Jahren, einige sehr geschickte Redner zur Nachahmung angeflammet. Doch dieses würde dem obigen keine neue Kraft geben: darum ist es besser, daß ich es mit Stillschweigen übergehe.

* Duo tum excellebant Oratores, qui me imitandi cupiditate incitarent, Cotta, & Hortensius. Cic. in Bruto c. 92.

Das III. Hauptstück.

Von der Eintheilung der Redekunst, und von den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptsätzen.

I. §.

Da wir nun das Werk selbst angreifen, und die Redekunst auf eine gründliche Art vortragen wollen: so fraget es sich, wie wir dieselbe abhandeln werden? damit wir weder etwas überflüßiges einmischen, noch irgend etwas nöthiges vergessen mögen. Wir werden aber ohne Zweifel unsrer Pflicht ein Gnügen thun, wenn wir alles das abhandeln und lehren werden, was ein Redner nothwendig besitzen muß, wenn er eine Rede mit Beyfall und erwünschter Wirkung halten will. Dazu gehöret nun **fürs erste**, eine gute **Erfindungskraft**: welche ihm alle Materien, davon er redet, oder die Ausführung der Sätze, davon er redet, nebst den Eingängen dazu, an die Hand geben muß. **Zweytens** gehöret hierzu eine gute **Anordnung** der erfundenen Materialien, dadurch alles seine rechte Stelle bekömmt. **Drittens** brauchet ein Redner die **Ausarbeitung**, oder die Schreibart; die ihm den gehörigen Ausdruck seiner Gedanken an die Hand giebt. **Viertens** bedarf er ein gutes **Gedächtniß**, alles, was er erfunden, angeordnet und ausgearbeitet hat, wohl auswendig zu behalten. **Und endlich fünftens**, bedarf er einen guten **Vortrag**, so wohl im Absehen auf die Sprache, als auf die Bewegungen des Leibes. Der Verfasser der rhetorischen Bücher an den Herennius saget im II. Cap. des I. Buchs eben das *: und Cicero in seinem ersten Buche von der Erfindung im VII. Cap. stimmet völlig damit überein. Werden wir nun zu diesen fünf Stü-

* Oportet igitur esse in oratore inventionem, dispositionem, elocutionem, memoriam & pronunciationem.

Stücken eine zulängliche Anweisung geben: so werden wir ohne Zweifel eine ausführliche Redekunst zu Stande bringen.

II. §.

Ungeachtet nun diese fünf Stücke bey allen Reden in Betrachtung zu ziehen sind, so sind doch nicht alle Reden von einerley Gattung. Die Alten haben, so wohl in Griechenland, als in Rom, dieselben hauptsächlich in drey Classen abgetheilet: die sie die **erweisende**, die **rathschlagende**, und die **gerichtliche** Gattung, nenneten *. Zu der ersten Gattung gehörten alle Lob- und Schimpfreden auf Personen und Sachen: Z. E. des **Plinius** Lobrede auf den **Trajan**, und des **Cicero** catilinarische und philippische Reden. Zu der zweyten rechnete man die bürgerlichen Reden an das Volk freyer Republiken, von dem, was man in politischen Dingen zu thun, oder zu lassen hätte; dergleichen die philippischen und olynthischen Reden des **Demosthenes**, imgleichen **Cicerons** seine für das manilische Gesetz waren. Zu der dritten Gattung endlich, zählte man die Anklagen und Vertheidigungen der Clienten vor Gerichte; dergleichen die meisten ciceronischen Reden, imgleichen **Demosthens** Rede für den **Kresiphon**, oder von der Krone sind. Von allen diesen Gattungen ins besondere, haben so wohl **Aristoteles**, als der Urheber der Rhetorik an den **Herennius**; imgleichen **Cicero** selbst, und nach ihm **Quintilian**, hier und da gehandelt, und Regeln dazu vorgeschrieben. Es würde also leicht seyn, dieselben auch hier kürzlich vorzutragen, und ihren Gebrauch in heutigen Reden zu zeigen; als woselbst sie wenigstens stückweise statt finden, ja zuweilen auch wohl alle zugleich gebrauchet werden können. Allein die ganz veränderte Regimentsforme hat gemachet,

* *Cic. de Invent. L. I. c. 5.* Aristoteles autem, qui huic arti plurima adjumenta atque ornamenta subministravit, tribus in generibus rerum versari Rhetoris officium putavit, demonstrativo, deliberativo, judiciali.

machet, daß man in Deutschland die beyden letzten Arten so eigentlich nicht mehr brauchet; und also ist es nicht nöthig, sich lange dabey aufzuhalten.

III. §.

Indessen ist es doch gewiß, daß, in allen diesen Gattungen der Reden, die allgemeinen Regeln der Redekunst einerley sind. Man hat allenthalben einen Hauptsatz vor sich, davon man seine Zuhörer überreden will; es mag nun derselbe seyn von welcher Art er wolle: und überall wird man sich den Weg dazu durch einen Eingang bahnen müssen, der die Zuhörer aufmerksam machet, und den Redner bey ihnen in ein gutes Ansehen setzet. Ferner werden alle Sätze, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, eine gewisse Erklärung erfodern, die entweder historisch oder dogmatisch seyn wird. Weiter wird man allezeit gewisse Beweisgründe zu Bestätigung seines Satzes nöthig haben, dadurch der Beyfall der Zuhörer erlanget werden muß. Die Beantwortung der Einwürfe, die theils wider den Huuptsatz, theils wider die Beweisgründe gemachet werden können, wird auch in allen Gattungen der Reden statt finden; dafern man nicht die Ueberredung unvollkommen lassen will. Die Erläuterung, die zum Zierrathe der ernsthaften Sachen, und zur Aufmunterung der Zuhörer pfleget eingestreuet zu werden, ist ebenfalls allenthalben nöthig. Und mit den Bewegungsgründen, welche die Affecten entweder rege machen, oder sie besänftigen können, ist es nicht anders beschaffen. Endlich ist es auch mit dem Beschlusse der Rede eben so bewandt: denn auch dieser kann nirgends ausbleiben. Folglich giebt es denn gewisse Haupt- und Grundregeln, die allenthalben vorkommen, ohne daß man sich um die besondern Gattungen der Reden bey den Alten bekümmern darf *.

IV. §.

* *Cic. L. I. de Inv. c. 14.* Hæ partes sex esse nobis omnino videntur: Exordium, Narratio, Partitio, Confirmatio, Reprehensio, Conclusio.

IV. §.

Z. E. der Hauptsatz in des **Plinius** Lobrede heißt: **Trajanus ist ein vortrefflicher Kaiser**; und der in des **Cicero** I. catilinarischen Rede: **Catilina ist eine Pest des römischen Staats.** Beyde sind also generis demonstrativi. In des **Demosthenes** philippischer Rede wird den Atheniensern der Krieg wider den macedonischen König angerathen; und in den **olynthischen** ist nichts anders seine Absicht: beyde gehören also zum genere deliberativo. In eben dieses Redners Arbeit für den **Kresiphon** ist eine Vertheidigung dieses wackern Mannes, und seiner selbst, gegen die Anklage des **Aeschines** enthalten: und also gehöret sie zum genere judiciali. Wenn **Cicero** den **Archias**, oder den **Ligarius**, den **Roscius** oder den **Milo** vertheidiget; oder gar den **Verres** anklaget: so gehören alle diese Reden zu dieser letzten Classe. Nun überlege man alle diese Sätze; so wird man finden, daß alle oberwähnte Theile einer guten Rede darinn vorkommen werden. Man wird keinen davon entbehren können, wo man nicht entweder seines Zweckes, nämlich der Ueberredung, verfehlen; oder dieselbe bey seinem Zuhörer unvollkommen lassen will. In der That wird auch ein scharfsinniger Leser, alles das in den angeführten Mustern antreffen, wenn er sie mit Bedacht durchgehen will: wie sich solches leicht zeigen ließe, wenn es nicht hier zu weitläuftig fiele. Es bleibt also dabey, daß man, außer den Hauptregeln, sich um die besondern Vorschriften der dreyen Gattungen derselben bey den Alten, nicht bekümmern dörfe.

V. §.

Vieleicht ist es aber nöthiger, die heutigen Gattungen der Reden in gewisse Classen zu theilen, und davon absonderliche Regeln zu geben. Wir läugnen es nicht, daß es nicht heute zu Tage allerley Arten von Reden geben sollte, davon die Alten nichts gewußt haben: Z. E. unsere Predigten, unsere Huldigungs- und Landtagsreden u. s. w. Allein ungeachtet wir von diesen Arten, in dem zweyten Theile unserer Redekunst, ins besondre handeln werden: so ändern doch

hinlich-

dieselben in den allgemeinen Regeln der Redekunst nichts. Denn gesetzt, daß wir alle heutige Reden, auch in drey Gattungen eintheilen wollten; nämlich in lobende, lehrende und complimentirende Reden, dahin sich ganz bequem alle übrige Arten würden bringen lassen: so würde doch auch diese Abtheilung in den Hauptbegriffen der Beredsamkeit nichts ändern. Die ersten beyden Gattungen nämlich, sind vollständige, regelmäßige Reden, die alle obige Theile erfodern: die letzte Gattung aber verdienet, so zu sagen, den Namen der Reden nicht; indem sie nur nach Chrieenart abgehandelt zu werden pflegt, und mehr zur Wohlredenheit, als zur Beredsamkeit zu rechnen ist. Wir wollen uns also, auch durch diese Einwendung, nicht irre machen lassen; und in diesem ersten Theile unsrer Redekunst nur die allgemeinen Hauptregeln der Beredsamkeit vortragen, so wie sie sich allenthalben anbringen lassen, wo man eine vollständige Rede zu halten willens ist. Wer das Schwerere kann, der wird mit Kleinigkeiten leicht zurechte kommen.

VI. §.

Indem wir das Allgemeine, so alle vollständige Reden an sich haben, untersuchet und heraus gebracht haben: so haben wir zugleich gewiesen, worauf sich die Erfindung, als die erste Pflicht eines Redners, gefaßt zu machen hat. Es muß nämlich derselbe I. Eingänge, II. Erklärungen, III. Beweisgründe, IV. Widerlegungen, V. Erläuterungen, VI. Bewegungsgründe, und VII. den Beschluß zu erfinden im Stande seyn. Ich weis wohl, daß die Alten, an statt der Erklärungen, von der Erzählung (narratione) redeten: allein daß dieses einerley sey, das wird sich in dem eigenen Hauptstücke davon zeigen. Ich weis ferner, daß die Alten nach der Erzählung, von einer Abtheilung (divisione) handelten: allein diese gehöret nach unsrer Art, entweder mit zum Hauptsatze, oder sie ist gar nicht nöthig; wie gleichfalls im folgenden erhellen wird. Ferner weis ich auch, daß die Alten von den Erläuterungen keine besondere Pflicht eines Redners machten,

wenn

wenn sie dieselben überhaupt erzählten. Siehe das II. Cap. des I. B. der Rhet. an den Herenn. Allein sie haben nichts desto weniger dieselben in ihren Reden gebrauchet, wie unter andern aus des Cicero Rede für den Archias zur Gnüge erhellet; auch ihren Schülern solche zu brauchen gerathen und vorgeschrieben. Endlich weis ich auch, daß selbst aus der Erregung der Gemüthsbewegungen, in angeführtem Orte, eben keine Hauptpflicht eines Redners gemachet worden: allein sonst sind in Aristotels Redekunst, und in Ciceros Schriften, unzählige Spuren, daß dieses ein höchstnöthiges Stück einer Rede sey. Ja sie haben dieselbe auch mit unter dem Beschlusse verstanden *.

VII. §.

Es ist ein Wunder, daß die Alten unter die Anzahl der Dinge, die man erfinden soll, nicht auch die Hauptsätze der Reden gerechnet haben. Denn das dörfte manchem leicht das allernöthigste, und das allerschwerste zu seyn bedünken, wenn er eine Rede machen soll; wovon, oder was er eigentlich reden solle? Allein die Reden der Alten waren gemeiniglich so beschaffen, daß ihnen nichts leichter fallen konnte, als den Hauptsatz derselben zu bestimmen. Denn was konnte es wohl, z. E. dem Plinius, für großes Kopfbrechen machen, den Inhalt seiner Rede zu erfinden; da es ihm von dem Rathe aufgetragen ward, dem Kaiser Trajan eine Lob- und Dankrede zu halten? ** Was konnte dem Demosthenes leichter fallen, als den Hauptsatz seiner Rede für den Ktesiphon fest zu setzen; da ihm derselbe die Vertheidigung seiner Unschuld, im Absehen auf die athenienfischen Gesetze auftrug? Was konnte eben diesem Redner weniger Mühe machen, als den Hauptsatz seiner philippischen Reden zu finden:

* *De Invent. L. I. c. 53.* Conclusio est exitus & determinatio totius orationis. Hæc habet partes tres, enumerationem, indignationem, & conquestionem.

** Nam & funebres laudationes pendent frequenter, ex publico officio, atque ex Senatus consulto magistratibus sæpe mandantur. Quint. L. III. c. 7.

den: da der bedrängte Zustand der Stadt Athen, und die anwachsende Macht des macedonischen Königes, Philippus, ihm genugsam zeigte; daß er die Athenienser zur Gegenwehre anreizen, und den Philippus recht schwarz abmalen müßte? Und was konnte endlich dem Cicero leichter einfallen, als der Innhalt seiner catilinarischen Reden; da die Gefahr der Stadt Rom, und die Bosheit dieses Aufrührers ihm fast alle Worte in den Mund legten? Es war nämlich mit solchen Reden kein Spielwerk, sondern ein Ernst. Sie redeten nicht bloß zum Zeitvertreibe, oder bloß ihren Witz sehen zu lassen; sondern in wichtigen Angelegenheiten. Daher gaben ihnen die Umstände an die Hand, was und wovon sie reden sollten.

VIII. §.

Bey uns Neuern sollte es von rechtswegen nicht anders seyn. Die öffentlichen Gelegenheiten, dabey ein Redner auftreten soll, geben ihm allezeit die Materien an die Hand, die er abzuhandeln hat: und man hat also um nichts weniger bekümmert zu seyn, als um den Hauptsatz seiner Rede. Z. E. gesetzt, es sollte jemand eine Lobrede auf den Kaiser Franz, auf den hochseligen König, Friedrich August, auf den Prinzen Eugen, oder sonst auf ein hohes Haupt, auf einen Helden, großen Staatsmann, berühmten Gelehrten, oder auf einen andern Verstorbenen geringerer Gattung halten. Was kann da dem Redner leichter fallen, als einen Hauptsatz zu seiner Rede fest zu setzen? Das Lob der Person, welcher zu Ehren er reden soll, muß ihm alle andere Erfindungen aus dem Sinne bringen. Der Bischof Fleschier sollte dem Marschalle von Turenne eine Leichenrede halten, Nichts war hier leichter, als den Hauptsatz zu erfinden. Turenne war ein Held, ein Sieger, ein Ueberwinder. So stellet ihn auch sein Lobredner vor. Wir wollen seine Worte selbst hören:

> Hören sie auf zu klagen, meine Herren, denn es ist Zeit, sein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen: wie dieser mächtige Held, über die Feinde des Staats, durch seine Tapferkeit, über

die Neigungen seines Gemüths, durch seine Weisheit, und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt, durch seine Gottesfurcht triumphiret hat.

Eben so hat es dieser große Redner in seinen andern Lobreden gemacht, die wir auch deutsch haben: und eben so sollten es alle vernünftige Leichenredner machen, wenn sie ihr Handwerk verstünden. Das Lob ihrer Todten ist Hauptsaßes genug, wenn sie denselben nur gekannt haben; oder jemanden auf eine vernünftige Art zu loben wissen. Was brauchen sie da viel zu erfinden?

IX. §.

Mit andern Arten der Reden, die man lehrende nennen kann, hat es keine andre Bewandniß. Sie werden hauptsächlich in Kirchen und Schulen gehalten, und man führet darinn allezeit gewisse Lehrsäße aus, davon man den Verstand der Zuhörer überreden, und wozu man ihren Willen lenken will. Ein jeder Redner wird daselbst wissen, was Zeit und Ort, seine Zuhörer und andere Umstände von ihm verlangen. So habe ich bey dem hundertjährigen Andenken **Martin Opitzens**, den Saß: **daß Opitz ein immerwährendes Lob in Deutschland verdiener**; und bey dem Buchdruckerjubelfeste diesen: **daß die Buchdruckerkunst dem menschlichen Geschlechte die wichtigsten Dienste geleistet habe**; ausgeführet. Sonderlich muß ein jeder auf seine Fähigkeit sehen, was er am besten auszuführen vermögend ist; oder was sein Amt eigentlich für eine Art von Wahrheiten erfodert. So habe ich z. E. bey dem Antritte meiner poetischen Profeßion, den Saß: **daß ein Poet, der zugleich ein Weltweiser ist, der Republik viel Vortheil bringe**; und bey dem Antritte meines metaphysischen Lehramtes, den Saß: **daß die Metaphysik eine höchstnöthige und nüzliche Wissenschaft sey**, ausgeführet. Auch in Parentationen, wo man nicht eben allemal ausführliche Lobreden halten kann,

oder

oder will, haben oft solche dogmatische Lobreden statt *. Allein auch hier kann es nicht schwer fallen, Sätze zu finden, die sich zur Sache schicken. Z. E. Bey dem Sarge eines Jünglings kann man behaupten: es sey gut jung zu sterben; bey dem Grabe einer Person, die lange zuvor krank gelegen, kann man erweisen: es sey eine Wohlthat Gottes, durch solche Vorbothen von seinem bevorstehenden Ende, gewarnet zu werden, u. d. m. wie ich bey solchen Gelegenheiten gethan habe. Siehe die Sammlung meiner Reden in der II. Abtheilung.

X. §.

Was endlich die **Complimentirreden** betrifft; darunter man billig alle Staats- und Hofreden, auch Landtags- und Huldigungsreden rechnet: so werden dieselben insgemein nur als Chrieen ausgeführet, und bedörfen also am allerwenigsten eines künstlich erdachten Hauptsatzes. Die Absicht einer solchen Rede giebt dem Redner allemal den Innhalt derselben an die Hand. Der Principal, der ihm zu reden befiehlt, saget ihm auch den Hauptsatz schon. Z. E. Bey Huldigungsreden heißt es: **Der Landesherr verlanget von seinen Ständen den Eid der Treue.** Die Antwort darauf hat diesen Hauptsatz: **Die Stände sind willig und bereit, denselben abzulegen.** In Landtagsreden kömmt es auf den Vortrag an, den der Fürst seinen Ständen will thun lassen; der aber gemeiniglich dahinausläuft: **Der Herr bedarf Geld.** Die Antwort darauf heißt, diesem zu folge: **Die Stände wollen es in Ueberlegung ziehen.** u. s. w. In Gesandtschaftsreden heißt es, nach Veranlassung der Angelegenheiten, mehrentheils: Mein Principal läßt seinen Glückwunsch, oder sein

* Die Alten nannten das Quæstiones infinitas *Quint. L. III. c. V.* Infinitæ, (quæstiones) sunt, quæ remotis personis, & temporibus & locis, ceterisque similibus, in utramque partem tractantur, quod Græci θεσεις dicunt, Cicero propositum, alii quæstiones universales civiles, alii quæstiones Philosopho convenientes.

Beyleid abstatten; seine Freundschaft versprechen, oder um des Nachbars seine bitten; Bündnisse oder Vermittelungen anbiethen, oder suchen, und dergleichen. Was es nun da überall für eine Schwierigkeit gebe, einen Satz zu erfinden, davon man reden soll, das fällt mir sehr schwer zu begreifen. Ein Redner müßte kein kluger und verständiger, oder doch ein ganz unerfahrner Mann seyn, wenn ihm dieses nur die geringste Mühe machen sollte. Dergleichen Leute aber müssen sich gar nicht unterfangen, öffentlich zu reden: denn wer nicht weis, was er sagen soll, der thut am besten, wenn er still schweigt, und seinen Platz einem andern einräumet *.

XI. §.

Man wird uns zwar noch andre Arten der Reden vorgeben, da es nöthig zu seyn scheint, Regeln von Erfindung der Hauptsätze zu geben. Z. E. Wenn man in Parentationen keine ausführliche Lobreden halten will, oder solches nicht thun soll, oder es nicht thun kann; weil von dem Todten nichts zu sagen ist, als daß er gelebet hat, und gestorben ist: wo nimmt da der Redner eine Materie her? Ich antworte: fürs erste müßte es ein Mensch von ganz elender Beschaffenheit seyn, von dem man nicht etwas gutes sollte rühmen können; wenn man ihn nur gekannt hat, und sonst einsieht, was in jedem Stande und in jeder Lebensart der Menschen einiges Lob verdienet. Man führe doch nur aus: Cajus ist ein kluger Handelsmann; Titius ein wackerer Soldat; Sempronius ein guter Hauswirth, Handwerksmann, Bürger und Ackersmann gewesen; Caja ist eine fromme Matrone, treffliche Ehegattinn, kluge Mutter, verständige Hausfrau, oder tugendhafte Jungfrau gewesen. Oder wenn man nichts mehr weis, so sage man, der Verstorbene sey ein guter

Christ

* Sed mihi satis est, ejus esse Oratorem rei, de qua dicet, ne insciium. — — — De quibus ergo dicet? De quibus didicit. Similiter de artibus quoque, de quibus dicendum erit, interim discet; & de quibus didicerit, dicet. *Quint. L. II. c. 22.*

Christ gewesen. Die besondern Umstände der Leute, werden schon sattsame Veränderungen der Ausführung an die Hand geben: es kömmt nur darauf an, daß der Redner eine sattsame Einsicht in die Pflichten aller Stände und Lebensarten haben muß; und man kann hier mit dem Horaz sagen:

Qui didicit, patriæ quid debeat, & quid amicis;
Quo sit amore parens, quo frater amandus & hospes;
Quid sit conscripti, quod judicis officium; quæ
Partes in bellum missi ducis: ille profecto
Reddere personæ scit convenientia cuique.

Wir haben nämlich oben nicht vergebens eine weitläuftige Wissenschaft, sonderlich moralischer Wahrheiten, von einem Redner erfodert. Wer nun dieselbe besitzet, dem wird es an Materien zum Lobe nicht fehlen können: so wenig auch die Personen der Verstorbenen der Welt ins Auge gefallen. Viele wackere Leute leben schlecht und recht in der Welt, und sind doch bey ihrem stillen Wandel weit tugendhafter, als andere, die noch so viel Aufsehens machen. Sollte nun eine so stille Tugend ihres Lobes nicht so wohl würdig seyn, als oft die Scheintugenden anderer, die nur viel Geräusch in der Welt gemachet haben?

XII. §.

Gesetzt aber, man wollte und sollte keine Lobrede in solchen Fällen abfassen und halten: gut, so mache man in einer bloßen Chrie eine so genannte Parentation, die kein sonderlicher Thema brauchet, als dieses: **Die Leidtragenden lassen den Leichenbegleitern Dank abstatten** ꝛc. Wie dieses in gewöhnlichen Abdankungen, oder Standreden ausgeführet werde, das wird sich im zweyten Theile zeigen. Kommen auch, außer solchen Leichenreden, irgend noch Anwerbungsreden, Hochzeitreden, Strohkranzreden, imgleichen Grundlegungs- Einweihungs- und Vorstellungsreden u. a. m. vor: so hat es eben die Bewandniß damit. Alle diese Arten ge-

hören zu den Complimenten, die kein rechtes Thema brauchen, und nur als Chrieen abgehandelt werden. Wollte aber jemand ja zum Ueberflusse einen rechten Hauptsatz dabey ausführen: so werden ihm sein Verstand und seine Gelehrsamkeit, imgleichen Zeit und Ort, nebst den übrigen Umständen seiner Zuhörer, oder eigenen Person, schon etwas an die Hand geben, daß sich dazu schicket, wie ich oben erinnert habe. Ich widerrathe aber dabey alles Ernstes, alle die Erfindungsquellen, die man sonst nach der vormaligen Redekunst angewiesen, und die in den Wappen, in den öffentlichen Zeitungen, in den Namen, oder in allerley Sinnbildern, Münzen und Ehrenpforten gesuchet worden. Alles dieses wunderliche Zeug ist zum Schimpfe der wahren Beredsamkeit erfunden worden; und hat seine Urheber und Nachfolger damit sattsam bestrafet, daß keiner davon jemals ein wahrer Redner geworden. Ein gleiches Schicksal drohe ich allen denen an, die sich noch etwa künftig in diese abgeschmackten Erfindungen verlieben sollten. Wer einmal fähig und geneigt ist, in seinem Hauptsatze die einfältigen Spuren der Natur zu verlassen, von dem kann man auch in der ganzen Ausführung nichts gesundes und natürliches hoffen. Bey dem unnatürlichen aber ist keine wahre Beredsamkeit zu erlangen möglich; man mag selbiges noch so sehr zu überkleistern und zu verstecken suchen.

XIII. §.

Indem ich dergestalt die allernatürlichsten, einfältigsten und ungekünstelten Hauptsätze anpreise: so werden viele mit Verlangen warten, was ich denn von den allegorischen oder schematischen Sätzen halte, die, eine lange Zeit her, in der Beredsamkeit geherrschet haben. Ich kann darauf sehr kurz antworten: daß ich nämlich gar nichts darauf halte, und sie für Ueberbleibsel eines barbarischen Geschmackes unter unsern Rednern ansehe. Mein Beweis ist leicht: weil nämlich aus der Beredsamkeit billig alles zu verbannen ist, was ihren Absichten nicht beförderlich ist, sondern denselben wohl gar zuwider läuft. Das thun aber die allegorischen und schematischen

tischen Hauptsätze. Sie helfen nicht das allergeringste zur Ueberredung der Zuhörer, indem sie die Sache, davon eigentlich die Rede handelt, weder deutlicher, noch wahrscheinlicher machen; sondern sie vielmehr verdunkeln und verwickeln helfen, daß der Zuhörer um so viel weniger weis, was er davon halten soll *. Z. E. Wenn jemand bey dem Ableben eines großen Herrn, den Tod desselben mit dem Untergange der Sonne vergliche, und daraus das schematische Thema drechseln wollte: **Die untergehende Landessonne**: so würde dieser Satz weder zur Erklärung, noch zum Beweise der großen Eigenschaften eines Monarchen, noch zur Erregung der Traurigkeit, noch zum wirklichen Troste des Landes etwas beytragen. Denn man würde in dem größten Theile der Rede, eine gezwungene Vergleichung eines Regenten mit der Sonne, anstellen müssen, und sich dadurch nur die Zeit benehmen, den erblichenen Prinzen nach seinen Eigenschaften und Thaten recht zu beschreiben; den Unterthanen die Größe ihres Verlustes lebhaft abzuschildern, und andre weit nützlichere Materien abzuhandeln. Imgleichen, wer ein verstorbenes junges Frauenzimmer, schematisch als **eine verblühete Rose** vorstellen wollte: der würde zwar seinen Witz in Erfindung künstlicher und weitgesuchter Aehnlichkeiten zeigen können; aber sehr wenig Hochachtung gegen die Verstorbene, sehr wenig Trost für die Leidtragenden, dadurch zuwege bringen.

XIV. §.

Hernach erwäge man nur, daß die Alten den höchsten Grad in der Beredsamkeit haben erlangen können, ohne dergleichen

* Hierauf schicket sich Quintilians Regel, vom Ausdrucke überhaupt, in der Vorr. des VII. B. Similiter illa translucida, & versicolor quorundam elocutio, res ipsas effeminat, quæ illo verborum habitu vestiuntur. Curam ergo verborum rerum volo esse sollicitudinem. Nam plerumque optima rebus cohærent, & cernuntur suo lumine. At nos quærimus illa; tamquam lateant semper, seque subducant. Ita numquam putamus circa id esse, de quo dicendum est; sed ex aliis petimus, & inventis vim afferimus.

gleichen allegorische Künste zu gebrauchen. Wo hat doch Demosthenes jemals seinen Athenienſern ein solch schematisches Thema vorgetragen? Wie würde dieses kluge Volk gelachet haben, wenn er ihnen in einer philippischen Rede, die Stadt Athen, unter dem Bilde eines von dem Habichte geſcheuchten Täubleins; oder eines von den Seeräubern verfolgten Schiffes, vorgestellet hätte? Würden sie ihn nicht viel ärger ausgezischet haben, als da er zum erstenmale unter ihnen auftrat, und weder das R recht aussprechen, noch so laut reden konnte, daß man ihn in einiger Entfernung genug hätte hören können? Oder was würde man in Rom gedacht haben, wenn Cicero seinen Witz auf die Folterbank gespannet hätte, den Catilina mit einem africanischen Leuen, oder gar mit einer höllischen Furie, zu vergleichen? Es würde ihm solches nicht schwerer gefallen seyn, als unserm Lohenstein, den Hofmannswaldau mit dem großen Pan zu vergleichen: von welcher Rede man den II. Band meiner Beytr. zur kritischen Historie der deutschen Spr. ꝛc. nachsehen kann. Aber ein so gezwungenes Wesen gefiel diesem vernünftigen Redner nicht. Sein Kopf war viel zu philosophisch, als daß er sich mit solchen läppischen Spielwerken hätte beschäfftigen sollen, womit Kinder ihre Zeit nicht einmal verderben sollten. Er sah wohl, daß er seinen Römern etwas ganz anders vorsagen müßte, um ihnen einen rechten Haß gegen dieses Ungeheuer beyzubringen. Er heißt ihn zwar eine Pest seiner Vaterstadt: allein er führet diese Vergleichung nicht in der ganzen Rede aus. Ein Gleichniß anzubringen, und zuweilen metaphorisch reden, das ist deswegen kein Fehler: aber ganze schematische Reden zu machen, das ist ganz ungereimt; und wenn es gleich von den größten Leuten geschähe *.

XV. §.

* Majore animo aggredienda est eloquentia; quæ si toto corpore valet, ungues polire, & capellum reponere non putabit ad curam suam pertinere. Sed evenit plerumque, ut hac diligentia deterior etiam fiat oratio. Primum, *quia sunt optima, minime accersita* & simplicibus, atque ab ipsa natura profectis similia. l. c.

XV. §.

Man pfleget die Hauptsätze auch in einfache und zusammengesetzte einzutheilen; auch wohl die einfachen, nach geschehenem Vortrage, in Theile zu zerfällen, von deren jedem man hernach ins besondre handelt. Nun ist es allerdings gut, wenn so wohl eine Rede, als alle andre Werke des menschlichen Witzes und Verstandes, auf einer gewissen Einheit beruhet. Ein Heldengedicht muß, so wohl als eine komische, oder tragische Fabel, nur eine einzige Haupthandlung haben. Ein schönes Gemäld, welches eine Historie abbildet, muß nur eine Hauptsache darstellen, davon alle übrige Figuren nur Theile abgeben. So ahmet man der Natur in ihren Werken nach, welche den Körpern ihrer Thiere zwar viele andre Gliedmaßen doppelt, aber nur ein einiges Herz, gegeben, welches alle übrige Theile belebet; nur eine Seele, die alles übrige regieret; nur ein Haupt, darinn dieselbige ihren Sitz hat. Eine Rede also, die nur einen Hauptsatz hat, ist die allervollkommenste, und je einfacher derselbe ist, desto schöner ist er. Z. E. In des **Demosthenes** II. philippischen Rede, ist der Hauptsatz: **Philippus ist der Athenienser Feind.** Hier ist nur ein Subject, und ein Prädicat: und kürzer kann kein logischer Satz seyn. Je mehr man sich dieser edlen Einfalt nähert, desto schöner wird eine Rede. Des **Plinius** Lobrede hat gleichfalls einen sehr einfachen Satz zum Grunde: **Trajan ist ein vollkommen guter Kaiser.** Auch **Cicero**, in seiner Rede für den Ligarius, setzet sich zum Hauptsatze: **Der unschuldige Ligarius verdienet Gnade.** Selbst **Fleschier** hat seinen Turenne durch den einzigen und einfachen Hauptsatz gelobet: **Turenne ist durchgehends ein Sieger gewesen.** Man bemühe sich also, so viel als möglich ist, den ganzen Inhalt seiner Rede, die man noch ausarbeiten will, in einen so einfachen und logischen Satz zu fassen, der sich leicht verstehen und behalten läßt.

XVI. §.

Gleichwohl aber will dieses nicht allezeit so genau angehen: und wir haben auch von den größten Rednern Exempel, daß ihre Hauptsätze nicht so einfach sind. Z. E. Cicero, in der Rede für den Archias, verspricht darzuthun:

> Daß man den Archias nicht nur aus der Zahl der römischen Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verstoßen solle; sondern, daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl gewesen wäre, noch itzo in dieselbe aufzunehmen verbunden seyn würde.

Da haben wir zweene Hauptsätze. Der erste ist: Man soll dem Archias sein Bürgerrecht nicht nehmen; der andere: Man sollte ihm selbiges geben, im Falle er es noch nicht hätte. Eben so ist es mit Demosthens erster philippischen Rede bewandt. Es heißt:

> Mein Vorhaben ist, euch zu zeigen, wie stark euer Kriegsheer seyn müsse, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beste anschaffen und veranstalten könne.

Hier scheint so gar ein dreyfacher Hauptsatz zu seyn. Man kann aber zur Entschuldigung dieses großen Redners sagen: daß dieses nur die Abtheilung oder Zergliederung seines kurzvorhergehenden viel einfachern Hauptsatzes ist. Denn es heißt unmittelbar vorher: Nun komme ich erst auf die Zurüstungen, wodurch ihr euch aus der vorhandenen Gefahr befreyen könnet. Hierinn steckt ganz offenbar der logische Satz: Ihr Athenienser müßt euch zum Kriege rüsten. Und da ist er so einfach, als es möglich ist. Eben das läßt sich von Ciceros obigem Hauptsatze zeigen, wenn es darauf ankäme. Denn man darf den Hauptsatz nur setzen: Archias verdient das römische Bürgerrecht: so können die obigen beyden Sätze für die Abtheilung desselben angesehen werden. So hat auch mein Hauptsatz zum Lobe der Buchdruckerkunst, seiner Einigkeit unbeschadet, eine solche Abtheilung: da ich nämlich zeige: daß ihre Erfindung der Gelehrsamkeit, dem Staate und der Religion unendlich viele Vortheile gebracht habe.

XVII. §.

XVII. §.

Die Abtheilungen der Hauptsätze, oder vielmehr der Reden, darinnen man sie ausgeführet hat, sind also nicht nur erlaubet, sondern auch zuweilen nothwendig. Ich sage mit Bedacht nur zuweilen: darum muß man aus der Abtheilung kein Handwerk machen. Wenn man nur ein Subject und ein Prädicat in dem Hauptsatze hat, so brauchet es keiner Abtheilung. Denn zu sagen, daß man seinen Satz erstlich erklären, hernach beweisen, hernach anwenden wolle; das heißt nicht die Materie der Rede, sondern überhaupt die Rede in die Theile zergliedern, daraus sie allezeit bestehen soll. Auch giebt die Erzählung der Beweisgründe, dadurch man etwas erhärten kann, keine Eintheilung ab, die etwas gelten könnte. Die meisten Redner haben mehr als einen Beweis: aber deswegen hat die Materie nicht so viel Theile. Endlich giebt es noch eine Art vielfacher Hauptsätze, nämlich da entweder mehr als ein Subject, oder mehr als ein Prädicat im Satze ist. Allein diese Art fällt hier auch noch gänzlich weg: indem man sonst zwo kleine Reden, an statt einer großen machen würde. Z. E. Wenn ich beweisen wollte, daß Alexander und Cäsar große Helden gewesen sind; oder daß Cäsar sehr gelehrt und tapfer gewesen: so müßte ich dort erst dem Alexander, hernach aber dem Cäsar eine Lobrede halten; hier aber würde ich zwar immer vom Cäsar reden, aber ihn erst zum Gelehrten, hernach aber zum Helden machen müssen. Da nun auch dieses ein Fehler seyn würde: so bleiben nur die folgenden Arten der Eintheilungen, als regelmäßig, übrig. I. Da entweder das Subject, als ein Begriff einer Gattung, vielerley Arten unter sich begreift, von welchen das Prädicat auch gilt; oder II. wo das Prädicat viele Arten unter sich hat, die dem Subjecte alle zugeeignet werden; III. da entweder das Subject ein Ganzes ist, welches viele verschiedene Theile unter sich begreift; oder IV. wo das Prädicat von solcher Beschaffenheit ist.

XVIII. §.

XVIII. §.

Nunmehr ist es auch leicht, die Regeln dieser Eintheilungen zu geben. I. Muß die Abtheilung vollständig seyn, oder alle Arten einer Gattung, alle Theile eines Ganzen in sich begreifen. Z. E. Wenn jemand erwiese, daß der Krieg schädlich wäre: so müßte er es nicht nur von demjenigen, da man jemanden angreift, und von dem, da man sich vertheidiget; sondern auch von dem Kriege, den man seinen Bundesgenossen zu gut führet, erweisen. Wenn jemand erwiese, daß man Gott lieben soll: so müßte er nicht nur zeigen, daß solches mit der Liebe der Erkenntlichkeit, und mit der Liebe des Verlangens geschehen müsse; sondern er müßte auch noch die reine Liebe, oder die Liebe des Wohlwollens hinzusetzen. Man muß II. in der Erzählung der Theile oder Arten eine Gleichheit beobachten; so daß man nicht größere und kleinere zugleich neben einander setze. Z. E. Wer von der Gelehrsamkeit erweisen wollte, daß sie einem Staate sehr zuträglich ist, der müßte nicht sagen: Er wollte dieses erst von den freyen Künsten, hernach von den Wissenschaften, und endlich von der Historie erweisen. Denn dieses letztere ist eine untere Gattung der Gelehrsamkeit, die schon unter den freyen Künsten begriffen ist. Man muß III. der Theile nicht zu viel machen, weil sie sonst dem Gedächtnisse zur Last werden möchten; da sie ihm zur Erleichterung dienen sollten. Ueber drey, oder höchstens über vier Theile muß also eine Rede nicht bekommen, wenn sie gut seyn soll. Nach diesen Anmerkungen wird man nunmehr dasjenige leicht beurtheilen können, was **Cicero** und **Quintilian** von den Abtheilungen gesaget haben: wo man nämlich finden wird, daß sie sich aus vielen Schwierigkeiten nicht zurecht zu finden gewußt. Nach eben diesen Regeln wird man auch die obangeführten Hauptsätze **Demosthens**, **Cicerons** und **Fleschiers** eingetheilet befinden; dessen Reden die Königl. deutsche Gesellschaft zu Königsberg, mit meiner Vorrede, vor etlichen Jahren ans Licht treten lassen.

Das IV. Hauptstück.

Von Erfindung der Eingänge, ihren verschiedenen Arten und Eigenschaften.

I. §.

Wenn der Redner mit seinem Hauptsatze fertig ist, so kann er den Eingang zu demselben erdenken. Wir verstehen dadurch eine kurze Rede, dadurch der Zuhörer zu der folgenden Abhandlung des Hauptsatzes vorbereitet wird *. Es ist nämlich nicht rathsam, gleich ohne Eingang zu der Ausführung seiner Hauptmaterie zu schreiten. Die Zuhörer sind von sehr verschiedener Art, und bringen sehr mannigfaltige Gemüthsverfassungen mit sich. Die eine aber ist immer den Absichten des Redners vortheilhafter, als die andre: und es wäre also gut, daß sie alle darinn überein kämen. Um nun, so viel möglich ist, eine Aehnlichkeit unter ihnen zu befördern, ist es nöthig, sie so vorzubereiten, wie sie am geschicktesten werden können, sich von der vorhabenden Wahrheit überführen zu lassen. Wenn dieses nicht geschieht, so hat entweder der Zuhörer Schuld, der nicht aufmerksam ist; oder die Person des Redners, wider welche der Zuhörer eingenommen ist; oder die Sache selbst, davon die Rede handelt, von welcher der Zuhörer nichts wissen mag. Diese Hindernisse nun zu heben, sind die Eingänge bestimmet. Sie sollen nämlich den Redner angenehm, den Zuhörer aufmerksam machen, und die Sache selbst als mrrkwürdig vorstellen. Dieses ist eben das, was Cicero will, wenn er saget: man müsse sich den Zuhörer geneigt, aufmerksam und gelehrig (benevolum, attentum, docilem) machen.

II. §.

* Cicero im I. B. von der Erf. c. 15. sagt: Exordium est oratio, animum auditoris idonee comparans, ad reliquam dictionem.

II. §.

Hieraus folget nun fürs erste, daß ein jeder Redner von rechtswegen seine Zuhörer kennen müsse; zum wenigsten diejenigen unter ihnen, an derer Beyfalle ihm am meisten gelegen ist. Wer unter ganz fremden Leuten auftritt, von derer Meynungen, Gewohnheiten, Vorurtheilen, Neigungen und Sitten er nicht das geringste weis, der wird schwerlich einen geschickten Eingang ersinnen können. Wäre es also möglich, daß ein Redner ein Herzenskündiger seyn, und alle geheime Gemüthsverfassungen seiner Zuhörer einsehen könnte: so würde es sehr viel zu seinen Absichten beytragen. Da aber das nicht möglich ist: so muß er sich zum wenigsten angelegen seyn lassen, aus genauer Betrachtung und Erwägung aller Umstände, der Zeit, des Ortes, der Veranlassung seiner Rede, der besondern Personen, die Theil daran haben, ihres Alters, Geschlechts und Standes, ihrer Lebensart, besondern Leidenschaften und Verbindungen unter einander, u. d. m. zu errathen, wie etwa der gegenwärtige Zustand ihrer Gemüther beschaffen sey? Geht dieses nicht bey allen, so geht es doch bey vielen, oder wohl gar bey den meisten an: und wenn man es so weit gebracht hat; so ist es hernach leicht, einen guten Eingang zu erfinden. So kannte Demosthenes die Athenienser, als er ihnen die philippischen Reden hielt. So kannte Cicero den Catilina, als er die erste; die Römer aber, als er die andern catilinarischen Reden ablegte. Andrer Exempel vorizo zu geschweigen.

III. §.

Zweytens wird ein Redner die Materie, davon er handeln will, in Betrachtung zu ziehen haben, und dabey sonderlich erwägen: ob sie dem Zuhörer als neu oder alt, als wichtig oder verächtlich, als nöthig oder unnöthig, als leicht oder schwer vorkommen möchte? Nachdem er nun dieselbe befindet, so muß er auch seinen Eingang einrichten; und sich entweder des gütigen Urtheils der Zuhörer geschickt zu seinem Vortheile bedienen, oder das ungünstige aus dem Wege zu räumen suchen. Nun pflegt das Neue, das Wichtige, das

Nöthi-

Nöthige und das Schwere sich ohnedieß schon Aufmerksamkeit zu erwecken: daher ist es eine leichte Sache, in dem Eingange den Zuhörer in diesem seinem Urtheile zu bestärken, und ihn durch neue Gründe und vorläufige Vergrößerungen der Hauptsache, recht aufmerksam zu machen. In dem Gegenfalle muß er sich angelegen seyn lassen, zu zeigen, daß die Sache eben nicht so alt, verächtlich, unnöthig, oder leicht sey, davon er reden wolle. Er hoffe, daß sie das Gegentheil davon urtheilen würden, wenn sie ihm ihre Aufmerksamkeit auf eine kurze Zeit gönnen wollten. Oder er muß es frey heraus gestehen, daß die Sache zwar etwas altes sey, aber sie sey dessen ungeachtet wichtig, nöthig und schwer; oder, sie sey zwar nicht von großer Wichtigkeit, aber doch neu, nöthig, und nicht ohne Schwierigkeit; oder sie sey zwar nicht unter die nothwendigsten zu zählen, aber gleichwohl neu, wichtig und schwer; oder endlich, sie sey zwar leicht, aber doch neu, sehr wichtig und nothwendig: wozu denn die besondern Materien, davon er handeln will, leicht nähern Anlaß geben können *. So hoffe ich, die Classen der Materien besser nach dem heutigen Gebrauche eingetheilet zu haben, als wenn ich die ciceronischen **, beybehalten hätte.

IV. §.

Hat man seine Zuhörer dergestalt aufmerksam gemachet: so sind sie zum Theile schon gelehrig und begierig geworden, den Redner anzuhören. Dieses aber vollends zu bewerkstelligen, muß der Redner ihnen die Versicherung geben; daß er

* So ehrlich verfuhr Metellus Numidicus, da er als Censor, von Beförderung der Heurathen reden sollte. Er gestund, was er nicht läugnen könnte: Si sine uxore possemus Quirites, esse; omnes ea molestia careremus. Sed quoniam ita Natura tradidit, ut *nec cum illis satis commode*, nec sine illis ullo modo vivi possit: saluti perpetuæ potius, quam brevi voluptati consulendum est. Gell. L. I. c. 6.

** Genera porro causarum plurimi quinque fecerunt. Honestum, Humile, Dubium, vel Anceps, Admirabile & Obscurum. *Quint. L. IV. c. 1.*

er die Sache auf eine solche Art vortragen wolle, die dem Zuhörer die angenehmste zu seyn scheint: z. E. er wolle die bekannteste Sache auf eine ganz neue Art ausführen; das Dunkle viel besser ins Licht setzen, als andre vor ihm gethan; das Ungewisse viel richtiger erweisen; die Irrthümer viel behutsamer vermeiden; die Quellen derselben viel genauer entdecken; allerhand nützliche Warnungen hinzufügen; viel erbauliche Anmerkungen mit einstreuen; die Widriggesinnten gründlich widerlegen, und zu schanden machen u. s. w. Doch muß er nicht alle diese Verheißungen in jeder Rede, oder auf einmal thun; sondern bald diese, bald jene, die sich zu der vorhergehenden Sache schicket: damit es keine Pralerey zu seyn scheine. Imgleichen muß ein Redner auch Achtung geben, daß er nichts verspreche, was er nicht zu erfüllen im Stande ist. Ferner kann er zuweilen sagen: diese Betrachtung wäre zu derjenigen Zeit nöthiger, als zu einer andern: sie würde zu Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt viel beytragen; die Zuhörer würden selbst eine Probe von ihrer Gottesfurcht, von ihrer Liebe zur Tugend, Gelehrsamkeit oder Gerechtigkeit; imgleichen von ihrer Ehrfurcht gegen die Oberkeit, oder ihren Landesherren, auch gegen ihre Gesetze und löbliche Gewohnheiten, an den Tag legen, wenn sie der Sache ein geneigtes Gehör gönnen wollten.

V. §.

Drittens nun, sich selbst bey dem Zuhörer beliebt zu machen, muß ein Redner auch auf seine eigene Person sehen, und erwägen, wie die Zuhörer etwa gegen ihn ins besondre gesinnet sind. Weis er, daß er in gutem Ansehen steht, daß man ihn für einen rechtschaffenen, die Wahrheit und Tugend liebenden Mann hält: so hat er schon viel gewonnen. Hat er darneben ein gutes äußerliches Ansehen, und ist sein Stand, Amt oder Geschlecht so beschaffen, daß es ihm Ehre machet: so ist es desto besser. Ist aber dieses alles nur von mittelmäßiger Art, oder gar den Zuhörern unbekannt: so muß sich der Redner sonst bey ihnen einzuschmäucheln, und sich in ein gewisses Ansehen zu setzen wissen. Das schwerste ist hier,

zu

zu sagen, wie solches geschehen kann? Fürs erste thut die Ehrerbiethung, die der Redner in Worten und Gebärden gegen die Zuhörer bezeiget, sehr viel. Es ist natürlich, daß man Leuten gewogen wird, die uns hoch achten, oder es doch auf eine ungezwungene Art zu thun scheinen. Folglich muß ein Redner auch dann, wann er in der That viel gelehrter und vornehmer wäre, als seine Zuhörer, sichs gleichwohl nicht merken lassen, als ob er solches glaubte, oder wüßte *. Er muß sich eine gewisse Bescheidenheit angewöhnen, und sich weder trotzig noch stolz bezeigen. So machte er Cicero in seiner Rede für das manilische Gesetz, welche er als Prätor vor dem versammleten Volke hielt **. Oder wo ja ein Redner seinen Zuhörern auch bittere Wahrheiten zu sagen hätte: so muß er sich schon im Eingange, als einen redlichen und aufrichtigen Mann darstellen, der die Wahrheit über alles liebet, es mit seinen Zuhörern gut meynet, und Gewissens oder Amts halber ihnen solche verdrüßliche Dinge sagen muß ***. So hat es Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede gemachet. Wenn er sich nun durch die ganze Rede in diesem Character erhalten kann: so wird dieses die beste Einschmäuchelung von der Welt seyn: da hergegen die niederträchtigen Schmäuchelungen eines Bösewichts bey niemanden einen Eindruck machen werden.

VI. §.

* Inde illa Veterum circa occultandam eloquentiam simulatio, multum ab hac noſtrorum tempore jactatione diverſa. Quint. l. c.

** Nam quum per ætatem nondum hujus autoritatem loci contingere auderem, ſtatueremque, nihil huc, niſi perfectum ingenio, elaboratum induſtria, afferri oportere; omne meum tempus amicorum temporibus transmittendum putavi.

*** *Quint. L. IV. c. 1.* Quare inprimis exiſtimetur, veniſſe ad agendum ductus officio, vel cognatione, vel amicitia; maximeque, ſi fieri poterit, Reipublicæ aut alicujus certe, non mediocris exempli.

VI. §.

Wollen wir nun aus dem allen, kürzlich die Regeln der Eingänge ziehen: so werden folgende die hauptsächlichsten seyn. Der Eingang muß I. ganz ungezwungen und natürlich zur Rede passen: so daß es scheine, man habe ihn nicht anders machen können. Denn alle weit gesuchte Erfindungen bereiten den Zuhörer nicht zu, sondern zerstreuen nur seine Gedanken. Der Eingang muß II. nicht gemein seyn, so daß man ihn schon von andern, oder doch von demselben Redner mehrmals gehöret hätte. Vielmehr muß er ganz neu zu seyn scheinen: z. E. wie des Cicero Eingänge in den Reden für den Cluentius und Ligarius sind. III. Muß der Eingang einer Rede nicht mit dem Eingange einer andern vertauschet werden können, sondern sich so genau zu ihr schicken, als kein andrer; zu einer andern aber, muß er sich gar nicht reimen. IV. Daher muß denn ein guter Eingang mit seiner Materie so fest verbunden seyn, daß er gleichsam ein Glied von dem ganzen Körper der Rede auszumachen scheine. V. Endlich muß er auch nicht zu lang seyn, damit er nicht den Zuhörer vor der Zeit überdrüßig mache. VI. Zum Beschlusse muß er auch die Absichten des Redners nicht aus den Augen setzen, indem er irgend den Zuhörer weder aufmerksam noch gelehrig, und den Redner nicht angenehm macht. Vielweniger wird es VII. zu dulden seyn, wenn er gar das Gegentheil davon wirkte.

VII. §.

Das bisherige gilt nun durchgehends in allen ordentlichen Reden, wo keine besondern Umstände vorfallen. Doch kann es auch nicht schaden, wenn auch zuweilen, an statt des Einganges, eine kleine Abhandlung einer Materie, die zu dem Hauptsatze vorbereitet, angestellet wird. Ich sage mit Fleiß eine kleine; denn es muß durchaus nicht eine ganze oder halbe Rede daraus werden: weil überhaupt die Eingänge kaum den sechsten, fünften, oder höchstens den vierten Theil der Rede ausmachen sollen. Gleichwohl bleiben auch bey dieser Art alle die obigen Regeln noch fest. Ganz anders verhält sichs

in außerordentlichen Fällen, wo der Redner in einem so starken Affecte ist, daß er gleichsam alle Regeln der Eingänge vergißt, und mit Gewalt alles das heraus stößt, was ihm die Gemüthsbewegung eingiebt. So ist des Cicero Eingang zu seiner ersten catilinarischen Rede beschaffen. Er brennet vor Eifer, den Catilina aus der Stadt los zu werden: darüber vergißt er es sogar, den Rath anzureden. Auch heute zu Tage könnte ein Redner in einem heftigen Schmerze, oder in einer außerordentlichen Freude, hierinn die Regeln ein wenig beyseite setzen. Es müßte aber sehr wahrscheinlich seyn, daß er wirklich in einem Affecte stünde; wenigstens müßte sein Ansehen, seine Sprache, nebst allen Gebärden, solches zeigen: sonst würde es lächerlich klingen und aussehen, eine Rede ohne einen gehörigen Eingang gemachet zu haben *.

Das V. Hauptstück.

Von den Erklärungen in einer Rede.

I. §.

Was wir die Erklärungen nennen, das hießen die Alten die Erzählung, (narrationem). Das kam aber daher, weil sie keine solche lehrende Reden hatten, als wir heute zu Tage haben, da man von allgemeinen Begriffen Hauptsätze abfasset. Fast alle ihre Reden handelten von einzelnen Dingen. Z. E. Athen muß sich wider den Philippus zum Kriege rüsten; Philippus

* Exordium sententiarum & gravitatis plurimum debet habere, & omnino omnia, quæ pertinent ad dignitatem in se continere; propterea, quod id optime faciendum est, quod Oratorem auditori maxime commendat: splendoris & festivitatis & concinnitudinis minimum; propterea, quod ex his suspicio quædam apparationis, atque artificiosæ diligentiæ nascitur; quæ maxime orationi fidem, oratori adimit auctoritatem. Cic. L. I. Invent. C. XVIII.

ist unser Feind; Kresiphon ist unschuldig; Archias ist ein römischer Bürger; Ligarius ist unschuldig; man muß wider den Mithridates Krieg führen; Trajan ist ein unvergleichlicher Kaiser. Weil nun einzelne Dinge nicht anders erkläret werden können, als wenn man eine ausführliche Erzählung ihrer Umstände anstellet, und den Verlauf ihrer Begebenheiten beybringet: so haben die Alten den ersten Theil ihrer Reden allemal die Erzählung genennet. Wenn wir es aber itzo die Erklärung nennen wollen: so begreift dieses Wort auch die Erzählung unter sich. Denn wir theilen die Erklärungen in dogmatische nnd historische. Jene haben da statt, wo man gewisse dunkle Wörter und Sachen deutlich zu machen suchet; diese aber sind da nöthig, wo man gewisse Begebenheiten erzählen, oder gewisse Personen nach ihren Eigenschaften beschreiben muß, um dem Zuhörer einen rechten Begriff von dem Hauptsatze beyzubringen. Die erstern sind mehr in dogmatischen, diese letztern aber mehr in Lobreden und Complimenten nöthig: wiewohl doch keine die andre ganz ausschließt.

II. §.

Daß nun solche Erklärungen nöthig seyn, das erhellet daraus: weil es unmöglich ist, die Zuhörer von einem Satze zu überreden, den er noch nicht recht versteht. Wie will man einer Wahrheit beypflichten, wenn man entweder ihr Subject oder ihr Prädicat, oder beydes zugleich nicht kennet? Nun sind zwar mehrentheils die Wörter eines Satzes den Zuhörern bekannt genug: allein das sind gemeiniglich nur klare Begriffe, die nicht zulänglich sind, eine Sache recht einzusehen. Man muß deutliche und ausführliche Begriffe von Worten und Sachen haben, wenn man sicher urtheilen will, ob ein Satz wahr oder falsch sey. Z. E. Cicero will in seiner Rede für das manilische Gesetz die Römer bereden, wider den Mithridates Krieg zu führen. Hier mochten die meisten wohl wissen, daß Mithridates ein König in Oriente wäre: allein sie wußten doch die besondern Umstände nicht;

daher

daher mußte es ihnen der Redner erklären *. Hierauf fährt er fort, zu erzählen, woher er das wisse, und welches der ganze Verlauf der Sache sey. In Bithynien, welches eine römische Provinz war, hätte der Feind schon verschiedene Städte eingeäschert; das benachbarte Reich ihres Bundesgenossen, des Ariobarzanes, sey schon ganz in Feindes Hand. Lucullus, der dem Feinde bisher widerstanden, sey zurück beruffen. Ein jeder Nachfolger, den man demselben ordnen konnte, würde so leicht nicht im Stande seyn, in seine Fußtapfen zu treten. Es gehöre ein sehr tapferer, erfahrner und berühmter Kriegesheld dazu, diese Feldherrnstelle zu übernehmen und glücklich zu verwalten. Hierauf schließt er: Caussa quae sit, videtis: nunc, quid agendum sit, consideratе. Denn durch eine solche summarische Erzählung, wurden die Zuhörer in den Stand gesetzet, die Sache einzusehen.

III. §.

Der andere Grund, warum die Erklärungen nöthig sind, ist dieser, weil man sich den Beweis dadurch sehr erleichtert. In den meisten Fällen kömmt die Wahrheit des Satzes, davon man die Leute überreden will, auf die ausführlichen Begriffe an, die man davon geben kann. Wer eine Sache wohl einsieht, der begreift oft von sich selbst, ob das Prädicat dem Subjecte zukömmt oder nicht. Z. E. Cicero will erweisen, daß Archias ein römischer Bürger sey. Was braucht er dazu mehr, als daß er erzähle: wer Archias sey, wie er nach Italien gekommen, wo er sich aufgehalten, wie lange er in Rom gelebet, in wessen Hause er gewesen, was für Gönner er gehabt? Aus dem allen erhellet hernach sogleich, daß er das Bürgerrecht erlanget gehabt. Imgleichen wenn Fleschier zeigen will, daß Turenne überall ein Sieger gewesen: so darf er nur erklären, wer Turenne von Stand und Herkom-

* Er hebt also an: Atque ut inde oratio mea proficiscatur, unde haec omnis caussa ducitur; bellum grave & periculosum vestris vectigalibus atque sociis, a duobus potentissimis Regibus infertur, Mithridate & Tigrane &c.

men sey, wie bald er angefangen, die Waffen zu tragen, unter wem er gedienet, welchen Feldzügen er beygewohnet, wo er zu erst angefangen ein Heer anzuführen, was für Feinde er geschlagen, und was für Städte er erobert. Alles dieses giebt den Beweis seines Hauptsatzes von sich selbst an die Hand: da es hergegen unmöglich gewesen seyn würde, denselben zu führen, wenn man das alles nicht zum Voraus gesetzet hätte. In dogmatischen Wahrheiten geht es eben so. Die besten Beweise fließen aus den Erklärungen der Sachen und Wörter. Wer also seine Zuhörer zu den Beweisen recht vorbereiten will, der darf nur den Hauptsatz gut erklären. Z. E. Wenn ich darthun wollte, daß ein Prediger ein guter Redner seyn müsse: so dörfte ich nur recht erklären, was durch beydes zu verstehen ist.

IV. §.

Man muß aber nicht denken, als ob die Erklärungen nur gleich im Anfange einer Rede nöthig wären: nein, sie können und müssen überall gegeben werden, wo man sie nöthig hat. Bisweilen hat die Rede Theile, und da muß im Anfange eines jeden die nöthige Erklärung gegeben werden. Z. E. in der angezogenen Rede für das manilische Gesetz, theilet Cicero seine Abhandlung in drey Theile: er will erst von der Art des Krieges, sodann von seiner Größe, und endlich von der Wahl des Feldherrn reden. Bey jedem von diesen Stücken erkläret er sich ausführlich: in den ersten beyden Stücken zwar historisch; in dem letzten aber dogmatisch, oder philosophisch, durch die Beschreibung eines vollkommenen Feldherrn. Ich aber halte dafür, heißt es, ein Feldherr müsse folgende vier Eigenschaften haben: die Kriegskunst, die Tapferkeit, das Ansehen und das Glück *. Zuweilen muß ein Redner bey jedem Beweisgrunde etwas dunkles deutlich machen, damit der Zuhörer dessen Kraft recht

* Ego autem sic existimo, in summo imperatore quatuor has res inesse oportere, scientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem.

recht einsehen und empfinden möge. Z. E. Fleschier will den Turenne als einen großen Geist vorstellen, und den Beweis dazu aus seiner Tapferkeit hernehmen. Dabey erkläret er uns dann erst, was er dadurch verstehe:

> Verstehen sie doch, meine Herrn, durch dieses Wort, nicht eine eitle, unbesonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer selbst willen suchet, die sich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weisen und wohl eingerichteten Kühnheit ꝛc.

Bald darauf will er abermal zeigen, daß er ein kluger Herr gewesen sey; und diese Klugheit läßt sich daher beweisen, weil er die gröbste Art von Leuten, nämlich ein Kriegsheer, der Ehrbegierde fähig gemacht. Hier würde man die Folge so leicht nicht eingesehen haben, wenn man sich nicht deutlich vorgestellet hätte, was ein Kriegsheer ist. Darum erkläret es der Redner folgender gestalt:

> Denn was ist ein Kriegsheer meine Herren? Es ist ein Körper, der durch unzählich viele verschiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geschickter Mann zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Bewegung setzet. Es ist eine Schaar bewaffneter Menschen, welche den Befehlen ihres Oberhauptes blindlings folget, ob sie gleich seine Absichten nicht weis ꝛc.

V. §.

Von der ersten Art der Erklärungen, das ist von den historischen ins besondere, erfodert Cicero drey Eigenschaften, daß nämlich die Erzählung **kurz**, **deutlich** und **wahrscheinlich** sey *. Sie wird aber **kurz** seyn, wenn man sich von allen denen Umständen enthalten wird, die nicht zur Absicht dienen, oder zur Sache unmittelbar gehören: ferner wenn man auch alle die kleinen Nebendinge übergeht,

* Oportet igitur eam tres habere res, ut brevis, ut aperta, ut probabilis sit. Brevis erit, si unde necesse est inde initium sumetur, & non ab ultimo repetetur; & si, cujus rei satis erit summum dixisse, ejus partes non dicentur. L. I. Inv. c. 20.

die sich von sich selbst verstehen, oder aus dem vorhergehenden und nachfolgenden begreifen lassen. Denn mancher meynet Wunder, wie kurz er erzählet, wenn er sich kurzer Ausdrückungen und Sätze bedienet: da er doch die Hälfte davon hätte ersparen können. Z. E. Ich gieng zu ihm; ich kam ans Haus und klopfte an. Der Diener kam heraus; ich fragte nach dem Herrn: er sagte, er wäre nicht zu Hause *. Hier sind nicht der Worte, sondern der Sachen zuviel; und ein andrer würde gesaget haben: ich gieng zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause. Besiehe Cic. I B. von der Erf. im 20. C. Doch muß ein Redner auch nicht, aus übermäßiger Liebe zur Kürze, dasjenige auslassen, was zur völligen Erkenntniß der Sachen, und sonderlich zum folgenden Beweise unentbehrlich ist. Ein kleiner Umstand giebt oft dem Zuhörer das nöthige Licht; ohne welches er nicht recht von dem Hauptsatze würde überredet worden seyn **.

VI. §.

Die andere Eigenschaft einer guten Erzählung ist, daß sie **deutlich** seyn soll: denn wenn sie an sich selbst dunkel wäre: wie könnte sie dem Zuhörer etwas deutlich machen? Wir reden aber hier nicht so wohl von der Deutlichkeit, die aus der Schreibart entsteht; davon wir hernach handeln werden: sondern wir verstehen hier die Deutlichkeit der Sachen. Weil diese der Verwirrung entgegen gesetzet ist: so ist es leicht zu begreifen, daß man sich vor derselben aufs sorgfältigste zu hüten

* Nam plerisque breviter dicere videtur, qui ita dicit: accessi ad ædes; puerum evocavi: respondit: quæsivi dominum: domi negavit esse. Hic, tametsi tot res brevius non potuit dicere; tamen, quia satis fuit dixisse; domi negavit esse; sit rerum multitudine longius. Id. ibid.

** Non minus autem cavenda erit, quæ nimium corripientes omnia sequitur, obscuritas; satiusque est aliquid orationi supereſſe, quam deesse. Nam supervacua cum tædio dicuntur, necessaria cum periculo subtrahuntur. Quare vitanda etiam illa Sallustiana brevitas, & abruptum sermonis genus. Id. ibid.

hüten hat. Dieses geschieht, wenn man die Sachen in eben der Ordnung erzählt, in welcher sie sich zugetragen haben. Denn wer nicht der Zeit folget, der wirft alles durch einander: der Zuhörer kann alsdann unmöglich wissen, wo er ist, oder hingehöret: weil er bald etwas aus der Mitte, bald etwas vom Anfange, bald wiederum vom Ende höret. Man fange also von forne an, und lasse nichts nöthiges aus: damit man es nicht hernach allererst nachholen müsse. Endlich zertheile man zuweilen eine etwas lange Erzählung, und mische auch einige Vernunftschlüsse mit unter: damit man den Zuhörer nicht überhäufe *. In seiner Rede für den **Ligarius** hat es **Cicero** eben so gemacht **: auch in seinen Reden wider den **Verres** sind die trefflichsten Meisterstücke schöner Erzählungen zu finden ***. Man sage aber auch nichts zweymal, wie einfältige Leute zu erzählen pflegen. Z. E. So fängt **Cicero** an zu erzählen, wer **Archias** sey:

> Denn so bald Archias die Kinderschuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen beyseite gesetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrsamkeit vorbereitet werden, hat er sich mit allem Fleiße aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu Antiochia, als einer vormals sehr berühmten und reichen Stadt, wo ein großer Zufluß von gelehrten Leuten ist, und wo alle freye Künste blühen, ist er aus einem edlen Geschlechte gebohren: und hier hat er sich zu allererst, durch seinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals ist in allen Theilen von Asien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, so viel aus ihm gemachet worden; daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von seinem Geiste war gerühmet worden, und daß man bey seiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man von ihm gehoffet hatte.

* Dicam quæ acta sint, ante ipsum rei contractum; dicam quæ in ipso contractu; dicam, quæ postea. *Or. pro Cæcinna.*

** Adhuc, Cæsar, Q. Ligarius omni culpa caret. Domo est egressus, non modo nullum ad bellum, sed ne ad minimam quidem belli suspicionem. *pro Lig.*

*** Audistis, antea quæ acta sunt: accipite nunc quæ insequuntur.

VII. §.

Die dritte gute Eigenschaft der Erzählung, ist endlich die Wahrscheinlichkeit. Diese wird erhalten, wenn man den Character der Personen, die Beschaffenheit der Zeiten und der Oerter, die eingeführten Gewohnheiten und die Natur der Sachen recht vor Augen hat *. Diese Wahrscheinlichkeit aber weicht zuweilen wohl gar von der strengen Wahrheit ab: indem viele Dinge geschehen, die doch nicht wahrscheinlich sind; viele hergegen sehr wahrscheinlich sind, und doch nicht geschehen. Ein Redner zwar bedienet sich lieber dessen, was zu seinem Zwecke dienet, als des Gegentheiles: zumal wenn auch jenes nicht ganz ungegründet ist; dieses aber ihm nicht schaden würde, wenn es den Zuhörern gleich bekannt würde. Denn in diesem Falle würde auch die Ueberredung wegfallen, die aus der vorigen zwar wahrscheinlichen, aber falschen Erzählung entstanden wäre. Ueberhaupt ist es also doch besser, bey der bloßen Wahrheit zu bleiben, als erdichtete oder ungegründete Dinge zu erzählen. Ein Exempel giebt Cicero im Eingange zu der Rede für den Ligarius: wo er lieber frey gesteht, daß Ligarius in Africa auf der pompejanischen Partey gewesen, als daß er es hätte läugnen sollen; da Cäsar es leicht besser wissen konnte **. Gleichwohl muß ein Redner seine Erzählung allezeit so einrichten, daß sie zu seiner Absicht, das ist, zur Ueberredung der Zuhörer diene, und nichts in sich halte, was derselben zuwider läuft ***.

VIII. §.

* *Quint. L. IV.* c. 2. Aliqua enim naturaliter sequuntur, & cohærent, ut si bene priora narraveris, judex (auditor) ipse, quod postea sis narraturus exspectet. Ne illud quidem fuerit inutile, semina quædam probationum spargere.

** Aliquando si destituti fuerimus his, etiam fatebimur vix esse credibile; sed verum; & hoc magis agendum scelus (aut virtutem): nescire nos quomodo factum sit, aut quare? mirari! sed probaturos. Id. ibid.

*** Quintilian im IV. B. im II. Cap. schreibt: Supervacuam esse narrationem, quam judex noverit, si non modo factum

quid

VIII. §.

Ueberhaupt ist bey diesen historischen Erklärungen noch dieses anzumerken, daß man zuweilen auch die bekanntesten Dinge noch erzählen muß, die vieleicht die meisten Zuhörer schon wissen, oder doch wissen wollen. Hierbey ist aber eine Behutsamkeit nöthig, wenn man dieselben nicht beschämen, und sich also nicht auffäßig machen will. Daher muß ein Redner sagen: er wüßte es freylich wohl, daß die Sache den allermeisten unter ihnen gar wohl bekannt sey, ja daß einige unter ihnen sie noch wohl besser innen hätten, als er selbst. Man würde es ihm aber verzeihen, daß er um derer wenigen willen, die noch keine zulängliche Nachricht davon hätten, etwas davon beybringen müßte. Bisweilen spricht er: sie wüßten es schon mehr, als zu wohl, daß sich die Sache so und so verhielte: es würde ein Ueberfluß seyn, sie zu erinnern, wie dieses oder jenes sich zugetragen hätte; er müßte sich fast schämen, nochmals zu wiederholen, was es mit der ganzen Sache für eine Bewandniß gehabt. Denn durch dergleichen höfliche Umschweife gewinnt man die Gemüther der Zuhörer; als die es gern sehen, wenn man ihnen keine Unwissenheit zutrauet: und gleichwohl bringet man alles dasjenige bey, was zu seinem Endzwecke nöthig ist. So hat es **Cicero** gemachet, als er, in der Rede für den Murena, seinen römischen Rathsherren von der stoischen Philosophie, der sein Gegner **Cato** zugethan war, eine kurze Nachricht geben wollte. Er saget; weil er diese seine Rede weder vor dem unwissenden Pöbel, noch in einer Versammlung von einfältigen Landleuten hielte: so wollte er etwas freyer von der Gelehrsamkeit reden, und dasjenige vorbringen, was sowohl ihm selbst, als ihnen allen bekannt und angenehm wäre; obgleich in der That die guten Römer nicht viel von der Philosophie verstunden.

quid sit sciet; sed ita factum etiam, ut nobis expedit, opinabitur. Neque enim narratio in hoc reperta est, ut tantum cognoscat judex; sed aliquanto magis, ut consentiat.

den. Darauf hebt er an: Fuit enim quidam summo ingenio vir, Zeno, cujus inventorum æmuli Stoici nominantur.

IX. §.

Endlich fraget sichs noch, ob man, in währender Erzählung einer Begebenheit, auch die Gemüthsbewegungen erregen dörfe? Wenn man hier ausführliche und weitläuftige Erregungen der Affecten versteht: so wäre es freylich noch viel zu frühe, den Zuhörer in den Erklärungen schon in Bewegung zu setzen. Allein wenn man es von kleinen Kunstgriffen, die den Schmerz, die Freude, das Mitleiden, die Furcht, den Haß, oder die Liebe erwecken können, versteht: so kann man sie allerdings bey guter Gelegenheit mit anbringen. Denn dadurch kann man unvermerkt den Zuhörer gewinnen, und ihn seiner Meynung zugethan machen. Es muß aber freylich solches nur im Vorbeygehen geschehen *. Ein Wort, ein kleiner Umstand, der in der Erzählung recht angebracht wird, thut bisweilen eine große Wirkung. So hat es **Cicero** in seiner Rede für den Ligarius recht künstlich gemachet, daß Cäsar, schon mitten in seinen Erzählungen, von allerley Gemüthsbewegungen hat gerühret werden müssen. Imgleichen hat er in einer seiner vermischten Reden, die Historie von dem in Sicilien gekreuzigten römischen Bürger so beweglich erzählet, daß nothwendig bey den Zuhörern ein Mitleiden hat entstehen müssen. Heute zu Tage, können Trauerredner gleich in der Erzählung von dem Leben des Verstorbenen, theils eine Hochachtung, theils die Liebe gegen ihn, theils eine Traurigkeit über seinen Verlust zu erregen suchen.

X. §.

* *Quint. L. IV.* Quo magis miror eos, qui non putant in narratione esse utendum affectibus. Qui, si hoc dicunt, non diu, nec ut in epilogo, mecum sentiunt. Effugiendæ enim sunt moræ. Ceterum, eccur ego Judicem nolim, cum eum doceo, etiam moveri?

X. §.

Wie man die dogmatischen Erklärungen machen müsse, das kann zwar die Vernunftlehre am besten zeigen: doch muß ein Redner noch etwas besonders dabey beobachten. Jene lehret, daß man deutliche und ausführliche Begriffe von einem Dinge geben muß, wenn man es einem andern erklären will. Z. E. Wenn ich sagen soll, was die Tapferkeit ist: so lehret mich die Morale nach logischen Regeln sagen: sie sey eine Tugend in großen Gefahren; oder eine Fertigkeit, in der Gefahr dem Gesetze der Natur ein Gnügen zu thun. Wenn ich ein Kriegsheer beschreiben soll, so sage ich philosophisch: es sey eine Menge von Kriegesleuten, die unter einem Anführer oder Feldherrn stehen. Denn die Weltweisen lieben in solchen Erklärungen die Kürze, und sagen nicht gern ein Wort zuviel. Ganz anders ist es mit den oratorischen Erklärungen beschaffen *. Ein Redner hat nicht allemal Leute von der größten Fähigkeit vor sich, die da vermögend wären, aus einer so kurzgefaßten Erklärungen ein genugsames Licht zu ziehen. Einfältige Leute wollen weitläuftigere Umschreibungen und ausführlichere Vorstellungen haben, wenn sie sich ein Ding recht lebhaft einbilden sollen. Man muß ihnen also die wesentlichen Merkmaale einer Sache, nach und nach, und auf allerley Art vorsagen. Wenn die eine Redensart irgend nicht zulänglich wäre, eine Sache sattsam abzuschildern, so bedienet man sich der andern und dritten auch noch. So machet es **Fleschier** in seinen Erklärungen, davon wir oben den Anfang gesehen haben. Es heißt in der ersten von der Tapferkeit:

Ich

* Erit igitur hæc facultas in eo, quem volumus esse eloquentem, ut definire rem possit; neque id, NB. faciat tam presse & anguste, quam in illis eruditissimis disputationibus fieri solet: sed cum explanatius, tum etiam uberius, & ad commune judicium, popularemque intelligentiam accommodatius. Cic. Orat. c. 31.

Ich rede von einer weisen und wohl eingerichteten Kühnheit, die sich bey dem Anblicke ihrer Feinde anfrischet, in der Gefahr selbst alles durchschauet, und ihren Vortheil beobachtet: aber welche sich nach ihren Kräften mißt, zwar schwere Dinge unternimmt, allein nichts unmögliches angreift; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überläßt, was durch Tugend kann erlanget werden. Endlich rede ich von einer Kühnheit, die, in Ermangelung guter Anschläge, alles wagen kann, und, bey der Beobachtung ihrer Pflicht bereit ist, sowohl im Siege zu sterben, als im Unglücke zu leben.

XI. §.

Doch muß man sich hier billig aller unnützen Umschweife und gleichvielbedeutenden Worte enthalten: denn wer nur in vielen und gleichgültigen Redensarten die Schönheit einer oratorischen Erklärung suchet, der verfällt in die Tautologie. Man muß also dem Zuhörer die Sache gleichsam auf allen ihren Seiten vorhalten. Man muß sie in verschiedene Gesichtspuncte stellen; da er zwar immer dieselbe Sache, aber allezeit in einem andern Lichte zu sehen bekömmt. Ferner muß man die Deutlichkeit nicht hindern, indem man sie befördern will: indem man irgend, mit lauter hochtrabenden oder schwülstigen Metaphoren, eine an sich viel verständlichere Sache verfinstert. Ein Exempel von diesem Fehler giebt mir **Lehms**, in seiner Rede, auf die Vermählung Kaiser **Carls** des VI. Er will die Liebe beschreiben:

> Die Liebe ist ein verborgenes, dabey aber unergründliches Etwas, welches seine geheime Regierung in der Seele durch eine unwissende Macht führet, den Gemüthern einen unbegreiflichen Trieb nach einer gleichen Uebereinstimmung, den übrigen Gliedern aber einen unvermeidlichen und höchstangenehmen Zug, einpräget, etwas unsern Augen gefälliges zu lieben, und solches nach vielen Geheimnissen, auch zu besitzen.

Hier sind beyde Fehler in ihrer Vollkommenheit zu sehen; viel unnütze Umschweife, und unverständlicheres Zeug, als die zu erklärende Sache selbst war. Denn welcher Zuhörer

rer hätte es nicht vor der Erklärung weit besser verstanden, was die Liebe ist; als nach dem er dieselbe so kauderwälsch beschreiben gehöret?

XII. §.

Aus der Vernunftlehre ist es bekannt, daß man einerley Sache, durch verschiedene Worterklärungen beschreiben kann, die doch alle gleich gut sind. Eben so kann in der Beredsamkeit eine Sache in verschiedenen Umständen ganz anders erkläret werden. Es richtet sich aber ein Redner hierinn nach seinen Absichten. Er malet seinem Zuhörer ein Ding nur von derjenigen Seite vor die Augen, wo es so aussieht, wie er es gern haben will. Wann die Eigenschaften, die er davon abschildert, nur wahr sind: so ist er schon zufrieden, und sein Zuhörer kann nichts mehr von ihm fodern. Z. E. Ein geistlicher Redner, der einen Angefochtenen zur Zuversicht auf Gott ermuntern will, der muß ihm Gott auf eine ganz andere Art beschreiben; als wenn er einem Ruchlosen eine Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit einjagen will. Wer eine Lobrede des Soldatenstandes halten wollte, der würde ein Kriegsheer beschreiben: als eine Vormauer des Staates, als eine Beschützerinn der gerechten Sache, als eine Rächerinn des erlittenen Unrechts, als eine Schaar von Helden, die ihr Blut für ihr Vaterland wagen, und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens weit höher, als ihr Leben achten. Allein Fleschier, der die Klugheit eines Feldherrn aus der Erklärnng eines Kriegsheers herleiten wollte, hat es mit gleichem Rechte so beschrieben:

> Es ist eine Menge mehrentheils geringer, und für Geld gedungener Seelen, welche, ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Sammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsame bringen; Verzagte sind es, die man in den Streit führen; Verwägene, die man zurück halten, und Unschuldige, die man zur Standhaftigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehört nicht dazu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten?

XIII. §.

XIII. §.

In solchen Erklärungen nun, muß man auch ein rechtes Mittel zu halten wissen, so daß man sie weder zu lang, noch zu kurz mache. Freylich ist es zuweilen rathsam, vielerley Dinge deutlich zu machen, die dem ersten Ansehen nach, nicht so gar nöthig zu seyn scheinen. Der Beyfall der Zuhörer muß aus ihrer Einsicht in die Sache entstehen: je vollkommener also diese durch die Erklärungen gemacht worden, desto leichter kann man die völlige Beypflichtung von ihnen hoffen. Man sinne also fleißig nach, was für Erklärungen etwa in den Beyfall des Zuhörers einigen Einfluß haben könnten; und alsdann lasse man sichs nicht verdrießen, alle dieselben geschickt anzubringen. Indessen aber muß man auch nicht gar zu weitgesuchte Dinge, gleichsam bey den Haaren, herzuziehen. Wer dieses thut, der verwirret den Zuhörer oft mehr, als er ihn unterrichtet: ja er bekömmt das Ansehen, als ob er nur mit seiner weitläuftigen Gelehrsamkeit pralen, und seine ganze Wissenschaft auf einmal ausschütten wollte. Man muß also in solchen Fällen allemal die Nothwendigkeit solcher Erklärungen erst begreiflich machen; oder sich entschuldigen, daß man sie vorbringet, auch wohl hinzusetzen: daß man es nur mit wenigen Worten thun wollte, weil man versichert wäre, daß es seine Zuhörer ohnedem schon wüßten; und was dergleichen Formeln mehr sind.

XIV. §.

Nunmehr fraget es sich noch, wo denn ein Redner alle diese historische und philosophische Erklärungen hernehmen solle? und da antworte ich: entweder aus der Gelehrsamkeit, oder aus der Erfahrung, oder aus eigenem Nachsinnen. Die Begebenheiten, darauf sich der Verstand eines Hauptsatzes oder eines Beweisgrundes stützet, sind entweder alt oder neu: ist jenes, so muß man sie aus Büchern; ist aber dieses, so muß man sie bald aus mündlichen Nachrichten, bald aus einer Erfahrung wissen. Z. E. Wer in einer Rede darthun wollte, daß Oesterreich den Orden des güldnen Vließes mit Rechte als Großmeister verwalte, der muß aus

den Geschichten die Erklärung von diesem Orden herholen. Wer aber von der pragmatischen Sanction, oder dem letztern französischen Kriege erweisen wollte: daß jene billig, und dieser unbillig sey; der würde in allerley politischen und historischen Büchern die nöthigen Umstände von beyden antreffen. Mit den philosophischen Erklärungen verhält sichs eben so. Von vielen Sachen, davon ein Redner zu reden hat, wird schon in gewissen Wissenschaften gehandelt; und diese müssen einem Redner geläufig und bekannt seyn. Von andern Dingen aber hat vieleicht vor uns noch niemand eine Erklärung gegeben; und da müssen wir selbst im Stande seyn, nach logischen und den obigen Regeln gute Beschreibungen zu machen.

XV. §.

Wem dieses ein schlechter Trost zu seyn bedünket, und wer andere Quellen der Erklärungen von uns fodert, der wisse: daß wir weder einen bessern Trost, noch andere Quellen für einen guten Redner wissen. Denn Reallexica, Schatzkammern und Goldgruben nachzuschlagen, und daraus dasjenige allererst zu lernen, was man doch andern schon beyzubringen willens ist, das können wir niemanden rathen. Ein Redner muß alle die Materialien, so er zu seiner Rede brauchet, selbst im Vorrathe haben; und einer Spinne ähnlich seyn, die alle ihre Fäden aus sich selbst hervorbringet. Man kann es auch bald hören, ob dasjenige, was jemand vorträgt, auf seinem eigenen Grunde und Boden gewachsen, oder nur entlehnet ist? Wenn man die Erkenntniß der Sachen, davon man redet, zuvor selbst recht verdauet, und gleichsam in Saft und Blut verwandelt hat; so klingt alles, was man sagt, weit gewisser und freyer. Hergegen, wer erst kurz zuvor auswendig gelernet hat, was er zu der Erklärung brauchet, der redet immer als ein furchtsamer Lehrling, machet auch zuweilen wohl gar Fehler. Man unterstehe sich also nicht, von Dingen zu reden, die man selbst erst noch lernen muß; und erinnere sich, daß wir oben nicht vergebens eine sehr weitläuftige Gelehrsamkeit

von einem Redner gefodert haben. Die Regel, die Horaz seinen Poeten gegeben, ist einem Redner eben so nöthig.

Sumite materiam, vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, & versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

Von den Erklärungen in geistlichen Reden, sehe man die von dem sel. Probste Reinbek herausgegebene Lehrart nach.

Das VI. Hauptstück.

Von den Beweisgründen.

I. §.

Wir kommen auf das wichtigste Stück der ganzen Redekunst, welches von den Beweisgründen handelt. Hierauf kömmt in der Ueberredung alles an, und da diese der Hauptzweck der Beredsamkeit ist: so sieht man leicht, daß der Beweis das rechte Hauptwerk ist, darauf ein Redner allen seinen Fleiß wenden muß. Alles übrige, was man in einer Rede sagen kann, daß gehöret entweder nur zu den Zierrathen und Nebendingen; oder es ist nur eine Vorbereitung zum Beweise; oder doch eine Folgerung aus demselben. Der Beweis giebt also der ganzen Abhandlung ihre Festigkeit, so wie die Gebeine und Nerven dieselbe dem menschlichen Körper geben *. So wenig nhmlich ein Klump des besten Fleisches, und wenn es gleich mit der schönsten Hant überzogen wäre, zu den menschlichen Verrichtungen geschickt

* *Quint. L. IV. c. 3.* Ordine ipso narrationem sequitur confirmatio: nihil enim tam est consequens, quam narrationi probatio. — — Iudex (auditor) enim festinat ad probationem, & quam primum certus esse sententiæ cupit. Præterea cavendum est, ne ipsa expositio vanescat, aversis in aliud animis.

schickt seyn würde, wenn es ihm inwendig an Knochen und Sehnen fehlen sollte: eben so wenig kann eine Rede, die in der Schreibart, und in allen übrigen Stücken unverbesserlich wäre, ihren Endzweck erhalten, wenn es ihr an tüchtigen Beweisgründen mangelt. Man kann dieses nicht genugsam einschärfen, das es nur gar zu viel Leute giebt, die ein jedes weitläuftiges Gewäsch, es bestehe nun woraus es wolle, eine gute Rede nennen; wenn nur irgend die Schreibart darinn erträglich ist. Einige thun in ganzen Reden nichts anders, als daß sie etwas erklären. Andere pflegen lauter Erläuterungen und zusammengeraffte Zeugnisse eine gute Ausführung zu nennen. Noch andere meynen, man müsse mit lauter guten Einfällen, und sogenannten hübschen Gedanken, etliche Blätter füllen, wenn man eine Rede machen will. Wieweit aber dieses alles der Natur der wahren Beredsamkeit zuwider sey, das kann ein jeder selbst leicht abnehmen.

II. §.

Aus diesen Ursachen nun haben, sowohl **Aristoteles**, als **Cicero** und **Quintilian**, sehr weitläuftig und ausführlich von den Beweisgründen gehandelt: und auch ich würde ein ganzes Buch davon schreiben müssen, wenn ich in ihre Fußtapfen treten; und alles das beybringen wollte, was sie davon gesaget haben. Allein ich werde mich einer andern Lehrart bedienen, dabey sich die Sache sehr ins Kurze bringen läßt. Denn was die Lehren der Alten so weitläuftig machte, das waren die so genannten Loca, oder Classen und Fächer der Beweisgründe, darauf sie ihre Schüler verwiesen, wenn sie gute Beweise erfinden sollten. Die Anzahl der elben war nun entsetzlich groß, und die Erklärung und Exempel zu einer jeden nahmen sehr viel Platz weg *. In den heutigen Arten der Reden aber, und nach den Hauptregeln, die wir bereits zum Grunde geleget haben, können wir uns leicht ohne

* **Cicero** erkläret die Topica, per disciplinam inveniendorum argumentorum; und cap. 2. Topic. ad Trebatium heißt es: Itaque licet definire, Locum esse argumenti sedem; argumentum autem, rationem, quæ rei dubiae faciat fidem.

diese Topik der Alten behelfen. Wir verwerfen sie aber deswegen nicht ganz und gar. In den gerichtlichen Reden war es sehr dienlich, wenn man zu Erfindung gewisser Beweisgründe nur ein Register durchlaufen dorfte, dadurch man auf gute Gedanken gebracht wurde. Wir haben aber itzo dergleichen Reden nicht mehr, und weder in unsern Lobreden, noch in Lehrreden, noch in Complimenten können uns die topischen Fächer etwas helfen. Folglich müssen wir einen andern Weg gehen, wenn wir von den Beweisgründen brauchbare Regeln geben wollen.

III. §.

Zuförderst setzen wir aus der Vernunftlehre zum Voraus, daß sich ein jeder Satz beweisen läßt, wenn es nicht entweder ein identischer Satz, oder ein Grundsatz ist *. Eine jede Wahrheit ist nämlich nur deswegen eine Wahrheit, weil sie einen zureichenden Grund hat: den also derjenige einsehen muß, der sie für eine Wahrheit erkennet. Die Wahrheiten hängen alle mit einander zusammen, und die eine fließt aus der andern: so daß die eine nur darum wahr ist, weil eine oder etliche andere wahr sind. Daraus folget nun, daß ein Redner keinen einzigen Satz zum Hauptsatze seiner Rede wird wählen können, der sich nicht beweisen, das ist, durch Anführung eines zulänglichen Grundes rechtfertigen ließe. Ein Beweis ist also eine Rede, darinn man durch die Anführung eines Grundes behauptet, daß ein Satz vielmehr wahr als falsch sey **. Wahr nennen wir hier, was mit andern bereits ausgemachten, oder bekannten Dingen übereinstimmet; falsch aber ist, was denenselben zuwiderläuft. Es mag also ein Satz historisch oder dogmatisch, theoretisch oder praktisch, wahrscheinlich oder gewiß seyn: so muß er sich allezeit erweisen

* Siehe das V. Cap. des ersten Th. meiner Vernunftlehre.

** Quint. L. V. im Eingange saget: denique ex quinque, quas judicialis materiæ fecimus partibus, quæcumque alia potest aliquando necessaria causæ non esse: lis nulla est, cui probatione opus non sit.

weisen lassen. Und wenn ihn der Redner nur erst recht eingesehen hat, und sonst ein vieles, was damit einige Verwandschaft hat, auch gut versteht: so kann es ihm unmöglich schwer fallen, die Beweise desselben zu erfinden. Er darf sich nur selber fragen, warum er denselben für wahr halte? und warum er nicht vielmehr dem Gegentheile beypflichte? so wird es ihm gleich einfallen, wodurch er auch andre davon überreden können.

IV. §.

Ein historischer Satz ist ein solcher, darinn man von einem einzelnen Dinge etwas bejahet oder verneinet. Z. E. Petrus, der erste russische Kaiser, ist der größte Monarch seiner Zeiten gewesen; Friedrich August I. war ein Muster eines guten Regenten; Carl der VI. hat das Recht den Stanislaus von der polnischen Krone auszuschließen; das Haus Oesterreich hat ein Recht auf den Orden des güldenen Vließes u. d. g. Ein jeder sieht wohl, daß nicht nur die Hauptsätze aller Lobreden, dergestalt unter die historischen Sätze gehören werden; sondern daß es noch unzählige andre solcher Reden geben könne, die auf hohen und niedrigen Schulen vorkommen. Wenn es sich nun fraget, wo man die Beweisgründe zu dergleichen Sätzen hernimmt? So antworte ich, aus der Sache selbst, davon die Rede ist; nämlich aus der Historie, aus dem Staatsrechte, aus dem Rechte der Natur, oder aus dem Lebenslaufe desjenigen, dem die Lobrede gehalten werden soll. Der Redner muß nämlich die Sachen selbst wohl inne haben, davon er reden will. Wir haben es oben erwiesen, daß nicht Kinder und Unwissende, sondern gelehrte Leute allererst geschickt sind, gute Redner zu werden. Diese aber haben ihre Materie schon zuvor inne, oder sie haben sich wenigstens eine Zeit vorher darinn sattsam umgesehen, auch alle Gründe wohl untersuchet und auf die Probe gestellet. Diejenigen nun, die sie am tüchtigsten befunden haben, müssen sie beybringen, und dadurch ihre Zuhörer zum Beyfalle nöthigen.

V. §.

Hier sieht nun ein jeder, daß man, ohne alle topische Erfindungsfächer, gar leicht wird Beweisgründe finden können, wenn man nur kein Fremdling in den Geschichten und in den Wissenschaften ist, darein die historischen Sätze gewisser maßen laufen. Nur bey den Lobreden dünket manchem diese Hauptregel nicht zuzulangen. Man soll mehrentheils Leute rühmen, von denen in den Geschichtbüchern noch nichts geschrieben steht. Wo ist da etwas herzunehmen, wenn man nicht die Loca zu Hülfe nimmt, und aus den Namen, Aeltern, Vorfahren, Oertern, Zeiten, Reisen, Gütern des Glücks, Eigenschaften des Leibes und Gemüthes, Thaten und Tugenden u. s. w. gewisse Gründe herzuholen weis *? Wir verwerfen nicht alle diese Quellen, einen Menschen zu loben; können aber auch unmöglich einräumen: daß alle ohne Unterscheid, einen zulänglichen Beweis, von der Vortrefflichkeit einer Person abgeben. Die ersten von erzählten Stücken, sind nur sehr seichte Gründe eines Lobes; ja solche, die sich zwar für die falsche, nicht aber für die wahre Beredsamkeit schicken. Wer mich nicht anders zu rühmen weis, als wegen meines Namens, Geschlechtes, Vaterlandes u. s. w.; der lasse mich lieber gar ungelobet. Bloß die guten Eigenschaften des Verstandes und Willens, der gute Gebrauch der Gemüths- und Leibeskräfte, die löblichen Verrichtungen und Dienste, die man dem Staate, der gelehrten Welt, der Kirche, oder doch seiner Stadt, seinen Angehörigen uud Mitbürgern erwiesen: diese allein, sage ich, verdienen ein wahrhaftiges Lob. Und wenn ein Redner hier den ausführlichen Lebenslauf eines solchen Menschen mit einem guten moralischen Erkenntnisse vereiniget; so wird er keine fernere Topiken brauchen.

VI. §.

* Cic. de Inv. L. I. c. 24. Ac personis has res attributas putamus: Nomen, naturam, victum, fortunam, habitum, affectionem, studia, consilia, facta, casus, orationes. S. meine Vorrede zu Fleschiers Lob- und Trauerreden, wo ich vom Dionysius von Halikarnaß in diesem Stücke geurtheilet habe.

VI. §.

Bey diesen historischen Beweisen fraget es sich nun: ob man auch die Scribenten anführen, oder wenn es neulich vorgefallene Begebenheiten sind, ob man auch die Zeugen angeben müsse, die durch ihre Aussage das behauptete bekräftigen? Was das erste anlanget, so ist ein Unterscheid unter Dingen zu machen, wovon mehr als einer geschrieben hat; und darüber die Geschichtschreiber eins sind, und unter denen, die entweder nur von einem Scribenten beschrieben worden, oder wohl gar von andern anders erzählet werden. Im ersten Falle brauchet man nur überhaupt die Geschichtschreiber aller Zeiten oder Nationen anzuführen. Käme es hoch, so dörfte man etliche Namen der berühmtesten schlechthin nennen, um sich bey den Zuhörern in das Ansehen zu setzen, daß man nichts ohne Grund vorgäbe. Aber im andern Falle brauchet es freylich mehr Behutsamkeit nnd Sorgfalt. Denn wo nur ein einziger Scribent etwas bezeuget, da muß man seine Glaubwürdigkeit vorher darthun; indem man zeiget, daß er die Sache recht habe sagen wollen. Die Vernunftlehre giebt hiervon mehrere Regeln an die Hand, und man muß dieselben desto mehr brauchen, wenn es wohl gar andere Geschichtschreiber giebt, die jenem widersprechen. Denn da muß man dieser ihr Ansehen verdächtig zu machen suchen, und zeigen, daß sie entweder die Sache nicht recht gewußt; oder doch aus Furcht, Parteylichkeit, Hoffnung, Eigennutz, oder Religionseifer, nicht aufrichtig beschrieben haben.

VII. §.

Was die neuern Geschichte anbetrifft, so sind sie abermal zweyerley. Einige sind weltkündig, als z. E. Eugens Siege wider die Türken und Franzosen; Friedr. August I. Großmuth gegen seine Feinde, und seine Gnade gegen die Unterthanen. Da brauchet es nun keine besondere Zeugen, indem, so zu reden, die ganze Welt, das ganze Land, ja alle Zuhörer davon Zeugniß geben können. Indessen ist es gut, daß der Redner in solchen Fällen darauf dringet: wie

Cicero, in einer seiner philippischen Reden, ganz Italien, Sicilien und Africa, als so viel Zeugen, wider den Antonius aufführet. Wäre aber die Sache so weltkündig nicht: so müßte man auch wohl besondere Zeugen darstellen. So machte es Cicero in seiner Rede für den Archias, als er darthun wollte, daß er zu Heraklea das Bürgerrecht erlanget hätte. Da beruffet er sich auf das Zeugniß Luculls, der solches wisse, ja ihm zuwege gebracht habe; und auf die heraklienſischen Abgeordneten, die es bezeugten. Oftmals aber kann man solche Dinge auch aus den Folgen und Wirkungen gewisser Begebenheiten und Thaten darthun. Z. E. Jemand muß wohl gut Haus gehalten haben; denn er ist reich dadurch geworden. Ein andrer muß wohl gelehrt gewesen seyn, denn er hat treffliche Bücher geschrieben. Jemand muß doch eine gute Aufführung gehabt haben, denn er hat sich allenthalben Freunde gemacht. Jener muß nothwendig ein Verschwender seyn, denn er ist seines großen Erbtheils ungeachtet, an den Bettelstab gerathen, u. d. gl. *

VIII. §.

Ich muß doch von der bisher erwähnten Art der Beweise ein Exempel geben. Gundling wollte in seiner Lobrede auf den König Fr. Wilh. in Preußen, die er, bald nach dem Antritte seiner Regierung 1714. in Halle gehalten, darthun:

> Daß Friedrich Wilhelm das Wohlseyn seiner Unterthanen bis dahin weislich befördert, und deswegen einen unsterblichen und ewigen Nachruhm verdienet hätte.

Nach einer kurzen Erklärung, worinn das Wohlseyn des Volkes bestehe, fängt er an zu zeigen; daß erstlich die Wachsamkeit darzu nöthig sey: und daraus fließt sein erster Beweis: Denn, saget er, mein König ist wachsam, er regieret selbst,

* Darum saget auch Cicero: Confirmatio est, per quam *argumentando* nostræ causæ fidem, & auctoritatem, & firmamentum adjungit oratio. *De Inv. L. I. c.* 24.

selbst, und verläßt sich nicht auf andre. Ferner führet er die Beschützung des Staats, als das zweyte Mittel, die Wohlfahrt eines Reiches zu befördern, aus der Erklärung an; und das ist sein zweyter Beweis. Denn er zeiget: sein König sey tapfer, und habe seine Heere auf einen guten Fuß gesetzt. Der dritte Beweis seines Satzes ist von der Gerechtigkeit hergenommen, als welche zum Wohlseyn eines Staates das meiste beyträgt. Und auch da zeiget der Redner: daß sein König gerecht sey; indem er die langen Processe und die Menge der Advocaten hasse und abgeschaffet habe. Der vierte Beweis ist daher genommen, daß die Wohlfahrt des Staates durch den Reichthum der Bürger vermehret wird; und hier zeiget der Redner: sein König habe die Verschwendung, als die Ursache der Dürftigkeit, mehr durch sein Exempel, als durch Gesetze, abgeschaffet; und allen fleißigen Arbeitern Gelegenheit verschaffet etwas zu erwerben ꝛc. Siehe die Sammlung auserlesener Reden, die 1727. in Nordhausen herausgekommen ist, auf der 80. und folg. S. imgl. im II. Th. dieser Redekunst.

IX. §.

Mit den dogmatischen Hauptsätzen verhält sichs zwar etwas anders; doch kann man auch hier zur Erfindung ihrer Beweisgründe nichts bessers vorschlagen, als die rechte Einsicht in den Hauptsatz selbst. Diese Art von Sätzen kömmt hauptsächlich in Lehrreden vor, die in Kirchen und Schulen gehalten werden: und da laufen sie immer in eine gewisse Art der Wissenschaften, darinn die Gattung der Wahrheiten pflegt abgehandelt zu werden. Z. E. Wenn ein Gottesgelehrter eine Rede hielte, daß die Vereinigung der protestantischen Religionen mit der römischkatholischen unmöglich sey: so müßte er diesen Satz nothwendig aus den innersten Gründen der Gottesgelahrtheit erweisen. Oder wenn ein geistlicher Redner auf der Kanzel erweisen wollte, daß man Gott über alle Dinge lieben müsse: so müßte er diesen Satz aus der gründlichen Einsicht in das Wesen der Liebe, und aus der Erkenntniß Gottes und seiner Eigenschaften herleiten.

Und so in andern Materien. Folglich muß denn auch hier ein rechtschaffner Redner kein Fremdling in denjenigen Wissenschaften seyn, darinn er einen Redner abgeben will. Er muß lange zuvor, ehe er sich zu reden unterfängt, diejenige Art der Gelehrsamkeit aus dem Grunde gefasset haben, von der er seine Materien hernimmt. Ja zuweilen muß er in mehr als einer Wissenschaft zu Hause seyn, wenn er recht gründliche Beweise von gewissen Sätzen führen will. Die Sachen haben oft eine große Verbindung unter einander: und mancher Satz hat seine Gründe in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit. Je mehr sich nun ein Redner in allen denselben umgesehen hat: desto besser wird er im Stande seyn, gute Beweisgründe zu erfinden. Wenn er aber mit einem leeren Kopfe dergleichen Arbeit angreifen; oder von einer Sache reden wollte, die er gar nicht verstünde: so würde ihm die ganze Topik nichts helfen.

X. §.

Zum Exempel eines dogmatischen Satzes und seiner Beweise, soll uns des Hrn. Kanzl. von Mosheim Rede, von der Thorheit der Religionsspötter, dienen, die im II. Th. seiner heil. Reden enthalten ist. Nachdem er erkläret hat, was er durchs Spotten verstehe, saget er:

> Wenn die ganze Welt das Recht und die Freyheit hätte, zu spotten, so würde doch diese Freyheit da aufhören müssen, wo die Religion anfängt. Erwecket euch, meine Brüder! erwecket euch, unsern Beweis zu verstehen, und euren Wandel darnach einzurichten.

Hierauf kömmt der Iste Grund: weil es thöricht ist, da zu spotten, wo Gründe, Beweisthümer und Ursachen verlanget werden; II. weil es thöricht ist, in solchen Dingen zu lachen und zu scherzen, die wichtig und ernsthaft sind; III. weil es thöricht ja rasend ist, in einer Sache zu spotten, die doch wahr seyn kann, und die mit ungemeiner Gefahr für uns verbunden ist. Diese allgemeinen Grundsätze, die er vorher fest gesetzet und erwiesen hat, werden nun auf die Religionsspötter gezogen: indem der Redner zeiget, daß sie alles dasjenige

jenige thun, was darinnen für thöricht erkläret worden. Der IV. Grund, den er hinzusetzet, ist dieser: weil es thöricht und unverschämt ist, zu spotten, wenn man selbst Lehren und Dinge behauptet, die ein andrer mit größerm Rechte verlachen kann. Und auch dieses wird auf die Religionsspötter gedeutet. Ich übergehe auch hier das übrige dieser vortrefflichen Rede, die man leicht selbst nachschlagen kann. Und wie es in diesen neuern Beyspielen beschaffen ist, so sieht es auch in den Exempeln der Alten aus: wie man leicht wahrnehmen wird, wenn man mit vernünftigem Nachsinnen eine Prüfung derselben anstellen will.

XI. §.

Die dogmatischen Hauptsätze sind entweder theoretisch, oder praktisch, das ist, sie handeln entweder von Dingen, die man bloß für wahr halten soll; oder von Sachen, die man thun und ausüben muß. Das Exempel, so ich im vorigen §. angeführet, giebt ein Beyspiel eines theoretischen Satzes ab: und da sieht man wohl selbst, wo die Beweisgründe hergenommen worden; nämlich aus der Natur der Sache, und der gründlichen Einsicht in dieselbe *. Was aber die praktischen Sätze anlanget, so würde es z. E. einer seyn, wenn ich aus eben dem Theile der mosheimischen Reden: die Pflicht der Heiligen mit dem leidenden Erlöser zu leiden, abhandeln wollte. Es darf aber auch ein solcher Satz nicht eben theologisch seyn: er kann moralisch, ökonomisch oder politisch seyn; und wird doch eben die Natur behalten. Z. E. Demosthenes behauptet in der ersten philippischen Rede, daß man den Philippus bekriegen soll. Cicero in seiner Rede für den Ligarius, will den Cäsar bereden, demselben Gnade wiederfahren zu lassen. Wenn nun diese Uebungssätze auch erwiesen werden müssen, so pflegt man die

Gründe

* Quintilian giebt folgendes Beyspiel eines theoretischen Satzes mit seinem Beweise, L. IV. c. 14. Anima immortalis est. Nam quidquid ex se ipso movetur, immortale est. Anima autem ex se ipsa movetur. Immortalis igitur est anima.

Gründe dazu, gemeiniglich aus den allgemeinen Bewegungsgründen des menschlichen Willens, herzunehmen. Diesen nun rühret bey seinem Thun und Lassen nichts, als das Böse und Gute, welches ihm sein eigener Verstand, als böse oder gut vorstellet. Will man also dem Willen beykommen, und ihn bewegen, etwas zu thun oder zu lassen, so muß man erst den Verstand überzeugen, daß dergleichen Handlung entweder gut oder böse sey.

XII. §.

Die Urtheile und Meynungen der Menschen vom Guten und Bösen sind sehr unterschieden: zumal bey einer vermischten Menge Volkes, die ein Redner gemeiniglich zu Zuhörern hat. Viele, und zwar die meisten, halten den bloßen Vortheil, andere die Ehre, andere die Lust für etwas gutes: das Gegentheil aber für böse. Einige, und zwar die Rechtschaffensten, halten alles, was vernunftmäßig, ehrbar, billig, und gerecht ist, für gut; und das Widerspiel misfält ihnen, als etwas böses. Es giebt noch andere, die, einer natürlichen Trägheit wegen, nichts zu unternehmen pflegen, als was sehr leicht ist, und ohne alle Mühe, ja wohl gar mit Lust ausgeführet werden kann. Hergegen halten diese alles für böse, was schwer ist, oder doch viel Mühe machet, ja Verdruß und Schmerzen bey sich führet; auch ihnen wohl gar unnöthig oder unmöglich zu seyn scheint. Aus diesen allgemeinen Urtheilen, und Meynungen der Menschen, muß nun ein geschickter Redner die Bewegungsgründe zu seinen praktischen Sätzen hernehmen. Er darf also bey einer Sache, die man thun soll, nur zeigen: daß sie vernünftig, billig, gerecht, vortheilhaft, rühmlich, belustigend, leicht, anmuthig, nothwendig, ja unentbehrlich sey. Bey einer That aber, die man unterlassen soll, darf er nur darthun, daß sie unvernünftig, unbillig, ungerecht, schädlich, schändlich, schmerzlich, schwer, verdrüßlich, unnöthig und gar wohl zu entbehren sey. Kann er von etlichen oder von allen diesen Stücken den Verstand seiner Zuhörer über-

überreden: so wird ihm gewiß der Willen derselben keinen Widerstand mehr thun, sondern willig folgen.

XIII. §.

Ich will aber hiermit die andern Bewegungsgründe des menschlichen Willens, die sich sonst etwan äußern könnten, gar nicht ausschließen, ob sie gleich nicht so allgemein seyn möchten. Z. E. es könnte kommen, daß auch das, was gewöhnlich, oder ungewöhnlich; alt, oder neu und unerhört, von großen Leuten schon vor uns ausgeübet, oder noch von niemanden unternommen worden wäre, von jemanden für gut oder für böse gehalten würde. Es kömmt alles auf die Klugheit eines Redners an, dadurch er, die Meynung seiner Zuhörer geschickt zu errathen, und sich derselben zu seinen Absichten zu bedienen, wissen muß. Man muß nämlich dieselben durch ihre eigene Grundsätze, Vorurtheile und Neigungen zu lenken suchen; in soweit solches der Wahrheit und Tugend ohne Schaden geschehen kann. Die besten Bewegungsgründe sind freylich diejenigen, so von der Vernunft und Billigkeit hergenommen werden. Allein, wenn diese kräftig in den Willen eines Menschen wirken sollen: so muß er schon tugendhaft seyn, und bereit seyn, alles ohne Widerrede zu thun, was seine Pflicht mit sich bringet. Wo wird man aber jemals Gelegenheit finden, eine Rede vor lauter solchen Leuten zu halten? Werden nicht die meisten Zuhörer allezeit gewissen herrschenden Vorurtheilen zugethan, gewissen gewöhnlichen Lastern ergeben, und gewissen Neigungen nachzuhängen gewohnt seyn? Alle diese Dinge nun auszurotten, und seine Zuhörer ganz vernünftig und tugendhaft zu machen, das geht in einer Rede nicht an. Man muß sie also nehmen, wie man sie findet, und sich ihre Gemüthsart zu Nutze machen, so gut als man kann. Sind ja nicht alle Bewegungsgründe von einerley Kraft: so muß man allerley Arten derselben zusammen nehmen, damit man allerley Arten der Zuhörer dadurch gewinne und überrede.

XIV. §.

XIV. §.

An Exempeln aus alten und neuern Rednern, die sich nach dieser Vorschrift gerichtet haben, kann es gar nicht fehlen. Weil **Demosthenes** wußte, daß die Athenienser zur Ehrliebe sehr geneigt waren: so wußte er, in seiner ersten philippischen Rede, keinen bessern Beweisgrund wider sie zu brauchen, als daß es ihnen schändlich wäre, so nachläßig zu seyn, als sie wären. Daher schmäuchelt er gleich im Eingange ihrer Ehrliebe mit ihren ehemaligen Thaten, wider die Lacedämonier. Er machet ihnen Hoffnung, daß sie noch eben das würden thun können, wenn sie nur wollten. Er beschämet sie, wegen ihrer kaltsinnigen Neugierigkeit, und nachdem er von den nöthigen Kriegsrüstungen ausführlich geredet: so kömmt er wiederum darauf, daß er ihre bisherige Anstalten und Kriegsverfassungen als lächerlich vorstellet. Er beschämet sie durch die Vergleichung ihrer Lustbarkeiten mit ihrem Kriegswesen; deren jene sehr ordentlich, diese aber sehr schlecht bestellet würden. Er vergleicht sie mit einem ungeschickten Fechter u. s. w. Kurz, er unterläßt nichts, wodurch er ihre ganze Ehrliebe zum Bewegungsgrunde des Krieges anwenden konnte. **Cicero** hat es nicht anders gemachet. In seiner Rede für das manilische Gesetz sah er wohl, daß das römische Volk zum Geize geneigt war: daher suchet er allemal den Bewegungsgrund von dem Schaden hervor, den sie an ihren Zöllen von dem Mithridates erlitten hätten, und noch ferner würden leiden müssen, wenn sie ihn nicht nachdrücklich bekriegen würden. In der Rede für den **Ligarius** wußte er wohl, daß Cäsar mehr durch die Ehre, als durch alles andre, zu bereden seyn würde, denselben loszulassen. Daher brauchet er zwar die Gründe von der Billigkeit dieser Vergebung, wegen der Unschuld des Beklagten: aber er setzet überall so viel Lobsprüche und Schmäuchelreden gegen den Cäsar dazu; daß dieser nicht im Stande blieb, ihm seine Bitte abzuschlagen.

XV. §.

Noch einen Unterscheid unter den Beweisgründen haben wir anzumerken, nachdem nämlich die Hauptsätze entweder

nur

nur wahrscheinlich, oder ganz augenscheinlich erwiesen werden können: denn sie sind also entweder ganz dringende, unumstößliche und demonstrative; oder nur wahrscheinliche Beweise. Keine von beyden Arten kann ein Redner verwerfen oder entbehren: und er brauchet allemal die besten davon, wenn er nur sieht; daß sie bey seinem Zuhörer etwas Gutes wirken können. So hat Cicero schon im I. B. von der Erfindung dieselben unterschieden *. Er erkläret darauf ferner, theils was ein nothwendiger, theils was ein wahrscheinlicher Beweis ist. Nämlich was unmöglich anders seyn kann, als so, das ist ein nothwendiger dringender Beweis: z. E. hat sie gebohren; so hat sie mit einer Mannsperson zu thun gehabt **. Was aber insgemein und nach dem Urtheile der meisten oder klügsten so zu seyn pflegt, das ist nur ein wahrscheinlicher Beweis. Z. E. Wenn sie eine Mutter ist; so wird sie ihren Sohn auch lieb haben: wenn er geizig ist; so wird er nach einem Eide nicht viel fragen. Ich führe dieses mit Fleiß aus dem Cicero an, um diejenigen zu widerlegen, die sich fälschlich einbilden: ein Redner dürfe sich niemals recht fester und bündiger Beweise bedienen: weil er nur mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden wäre, ja seinen Zuhörern mit Fleiß die guten Gründe vorenthielte, und ihnen nur mit Scheingründen einen blauen Dunst vorzumachen bemühet wäre ***.

XVI. §.

* Denn so schreibt er im 29 Cap. Omnis autem argumentatio - - aut probabilis, aut necessaria debebit esse. Necessarie demonstrantur ea, quae aliter, ac dicuntur, nec fieri, nec probari possunt. Probabile autem est id, quod fere fieri solet, aut quod in opinione positum est; aut quod habet in se ad haec quandam similitudinem.

** Daß ich auf diese Schlußreden nicht zuerst dringe, beweist Quintil. L. V. c. 10. Quorum omnium tractatus versatur in Syllogismis — Si robur corporibus bonum non est, minus sanitas. Si furtum scelus, magis sacrilegium. Si abstinentia virtus; & continentia: Si mundus providentia regitur, administranda est respublica.

*** *Quint. L. V. c. 10.* Ἀποδειξις est evidens probatio; ideoque apud Geometras γραμμικα Ἀποδειξεις dicuntur. — — Quidam

XVI. §.

Nun kann man es freylich nicht läugnen, daß nicht die Redner meistentheils nur wahrscheinliche Gründe anzuführen pflegten. Allein das kömmt nicht aus der Natur der Beredsamkeit, oder von ihrem Vorsatze und Gutachten her: sondern die Beschaffenheit der meisten Sachen läßt es nicht anders zu. Wo will man doch in allen Arten der Wahrheiten, dergleichen unwidersprechliche Beweisthümer hernehmen, die man Demonstrationen nennet? Sind denn alle Wissenschaften schon zu dem hohen Grade der Gewißheit gekommen, daß ihre Lehrsätze ganz unumstößlich erwiesen werden könnten? Vielweniger lassen sich in historischen Sachen solche augenscheinliche Beweise führen, die keinem Zweifel mehr unterworfen wären. Hat aber ein Redner gar von künftigen Dingen, die auf die Willkühr der Menschen ankommen, zu reden: wie will er es da zu völliger Gewißheit bringen? Er brauchet also die demonstrativen Beweise da, wo er sie hat: allein er muß, in den meisten Fällen, auch mit schlechtern zufrieden seyn. Doch weit gefehlet, daß er sie mit Fleiß schwach machen sollte, so stellet er sie vielmehr allezeit auf der stärksten Seite dar; und bemühet sich, ihnen einen solchen Grad der Gewißheit zu geben, das man nichts mehr fodern kann, ja oft vollkommen dadurch überredet wird. Und dadurch geht ja der Beredsamkeit an ihrem Werthe nichts ab. Behelfen sich doch alle Menschen im gemeinen Leben, im Handel und Wandel, in Regierungssachen, in Handhabung der Gerechtigkeit, und im Kriegswesen, mit der bloßen Wahrscheinlichkeit. Ja müssen doch die Schriftgelehrten, Rechtsausleger und Arzneyverständigen, sich damit befriedigen: so lange ihre Lehren durch Hülfe der Weltweisheit und Mathematik noch in keinen bessern Stand gesetzet

dam ineſſe epicheremati apodixin putant, & eſſe partem ejus confirmantem. Utrumque autem, quamquam diverſi auctores eodem modo finiunt, ut ſit ratio, *per ea quae certa ſunt*, fidem dubiis afferens: quae NB. natura eſt omnium argumentorum: neque enim certa incertis declarantur.

setzet worden. So darf sich denn auch die Beredsamkeit nicht schämen, daß sie sich gemeiniglich mit wahrscheinlichen Gründen behelfen muß.

XVII. §.

Gleichwohl ist es in der oratorischen Wahrscheinlichkeit nicht mit einem jeden lahmen Gewäsche ausgerichtet, das irgend dem Ansehen nach, einen Grund in sich hält, aber nichts weniger, als einen Beweis abgeben kann. Dieses ist eine Anmerkung, die sehr nöthig ist, die Sophisten unsrer Zeiten zur Vernunft zu bringen; die uns bisweilen einbilden wollen, sie bewiesen etwas, da doch ihr Geschwätze gar keinen Vernunftschluß in sich hält. Ich will nur aus einem verstorbenen Mitbruder dieser leeren Wortkrämerzunft ein Exempel anführen. Lehms schreibt in seiner Lobrede auf Kaiser Karlen den VI. bey dessen Vermählung 1708, gegen das Ende also:

> Soll ein Demant seines gleichen zeugen: warum sollten wir denn nicht auch die Meynung behaupten können, daß die mit einander verknüpften Seelen, auf eine uns zwar unbekannte, aber doch nicht unmögliche Art, neue Seelen oder neue Geister zeugen?

Hierinnen soll nun ein Schluß von einem ähnlichen Dinge auf das andre enthalten seyn: aber es fehlet nichts mehr, als daß erstlich die Dinge einander nicht ähnlich sind; und so dann, daß das erste nicht wahr ist. Denn worinn kömmt doch eine Seele mit einem Diamant überein? und wo hat man jemals gehöret, daß die Diamanten Junge hecken? Allein mein Redner fährt in seinem Beweise fort:

> Die Beschaffenheit derselben, und wie sie die Liebe in sich hegen, ja wie sie dieselbe bey andern so leicht, als der Zunder das Feuer erwecken, muß nothwendiger weise neue Seelen zeugen: weil man ja von der Liebe meldet, daß sie durch die Seele der Augen entzündet, durch die Seele der Zunge bestätiget, durch die Seele der Lippen befestiget, und durch die Seele der Seelen ewig verknüpfet werde.

Wenn dieses nun ein gründiger Beweis ist: so wird es gewiß dem Verfasser nicht schwer fallen, alles in der Welt zu bewei-

sen. Es ist nur schade, daß man ihn in dem berühmten Streite der Weltweisen und Gottesgelehrten, vom Ursprunge der Seelen, nicht zum Schiedsmanne erwählet hat: gewiß, der sogenannte Tradux würde von ihm vortrefflich demonstriret worden seyn. Denn wie wenig Mühe kostet es ihm, ein ganzes Schock Seelen zu erzeugen?

XVIII. §.

Die allgemeine Regel, die man hier geben kann, alle dieses Geplauder nichts bedeutender Worte zu vermeiden, ist diese: Man prüfe einen jeden Grund, den man von einem Satze angiebt, nach den Regeln der Vernunftlehre; und sehe, ob er auch eine richtige Folge in einer Schlußrede behaupten kann? Z. E. oben müßte ich sagen: was von einem Diamant gilt, das muß auch von einer Seele gelten. Nun zeuget ein Diamant den andern; also muß auch eine Seele die andre zeugen. Ein jeder sieht hier von sich selbst, daß kein einziger Förderſatz, ich will nicht sagen, wahr ist, sondern nur die allergeringste Wahrscheinlichkeit hat. Ich sage nicht, daß man alle seine Gründe in der Rede selbst so syllogistisch vortragen solle: ich will nur, daß ein Anfänger in der Beredsamkeit die Schlußreden, gleichsam als einen Probierstein seiner Gründe, brauchen soll; bis er eine solche Fertigkeit im gründlichen Denken erlanget hat, daß er solcher Prüfung weiter nicht bedarf. Denn wenn ein angeführter Grund hier die Probe nicht hält, und nicht aus einem Paare wahrscheinlicher Förderſätze den Schlußſatz herleitet: so tauget er gar nichts, und wird keinem Menschen zum Beyfalle bewegen. Auch Aristoteles hat schon unter den topischen Beweisgründen ein Register derjenigen Fächer oder Classen gemachet, die nur Scheingründe in sich enthalten, und deren sich die alten Sophisten zu bedienen pflegten, wenn sie eine faule Sache zu vertheidigen hatten *. Es wäre zu wünschen, daß

* In eo genere quod fere fieri solet, probabile hujus modi est. Si mater est, diliget filium; si avarus est, negliget jusjurandum. In eo autem, quod in opinione positum est, hujusmodi

daß auch unter unsern Rednern, die doch oft von den wichtigsten Dingen reden, nicht auch noch öfters solche Schnitzer wider die Vernunftlehre gemachet würden; ob sie sich gleich keiner aristotelischen Topik bedienen mögen *.

XIX. §.

Die alten theilten den Beweis in zweyerley Arten ein, die sie inductionem und ratiocinationem nenneten **. Die Induction ist eine Rede, darinn man den Zuhörer, durch Vorhaltung einiger ungezweifelten Dinge, welchen er den Beyfall nicht versagen kann, nöthiget, auch dem vorhabenden Satze des Redners beyzupflichten, weil er mit jenen erstern eine Aehnlichkeit hat. Dergestalt überführte ehemals Aspasia, Xenophons Ehegattinn von demjenigen, was sie nicht gestehen wollte, daß sie nämlich mit ihrem Manne nicht zufrieden wäre. Sage mir, sprach sie, wenn deine Nachbarinn besser Gold und Silber hätte, als du: würdest du das ihrige nicht lieber wollen, als das deine? Ohne Zweifel das ihrige, sprach sie. Wie dann? wann selbige bessere Kleider und kostbarern Schmuck hätte, als du? Hättest du es nicht lieber, als das deine? Freylich wohl. Wohlan denn: wenn deine Nachbarinn einen bessern Mann hätte, als du, würdest du denselben nicht auch lieber wollen? Hierauf erröthete das Weib Xenophons. Eine solche Art zu beweisen brauchen nun fast alle Redner, weil sie sehr leicht zu begreifen ist, und sehr in die Sinne fällt. Es steckt auch ein guter Grund dahinter, der sich nämlich auf den Grundsatz stützet: in ähnlichen Fällen haben ähnliche Dinge statt. Wenn nun die Fälle nur Aehnlichkeit genug haben, und wenn die Wahrheiten, die

modi sunt probabilia: Impiis apud Inferos pœnas esse præparatas. Cic. de Inv. 1.

* Alia sunt, ut dixi, non necessaria, vel utrimque vel ex altera parte. Sol colorat; at non utique, qui est coloratus a Sole est. Iter pulverulentum facit: sed nec omne iter pulverem movet, nec quisquis est pulverulentus, ex itinere est. Quint. l. c.

** Siehe Ciceros erstes B. von der Erfind. im 31. C.

man als bekannt annimmt, nur so augenscheinlich sind, daß sie ein jeder dafür annehmen muß: so geht man bey dieser Vermuthung ähnlicher Fälle sicher genug; daher denn auch der größte Theil der Menschen sich derselben an statt der Vernunft bedienet. Gundling in seiner Lobrede saget:

> Das assyrische Reich zerfiel, als Sardanapal unter dem Frauenzimmer saß. Der persische Zepter wurde ihren Regenten aus den Händen gewunden; da sie mehr auf den äußerlichen Pracht, und hingegen die Macedonier mehr auf den schwarzen Harnisch hielten. Das stolze Rom fiel unter die strenge Bothmäßigkeit der Barbarn, da ihre Kaiser sich in ein faules Leben verliebet hatten. Die Mohren kamen aus Africa nach Spanien, als ihnen der Spaniarden unzüchtiges und sicheres Leben kund geworden ꝛc.

XX. §.

Was den Vernunftschluß anlanget, so haben wir vorhin schon gesaget, daß sich derselbe in eine ordentliche Schlußrede muß bringen lassen; und Cicero ist darinn am angeführten Orte im 34. C. nicht nur eins mit uns; sondern er fodert auch, daß ihn der Redner so gar in Form einer Schlußrede vortragen soll, wenn er eine rechte Ueberredung dadurch wirken will. Er geht noch weiter, und will, daß man den Obersatz und den Untersatz, wenn sie einigermaßen zweifelhaft seyn sollten, mit neuen Gründen bestärken soll; so daß dergestalt ein oratorischer Beweis, der recht vollständig ist, aus fünf Theilen bestehen wird. Diese sind I. der Obersatz, II. sein Beweis, III. der Untersatz, IV sein Beweis, V. der Schlußsatz *. Doch fodert er die Beweise der Fördersätze nicht allezeit, sondern nur auf den Fall, wenn sie nöthig sind: und so kann ein guter Beweis zuweilen auch aus vier, ja nur aus dreyen Theilen

* Quint. L. V. cap. ult Ceterum haec propositio (major) aut confessa est, aut probanda. Vt, qui beatam vitam vivere volet, philosophetur oportet. Non enim conceditur: cetera sequi, nisi confirmata prima parte, non possunt. Est et assumtio interim confessa: ut, Omnes autem volunt beatam vitam vivere. Interim probanda, ut illa.

Theilen bestehen; bisweilen aber gar nur aus zween, wenn man ein sogenanntes Enthymema, oder eine verstümmelte Schlußrede, machen will, darinn entweder der Obersatz oder der Untersatz fehlet. So richtig dieses alles ist, so sehr beschämet Cicero dadurch die unphilosophischen Schwätzer, die an nichts weniger, als an eine ordentliche Schlußrede, in ihren Beweisen denken. Wir sparen aber die ausführliche Abhandlung davon in das Hauptstück, von der ordentlichen Einrichtung einer Rede; wo wir mehrere Anleitung zum überzeugenden Vortrage eines Beweises geben wollen. Sonst ist Quintilian auch der Meynung gewesen, daß eigentlich alle drey Sätze des Vernunftschlusses zu einem guten Beweise nöthig sind*.

Das VII Hauptstück.

Von der Widerlegung der Einwürfe.

I. §.

Wenn ein Redner seinen Satz mit guten Beweisgründen bestätiget hat; so hat er zwar die allerwichtigste Pflicht eines Redners erfüllet: allein er hat deswegen noch nicht ganz gewonnen. Es kann ja leicht kommen, und pflegt gemeiniglich zu geschehen, daß seinem Zuhörer Einwürfe in den Sinn kommen, die ihn verhindern, daß er dem Redner seinen Beyfall entweder gar

* Mihi & plurimis nihilominus autoribus tres summum videntur. Nam ita se habet natura, ut sit, de quo quæratur, & per quod probatur: tertium adjici potest, velut ex consensu duorum antecedentium. Ita erit prima intentio, secunda assumtio, tertia connexio. Nam confirmatio primae, ac secundæ partis exornatio, eisdem cedere possunt, quibus subjiciuntur. L. V. Cap. 14.

entzieht, oder doch nicht völlig geben kann. Vielmals ist auch mancher Zuhörer gleich anfangs einer gegenseitigen Meynung zugethan; weil er dafür hält, er habe sehr guten Grund dazu. So lange er diese Einwürfe oder Gegensätze für gegründet hält, so lange kann der Redner über ihn nicht triumphiren. Nichts ist also zu einer vollkommenen Ueberredung nöthiger, als die Widerlegung der entgegen gesetzten Meynung, und die Beantwortung der Einwürfe: die man wider den Hauptsatz: oder wider die Beweisgründe des Redners machen kann*. Das schwerste dabey ist, alle dieselben zu errathen. Denn der Einwendungen sind zuweilen so viel, und so mancherley Arten; daß es fast unmöglich scheint, sie alle miteinander einzusehen. Doch das Unmögliche fodert man nicht. Es ist genug, daß ein geschickter Redner diejenigen beantwortet, oder widerleget, die er vorher sehen oder errathen kann. Ein Mann aber, welcher seine Materie inne hat, den Menschen überhaupt, oder seine Zuhörer insbesondere kennet, der wird ohne Zweifel die wichtigsten Einwürfe mit leichter Mühe vermuthen können.

II. §.

Wenn man nun einen, oder etliche solche Einwürfe errathen zu haben glaubet: so werden sie ebenfalls, nach Beschaffenheit der Hauptsätze, entweder etwas geschehenes in Zweifel ziehen, weil sie Zeugen für sich haben, welche das Gegentheil bestätigen; oder man wird gewisse Gründe haben, welche die gegenseitige Meynung zu bestärken scheinen. Beyde muß ein Redner zu entkräften wissen; so daß jene ihre Glaubwürdigkeit, diese aber ihre Wahrscheinlichkeit verlieren. Wie dieses nun zu bewerkstelligen sey, das muß die Vernunftlehre zeigen, wo man vom Widerlegen und Disputiren

* Plures vero — — hoc tamen proprium atque præcipuum crederent opus, sua confirmare et quæ ex adverso proponerentur refutare. Quint. L. V. in Proœm. item c. 13. *Refutatio* dupliciter accipi potest. Nam & pars defensoris tota est posita in refutatione — — — & hæc est proprie, cui in causis quartus assignatur locus.

tiren Regeln giebt. Denn obgleich die Zuhörer des Redners nicht selbst als Gegner das Wort führen, und ihre Einwürfe vortragen: so muß doch der Redner selbst ihnen zuvorkommen, ihre Stelle vertreten, und ihre Scheingründe, so gut als es möglich ist, vortragen. Dieses ist also seine erste Pflicht, wenn er gründlich widerlegen, und alle Zweifel aus dem Gemüthe seiner Zuhörer reißen will. Er muß aber den Einwürfen alle ihre Stärke lassen, die sie, nach der Meynung ihrer Verfechter, nur immermehr haben können. Er muß sie nicht verkehren, schwächen, oder das beste davon auslassen. Denn dieses würde wider die Aufrichtigkeit und Redlichkeit laufen, und nichts weiter wirken; als daß der Zuhörer auf seiner alten Meynung bliebe, und also nicht gewonnen würde. Es ist also am besten, daß der Redner die Einwürfe seines Gegners in aller ihrer Stärke, und mit aller Wahrscheinlichkeit vorträgt, deren sie nur fähig sind. Denn desto mehr Vertrauen wird er bey dem Zuhörer dadurch gewinnen.

III. §.

Ist nun der Einwurf dergestalt vorgetragen, so muß ihn der Redner auch beantworten. Gründet sich derselbe auf die Zeugnisse gewisser Scribenten, oder auf das Ansehen großer Leute: so muß man zusehen, ob es eine historische oder dogmatische Sache ist, davon man handelt. Wäre es dieses letztere, so ist es zwar gewiß, daß das Vorurtheil des Ansehens in Lehrsätzen nichts gilt: und also könnte der Redner diese Art von Einwürfen schlechterdings verwerfen. Allein weil der gemeine Mann gemeiniglich von den Aussprüchen gewisser Leute, als z. E. seiner Aeltern und Vorfahren, seiner Lehrer, der Gelehrten, oder andrer Leute, die im Ansehen stehen, sehr viel hält: so würde man durch eine bloße Verachtung solcher Zeugnisse nicht viel bey ihm ausrichten. Es ist also zuweilen weit klüger gethan: wenn man sich nach der Schwachheit seiner Zuhörer richtet, und ihnen die Zeugen, die sie für sich anführen, nicht gleich auf einmal verwirft. Man thut besser, wenn man sie durch einige Fragen allmählich

verdächtig machet: als z. E. ob denn diese Personen, die man selbst in allen Ehren hielte, nicht auch Menschen wären? Ob sie nicht auch zuweilen aus Schwachheit fehlen und irren könnten? Ob sie nicht vieleicht in diesem Falle, ohne genugsame Untersuchung, etwas für wahr angenommen hätten? Sie hätten ja wohl in andern Fällen etwas geglaubet, das doch nicht wahr gewesen wäre. Ferner kann man hinzusetzen: es wären auch nicht alle solche ansehnliche Leute allemal einerley Meynung; und also wüßte man noch nicht recht, wem man hier eigentlich glauben sollte. Man müßte daher die Sache lieber selbst untersuchen. Man hätte auch itzo viele Mittel und Wege, hinter die rechte Wahrheit zu kommen, die man vormals, oder an gewissen Orten, nicht gehabt hätte, u. s. w.

IV. §.

Wäre aber die Sache historisch, und zwar aus alten Zeiten hergenommen: so müßte man die Glaubwürdigkeit der Scribenten untersuchen, die solche bezeugeten. Man muß fragen, ob sie auch zu denselben Zeiten, in demselben Lande, und an so einem Orte gelebet, da sie es wohl hätten wissen können? Ob sie auch gute Nachrichten gehabt hätten? Ob sie nicht etwa partheyisch gewesen wären, welches man aus den Umständen beurtheilen muß. Man muß auch dem Zeugnisse eines einzigen Scribenten, die Nachrichten vieler andern entgegen setzen, die in größerm Ansehen stehen, und einhällig etwas bezeugen. Man muß auch wohl Exempel aus demselben Geschichtschreiber anführen, da er schon andre Fabeln und Unwahrheiten beschrieben hat, u. d. gl. Wäre aber die Sache erst neulich vorgefallen, und man beriefe sich auf lebendige Zeugen: so muß man auch diese verdächtig zu machen suchen. Zu dem Ende kann man sagen, diese Art von Leuten verdienete keinen Glauben. Sie hätten einem gemeinen Geschreye Gehör gegeben, ohne die Sache recht zu untersuchen. Sie wären entweder selbst betrogen worden, oder sie hätten andre hintergehen wollen. Sie hätten etwa eine scherzhafte Erzählung für eine ernstliche; eine Muthmaßung

für

für eine Gewißheit, einen Vorsatz für eine wirkliche That angenommen. Oder es wären gar Feinde von denen Personen, denen sie etwas nachgeredet hätten; ja sie wären einer andern Partey, Religion, Meynung, oder Secte unter den Gelehrten zugethan gewesen. Sie hätten wohl schon eher Unwahrheiten ausgebreitet, welche man eine geraume Zeit für wahr gehalten, und die man doch hernach falsch befunden: und man hätte ihnen in diesem Falle weit glaubwürdigere Zeugen entgegen zu setzen. Ja vielmal zeiget auch der Verlauf der erzählten Sachen selbst, daß etwas wider einander laufendes und unmögliches darinnen ist *. Ueberall aber muß der Redner eine Unparteylichkeit und eine Liebe zur Wahrheit blicken lassen, die seinen Worten die meiste Kraft geben kann.

V. §.

Wir kommen nun auf die dogmatischen Einwendungen, da man nämlich Ursachen und Scheingründe für sich hat. Diese nun zu entkräften, muß man sich dieselben als ordentliche Schlußreden vorstellen, und entweder den Obersatz, oder den Untersatz in Zweifel ziehen. Bey dem Obersatze ist es genug, wenn man etliche widrige Fälle angeben kann, da derselbe nicht eintrifft: denn dadurch wird die Allgemeinheit desselben schon umgestoßen. Bey dem Untersatze ist auch vielmals etwas zu erinnern, z. E. daß dieses wohl zu gewisser Zeit, an gewissen Orten, oder in gewissen Umständen; aber nicht allezeit und überall wahr sey. Bisweilen kann man einen Vernunftschluß auf eben den Schlag machen, dessen Schlußsatz aber ganz ungereimt wird, und also auch den ersten verdächtig machet. Zuweilen saget man: der Einwurf beweise zu viel: denn wenn er richtig wäre, so müßte auch dieses oder jenes folgen; welches doch offenbar falsch

* Quint. L. V. c. 7. Ita hujusmodi testis multa de anteactis, multa de insecutis, loco, tempore, persona, ceteris est interrogandus, ut in aliquod responsum incidat, post quod illi vel fateri quæ volumus necesse sit, vel iis quæ jam dixerit, repugnare.

wäre *. Hätte man sich aber der Induction bedienet, einen Einwurf zu machen: so müßte man entweder die für unstreitig ausgegebenen Sachen läugnen, oder doch zweifelhaft machen; oder man müßte die Unähnlichkeit der Sachen und Fälle darthun, in welchen also unmöglich einerley statt finden könnte. Vielmals aber kann man den ganzen Ursprung des Irrthums gewisser Leute, sehr von weitem herholen; und daher erklären, wie sie wider ihren Willen, und von ungefähr, in denselben gefallen wären: wie Cicero, in der Rede für den Murena, die Meynungen des Cato aus der stoischen Philosophie hergeholet, und dadurch verdächtig gemachet hat. Man kann auch wohl hinzu setzen: es wäre sehr leicht, durch den großen Schein der Sache eingenommen zu werden: man müßte schon sehr scharfsinnig und aufmerksam seyn, sich nicht davon verführen zu lassen; aber um desto mistrauischer müßte man in dergleichen Dingen seyn ꝛc.

VI. §.

Aus diesem allen begreift wohl ein jeder, daß ein Redner ein guter Logicus, und sonderlich in der Disputirkunst wohl geübet seyn müsse. Dieses wußten die Alten ihren Schülern nicht genugsam einzuschärfen; und Cicero sonderlich hielt bloß deswegen die akademische Dialektik, oder Disputirkunst der Peripatetiker, einem Redner für ganz unentbehrlich. Sogar die stoische Subtilität fodert er zuweilen von demjenigen, der seine Gegner oder Zuhörer von seiner Meynung recht überreden will **. Und in der That sind die meisten heutigen

* *Cic. de Inv.* L. I. c. 42. Omnis argumentatio reprehenditur, si aut ex iis, quæ sumta sunt, non conceditur aliquod unum, plurave; aut his concessis, complexio ex his confici negatur, aut si genus ipsum argumentationis vitiosum ostenditur; aut si contra firmam argumentationem, alia æque firma, aut firmior ponitur.

** Fateor me oratorem, si modo sim, aut qualiscunque fuerim, non ex Rhetorum officinis, sed ex Academiæ spatiis exstitisse.

tigen Redner hierinn gar zu nachläßig. Sie meynen, ihr Zuhörer werde ihnen gleich auf ihr Wort glauben, da er doch oft tausend Einwürfe im Kopfe hat, die seinen Beyfall hindern. Es ist auch nicht allemal damit ausgerichtet, daß man sie versichert: die Gegenmeynung sey falsch, oder gottlos, oder ketzerisch, oder schädlich. Man will dieses nämlich nicht nur gesaget, sondern auch erwiesen haben. Die alten Redner waren hierinn viel sorgfältiger. Wie ämsig war nicht **Demosthenes**, in Widerlegung der Einwürfe in seinen philippischen Reden? Bald heißt es: woher und wie soll die ganze Mannschaft erhalten werden? Bald fraget er: wie viel Geldsummen dazu gehören werden, und wo man dieselben hernehmen solle? Bald heißt es: ja! wo wird unsre Flotte anlanden? Bald wiederum: allein durch was für ein Mittel, wird man allem dem Uebel abhelfen können? Und auf alle diese Einwürfe antwortet er so gründlich, und ausführlich, daß er nicht den geringsten Zweifel in ihren Gemüthern übrig gelassen hat.

VII. §.

Damit es an einem Exempel eines Einwurfs aus einer historischen Rede nicht fehlen möge, so soll mir abermal **Gundlings** Lobrede auf den König in Preußen, Fr. Wilh. dazu dienen. Er lobet die Handhabung der Gerechtigkeit; und hierbey findet sich der Einwurf; daß sein König die Zahl der Advocaten sehr vermindert hätte. Der Schluß, den der Redner in Gedanken gemachet hat, heißt ungefähr so: **Wer die Zahl der Rechtsbeystände, oder Sachwalter sehr vermindert, der befördert die Handhabung der Gerechtigkeit sehr schlecht. Nun hat aber der König in preußischen Landen die Rechtsbeystände oder Sachwalter sehr vermindert: folglich** hat derselbe ꝛc. Aber der Redner beantwortet den Obersatz folgender gestalt, indem der Untersatz nicht zu läugnen war.

Unser gerechtester König hat eine viel tiefere Einsicht. Er weis, daß unter dem vielen Disputiren die Wahrheit verlo-

ren

ren wird, und daß diejenigen, welche disputiren, das Licht derselben, durch allerhand Künste, zu verfinstern suchen. Vielleicht ist ihm auch das spanische Sprüchwort bekannt, daß die Jüden durch ihr Osterfest, die Mahometaner durch ihre Hochzeiten, und die Christen durch ihre Processe sich zu Grunde richten. Denn was ist doch das für eine Justiz, wenn die Streitigkeiten ewig dauren? Plato sagte: es sey ein gewisses Kennzeichen einer sehr kranken Republik, wo viel Advocaten, Richter und Aerzte sind. Jene machen Zänkereyen, wo keine sind; weil sie davon leben, und unter dem Geräusche der streitenden Parteyen ihr Brod gewinnen: und diese müßten gleichfalls Hungers sterben, wenn nicht jemand wäre, der sich ihrer Essenzen und Säfte bedienete.

Hier hätte man ferner einwenden können: Gleichwohl müsse man Sachwalter in Rechtshändeln haben ꝛc. Auch dieses beantwortet der Redner.

Zwar wissen Se. Königl. Maj. wohl, daß ein rechtschaffener Advocat bisweilen, wo die Sache verworren ist, und die Streitenden selbst ihre Rechte nicht verstehen, so nöthig sey; als ein kluger Arzt, wenn von ohngefähr eine verzehrende Krankheit unter die Menschen kömmt. Aber sie wollen dergleichen Art Leute nicht haben, welche den Pöbel rasend und die Gesunden krank machen. Daß aber der Pöbel rase, wenn er sich unter einander beißt, und einer den andern, um eines eingebildeten Gewinnsts willen, durch unnützes Rechten, verschlingen will, das ist eine Sache, welche nicht darf erwiesen werden. Sie wollen diejenigen nicht vertragen, welche den Spinnen gleichen, die in ihrem Gewebe auf die Fliegen lauren, und sich eine Lust machen, wann sich in ihrem Garne, welches Tag und Nacht aufgestellet und zugerichtet ist, eine arme Magd, ein Bauer oder Handwerksmann fängt, dem sie das Blut aussaugen; und den sie endlich, wann der Körper ausgetrocknet ist, im Elende liegen lassen. Dahin gehen alle Anstalten, welche bisher in allen Landen und Herrschaften, so den preußischen Zepter verehren, gemachet worden.

VIII. §.

Um ein Exempel eines gründlich beantworteten dogmatischen Zweifels zu geben, berufe ich mich auf des Herrn Kanzlers von Mosheim, H. R. im II Th. und auf dessen

II Rede,

II Rede, von dem Siege der Heiligen über die Welt. Auf der 87sten Seite heißt es im Namen der Gegner:

> Die Sache ist schwer; die Welt ist mächtig; unser Vermögen ist gering; die Barmherzigkeit Gottes ist groß. Das sind die Stimmen der Natur, die sich unserer Pflicht widersetzen. Die Stimme des Glaubens hebt alle diese Einwürfe.

Wir wollen nur den ersten Einwurf anführen, den sich der Redner in Gedanken nothwendig als einen ordentlichen Vernunftschluß vorgestellet haben muß: denn wir finden, daß er auf beyde Fördersätze antwortet. Die Schlußrede heißt: Was schwer ist, dazu sind wir nicht verbunden: der Sieg über die Welt ist schwer: also sind wir nicht dazu verbunden. Zuerst beantwortet der Redner den Untersatz dergestalt:

> Die Sache ist schwer. Johannes antwortet: die Gebothe Gottes sind den Wiedergebohrnen nicht schwer. Soll das Zeugniß unsers Fleisches, oder soll das Zeugniß dieses Jüngers Jesu mehr gelten? Ach! wie sehr ist es zu besorgen, daß diejenigen, die so viel von den Schwierigkeiten reden, die man in dem Dienste Gottes antrifft, nur von einer Sache reden, die sie nie versuchet haben. Wie sehr ist es zu vermuthen, daß diese Klagen nichts, als Zeugnisse eines Herzens sind, welches noch die Befehle des Höchsten nach dem Maaße der Kräfte der Natur abmißt. Wer nichts hat, als Waffen der Natur, die Welt damit zu bestreiten, der wird freylich bald verzagen müssen. Aber laßt uns anfangen, das Herz zu reinigen; laßt uns einer göttlichen Kraft Raum geben; laßt uns Buße und Glauben zu Hülfe nehmen: so werden die Sorgen wegfallen, die wir uns über die Mühseligkeit unsers Sieges machen.

Nun folget die Antwort auf den Obersatz, dessen Folge der Redner läugnet:

> Doch gesetzt, es wäre schwer, ein Schüler Christi zu seyn: wird uns das von unsrer Pflicht lossprechen? Wird das unser Urtheil mildern, wann der Herr kömmt, wenn wir sagen werden: Herr! wir sahen, daß es schwer war, uns zu überwinden; daher haben wir gar nicht kämpfen wollen. Herr! wir merkten, daß unser Feind stark war; daher haben wir uns nicht einmal widersetzen wollen. Herr! wir haben uns

vor der Mühe und Arbeit gefürchtet, die dein Dienst erfoderte; daher haben wir gar nicht dienen mögen. Was deucht euch, geliebte Brüder? Deucht euch, daß ihr mit diesen Entschuldigungen vor dem Throne Jesu Christi werdet bestehen können? Deucht euch, daß der Richter, der alles sieht, euch hierauf so anreden werde: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters ꝛc.

IX. §.

Aus diesen Exempeln wird nun wohl ein jeder begreifen, wie geschickte Redner in den Einwürfen ihrer Zuhörer, die sie vorher sehen, oder vermuthen können, nichts unbeantwortet lassen. Man wird auch unschwer daraus erkennen, daß die Auflösung nicht eben so mager und trocken heraus kömmt, als wenn ein Weltweiser, nach den strengsten Regeln der Disputirkunst, mit seinem Gegner streitet. Nein, Exempel, Gleichnisse, Zeugnisse, Gegensätze und alle Arten der Erläuterungen stehen ihm zu Diensten, die Sache dem Zuhörer desto handgreiflicher zu machen. Er überzuckert die bittre Wahrheit gleichsam, damit sie desto besser eingehe, und auch die Widerspänstigen mit Lust bezwinge. Was aber die Erfindung der Beantwortungen anlanget, so könnte davon freylich noch ein vieles gesaget werden; wie Cicero im I. Buche von der Erf. vom 42 bis 52 §. weitläuftig gethan hat. Allein wir brauchen aller dieser Umschweife nicht, nachdem wir zu einem Redner einen Mann erfodert haben, der seiner Materie gewachsen ist, und die Vernunftlehre wohl gelernet hat. Wenn es damit seine Richtigkeit hat, so wird es ihm leicht von sich selbst einkommen, ob er den Obersatz oder Untersatz läugnen, eine Instanz geben, die Folge des Obersatzes verwerfen, ihn gewisser maßen einschränken, eine Zweydeutigkeit im Mittelworte anmerken, oder sonst etwas daran ausetzen soll? Es versteht sich aber von sich selbst, daß man sich in allen diesen Dingen, dieser und aller übrigen philosophischen Kunstwörter enthalten müsse: es wäre denn, daß man vor lauter Gelehrten zu reden hätte, die solche ohnedieß schon verstünden.

Das VIII. Hauptstück.

Von den Erläuterungen in einer Rede.

I. §.

Ich komme auf eine Materie, die von den Alten nicht mit unter die nothwendigen Theile einer Rede gezählet ward: dagegen ist sie von einigen Neuern wohl gar für das rechte Hauptwerk eines Redners angesehen worden. Ich will hiermit nicht behaupten, als hätten die Alten keine **Erläuterungen** gebrauchet: nein, man findet keine einzige etwas lange Rede bey denselben, darinn es nicht etliche Arten derselben geben sollte. Ich will nur sagen: daß sie in den Regeln der Redekunst nicht daran gedacht haben; entweder, weil sie selbige unter den wahrscheinlichen Beweisgründen, oder unter den Erweiterungen mit verstanden. Denn das erste kann man von dem Simili, Contrario und Exemplo sagen, als welche unter den topischen Fächern der Beweisgründe eigene Classen ausmachen: das andere aber kann von den meisten übrigen gesagt werden. Nun haben wir aber, was die Beweisgründe anlanget, ganz andere Regeln gegeben, dabey wir keine Topik brauchen. Die sogenannte **Amplification** oder Erweiterung, in so weit sie nichts anders ist, als eine Verlängerung einer Rede, oder eines Satzes, ist uns sonst aus andern Ursachen verdächtig. Denn entweder die ganze Ausführung eines Hauptsatzes ist eine Erweiterung desselben zu nennen; und also sind alle bisher abgehandelte Stücke einer Rede für nichts anders, als für Arten derselben anzusehen: oder die Erweiterung ist ganz und gar unnütz und überflüßig. Denn was soll ein langes Geplauder nützen, welches weder zur Erklärung, noch zum Beweise, noch zur Widerlegung, noch zur Bewegung der Zuhörer etwas beyträgt?

II. §.

II. §.

Wir sagen also, die Erläuterung sey ein Ausputz und Zierrath in der Ausführung einer Rede, der aber zugleich dienet, dem Zuhörer die Sache begreiflicher und wahrscheinlicher zu machen. Man rechnet zu diesen Erläuterungen allerley Dinge, nämlich Gleichnisse, Zeugnisse, Exempel, ähnlich Fälle, das Widerspiel, gute Einfälle, Lehrsprüche, u. d. gl. die man sonst lieber lateinisch comparata, testimonia, exempla, similia, contraria, meditationes und sententias oder locos communes zu nennen pflegte. Von allen diesen Arten ist es gewiß, daß sich die Alten ihrer nicht minder, als die Neuern bedienet haben; indem ihr Nutzen, nach der oben gegebenen Beschreibung, ganz augenscheinlich war. Wir wollen dieses von allen einzeln erweisen, und begnügen uns indessen überhaupt, mit dem kurz zuvor gegebenen Exempel einer Widerlegung, aus Hundlings Lobrede. Z. E. Das spanische Sprüchwort, welches er anführet, ist ein Zeugniß; Platons Ausspruch ist gleichfalls nichts anders. Der kluge Arzt ist etwas Aehnliches, und die Spinnen geben ein Gleichniß ab. Und im folgenden führt er noch ein Exempel an, nämlich vom Ferdinandus Katholikus, der keine Juristen nach Amerika hat senden wollen; weil er aus der Erfahrung gelernet hatte: daß, wo diese häufig sind, sich auf dem Richtplatze auch gemeiniglich so viel Betrügerey hervorthue, als in einer unordentlichen Speisekammer Ungeziefer herum läuft; wobey denn also noch ein Gleichniß mit einfloß.

III. §.

Doch wir müssen sie einzeln durchgehen und erklären. Ein Gleichniß ist eine der vorhabenden Materie ähnliche Sache, Person, That oder Begebenheit, welche dieselbige ins Licht zu setzen, auch wohl wahrscheinlicher zu machen, zu erheben oder zu erniedrigen, dienet. Weil ein Gleichniß allemal auf die Aehnlichkeit ankömmt: so gehöret ein guter Witz dazu, dieselbe an zweyen Dingen wahrzunehmen. Es darf aber diese Aehnlichkeit niemals ganz vollkommen seyn; sondern es ist genug, daß ein paar Sachen nur in gewissen

Hauptstücken, davon hauptsächlich die Rede ist, übereinkommen. Z. E. So vergleicht Fleschier des Marschalls von Turenne Leben, mit einem Strome.

> So fieng sich ein Leben an, dessen Fortsetzung so herrlich seyn sollte: nicht anders als die Ströme, welche desto breiter werden, jemehr sie sich von ihrer Quelle entfernen, und endlich allenthalben, wo sie durchfließen, die Bequemlichkeit und den Ueberfluß mitbringen.

Doch ist auch nicht eine jede geringe und weitgesuchte Aehnlichkeit zulänglich, ein gutes Gleichniß zu machen. Z. E. Lehms redet, im Eingange zu seiner oftgedachten Lobrede, von der Erstaunung, und vergleicht sie erstlich mit einem vollen Grabe, hernach mit dem Tiresias, und endlich mit einem Leuen, folgender gestalt:

> Sie (die Erstaunung) ist wie ein volles Grab, welches sich bey herausgerissener Erde immer vergrößert sieht. Denn jemehr sie sich aus ihrer eigentlichen Eigenschaft zu wickeln vermeynet, je größer wird die Verwirrung.
>
> Die Erstaunung wird bey erstaunenswürdigen Zufällen erreget: und doch ist sie, wie ein im Finstern schleichender Tiresias, an Blindheit selbst erstaunet. = =
>
> Bey schlummernden Simnen hat sie die Art eines heroischen Leuen an sich, und ihre entsetzliche Macht flößet sich, durch ein unvermeidliches Etwas, in alle Glieder.

Alle diese drey Gleichnisse sind so weit hergesuchet, daß sie die Sache nicht erläutern, sondern verdunkeln: zumal da sie wegen ihres schwülstigen Ausdruckes weit schwerer zu verstehen sind, als die Sache selbst, davon die Rede ist.

IV. §.

Ferner muß ein Gleichniß nicht wider die Absichten des Redners laufen, die er in der vorhabenden Sache hat. Wenn er etwas als wahrscheinlich, groß, oder geringe vorstellen will: so muß sein Gleichniß die Sache nicht als unwahrscheinlich, geringschätzig, oder herrlich vorstellen. Wider diese Regel handelt abermals **Lehms**, gegen das Ende der angezo-

genen Rede, in dem Wunsche, den er dem hohen Paare thut. Es heißt nämlich:

> So scherze, liebe, küsse demnach, wie die hohen irdischen Götter pflegen, und zeuge mit deiner himmlischen Elisabetha Christina neue Planeten, welche den Himmel auf der spanischen Welt einnehmen, und der halben Welt, als schöne und helle Sterne, in die Augen fallen.

Denn wer hat es jemals gehöret, daß die irdischen Götter neue Planeten zeugen? So unwahrscheinlich nun das Gleichniß ist, so unglaublich machet der Redner dadurch seine Hauptsache. Hergegen hatte **Fleschier** dieselbe oben sehr vernünftig beobachtet, wenn er, in seiner Lobrede auf den Marschall von Turenne, ihn mit einem Strome verglich. Denn das giebt uns von seinem Helden einen hohen und prächtigen Begriff. Das Gegentheil hatte **Demosthenes** im Sinne, als er die Athenienser, in seiner I. philippischen Rede, mit einem ungeschickten Fechter verglich, um sie verächtlich zu machen. Er saget:

> Ihr streitet mit Philippo nicht anders, als die ungeschickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein solcher einen Streich: sogleich fährt er mit der Hand auf die Stelle. Wird er anderwärts getroffen; so ist die Hand wiederum da. Die Hiebe aber abwenden, oder seinen Gegner selbst angreifen, das kann und will er nicht. Eben so macht ihrs auch. Höret ihr, Philippus sey in Chersonesus, so beschließt ihr Hülfsvölker dahin zu senden. Ist er in Pylos, so marschiret ihr auch dahin. Ist er anderwärts, so verfolget ihr ihn abermal Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath, und sorget eher für nichts, als bis ihr höret, daß die Gefahr schon vorhanden, oder gar der Schaden schon geschehen ist.

V. §.

In solchen verschiedenen Absichten nun kann ein Gleichniß von allerley Dingen in der Welt hergenommen werden. Hohes und Niedriges, Großes und Kleines kann einem Redner zu einer geschickten Vergleichung dienen: wenn er nur die obi-

gen

gen Regeln beobachtet. Er würde aber wider sich selbst handeln, wenn er große Dinge mit Kleinigkeiten; und kleine Sachen mit großen und prächtigen Dingen vergleichen wollte: denn beydes würde nur in der poßirlichen Schreibart angehen, in welcher **Scarron** den Virgil übersetzet hat. Hierwider fehlte z. E. jener Redner, als er sagte: die Seele eines Gläubigen führe so sanft aus dem Leibe, als man ein Härchen aus der Buttermilch zieht. Das eine aber würde nur einen Schwulst in der Schreibart verursachen, davon wir an seinem Orte reden werden. Man muß auch mit Gleichnissen, die schon unzählige mal von andern gebraucht worden, nicht immer wieder aufgezogen kommen. Dieses zeiget einen armseligen Witz des Redners, der nicht fähig ist, auch von sich selber etwas zu erdenken, das neu und angenehm wäre. Das Alte nämlich ist man schon überdrüßig, weil man es so oft gehöret hat. Die Sonne, der Adler, der Leu, der Sturmwind, der Donner, die Ströme, die brausende See, u. d. gl. Dinge, sind schon so viel tausendmal gebrauchet und gemisbrauchet worden; daß ich es keinem rathen will, mit dergleichen verlegenen und abgenutzten Gleichnissen wider aufgezogen zu kommen: es wäre denn, daß er eine ganz neue Anwendung derselben zu machen wüßte.

VI. §.

Ich komme auf die Zeugnisse, und ein jeder begreift, daß diese nichts anders sind, als Aussprüche anderer Leute, darinn eben die Wahrheit enthalten ist, die der Redner vorträgt. Nun ist es zwar aus der Weltweisheit bekannt, daß das Vorurtheil des Ansehens an sich selbst nichts gilt, etwas zu beweisen: wofern es nicht eine historische Sache ist, darinn durch glaubwürdige Zeugen allerdings etwas bestätiget werden kann. Allein dessen ungeachtet kann es im Reden, wo nicht zum Beweise, doch wenigstens zur Bekräftigung, daß eine Wahrheit schon von andern eingesehen worden, aller-

dings mit gutem Nutzen gebrauchet werden *. Denn die meisten Zuhörer trauen ihrem Verstande so viel nicht zu, daß sie das Herz hätten, für sich die ersten zu seyn, die etwas neues für wahr annähmen. Sie fürchten sich, so lange sie glauben, daß sie allein auf einer Meynung sind. Hergegen bekommen sie ein Herz zu einer Sache, wenn sie hören, daß viel andre berühmte große oder gelehrte oder verständige Leute auch schon eben der Meynung gewesen. Nach diesen richtet sich nun ein Redner, und führet zuweilen solche Aussprüche und Zeugnisse an, die seinen Satz in sich halten. Bisweilen machet er selbst ihre Urheber dem Zuhörer erst bekannt, und giebt ihnen die Lobsprüche, die ihnen gebühren, sie desto ansehnlicher und glaubwürdiger zu machen. Bisweilen aber brauchet er auch nur bloße Sprüchwörter, die als Worte der Weisen angesehen werden, und den Beyfall ganzer Völker zu haben scheinen.

VII. §.

An Exempeln kann es uns hierzu nicht fehlen. Schon in der obigen gundlingischen Stelle waren einige dergleichen anzutreffen: indem der Redner sich bald auf ein spanisches Sprüchwort, bald auf des Ferdinandus Katholicus Ausspruch berief. Wir wollen einige andre aus dem **Cicero** anführen. In seiner Rede für den Archias will er behaupten, daß die Poeten von einem göttlichen Triebe gereget würden. Hier beruft er sich auf das Zeugniß des **Ennius**:

Unser

* Z. E. Wenn jemand den Satz ausführen wollte, daß man sich vergeblich auf Gottes Beystand verläßt, wenn man selbst seine Pflichten versäumet: könnte er sich auf Metells, eines römischen Zuchtrichters Zeugniß berufen. A. Gell. L. I. c. 6. Dii immortales plurimum possunt, sed non plus debent nobis, quam Parentes. At Parentes, si pergunt liberi errare, bonis exheredant. Quid ergo nos a Diis immortalibus diutius exspectemus? nisi malis rationibus finem facimus. Iisdem Deos propitios esse æquum est, qui sibimet adversarii non sunt. Dii immortales virtutem approbare, non adhibere debent!

Unser Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer; weil es das Ansehen hat, als ob sie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenk, mitgetheilet und empfohlen würden. So lasset doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen eines Poeten heilig seyn! den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Gleichergestalt will er hernach darthun, daß man ein gutes Lobgedicht nicht geringe zu schätzen habe; und da beruft er sich auf das Zeugniß des Themistokles, und des Marius:

Als man den Themistokles, jenen großen Athenienser, befraget hat: was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? soll er gesaget haben: dessen, der seine Tapferkeit am besten preisen könnte. Und jener Marius hat ebenfalls den L. Plotius geliebet, weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten.

VIII. §.

Nun ist bey solchen Zeugnissen noch verschiedenes zu erinnern. I. Muß derjenige Scribent nicht ganz unbekannt, oder gar verächtlich seyn, dessen Worte man zum Zeugnisse anführen will. Ein Haufen fremder Namen giebt keinen Zierrath ab; sondern ein weltbekannter Held, Kaiser, König, Fürst, Staatsmann, Gelehrter oder Scribent, der in besonderm Ansehen steht, kann mit seinem Ausspruche allererst eine Rede schmücken. II. Es muß aber nicht eben ein jeder Satz, den ein Redner vorbringet, mit einem solchen Zeugnisse verbrämet seyn. Nein, ganz gemeine Wahrheiten, die man auch ohne Zeugniß glaubet, bedörfen keines fremden Beyfalles. III. Muß auch bey Anführung der Zeugnisse nicht eben die Sprache des Zeugnisses beybehalten werden; sondern der Redner muß selbiges in seiner Muttersprache vortragen. So haben es alle große Redner gemachet: nur die katholischen Geistlichen pflegen allemal die Vulgata lateinisch anzuführen. Noch wunderlicher ist es, wenn sie gar einen alten lateinischen Kirchenlehrer in seiner Sprache, oder gar einen griechischen Vater, in einer lateinischen Uebersetzung, anführen.

IX. §.

Die dritte Art der Erläuterungen ist das Exempel. Ein jeder weis, daß man dadurch eine ähnliche Begebenheit verstehet, die zum Behufe des abzuhandelnden Satzes angeführet wird. Wofern irgend eine Art der Erläuterungen nutzbar ist, so ist es diese. Sie ist zugleich mit eine Art von Beweisen, die den Zuhörer von der Möglichkeit einer gewissen Sache überführet: denn was schon wirklich einmal geschehen ist, davon darf man nicht zweifeln, ob es auch angehe? So erwies **Demosthenes** seinen Athenienſern des **Philippus** hinterlistiges Gemüth; indem er sich auf verschiedene Begebenheiten berief, darinn er es gegen andre Städte an den Tag geleget hatte. In seiner II philippischen Rede heißt es:

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehöret haben, wenn jemand zu der Zeit wider den Philippus Reden gehalten hätte, da er ihnen Antenunt überließ; welche Stadt sich doch alle vorige macedonische Könige angemaßet hatten? da er ihnen Potidea schenkete, und die athenienſischen Colonien daraus vertrieb? da er sich gar für unsern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landschaft zu nutzen einräumete? Hätten sie es wohl gedacht, daß es ihnen so ergehen würde? Hätten sie es wohl geglaubet, wenn es ihnen jemand vorher gesaget hätte? Nimmermehr! Indessen geschah es, daß sie, nach einem kurzen Genusse fremder Ländereyen, ihrer eigenen auf eine sehr lange Zeit beraubet wurden; indem sie nicht nur vertrieben und schmählich überwunden, sondern so gar von ihren Mitbürgern verrathen und verkaufet wurden. Was schließe ich nun daraus? dieses: daß die gar zu große Freundschaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich sey. Wie gieng es den Theſſaliern? ꝛc. Ihr gleichfalls, seht den Philippus gern, so lange er schenket und giebt: so bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, so bald werdet ihr ihn weit von euch weg wünschen; wofern ihr anders klug seyd.

X. §.

Man begreift aber leicht, daß hier berühmte, einheimische, neue, und dem Zuhörer bekannte Exempel mehr Vermögen haben, als geringe, fremde, alte und unbekannte. Diese letztern

letztern machen keinen sonderlichen Eindruck, es müßte denn bey dem niedrigsten Pöbel seyn; welchem ohnedieß auch die sonst bekannten Dinge fremd und neu zu seyn pflegen. Ja man hat bemerket, daß oftmals so gar Fabeln, eben die Kraft bey ihm gehabt, als wahre Geschichte: so sehr liebet derselbe die Erzählungen. So bediente sich dort im Buche der Richter, **Jotham** der Fabel von den Bäumen, die sich einen König wähleten; und bey den Römern **Menenius Agrippa**, der Fabel, von dem Streite der Glieder des menschlichen Leibes, mit sehr glücklichem Erfolge. Ein anders aber ist es, wenn man mit gescheidern Leuten zu thun hat, die nicht so leichtgläubig sind, und sich wohl selbst dünken lassen: sie hätten viel gelesen, und eine solche Geschichte müßte auch ihnen bekannt seyn, wenn sie anders wahr wäre. Hier muß der Redner die wahrhaftigsten Historien, die auch sonst schon bekannt sind, oder doch seyn könnten, anwenden, wofern er etwas ausrichten will. Ja er muß wohl gar die Scribenten anführen, die solche Geschichte aufgezeichnet haben, wenn es nöthig seyn sollte. So sind die Beyspiele beschaffen, die **Cicero**, in seiner Rede für den **Archias**, von der Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit, anzieht.

> Zu dieser Art gehöret Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsre Väter noch gekannt haben; dahin gehöreten L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehöret jener alte M. Cato: welche alle wahrhaftig! nimmermehr das Studiren geliebet haben würden, wenn die Gelehrsamkeit nicht zur Tugend behülflich gewesen wäre.

XI. §.

Gleichwohl muß ein Redner auch in Exempeln Maaß zu halten wissen, und weder gar zu viele, noch auch die allergemeinsten, die auch allen Schulknaben schon bekannt sind, anführen. Viele Historien erzählen, ist sonst nur ein Kunstgriff der Stümper, die gern viel schwatzen wollen, und doch nichts gelernet haben. Daher laufen sie ihre Exempelbü-

cher durch, und raffen daraus alles zusammen, was ihnen vorkömmt; es mag sich nun zu ihrem Vorhaben reimen, wie es will. Da heißt es immer; Jener Kaiser, oder jener König, oder jener große Kriegsheld that so und so, und sagete dieß und das. Oder wenn es hoch kömmt: so hat Alexander, der große Weltbezwinger, Hannibal, das Schrecken der Römer, oder Julius Cäsar, alles mit einander gethan. Daher that Heinrich IV. König in Frankreich, sehr wohl, daß er einem Redner ins Wort fiel; der ihm, als er eben im Begriffe war, zur Tafel zu gehen, Glück wünschen wollte, und den Anfang seiner Rede so machte: Als vormals Alexander der große, Asien zu bekriegen auszog ꝛc. Mein Freund! hieß es: als Alexander Asien bekriegete, so hatte er sich zuvor satt gegessen; ich aber bin noch hungrig, und will ein gleiches thun, ehe ich euch hören kann. Noch lächerlicher wird dieser Fehler, wenn man von Kleinigkeiten zu reden hat, und gleichwohl, zur Erläuterung derselben, die prächtigsten Exempel aus allen Historien zusammen suchet. Das war der Fehler jenes Redners, den Martial in dem 19 Sinng. des 6 B. auslachete:

Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto,
Hoc judex sibi postulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris
Et Sullas, Mariosque, Muciosque,
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis!

XII. §.

Eine große Verwandschaft mit den Exempeln haben auch die sogenannten Similia, oder ähnlichen Fälle; welche die

vierte

vierte Art der Erläuterungen ausmachen. Sie sind aber nicht mit den Comparatis oder Vergleichungen zu vermengen. Denn wie ein Gleichniß nichts von der Natur eines Exempels an sich hat: so ist hergegen ein Simile, oder ein ähnlicher Fall, ein Exempel; aber nicht von eben der Art, sondern eine Begebenheit von einer ganz andern, doch ähnlichen Beschaffenheit. Ein Exempel machet die Sache klärer. Ein Gleichniß ist außer den obigen Beyspielen auch dieses, das aus dem Fleschier gegen das Ende der oftgedachten Lobrede hergenommen ist:

> Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünste aufsteigen, daraus die Donnerkeile entstehen, die auf die Berge schlagen: so kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die Gott auf die Häupter der Regenten und Beschützer desselben fallen läßt.

Hergegen ist folgendes, aus des Cicero Rede für den Archias, ein ähnlicher Fall: denn die Liebe gegen einen Komödianten ist ganz was anders, als die Hochachtung gegen einen Poeten.

> Wer ist unter uns von so bäurischen Gemüthe, daß er neulich nicht durch den Tod des Komödianten Roscius wäre gerühret worden? der, ob er wohl ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen seines Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: wie wollen wir denn an diesem, die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und Hurtigkeit des Geistes verschmähen?

Doch wen dieser Unterscheid nicht groß genug zu seyn dünket, der mag es meinethalben für einerley halten, oder gar die Similia mit unter die Exempel rechnen.

XIII. §.

Ganz anders verhält sichs mit dem Contrario, oder dem Widerspiele dessen, was der Redner saget. Dieses kömmt auch zwar zuweilen mit dem Exempel überein; ist aber eine ganz widrige Begebenheit, oder gar ein widriger Lehrsatz dessen,

sen, was der Redner behauptet. Es kann in der That beydes diesen Namen führen, und beydes kann mit Vortheile in Reden gebrauchet werden. Das erste beschämet, oder erhebet zuweilen die Aufführung gewisser Leute, die es entweder unrecht, oder recht machen. Das andre aber stellet zweene widrige Sätze gegen einander, um die Wahrheit desto mehr ins Licht zu setzen; so wie ein Maler das Licht, durch den dabey angebrachten Schatten, destomehr zu erheben pflegt. Ein Exempel des ersten soll mir abermal die Rede für den Archias geben:

> Die Kolophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann. Die Chier geben ihn für den ihrigen aus. Die Salaminier eignen ihn sich zu. Die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre; daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden, auch nach dem Tode, zu; bloß weil er ein Poet gewesen. Wir aber wollen diesen Lebendigen verstoßen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der unsrige ist?

Von dem andern kann folgendes, aus der ersten Rede des Demosthenes, zum Beyspiele dienen:

> Doch was sage ich? Soweit ist es leider! mit uns schon gekommen, daß unsere Feldherren vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren: da doch kein einziger davon das Herz hat, sich sein lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen; indem sie lieber gleich Räubern und Dieben sterben, als ein rühmliches Ende nehmen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf verlieren: rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

XIV. §.

Nun folgen die sogenannten Meditationes, oder guten Einfälle, die ein Franzose Pensées nennen würde. Dieselben recht zu beschreiben, das ist so leicht nicht. Denn wenn man gleich sagen wollte, es wären unerwartete, sinnreiche Gedanken von der vorhabenden Materie, die dem Redner

von

von ungefähr eingefallen: so würde man doch vieleicht nicht deutlich genug sehen, was man dadurch verstünde. Noch schwerer ist es, einem Anfänger Regeln zu geben, wie er sie erfinden solle: denn es kömmt dabey fast ganz und gar auf das Naturell an. Ein witziger Kopf, der mit Scharfsinnigkeit versehen ist, und sonst viel gelesen und erfahren hat, kann solche Einfälle von sich selbst, ohne alle Regeln, hervorbringen. Wem es aber an demselben fehlet, der wird, durch alle vorgeschlagene Kunstgriffe, solche sinnreiche Gedanken nicht zuwege bringen. **Bouhours** hat ein ganzes Buch, von der Art in sinnreichen Werken wohl zu denken, geschrieben: allein ob er gleich von den Einfällen der berühmtesten Scribenten sehr wohl geurtheilet hat; so hat er doch weder allgemeine Regeln davon festzusetzen, noch eine Methode anzugeben gewußt, wie man sie erfinden könne. Hier äußert sich also der Geschmack eines Redners auf das allermerklichste. Eine gute Urtheilskraft muß der Probierstein seyn, daran er alle seine Einfälle prüfen soll; damit er nicht Schlacken für Gold ansehe. Das angeführte Werk von dem P. **Bouhours**, welches wir auch im Deutschen haben, und der Antilongin, den Herr M. Schwabe aus dem Englischen des D. Swifts übersetzet hat, können hier einem Anfänger gute Dienste thun. Man merke den Ausspruch des Rousseau:

Toute blancheur cede à l'Eclat du Fard.
Et la Nature éblouit moins que l'Art.
Les Yeux fur tout du Vulgaire imbecile
Sont peu touchez d'un Air fimple & facile.

XV. §.

Weil also hier mit Regeln nicht viel ausgerichtet ist, so wollen wir einige gute und schlimme Exempel solcher sinnreichen Einfälle anführen. Nirgends wird man einen größern Vorrath derselben beysammen antreffen, als in des jüngern Plinius Lobrede auf den Kaiser Trajan. Es hat uns dieselbe

selbe nur neulich Herr Damm sehr schön ins Deutsche übersetzet, und daraus will ich etliche Stellen anführen. Auf der 32sten Seite heißt es:

> Denn, großer Kaiser, du hast nur gehorsamet; und bist also zum Kaiserthume, bloß durch die Folgsamkeit gelanget: ja in keinem Stücke hast du mehr deine Unterthänigkeit bewiesen, als da du angefangen hast zu regieren. Du warest schon Cäsar, schon wirklicher Kaiser, schon Germanicus, von Rom abwesend, und dieses allen unwissend; und doch bey so hohen Namen, so viel dich selbst betraf, nur eine Privatperson. Es würde schon viel seyn, wenn ich sagete, du hättest nicht gewußt, daß du Kaiser werden würdest: und so warest du Kaiser, und wußtest es doch nicht, daß du es warest.

Eben so fähret er auf der 33sten Seite fort:

> Das Ansehen dessen, welcher dir dieses befahl, ward dadurch bey dir vergrößert, daß sein Ansehen in der größesten Gefahr stund, zu sinken: und du hieltest es um so viel mehr für billig, ihm zu gehorsamen, je weniger ihm andre mehr gehorcheten. Ueberdas hörtest du den einstimmigen Beyfall des Senats und des Volkes. Dieser Schluß, diese Wahl, war nicht des Nerva allein: denn die ganze Welt wünschte eben dieses. Nerva ist ihnen nur, vermöge seines kaiserlichen Vorrechts, zuvor gekommen, und hat das zuerst gethan, was alle gethan haben würden. Es würde auch wahrhaftig, nachdem es geschehen war, nicht jedermann so wohl gefallen haben; wenn es ihnen nicht schon wohl gefallen hätte, ehe es noch geschah.

XVI. §.

Man könnte noch unzähliche solche Stellen in dieser Rede anmerken, wenn sie nicht ein jeder selbst leichtlich nachlesen könnte. Ich will aber lieber, noch aus einem neuern Lobredner einige Proben geben: weil es doch scheint, als wenn die Lobreden der rechte Sitz dieser sinnreichen Gedanken wären. Dieses soll **Fleschier** seyn, der in der oft gerühmten Lobrede auf den Marschall von Turenne, nicht wenige derselben angebracht hat. Bald vom Anfange heißt es:

> Man sah, daß er in der untersten Classe des Soldatenstandes keine Beschwerlichkeit floh, und keine Gefahr fürchtete.

tete. Er that das aus Ehrliebe, was andre aus Nothwendigkeit thun, und suchete sich von ihnen durch nichts, als durch eine größere Liebe zur Arbeit, und durch eine edlere Erfüllung seiner Pflichten zu unterscheiden.

Er suchete die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünschet, daß er sie greifen könnte, ohne ihnen zu schaden; sich zu vertheidigen, ohne sie zu verletzen; und denen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denen er, seiner Pflicht nach, Gewalt anthun mußte.

Er wußte von keinen andern Feinden, als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrschung fremder Länder. Er war gewohnt, ohne Zorn zu streiten, ohne Hochmuth zu siegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtschnur seiner Thaten zu machen.

Er redet, und ein jeder höret seine Aussprüche. Er befiehlt, und ein jeder gehorchet mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubet, daß er auf der Bahn der Ehren läuft. Man sollte fast sagen, daß er, wie Abraham, bloß mit seinen Hausgenossen auszöge, die verbundenen Könige zu schlagen; daß die, so ihm folgeten, seine Soldaten und Bedienten zugleich seyn müßten; ja daß er Feldherr und Hausvater zugleich wäre.

XVII. §.

Doch auch hier könnte ich noch ganze Blätter voll schreiben, ohne ein Ende zu finden. Man muß aber nicht denken, als ob nicht auch **Demosthenes** und **Cicero** dergleichen gute Einfälle in ihren Reden angebracht hätten. Allerdings sind sie beyde große Meister darinn gewesen: nur in ihren Arten der Reden hätte es sich nicht geschickt, sie gar zu häufig anzuwenden. Auch unsre deutschen Redner sind hier nicht zurücke geblieben, sondern haben sich zum Theile auch dadurch Ehre erworben. **Königsdorf** auf Kaiser Leopolden, **B. Neukirch** in der Rede auf die Königinn Sophia Charlotte, sind sonderlich reich darinn: und **Gundlings** oft angeführte Lobrede kann unzähliche Proben davon geben, die ich nicht anzuführen Ursache habe; weil ich noch von der schlimmen Art Exempel geben muß. Hier muß ich

nun

nun die Italiener des vorigen Jahrhunderts, als Meister in falschen Gedanken, billig zuerst, hernach aber von den Unsrigen, auch diejenigen nennen, die in ihre Fußtapfen getreten sind. Von den ersten will ich nur den Loredano zum Beyspiele nehmen, der so vielen in der sinnreichen Schreibart zum Muster gedienet hat. In seinem Leben Adams, davon ich die 16 Auflage habe, die 1660. zu Venedig herausgekommen ist, schreibt er auf der 10ten Seite:

> Die Erde, die Gott zur Schöpfung des Menschen nahm, war roth. Ich glaube nicht, daß sie diese Farbe von Natur gehabt, sondern daß sie selbige, aus Ehrerbiethung gegen ihren Gott, angenommen habe. Ja, dem Menschen zur Schande that sie es: der weit ärger, als die unbeseelten Dinge, in denen Uebertretungen nicht einmal schamroth wird, die er täglich begeht.
>
> 11. S. Gott schuff den Adam nach der Sonne, nach dem Monden, und nach allen andern Dingen; denn hätte er selbige nach dem Menschen geschaffen, so hätte dieser vieleicht gedacht, daß er an der Schöpfung derselben Theil hätte. Gott wußte nämlich, daß der Ehrgeiz das fünfte Element des Menschen seyn würde.
>
> 12. S. Gott schuff den Menschen im Damascenerfelde und nicht im Paradiese, damit ihm die Thiere desto besser Gehorsam leisten möchten; weil man gemeiniglich denen nicht gern gehorchet, deren Ursprung man weis. Wie würden sie sich sonst vor dem Menschen gedemüthiget haben, der aus dem allerschlechtesten Kothe entstanden war?
>
> 13. S. Gott ließ den Adam nicht da bleiben, wo er erschaffen war, aus Furcht, er möchte die Erde anbethen, daraus er gemachet worden; weil es der Menschlichkeit eigen ist, dasjenige zu verehren, was er für ein Werkzeug seines Glückes hält: oder auch, damit der Mensch nicht undankbarer Weise die Erde mit Füßen treten sollte, die doch mit zu seiner Bildung etwas beygetragen.

XVIII. §.

So wie nun unter allen diesen Einfällen nicht ein einziger gesunder Gedanken ist, der in der Wahrheit gegründet wäre: so ist in dem ganzen Buche keine Seite, darinn nicht

einer

einer oder etliche solche Schnörkel vorkämen. Bey uns hat sich **Lohenstein** zu einem andern **Loredan** aufgeworfen, und leider! eben so viel Anhänger gefunden, als jener in Wälschland. Sein **Arminius** wimmelt von solchen Einfällen, darinn eben so wenig Wahrheit und Vernunft stecket; nur daß er sie mehrentheils noch mit mehrern buntschäckigten Zierrathen durchwirket hat. Wer einzelne Exempel daraus haben will, der darf nur **Männlings** Lohensteinium sententiosum, und Arminium enucleatum nachschlagen, da er sie auf allen Blättern finden wird. Man sehe auch den II. B. der Beyträge zur Crit. Hist. der deutsch. Spr. Poes. und Bereds. Doch hat er auch die Spanier zu Lehrmeistern gehabt, indem er sich sonderlich den Gracian zum Helden erwählet hat, dessen staatsklugen Ferdinand er deutsch übersetzet hat. Nun ist es aber bekannt, daß dieser Scribent, wo er recht schön schreiben will, z. E. wie in seinem **Criticon**, recht ungereimte Einfälle hat, darinn nicht die geringste Wahrheit zum Grunde liegt. Z. E. Wenn er ein heftiges Schrecken beschreiben will, so nennet ers:

> **Eine Sonnenfinsterniß der Seelen, und eine Parenthesis des Lebens.**

Die Sterne nennet er:

> **Die Vorläufer des großen Tages-Monarchen, der auf einem crystallenen Throne sitzet, und mit stummer doch unumschränkter Majestät von der ganzen Halbkugel Besitz nimmt.**

Vom Gesange der Vögel heißt es:

> **Die Hautboisten der Aurora fingen an, Salve zu geben, als die Sonne zum Vorscheine kam, und den Zapfenstreich der Sterne zu schlagen.**

Von dem Tage schreibet er:

> **Der Tag wird in der Schminke einer lächelnden Aurora gebohren.**

Von der See und dem Feuer glaubet er:

Die

Die göttliche Vorsicht habe das Meer mit Fleiß in den Sand, und das Feuer in die Kiesel eingeschlossen: weil sie sonst schon längst die ganze Natur ausgerottet haben würden.

Die Berge heißet er Ribben der Erden, Magazine des Schnees und der Metalle, und Ruhebette der Wolken.

Ferner heißet es:

Gott habe es vorher gesehen, daß der Mensch, wenn er gewaffnet gebohren würde, durch seine Grausamkeit der Welt bald ein Ende machen würde.

Endlich schreibt er:

Ein Mensch, der auf der See geschwommen, habe sich auf einmal von den Wellen so hoch erhoben gesehen, daß er gefürchtet, er würde sich den Kopf am Monden oder an irgend einem Sterne zerschmettern; bald aber wäre er auch so tief versunken, daß er sich mehr vor dem Verbrennen, als vorm Ersaufen gefürchtet hätte.

Aus dem staatsklugen Ferdinand ließen sich eben so viele Exempel anführen; wenn nicht dieses Buch leicht zu haben wäre, und diese Proben schon zureicheten, den Anfängern einen Abscheu vor solchen wunderlichen Einfällen zu erwecken.

XIX. §.

Wie weit es nun die Schüler dieses großen Meisters in der falschen Scharfsinnigkeit gebracht haben, das kann uns niemand besser, als eben der **Lehms** zeigen, den wir schon so oft angeführet. In der Zueignungsschrift an den Kaiser **Joseph** und Herzog **Anton Ulrichen**, soll es recht was sinnreiches seyn, wenn er schreibt:

E. Kaiserl. und Königl. Maj. großmächtiger Herr Bruder ist der vollkommenste und nächste Blutsfreund aller an Ihnen befindlichen unschätzbaren Tugenden, und der so sehr geschätzten väterlichen Würdigkeiten: E. Hochfürstl. Durchl. aber großmächtigste Frau Tochter ein allerliebstes Etwas, so zu beschreiben, allein der großmächtigste Carl vermögend ist: weil Deroselben englische Qualitäten auch nur von irdischen Göttern beschrieben werden können, und schlechten Menschen, die hohen königlichen Tugenden zu berühren,

rühren, eine Ohnmacht, auch nur eine unvollkommene Vollkommenheit zeiget.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die falschen Gedanken, die in der ganzen Rede vorkommen, hier mit anmerken wollte. Er ist aber nicht der einzige, der dieses wunderliche Sinnreiche geliebet hat. Im 1716. Jahre ist zu Altdorf von einem andern Schlesier und Schüler Lohensteins, auf die Geburt des kaiserlichen Prinzen, eine Rede gehalten worden, die auch in der oftgedachten Sammlung von Reden steht. Sie hebet sich an: Was wir großes haben, ist einmal klein gewesen ꝛc. Bald vom Anfange heißt es:

> Rom wäre nicht so groß worden, wenn es alsobald wäre groß gewesen; und seine Hoheit würde nicht über alle Völker gestiegen seyn; wenn man nicht anfangs über seine Mauren hätte steigen können.

Bald darauf heißt es von den Türken:

> Das Schicksal hatte dieses Volk an das caspische Meer gen Mitternacht verwiesen: und seine Tapferkeit hat ihm in den Morgenländern den Mittag der Glückseligkeit gezeiget.

Aber das ist noch nichts gegen folgende Stelle, darinn der Urheber, nach dieser Art zu reden, an schönen Spielwerken sich selbst übertroffen hat.

> Aus dem erloschenen Scheiterhaufen des verbrannten Huß war eine heftige Kriegsflamme entstanden, von welcher ganz Böhmen rauchete. Die schon erkaltete Asche dieses Lehrers hegete noch die gefährlichsten Funken, für die Wohlfahrt dieses beunruhigten Königreichs. Was einige Widersacher für ein Freudenfeuer angesehen hatten, dadurch gieng ihre Freude in dem Rauche auf ꝛc. Die schönsten Klöster wurden geschleift, und wo viele den kürzesten Weg zum Himmel gesuchet hatten, das wurde ihnen zu einer irdischen Hölle. Viele tausend mußten eine Zelle im Grabe beziehen, und die Welt verlassen, weil sie dieselbe verlassen hatten. Gewisse Mönchsorden tragen einen Strick um den Leib: Ziska that ihnen denselben gar um den Hals, und schrieb ihnen eine strenge Art; nicht zu leben, sondern zu sterben, vor.

XX. §.

Doch auch davon sey es genug. Wir sehens aus allen diesen Exempeln, daß man bey sinnreichen Gedanken vor allen Dingen auf die Wahrheit der Sache sehen müsse, wenn sie die Probe halten sollen. Denn wofern der Einfall nichts wahres zum Grunde hat, so gleicht er einer vergoldeten Nußschale, die keinen Kern hat. Hernach muß die Schönheit nicht in weitgesuchten Spitzfündigkeiten und erzwungenen Aehnlichkeiten bestehen. Ein ausschweifender Witz kann Himmel und Hölle zusammen reimen: wer aber eine gesunde Vernunft hat, der mäßiget seine Einbildungskraft. Ferner muß auch die Schönheit nicht in bloßen Wortspielen und in frostigen Gegensätzen bestehen, dergleichen in dem letzten Exempel viele vorkommen. Eine bloße Zweydeutigkeit gewisser Worte zum sinnreichen Einfalle zu machen, das ist was kindisches, und schicket sich für keinen männlichen Redner. Auch Cicero selbst hat dem Tadel nicht entgehen können, da er in einer seiner verrinischen Reden das Gesetz, so Verres einmal gegeben: ein Jus verrinum genennet, welches einen Doppelsinn im Lateinischen ausmachet. Man sehe davon das Gespräch von Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, welches vor dieser Redekunst steht. Hat man nun einen so großen Redner nicht geschonet, so wird man andern geringern nichts neues machen; zumal wenn sie recht ein Handwerk daraus machen, solche unrichtige Gedankenspiele auszuhecken. Auch das wahre Sinnreiche muß nicht verschwenderisch, sondern mäßig angebracht werden. Eine Speise, die aus lauter Zucker bestünde, würde schlecht nähren: und eine Rede, die aus lauter Einfällen zusammen gesetzet wäre, würde weder den Verstand noch den Willen des Zuhörers rühren.

XXI. §.

Nichts ist übrig, als die so genannten Loci communes oder sententiæ, das ist, Lehrsprüche, oder Grundsätze der Weisheit und Klugheit. Viele pflegen dieselben unter die Figuren zu rechnen; aber mit Unrecht: sie gehö-

ren

ren weit besser zu den Erläuterungen. Ein solcher **Lehrspruch** ist ein gewisser allgemeiner Grundsatz, der bald eine theoretische Wahrheit, bald eine gute Sittenregel in sich hält; aber auch so klar ist, daß er für wahr erkannt wird, so bald man ihn höret. Dergleichen Sprüche nun müssen kurz gefasset werden und nachdrücklich klingen, das ist, von wenig Worten und von großer Bedeutung seyn. Sie müssen nicht so wohl den Witz und die Einbildungskraft, als den Verstand und die Gelehrsamkeit zu Aeltern haben; auch nicht so wohl die Ohren und Phantasie der Zuhörer kützeln, als die Vernunft derselben belustigen. **Demosthenes** ist darinn viel stärker, als in den obigen Einfällen; denn er war mehr von ernsthaftem, als von angenehmen Geiste. Z. E. in der 1sten phil. Rede heißt es gegen das Ende:

> Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf lassen: Rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

In der andern heißt es bald im Anfange:

> Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern strebet, der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lauge Reden zurücke gewiesen werden.

Und **Cicero**, am Ende seiner Rede für den **Ligarius**, spricht:

> Nichts ist den Menschen so angenehm, als die Gütigkeit ꝛc. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils.

In der Rede für den **Archias** schreibt er:

> Man gestehe es lieber! Wir lassen uns alle gern loben, und je edler ein Gemüth ist, desto mehr läßt es sich durch Ruhm und Ehre lenken = = = Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Ruhm und Ehre.

XXII. §.

Gleichwohl ist es nicht zu läugnen, daß nicht auch dergleichen Lehrsprüche in Lobreden häufiger vorkommen sollten, als in den gerichtlichen und berathschlagenden Reden der Alten. **Plinius** auf den **Trajan**, und **Fleschier** auf den **Turenne**

sind ganz voll davon. Z. E. In unsrer deutschen Uebersetzung der ersten auf der 19ten S. heißt es:

Solchen Abwechselungen ist nun der Zustand der Sterblichen unterworfen: daß aus glücklichen Begebenheiten widerwärtige; aus widerwärtigen aber glückliche entstehen. Beyder Samen verbirgt die Vorsehung: und die Ursachen des Guten und Bösen liegen meistens, unter ganz verschiedenen Gestalten, versteckt.

82. S. Ein Fürst mag immerhin nichts geben, wenn er nur nichts nimmt; er mag keinen ernähren, wenn er nur keinen ums Leben bringt: so wird es dennoch nicht an Leuten fehlen, die gern Söhne haben wollen.

83. S. Wer da haben kann, was alle haben, der hat allein soviel, als alle.

Fleschier aber hat unter andern auch diese Stelle:

So groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen! Die allerreineste und am besten erworbene Ehre verletzet sie. Alles, was sich über sie erhebt, das wird ihnen verhaßt, und unerträglich: und das Glück, das von allen gelobet wird, und am aller bescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können.

Weiter gegen das Ende schreibt er folgender gestalt:

Wie schwer ist es, meine Herren, ein Sieger, und doch demüthig zu seyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen so etwas Rührendes zurück, welches man nicht beschreiben kann; welches aber dieselben erfüllet und ganz einnimmt. Man eignet sich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet sich selbst mit eigener Hand; man richtet sich einen heimlichen Triumph an, und sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an ꝛc.

XXIII. §.

Uebrigens nehme man sich bey solchen Lehrsprüchen nur vor schwülstigen und hochtrabenden Ausdrückungen in Acht, dadurch manche Redner und Scribenten ihren gemeinen Sittenlehren einen falschen Anstrich zu geben suchen. Dieses ist Lohensteins Fehler. Wenn gleich seine Gedanken zuweilen richtig sind, so drücket er sie doch sehr seltsam und über-

übersteigend aus. Z. E. so schreibt er im Anfange des Arminius.

Wie auf einerley Zweigen Rosen und Dornen, Datteln und Schwämme wachsen: also sind jene Verwürflinge, diese aber Schooßkinder des Glückes.

Er ist versehen, seine Seele unter dem Krachen der Waffen auszublasen.

Das Verhängniß setzet seinem Leben, aber nicht seinem Nachruhme, einen Gränzstein.

Bey bejahrten Leuten verglimmet der Zunder der Ehre.

Salz, Schwefel und Queckſilber sind aller Dinge Talg.

Der der Natur geleistete Eid verbiethet, den Affen perlene Halsbänder umzumachen.

Wenn eine Schlange einen Riesen, der Berge feil tragen, und den Himmel unterstützen könnte, an die kleine Zähe stäche ꝛc.

Das Gold ist nach der Aegyptier Urtheil die Sonne, und dergestalt auch das Herz des Erdbodens.

Betrug und Lügen haben mit der Wahrheit einerley Alter.

Rom stieg empor, als das Capitol noch mit Schindeln gedecket war.

Der gemeine Kasten muß in die Lücke treten.

Der Schall des Meßings soll die durch Zauberey beruffenen Geister vereinbaren.

Der kränklichen Blässe seines Antlitzes mit Salben helfen, und seine Schwäche mit prächtigen Kleidern verstellen.

Alexander hat Blutstürzung angerichtet, als seine Ehrsucht den Zankapfel unter die Großen warf.

Er hat dem Glücke schon auf beyden Achseln gesessen.

Der Himmel stecket der Welt eine Trauerfackel durch einen abscheulichen Schwanzstern an.

Hernach enthalte man sich der gemeinen Sprüchwörter, die auch in dem Munde des Pöbels schon niedrig und altväterisch klingen. Endlich zwinge man sich auch nicht, immer als ein Orakel zu reden, und einen unaufhörlichen Mazarin, Richelieu und Gracian abzugeben. Auch diese Sprüche sind nur eine Würze, nicht aber eine alltägliche Speise. Man er-

müdet den Verstand der Zuhörer, wenn sie lauter erhabene und tiefsinnige Götterspruche horen sollen. Es ließen sich von dem allen auch leicht Exempel geben, wenn es der Mühe werth wäre. Allein ein jeder kann sich leicht selbst dergleichen anmerken; wenn er entweder den Arminius selbst, oder doch die obbemeldten Auszüge daraus bey der Hand hat. Hiernach mag man beurtheilen, ob es wahr ist, was Männling in der Zueignungsschrift vor seinem Arminius enucleatus von ihm geschrieben; mit welchen Worten ich demselben hier, in einer nach seinem Geschmacke eingerichteten Schreibart, parentiren will, da es eben itzo (1735) hundert Jahre sind, daß er gebohren worden:

Ich gestehe, daß das süße Andenken des sel. Herrn von Lohenstein so hochschätzbar bey mir beygesetzt ist, daß mir dieß noch weit angenehmer seyn sollte, als Alexandro M. die gewünschte Belebung Homeri, wenn man könnte die fröliche Zeitung bringen, der unvergleichliche Lohenstein wäre wieder von den Todten auferstanden. Weilen es aber mit uns Menschen gehet, wie mit dem westindischen Obstgewächse Mengaba, so nicht eher reif und vollkommen wird, es falle denn auf die Erde; auch keiner unter den sterblichen Menschenkindern, wie der amerikanische Baum Maga, unverderblich ist, sondern vielmehr, wie Jonæ Gewächs, dem Wurmstich alle unterworfen sind; indem die Welt gleichet der Thomas-Insel, Mallacca, Alexandrien, der abyßinischen Provinz Fatigar, beym Königreich Adel liegenden Thale, so der Europäer Kirchhof heißt; weil nicht allein Vourondula, der Todesvogel, in Madagascar, sondern allenthalben anzutreffen ist; denn es ist mit uns Menschen, wie mit der borondischen Insel, die bald verschwindet, nachdem unser Leib dem Tode, Tag und Nacht, wie Goa, offen stehet ꝛc.

XXIV. §.

Diese närrische Stelle, die mit unendlichen Ausschweifungen nichts mehr, als die gemeine Wahrheit saget: daß alle Menschen sterben müssen; darüber aber der Verfasser den Othem verliehrt, ja die Periode zu schließen vergißt, die er angefangen hatte, bis er sich endlich aus dem Labyrinthe seines Collectaneenbuchs wiederum zurechte findet: diese

Stelle,

Stelle, sage ich, habe ich mit Fleiß hieher gesetzet, um noch mit der letzten Hauptregel die ganze Abhandlung von Erläuterungen zu schließen. Es ist diese, daß man sich ja bey Leibe nicht einbilden muß: jemehr Erläuterungen eine Rede hätte, desto schöner wäre sie. Nein, wenige und gute, thun eine weit bessere Wirkung bey dem Zuhörer. Der vormalige Geschmack unsrer lohensteinischen, weisischen, riemerischen und weidlingischen Schulen, ist bereits viel zu lächerlich geworden, als daß man ihn noch fortzupflanzen Ursache hätte. Man hält die überflüßige Belesenheit in peruanischen, mexicanischen, chinesischen und japonesischen Reisebeschreibungen, für lauter Stroh und Stoppeln; und das mit dem größten Rechte. Man sodert wirkliche Realien, das ist, Sachen, Wahrheiten, Erklärungen, Gründe, Gedanken; nicht aber Purpur und Gold, Marmor und Porphyr, Blumen und Bäume, Wurzeln und Rinden, Datteln und Nüsse, Perlen und Edelgesteine, Vögel und Fische, Leuen und Drachen, Kröten und Affen ꝛc. Dieses sind Lapalien dagegen zu nennen: daher verderbe man seine Zeit nicht mit Zusammenschreibung solcher Alfanzereyen; sondern lerne lieber gründliche Wissenschaften, die den Verstand erweitern, und den Geist aufräumen. Diese Warnung ist um desto nöthiger, da es noch hier und da Liebhaber des alten Wustes giebt; die sich unmöglich entschließen können, ihre vormaligen Leckerbissen fahren zu lassen.

XXV. §.

Und diesen zu gefallen, will ich noch zum Beschlusse ein hübsches Bißchen, aus dem oft belobten **Männling**, in der Zueignungsschrift zum Lohenstein sententioso anführen; damit sie zehn Reden werden auspußen können:

Bekannt ist es, daß Arabien Weihrauch, Syrien Balsam, Zacotera Aloe, Persien Citronen, Chios Trauben, Syracusa Weizen, Paphos Tauben, Pohlen Bären, Siberien Zobel, Peru Gold, Decan Diamanten, Arabien Sand und Dornhecken, Preußen Bernstein zeige; Tugend und Laster aber mit der Muttermilch eingeflößt werden, die sich so geschwinde weisen, als an Löwen die Klauen, an fruchtbaren Bäu-

men die Blüthe, nebst Früchten, und am Cythisus die Feindschaft mit andern Bäumen.

Nun sollte man zwar denken, der Verfasser wäre zu sich selber gekommen, und sein Vorrath wäre erschöpfet. Allein man irret. Er holet nur Athem; denn gleich darauf ergreift ihn ein neuer Paroxysmus!

Die Afrikaner malen ihren Leib mit blauer Himmelsfarbe, und die massagetischen Mohren ihr Gesicht mit Feuerröthe; da doch wohl, der sein Leben mit Tugend und Weisheit nicht bloß färbet, sondern vergoldet; vor Lastern und Unwissenheit aber, wie Ameisen vor Wohlgemuth, die Ziegen vor Heydekorn, die Schafe vor Eppich, der Leue vorm Hahne, der Affe vor der Schnecke, der Trappe vorm Pferde, das Pferd vorm Kameele, das Kameel wieder vorm Leuen, der Schwan vorm Drachen, der Elephant vorm Schweine, der Krocodill vor den Federn des ägyptischen Storches Ibis, der Scorpion vor der Maus, die Maus vor der Katze, und so ferner, einen Abscheu hat.

Sollte man da nicht sorgen, daß ein solcher Redner irgend durch die Hundstage, oder wenigstens durch ein hitziges Fieber, in solche Unordnung gesetzet worden? Zum wenigsten würde ihm Horaz ein Caput tribus Anticyris insanabile beygeleget; Juvenal aber zugerufen haben:

O medici, medici, mediam pertundite venam *.

* Um auch eines neuern Kenners und Meisters von gutem Geschmacke Meynung hiervon anzuführen, will ich mich auf des sel. J. B. Menkens II Rede von der Charlatanerey der Gelehrten berufen, a. d. 146. S. der Ausg. von 1727 bey welcher ich auf des sel. Mannes Ersuchen, damals die Anmerkungen der französischen Ausgabe ins Latein übersetzet habe, allwo es heißt: Nam & isti quid aliud agunt, quam ut falsis & fictitiis rerum imaginibus ludentes, gloriolam captent apud illos, qui nihil nisi quod aures blande titillet admirantur, ac genuina artis rhetoricæ præcepta numquam degustarunt. Itaque dum phaleras sectantur, & figurarum omne genus, & amplificationes afferunt portentosas, ipsum orationis nervum amittunt. Id quod de iis quoque non incongrue dixerim, qui e Rhetoricis scholis Christiani Weisii prodeuntes, nihil se eximium conari posse credunt, nisi vel symbolis atque emblematibus e Picinello, Saavedra, vel Petra Sancta sollicite corrogatis, cunctos parietes impleverint, vel ingenioso quodam numismate donaverint auditores suos; veluti oculos fascinaturi, aut manus deauraturi eorum, quorum mentibus imponere laborant.

Das IX. Hauptstück.

Von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen, und dem Beschlusse.

I. §.

Dasjenige, was die Alten zuletzt in einer Rede foderten, das war der Beschluß, den sie bald den Epilogum, bald die Conclusion, bald die Peroration zu nennen pflegten. Cicero in seinem I. B. von der Erf. handelt gleich, nach der Widerlegung der Gegner, davon, und beschließt damit das Buch. Quintilian handelt davon in s. VI Buche vom Anfange bis zum Ende: beyde begreifen aber die Erregung der Affecten mit darunter. Jener saget nämlich, der Beschluß einer Rede habe drey Theile; die Wiederholung, die Erweckung des Zorns und die Klage, oder die Erregung des Mitleidens *. Dieser aber nennet nur zweene, doch so, daß er die Affecten nicht vergißt **. Beyde waren also der Meynung, daß man vor dem Ende der Rede die Affecten seiner Zuhörer sich noch zu Nutz machen, und vermittelst derselben völlig über sie triumphiren müsse. Und in der That ist nichts vernünftiger, als dieses. Die allerbesten Beweisgründe nehmen zuweilen einen halsstarrigen Zuhörer nicht völlig ein: wenn etwa das Gegentheil dessen, so man ihm vorgetragen hat, seinen Begierden angenehmer ist. Wenige Menschen sind vermögend, ihren Neigungen zuwider zu handeln. Was würde es also einem Redner helfen, wenn er seinen Satz so schön

* De Inv. L. I. c. 52. Conclusio est exitus, & determinatio totius Orationis. Hæc habet partes tres, Enumerationem, indignationem & conquestionem.

** Peroratio sequitur, heißt es, quam Cumulum quidam, Conclusionem alii vocant. Ejus duplex ratio est, posita aut in rebus, aut in affectibus.

erwiesen hätte; dafern er nicht auch, ihre Gemüthsbewegungen, sich zum Vortheile, rege zu machen, oder die widrigen zu dämpfen wüßte.

II. §.

Ehe er nun dieses thut, ist es nöthig, nach Art der Alten erstlich eine kurze Wiederholung seiner Beweisgründe anzustellen, dadurch er die Wahrheit seines Satzes dargethan hat. Oft hat der Zuhörer kein so starkes Gedächtniß, oder keine so große Aufmerksamkeit, alles zu behalten, was er gehöret hat. Folglich dienet es denn zu seiner Ueberredung nicht wenig, wenn man seiner Schwachheit zu statten kömmt, und ihn nochmals dessen erinnert, worauf er Achtung geben muß, wenn er überzeuget werden will. Der Beyfall nämlich, den ein Redner von ihm haben will, soll vernünftig und gegründet seyn: darum will er ihn auch nicht nur bloß durch die Affecten erschleichen, sondern auf eine rechtschaffene Art durch Beweise erzwingen. Jenes würde sich für einen redlichen Mann nicht wohl schicken; und könnte auch von der falschen Beredsamkeit zur Ausbreitung der Irrthümer, und zur Beförderung des Bösen gemisbrauchet werden. Dieses aber kann niemand thun, als der bey seiner Sache ein gutes Gewissen hat, und sich so zu reden, nicht scheuet, seine Gründe noch einmal der Prüfung des Zuhörers zu unterwerfen. Ja vielmals thut auch die kurze Zusammenfassung aller Beweise in eins, eine bessere Wirkung in den Gemüthern, als vorhin die einzelnen Gründe in aller ihrer Weitläuftigkeit thaten.

III. §.

Doch gehöret zu dieser Wiederholung die Klugheit, daß man sie nicht allezeit auf einerley Art mache. Man muß sich aller beständigen Formeln enthalten, womit gewisse Redner ihre Peroration anzufangen pflegen. Da heißt es gemeiniglich: und also hätten wir Eurer Andacht in der Furcht des Herrn ꝛc. Nichts steht einem geschickten Redner übler an, als dergleichen verdrüßliche Einförmigkeit. Man muß seine Wiederholung ganz ungezwungen in die Rede ein-

zu-

zuflechten, und sie bald so, bald anders anzubringen bedacht seyn; damit man gleichsam von ungefähr darauf gekommen zu seyn scheine, und seine Zuhörer nicht überdrüßig machen möge, selbige anzuhören. So machet es **Demosthenes** in seiner ersten phil. Rede. Er thut einen Ausruf:

O wenn wir doch lieber, anstatt des allen, klüglich erwägen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles unsre nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig gegen uns erwiesen; daß alles, worauf wir uns verlassen haben, uns nunmehr zuwider ist; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns selbst Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vieleicht ehestens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müssen: wenn wir, sage ich, dieses alles klüglich erwägen wollten; so würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen.

Eben so geschickt hat **Cicero** seine Wiederholungen anzubringen gewußt: wie unter andern aus der Rede für den Archias erhellet. Denn nachdem er mit allen seinen Gründen fertig ist, die zu Vertheidigung desselben dienlich waren, und die Richter zur Gewogenheit gegen ihn, als einen Poeten, bewegen komten: so apostrophiret er dieselben gleichsam bittweise, wiederholet aber zugleich alles, was er vorhin ausführlich vorgebracht hatte:

Ey! so erhaltet denn, ihr Richter, diesen Archias, der eine solche Schamhaftigkeit besitzet, daß sie sowohl durch die Zuneigung seiner Freunde, als durch ihren eigenen Werth und durch ihre besondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, dessen Geist und Witz so groß ist, als man dasjenige schätzen muß, was von so vielen großen Männern geliebet worden; den Archias, dessen Sache endlich so beschaffen ist, daß sie durch die Gesetze, durch das Ansehen einer Stadt, durch das Zeugniß Lucullś, durch das Register Metells bestätiget worden. Da es nun mit dem allen seine Richtigkeit hat, so bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwa in so wichtigen Dingen nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein göttlicher Fürspruch nöthig ist, daß ihr denjenigen, der Euch, der eure Feldherren, der die Thaten des römischen Volkes allezeit gepriesen; der auch in dieser neuen Gefahr, die sowohl mich, als euch ins besondere betrifft, uns auf ewig

ein

ein rühmliches Zeugniß zu geben verspricht; und der endlich in die Zahl derer gehöret, die allezeit für heilig gehalten und so genennet worden, dergestalt in euren Schutz nehmen wollet, daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterstützet, als durch eure Schärfe verletzet zu seyn scheinen möge.

IV. §.

Wenn nun dergestalt der Inhalt der ganzen Rede dem Zuhörer nochmals vor Augen gestellet worden: so folget von rechtswegen die Erregung der Affecten. Cicero in seinem 1. B. von der Erf. erzählet hier nur hauptsächlich zweene, indignationem & conquestionem, wie oben gedacht worden *. Folglich erhellet aus beyden, daß er es für nöthig gehalten habe, in einer gerichtlichen Rede theils den Zorn der Richter und Zuhörer, wider den Gegenpart, theils ihr Mitleiden gegen den Clienten des Redners zu erregen. Was nun Cicero, in dieser besondern Art der Reden, von diesen beyden Gemüthsbewegungen für nöthig gehalten: das kann man überhaupt im Absehen auf alle Reden, von allen Affecten für erwiesen ansehen. Wir wollen uns nämlich bey dem Beweise einer so klaren Sache nicht länger aufhalten. Quintilian und Aristoteles sind ohnedieß auf unserer Seite: und Cicero selbst ist in andern Stellen seiner rhetorischen Schriften eben der Meynung **. Ist es nun eine lobwürdige Eigenschaft eines Redners, wann er in dem Gemüthe seiner Zuhörer

* Jene erklärt er so: Indignatio est oratio, per quam conficitur, ut in aliquem hominem magnum odium, aut in rem gravis offensio concitetur. Von dieser aber schreibt er dergestalt: Conquestio est oratio, auditorum misericordiam captans.

** Z. E. in seinem Brutus Cap. L. heißt es, da er einen Redner loben will: Tu, artifex, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo & ducitur oratione, & quasi voluptate quadam perfunditur. Quid habes, quod disputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, odit, contemnit, invidet, ad misericordiam inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet.

Zuhörer Freude, Trauren, Lachen und Weinen, Gunst und Haß, Verachtung und Neid, Mitleiden und Scham, Reue und Zorn, Bewunderung, Hoffnung und Furcht zu erwecken weis, wie er in der angezogenen Stelle zu verstehen giebt: so muß er sich allerdings auf diese Kunst legen, und alle Mittel anwenden, solche zu bewerkstelligen.

V. §.

Dieses nun glücklich auszurichten, ist vor allen Dingen eine sattsame Erkenntniß der menschlichen Gemüther nöthig. Ein guter Redner muß also sonderlich sich selbst, und sodann auch andre Menschen aus dem Grunde kennen. Er muß in der Erfahrung, vermittelst einer großen Aufmerksamkeit und philosophischen Scharfsinnigkeit wahrgenommen haben, durch was für Vorstellungen und Gegenstände diese oder jene Leidenschaft zu entstehen pflegt. Ja er muß durch Hülfe der Sittenlehre, alle Tiefen des menschlichen Herzens erforschet haben. Aus diesen Quellen hat **Demosthenes** seine Stärke, in Erregung der Gemüthsbewegungen, geschöpfet; sintemal er lange **Platons** Schüler gewesen. Eben daher hat **Aristoteles** die vortrefflichen Regeln genommen, die er in seiner Rhetorik den Rednern vorschreibt. Daher hat auch **Cicero** seine ungemeine Gewalt über die Herzen der Zuhörer gehabt, welcher auch die aller gesetztesten Gemüther nicht zu widerstehen vermocht. Denn wenn er in seinem Brutus die Ursachen erzählen will, warum er im Reden so viel Ruhm erlanget habe: so saget er im XCIII. Cap. unter andern: Es sey niemand vorhanden gewesen, der gelehrter als der Pöbel, und in der Weltweisheit recht gesetzt gewesen sey, als welche die Mutter aller schönen Thaten und Worte wäre. Niemand hätte den Richter aufzumuntern und zu ergetzen, niemand demselben zum Zorne zu reizen, oder ihm Thränen in die Augen zu bringen gewußt *. Dieses alles aber hatte

* Nihil de me dicam, dicam de ceteris; quorum nemo erat, qui videretur exquisitius, quam vulgus hominum, studuisse litteris, quibus fons perfectæ eloquentiæ continetur; nemo, qui philosophiam

hatte Cicero in seiner Gewalt, da er die ganze Philosophie der Griechen vollkommen inne hatte, und sich derselben zu rechter Zeit zu bedienen wußte. Ich will also hier auch aus der Weltweisheit das Nöthige wiederholen, und aus der Natur der Affecten die Regeln herleiten, wie man sie theils erregen, theils aber auch dämpfen könne. Wer sie aber aufs vollständigste wissen will, der muß Aristotels Rhetorik mit Fleiß durchgehen, sonderlich sein ganzes zweytes Buch, als welches durchaus davon handelt.

VI. §.

Die Gemüthsbewegungen sind entweder angenehm, oder verdrüßlich: jene sind also ein hoher Grad der sinnlichen Lust; diese hergegen ein hoher Grad des sinnlichen Abscheues. Alle Lust entsteht aus der Vorstellung gewisser vermeynten Güter; Alle Unlust aber aus der Vorstellung gewisser vermeynten Uebel. Soll nun eine, oder die andre, in sehr hohem Grade entstehen: so muß entweder das Gut oder Uebel sehr merklich groß zu seyn scheinen; oder es müssen sich sehr viele kleine Güter, oder Uebel dem Gemüthe auf einmal darstellen. Und dieses letztere ist in den Leidenschaften das gemeinste. Denn aus der verwirrten Vorstellung vieles Guten und Bösen, entstehen sie eigentlich in der Seele: daher haben denn die Sinne mehr Theil daran, als der Verstand. Hieraus fließen nun die beyden Hauptregeln zu Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen. I. Will man einen angenehmen oder verdrüßlichen Affect erregen; so stelle man seinem Zuhörer alle das Gute, oder alle das Böse, in großer Menge, und sehr geschwinde hinter einander, vor die Augen, welches an einer Person oder Sache befindlich ist, oder doch zu seyn scheint. Dieses nun recht zu bewerkstelligen, muß ein

losophiam complexus esset, matrem omnium bene factorum beneque dictorum — — — nemo, qui ad iracundiam magnopere Judicem, (auditorem) nemo, qui ad fletum posset adducere; nemo, qui animum ejus (quod unum est, oratoris maxime propriim) quocumque res postularet, impelleret.

ein Redner zu erst sehr scharfsinnig seyn, selbst viel an einem Dinge, und was zu seinem Zwecke dienet wahrzunehmen. Hernach muß er auch viel Witz haben, um durch einen Strom von nachdrücklichen und lebhaften Worten, seine Gedanken feurig vorzutragen. Denn wenn dergleichen Vorstellungen gar zu mager und schläfrig geschehen: so verlieren sie alle ihre Kraft. II. Will man einen Affect unterdrücken oder dämpfen: so muß man dem Zuhörer zeigen, daß entweder das Gute, oder das Böse, an der Sache nicht vorhanden sey, welches er daran zu sehen meynet; oder daß es wenigstens so groß, oder so zahlreich nicht sey, als es ihn bedünket. Auch hier kann er der obigen Eigenschaften nicht entbehren; wiewohl sonst noch mehr Einsicht dazu nöthig ist.

VII. §.

Doch wir müssen auch besondre Regeln von den vornehmsten Affecten geben. Die Liebe ist zwar eine Bereitschaft, aus dem Glücke eines andern ein Vergnügen zu schöpfen: sie entsteht aber aus dem Gefälligen, das jemand an einer Person wahrgenommen zu haben glaubet; es sey nun dieses von welcher Gattung es wolle. Will man also dieselbe in seinen Zuhörern erregen, so beschreibe man ihnen alle das Gute, so an einer Person oder Sache befindlich ist, oder doch zu seyn scheint: ihren guten Verstand, ihre sämmtliche Gemüthsgaben, ihr redliches Herz, ihr gutes Verhalten, ihre Tugenden, ihre Geschicklichkeiten des Leibes u. s. w. Und da es außer der Liebe des Wohlwollens, auch eine Liebe der Erkenntlichkeit giebt; die aus denen von jemanden genossenen Wohlthaten entsteht: so nehme man, wo es möglich ist, auch diese zu Hülfe, und führe es dem Zuhörer zu Gemüthe: wie gut der andre gegen ihn gesinnet sey, was er ihm schon für Gutes gethan habe, oder doch zu thun geneigt gewesen sey. Man zeige ihm ferner, daß selbiger es ohne Eigennutz, aus bloßer Liebe gegen ihn, gethan; ja noch ferner zu thun bereit seyn, wenn er sich nur nicht selbst um seine Gunst bringen würde. Da aber auch die Vergleichung mit andern,

die

die in gleichen Umständen sind, viel hierzu beytragen kann: so zeige man, daß hundert andre, die doch eben das Vermögen, und eben die Gelegenheit gehabt, ihm Gutes zu thun, solches dennoch nicht gethan hätten; und was dergleichen Vorstellungen mehr sind, die aus den besondern Umständen der Zeiten, Oerter und Personen herzunehmen seyn würden. Zum Exempel kann uns Ciceros Rede für den Archias dienen, darinn er die Römer zur Liebe gegen diesen Poeten bewegen will. Er beschreibt erst weitläuftig seine guten Eigenschaften: hernach setzet er auch hinzu, daß er die Römer schon in seinen Gedichten gepriesen habe, und noch preisen werde. Die folgende Stelle ist so schön, daß ich sie hieher setzen muß.

> Die Kolophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann; die Chier geben ihn für den ihrigen aus; die Salaminier eignen ihn sich zu; die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre: daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andere streiten auf eben die Art unter einander, um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden, auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet gewesen. Wir aber, wollen diesen Lebendigen verstoßen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach der Unsrige ist?

Hierzu kömmt noch, daß Archias seine ganze Fähigkeit angewandt hat, die Ehre und das Lob des römischen Volkes zu preisen. Er hat nämlich schon in seiner Jugend vom cimbrischen Kriege geschrieben; und ist auch so gar bey dem C. Marius beliebt gewesen, der doch sonst gegen diese Art der Gelehrsamkeit etwas hart zu seyn geschienen. Denn solch ein abgesagter Feind der Musen ist wohl niemand, daß er es nicht sollte leiden können, wenn ein ewiges Lob seiner Thaten in Versen beschrieben würde.

Als man den Themistokles jenen großen Athenienser, befragte: was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? soll er gesaget haben: dessen, der seine Tugend am besten preisen könnte. Und Marius hat gleichfalls den L Plotius geliebet; weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten. Nun hat aber Archias den ganzen mithridatischen Krieg, der so groß und schwer war,

war, und auf so mannigfaltige Weise, zu Lande und zu Wasser geführet worden, vom Anfange bis zum Ende beschrieben: welche Bücher gewiß nicht nur den L. Lucullus. einen tapfern und berühmten Helden; sondern auch den Namen des römischen Volkes verherrlichen. Denn das römische Volk hat sich unter Luculls Anführung zuerst Pontus eröffnet; eine Landschaft, die vormals mit königlichen Kosten, ja selbst durch die Natur der Gegenden, befestiget war. Des römischen Volkes Kriegesheer hat unter eben diesem Anführer, mit einer mäßigen Anzahl, die unzählbare Macht der Armenier in die Flucht geschlagen. Das römische Volk hat den Ruhm, daß es die wohlgesinnte Stadt der Cyzicener, auf Anrathen eben desselben, von allen königlichen Anfällen befreyet, ja sie, so zu reden, dem Kriege aus dem Rachen gerissen und erhalten hat. Unsre unglaubliche Seeschlacht bey Tenedus wird allezeit gelobet und gepriesen werden, da L. Lucullus so tapfer gefochten, daß der Feinde Heerführer erschlagen und ihre Flotte sammt ihnen versenket worden. Unsre Siegeszeichen, unsre Ehrenmäler, unsre Triumphe, sage ich, werden in stetem Andenken bleiben. Von welchen Scribenten nun diese Dinge beschrieben werden, von denen wird auch der Ruhm des römischen Volkes gepriesen, u. s. w.

VIII. §.

Das Gegentheil von der Liebe ist der Haß, oder die Bereitschaft, sich an dem Unglücke eines andern zu vergnügen. Diese Leidenschaft entsteht aus dem vielen Misfälligen, so man an jemanden wahrgenommen zu haben meynet. Will man also den Haß erwecken, so zeige man seinen Zuhörern, was eine Sache oder Person für Unvollkommenheiten an sich hat: wie böse oder schädlich, wie ungerecht, unbillig, undankbar, grausam, stolz, geizig, niederträchtig, faul, verschwenderisch, falsch oder untreu ein solcher Mensch ist, den man verhaßt zu machen willens ist. Ja da auch das äußerliche Wesen, das die Sinne rühret, eine Unlust oder einen Abscheu erreget, und also zu Beförderung des Hasses dienen kann: so kann man gar die Gestalt, Kleidung, Aufführung, Ungeschicklichkeit, Sprache, Gang und Wohnung mit dazu nehmen. Ferner pflegt auch der Umgang

eines Menschen mit verhaßten Leuten, sein Geschlecht und Vaterland, sein übel erworbenes Vermögen, seine durch eigene Schuld entstandene Armuth, u. d. gl. zu Erregung des Hasses nicht wenig beyzutragen. Doch muß ein kluger Redner bey dem allen, auf die besondern Umstände der Personen sehen. Denn wie sich niemals alle diese Gründe zugleich anbringen lassen: so finden sich zuweilen noch ganz besondere Betrachtungen, die eins oder das andre vergrößern helfen. Z. E. Wenn jemand wackere Aeltern, gute Lehrmeister, und treffliche Exempel in seiner Familie gehabt hätte; doch aber aus der Art geschlagen wäre, alle Ermahnungen seiner Freunde nichts geachtet hätte, u. s. w: so würde dieses zeigen, daß ein solcher Mensch in der Bosheit ganz ersoffen wäre, und also einen billigen Haß verdienet hätte. Ein Exempel davon giebt Cicero in seiner Rede für den Ligarius, wo er den Tubero bey dem Cäsar verhaßt zu machen suchet; indem er seine vorige Feindschaft wider den Cäsar, seine Unbilligkeit in der Anklage, seine Grausamkeit in der Absicht dabey, und die bösen Folgen, die solche Anklage bey einem andern Oberherrn haben könnte, sehr lebhaft vorstellet. Aber auch dieses ist länger, als daß es hier völlig Platz finden könnte. Man begnüge sich hier mit einer kleinen Probe:

Du beschuldigest ihn dessen, was er gesteht: aber noch nicht genug! Du klagest denjenigen an, dessen Sache entweder besser ist, als die Deinige, wie ich dafür halte; oder die doch der Deinigen ganz gleich ist, wie du vermeynest. Das ist nun schon sehr wunderlich: aber noch weit seltsamer ist das, was ich noch hinzu setzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft, den Ligarius verdammen, sondern ihn gar ums Leben bringen zu lassen. Dergleichen hat vor dir noch kein römischer Bürger gethan! Das ist ein ausländisches Verfahren! Die leichtsinnigen Griechen, oder die grausamen Barbarn pflegen in ihrem Hasse so blutdürstig zu seyn. Denn was ist sonst wohl deine Absicht? Soll er nur bloß zu Rom nicht leben? Soll er nur sein Haus meiden? Soll er nur mit seinen liebsten Brüdern, nur mit diesem gegenwärtigen T. Brochus, als seinem Vätter, nur mit dessen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orte leben?

Soll

Soll er sich nur in seinem Vaterlande nicht aufhalten? Sage mir, ist er denn itzo darinnen? Kann er wohl aller dieser Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo schon ist? Er ist ja schon aus Italien verbannet. Er lebet schon in der Fremde. So willst du ihn denn nicht seines Vaterlandes, dessen er schon beraubet ist, sondern seines Lebens berauben? Wahrlich! so hat noch niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehäßig war, am Leben strafete. Er selbst befahl umzubringen, ob es gleich niemand verlangete; ja er setzte wohl gar Belohnungen darauf: gleichwohl ist diese Grausamkeit von dem gegenwärtigen Cäsar, den du itzo gern grausam machen willst, gerächet worden.

IX. §.

Mit dem Hasse hat oft der Zorn eine Verwandtschaft, welcher eine Begierde ist, demjenigen etwas Uebels zuzufügen, der uns vorher beleidiget hat. Es entsteht aber der Zorn aus der großen Unlust, die man über das Unrecht empfindet, das uns ein andrer angethan hat. Will ich also den Zorn meiner Zuhörer gegen jemanden erwecken: so muß ich ihnen zeigen, wie sehr sie von demselben beleidiget worden. Dazu ist nun dienlich, daß man theils darthue, wie wenig sie solches an ihm verdienet hätten; indem sie ihm niemals etwas zuwider gethan, wohl aber viel Gutes gegönnet und erwiesen; theils aber, wie boshaft und muthwillig er solche Beleidigungen unternommen. Man muß ferner zeigen, daß solches sein erstes nicht sey; oder wenn es ja sein erstes wäre, so hätte es ihm bisher nur an Gelegenheit darzu gefehlet: ja es läge an ihm nicht, daß er es nicht noch viel ärger gemachet hätte; sondern nur an den Umständen, und an seinem Unvermögen. Man kann hinzusetzen, seine Beleidigung sey mit einer Verachtung der Beleidigten verbunden; indem er sie nicht für fähig hielte, sich an ihm zu rächen. Er hätte so und so davon gesprochen, und wohl gar Spöttereyen und Drohungen hinzugesetzet. Ferner kann man sagen, daß die Unempfindlichkeit gegen einen so frechen Feind, ihn nur noch trotziger machen, und dem Beleidigten

noch viel mehrern Schaden zuziehen würde. Zuweilen ist der Beleidiger wohl gar geringer von Stande, Vermögen, Wissenschaft, Geschicklichkeit, Jahren und Kräften; und alsdann kann man es als desto schimpflicher vorstellen, daß ein so nichtswürdiger Mensch das Herz gehabt, Leute, die besser wären, als er, zu beleidigen. Zum Exempel kann hier des Demosthenes I. philippische Rede dienen, darinn er den König in Macedonien verhaßt zu machen suchet. Es heißt im Eingange:

> Ihr sehts ja wohl, wie es steht, ihr Athenienser, und wie verwägen der Mensch schon geworden ist: ! Er läßt euch ja nicht mehr die Freyheit; ob ihr Krieg oder Frieden haben wollet; sondern er drohet euch, und bedienet sich dabey der hochmüthigsten Ausdrückungen. Er ist damit nicht zufrieden, was er schon hat, sondern unternimmt immer größere Dinge, und verstricket euch rings umher in eurer Trägheit und Langsamkeit. Wenn werdet ihr Athenienser einmal anfangen eurer selbst wahr zu nehmen? Vieleicht wenn die höchste Noth euch dazu zwingen wird! Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geschieht? Meines Erachtens kann ja freye Leute keine größere Noth betreffen, als die Gefahr, in Schimpf und Schande zu gerathen ꝛc.

X. §.

Dem Zorne ist das Mitleiden entgegen gesetzet; und dieses ist eine heftige Unlust über das Elend eines Menschen, den wir eines bessern Glückes würdig achten. Selbiges entsteht aber, aus der Gunst oder Liebe desjenigen, dessen Noth und Leiden uns bekannt wird. Wollen wir also das Mitleiden erregen, so müssen wir erstlich machen, daß die Zuhörer dem Nothleidenden, dessen sie sich erbarmen sollen, gewogen und zugethan werden, oder gar lieben mögen. Dieses geschieht nun nach der obigen Vorschrift, da wir wissen, wie die Liebe erwecket wird. Hernach muß man seinen elenden Zustand auf das kläglichste beschreiben; seine Noth mit lebendigen Farben abmalen; die Größe derselben durch die Vergleichung mit geringern Zufällen, durch die Länge der Zeit, durch den Mangel aller Hülfe und Hoffnung, recht vor Augen

gen stellen. Man muß hinzusetzen, daß er dieses alles unschuldig leide; daß er zum wenigsten ein so großes Unglück nicht verdienet habe; daß nicht allein er, sondern auch die Seinigen, Freunde, Geschwister, Weib und Kind dabey leiden müßten. Man kann auch sagen, daß nur ein jeder Zuhörer selbst sich vorstellen möchte, wie es ihm zu muthe seyn würde, wenn er sich in dergleichen Umständen befinden sollte. Endlich kann man wohl gar versichern, daß solch ein Exempel unerhöret, ja in keinen Geschichten anzutreffen sey; daß der Nothleidende um einer guten Sache, um der Religion, um der Liebe zur Wahrheit und Tugend halber leide; und was noch sonst die besondern Umstände an die Hand geben können. Das schönste Exempel giebt Ciceros Rede für den **Ligarius** an die Hand. Diese ist fast ganz zur Erweckung des Mitleidens bestimmet. Doch mag folgende Stelle zur Probe dienen:

> Erhältst du den *Ligarius*, so wirst du vielen von deinen nächsten Freunden einen Gefallen thun: aber erwäge dabey nur das, was du sonst zu erwägen gewohnt bist. Ich kann dir die tapfern Sabiner, denen du so viel zutraust, ja das ganze sabinische Gebieth, den Kern von Italien, und den rechten Arm der Republik, vorstellen. Du kennest diese Leute sehr wohl; aber siehe nur, wie betrübt und bekümmert sie sind. Siehe nur die Thränen dieses T. Brochus und die Traurigkeit seines Sohnes; denn ich weis wohl, wie er bey dir angeschrieben steht. Was soll ich von seinen Brüdern sagen? Halte doch nicht dafür, Cäsar, daß es hiebey nur auf einen Kopf ankomme. Du mußt entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen, oder du mußt drey Ligarier darinnen behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin, verbannet seyn; als ihr Vaterland, Haus und Hof, und ihre Heiligthümer behalten, wenn dieser einzige nur in der Fremde leben muß. Handeln sie nun darinn als Brüder, handeln sie gottesfürchtig; thun sie es mit Schmerzen: so laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen! = = = = Ertheilest du ihm nun diese Begnadigung, so wirst du sie nicht nur ihnen selbst, nicht nur allen anwesenden trefflichen Männern, nicht nur uns, als ihren Blutsfreunden, sondern der ganzen Republik wieder schenken.

XI. §.

Die Freude, ist ein hoher Grad der Lust, über ein gegenwärtiges Gut, das man erlanget zu haben vermeynet. Sie entsteht also aus der Vorstellung eines entweder wahrhaften, oder vermeynten Gutes, das demjenigen zu Theile wird, oder zu werden scheint, der sich erfreuet. Will man also jemanden in Freude setzen: so zeige man ihm, daß ihm ein sehr großes, oder doch ein vielfältiges Gut bescheret sey. Man überführe ihn von dem merklichen Nutzen, der ihm davon zugewachsen ist, oder noch zuwachsen wird, und beschreibe denselben als ob er schon gegenwärtig wäre. Man zeige, daß sich unzählige andre, eben das Gut, oder doch dergleichen, gewünschet, und es doch nicht verlanget hätten; imgleichen, daß er es viel eher, und mit viel leichterer Mühe erlanget habe, als viele andre. Haben die Zuhörer durch ihre Geschicklichkeit oder Verdienste etwas dazu beygetragen, daß ihnen solch ein Gut zu Theile geworden: so vergrößere man die Schwierigkeiten, die dabey gewesen; die sie aber dennoch überwunden hätten. Ist es aber ein bloßes Glück, oder die Gnade eines großen Herrn, daß sie dergleichen erlanget haben: so sage man, sie wären doch vor andern, eines solchen Glückes werth geachtet worden. Man beschreibe auch wohl den Neid, den sie über den Besitz eines so trefflichen Gutes bey vielen bekommen würden: denn auch dieser pflegt den Menschen gemeiniglich ihr Vergnügen zu vergrößern. Uebrigens merke man nur, daß auch die Befreyung von einem großen Uebel dieselbe Wirkung zu thun pflegt, die ein erlangtes wirkliches Gut hat. Ein Exempel davon giebt uns Cicero, gleich im Anfange seiner zweyten catilinarischen Rede.

> Endlich einmal, ihr Römer, haben wir den Catilina, der vor Tollkühnheit rasete, nach lauter Freveltaten dürstete, den Untergang seines Vaterlandes boshafter Weise zu befördern suchte, und sowohl euch allen, als dieser Stadt, mit Schwert und Flammen drohete, aus unsern Thoren entweder hinaus gestoßen, oder ausziehen heißen, oder ihn doch beym Ausgange mit Worten verfolget. Er ist entgangen, entwichen, entlaufen, ja gewaltsam hinaus gedrungen! Nunmehr

mehr wird dieses Ungeheuer, diese Misgeburt, in unsrer Stadt, wenigsten in ihren Mauren, kein Verderben mehr anrichten. Unstreitig haben wir diesen einen Anführer eines einheimischen Krieges überwunden. Dieser Meuchelmörder wird sich nun nicht mehr mitten unter uns befinden. Weder auf dem Wahlfelde, noch auf dem Markte, noch auf dem Rathhause, noch in den Privathäusern wird man ihn mehr fürchten dörfen. Wir haben ihn ganz und gar ausgerottet, indem wir ihn zur Stadt hinaus getrieben. Nun können wir mit ihm ohne Hinderniß, als mit einem offenbaren Feinde, Krieg führen. Ja wir haben zweifelsfrey den bösen Mann herrlich überwunden und zu Grunde gerichtet, da wir ihn genöthiget, aus einem heimlichen Meuchelmörder ein öffentlicher Räuber zu werden.

Daß er aber kein blutiges Eisen, wie er wohl gewünschet, mit sich davon gebracht; daß er uns lebendig hier hat lassen müssen; daß wir ihm den Stahl aus den Händen gewunden; daß er die Bürger in gutem Wohlstande, und die Stadt noch stehend zurücke gelassen: was meynt ihr wohl, wie sehr ihn das schmerzen und martern muß? Nun liegt er ganz zu Boden geschlagen, ihr Römer; ja er fühlet es selbst, daß er getroffen und niedergeworfen sey. Und wahrhaftig, er drehet seine Augen öfters nach dieser Stadt zurück, und bedauret es, daß sie ihm aus dem Rachen gerissen worden: diese aber scheint mir zu frohlocken, daß sie eine solche Pestilenz ausgespieen und hinaus geworfen hat.

XII. §.

Die Traurigkeit ist ein heftiges Misvergnügen, über ein gegenwärtiges Uebel; welches entweder sehr groß oder sehr zahlreich und vielfach ist. Sie entsteht also aus der Einbildung, daß man entweder ein großes Gut verlohren, oder selbst ein großes Uebel erlitten habe. Will man nun in den Gemüthern seiner Zuhörer die Traurigkeit erregen: so muß man ihnen die Größe ihres Verlustes, oder des Uebels, das sie betroffen, recht lebhaft abschildern. Man muß ihnen zeigen, daß dieses Unglück längst zu besorgen gewesen, daß ein jeder schon zum Voraus gezittert habe, wenn er nur daran gedacht; jetzo aber sey es wirklich erfolget. Er muß wünschen, daß er nicht davon reden dörfe, weil es gar zu betrübt wäre, auch

nur daran zu gedenken. Er muß um Vergebung bitten, daß er unordentlich und verwirrt davon sprechen würde: weil es ihm der Schmerz nicht anders verstattete. Alsdann muß er alles dasjenige namhaft machen, was durch solch einen unglücklichen Zufall betrübet worden. Er muß stückweise eine große Menge desjenigen erzählen, was dadurch verlohren gegangen, was man böses erlitten habe, und was noch zu besorgen sey. Er muß verschiedene Arten der Leute, allerley Stände, viele Städte, ja Provinzen und Länder klagend einführen, und ihrer aller Leid für gerecht erklären. Er muß die Urheber dieses Unglücks in voller Bewegung anreden, und sie entweder einer Grausamkeit beschuldigen, oder sie selbst zum Erbarmen zu bewegen suchen. Er muß endlich auf die besondern Zeiten und Oerter sehen, dadurch oft ein solcher Fall noch trauriger wird. Ja er muß ihn mit andern Fällen vergleichen, die man selbst erlebet hat, oder die andere sonst erfahren haben, und zeigen, daß dieser Fall weit schwerer sey, als alle übrige. Ein vollkommen schönes Exempel giebt uns hier **Fleschier**, in der Rede auf den Marschall von **Turenne**; daraus ich aber nur diese Stelle zur Probe geben will.

Es fehlet nicht viel, daß ich hier nicht stecken bleibe. Ich werde irre, meine Herren. Turenne stirbt! Alles kömmt in Unordnung. Das Glück wanket; der Sieg wird müde; der Frieden entfernet sich; die guten Absichten der Bundesgenossen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeschlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verlust, nicht aber an ihre Wunden. Die sterbenden Väter schicken ihre Söhne, den entseelten Feldherrn zu beweinen. Das trauernde Heer ist mit seinem Leichenbegängnisse beschäfftiget: und das Gerücht, welches ungewöhnliche Fälle so gern in der Welt ausbreitet, erfüllet dieselbe mit der Erzählung, von dem herrlichen Leben dieses Prinzen, und von seinem bedaurenswürdigen Tode.

Was für Seufzer, was für Klagen, was für Lobsprüche erschollen damals nicht in Städten und auf dem Lande!

Der

Der eine sieht seine Saat wachsen, und preiset das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung seiner Aernte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe seines väterlichen Erbes, und wünschet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grausamkeit des Krieges geschützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jesu Christi für die Seele desjenigen, der sein Blut und Leben für das gemeine Beste aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüste, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein jeder suchet sich die herrlichste Stelle aus einem so schönen Leben aus. Alle unterfangen sich, ihn zu loben, und ein jeder, der sich durch seine eigene Seufzer und Thränen unterbricht, bewundert das Vergangene, beklaget das Gegenwärtige, und zittert vor dem Künftigen. So beweinet nun das ganze Königreich den Tod seines Beschützers und der Verlust eines einzigen Mannes ist ganz allein eine allgemeine Trübsal!

XIII. §.

Mit der Traurigkeit hat die Furcht viel Gemeinschaft. Diese ist eine starke Unlust, über ein bevorstehendes Uebel: und je größer, je vielfältiger solches einem vorkömmt, desto größer wird seine Furcht. Will man also dieselbe erwecken, so muß man ihm zeigen: das Uebel, welches man bisher nicht vermuthet, sey nunmehr vor der Thüre; es werde einbrechen, und auch so gar diejenigen betreffen, die es nicht hätten glauben wollen. Man muß hinzu setzen, daß es größer seyn werde, als man sichs vieleicht eingebildet hätte; und dasselbe zu dem Ende, durch die Beschreibung aller Umstände, wahrscheinlich machen. Man muß zeigen, wie vieler, und wie großer Güter es uns berauben, wie mancherley Böses es mit sich führen, und wie elend es dadurch unsern Zustand machen werde. Man muß zeigen, daß es unmöglich seyn würde, ihm zu entgehen; daß unsre Kräfte viel zu ohnmächtig wären, ihm zu widerstehen; daß wohl stärkere Schultern demselben hätten unterliegen müssen, und daß man sich dabey auf niemandes Hülfe zu verlassen hätte. Man kann die Länge der Zeit, die selbiges dauren wird, und die

andern Umstände mit dazu nehmen, die alles desto wahrscheinlicher und fürchterlicher machen. Ja der Redner selbst kann sich furchtsam anstellen, und irgend sagen: daß ihm selbst die Haare zu Berge stünden, und die Haut schauerte, wenn er daran gedächte. Er kann sein Mitleiden gegen diejenigen zum Voraus bezeugen, die das Uebel treffen wird, und einen herzlichen Wunsch nach dem andern thun: daß es ihm doch möglich wäre, sie aus der instehenden so schrecklichen und unausbleiblichen Gefahr zu erretten! Zum Exempel kann hier der größte Theil der Predigt des Herrn Kanzl. von Mosheim dienen, darinn er eine Betrachtung des Todes angestellet hat. Sie steht im dritten Theile s. heil. R. auf der 1167 S. der größern Ausgabe. Uns soll nur eine Stelle davon auf der 1207 u. f. Seite zur Probe dienen.

Was sehen wir, wenn wir etwa mit unsern Gedanken auf das Gegenwärtige fallen? Ihr, die ihr zuweilen bey dem Bette eurer sterbenden Freunde gestanden, und ihren Tod abgewartet habt, könnet selber leicht antworten! Wir sehen einen ausgezehrten Leib, der seine Gestalt verlohren hat; eine welke Haut, die für einen andern Körper scheint geschaffen zu seyn, und unsern Gliedern nicht gerecht ist; schlaffe Gebeine, die bereits aus einander gehen wollen, und ihre Fugen von sich selbst zu verlassen scheinen. Wir fühlen ein träges Geblüt, welches hier und da schon still steht, und nicht mehr durch alle Gefäße dringen kann; einen Mangel der Wärme, die zum Leben gehöret; eine Abnahme des Gesichtes und der übrigen Sinne: eine schmerzhafte Empfindung nach der andern! Was muß nicht ein Verstand, der sich selbst gelassen ist, für traurige Betrachtungen über diese Dinge anstellen? Wir sehen um unser Bett eine Anzahl von Freunden; von Weysen, von Angehörigen, in deren Gesellschaft und Umgange wir ehedem unser Vergnügen gefunden; die durch bittere Thränen ihren Schmerz entdecken, und mit uns zu halben Leichen werden. Welch ein Anblick! Zuweilen erblicken wir gar diejenigen, die uns schon lange das Leben nicht gegönnet, und durch ihre Gebärden und Blicke an den Tag geben, daß sie bald da zu ärnten hoffen, wo sie nicht gesäet haben. Bald tritt ein Arzt herein, der die Achseln zucket, die schlechte Wirkung der vorgeschriebenen Mittel beseufzet, das Haupt, über die

neuen

neuen Zufälle, die man ihm erzählet, schüttelt, die Feder mit Wehmuth ergreift, eine stärkende Arzney vorzuschreiben; und zuletzt die Hülfe des Herrn, als die einzige Hoffnung, die noch übrig ist, anwünschet: das heißt, der uns mit behutsamen Worten den Tod ankündiget. Ihm folget ein Knecht des Herrn, der zuletzt sein Amt an uns verrichten soll; und der es mit Furcht und Ungewißheit verrichtet. Er thut, was er kann. Er prediget bald Gesetz, bald Evangelium. Er schrecket, warnet, tröstet, ermahnet; nachdem er es nöthig findet. Und wehe dem! der nicht weis, ob er die Worte des Gesetzes auf sich ziehen soll! Wehe dem! der da zittert, wenn er von der Qual der Verdammten höret; und nicht weis, ob er sich freuen soll, wann der Bothe des Herrn die seligen Wohnungen des Auserwählten zu seiner Erquickung aufschleußt ꝛc.

XIV. §.

Das Gegentheil von der Furcht ist die Hoffnung. Diese ist ein starkes Vergnügen über ein künftiges Gut, das uns wahrscheinlicher Weise zu Theile werden wird. Wie sie also aus der Vorstellung von einem jemanden bevorstehenden Gute entsteht: so sieht man leicht, wie man dieselbe bey seinen Zuhörern erwecken könne. Man muß ihnen erstlich eine lebhafte Beschreibung von einer gewissen guten Sache machen. Man muß sie als ein Gut vorstellen, das nicht gemein, sondern groß und selten ist; welches sich viele vergebens gewünschet hätten, und welches zu erlangen sehr schwer sey. Man muß zeigen, wie vielerley Vortheile, Ehre, Bequemlichkeiten und Ergetzlichkeiten es bey sich führe, wenn man es einmal besitzet. Hierauf muß man anfangen, zu zeigen, daß es sich anließe, als ob es den Zuhörern wohl zu Theile werden könnte, wenn diese oder jene Schwierigkeit nicht im Wege stünde. Doch diese sey leicht zu heben, ja wohl gar schon wirklich gehoben: welches aber mit allen möglichen Gründen wahrscheinlich gemachet werden muß. Nunmehr wären also entweder gar keine, oder doch sehr geringe Schwierigkeiten mehr übrig. Diese würden sich auch in kurzem verlieren. Es stünde in der Gewalt der Zuhörer, sie ehestens aus dem Wege zu räumen. Man kann auch, zu desto mehrerer

Be=

Bestätigung, sich auf Exempel andrer Leute berufen: die wohl noch schwächere Gründe gehabt, etwas zu hoffen, und doch ihres Wunsches theilhaftig geworden wären. So suchte **Demosthenes** in s. I phil. R. den Athenienſern, gleich im Eingange, eine gute Hoffnung zu machen. Denn nachdem er ihnen die Zaghaftigkeit aus dem Sinne zu reden getrachtet hatte: so machet ers ihnen sehr wahrscheinlich, daß es ihnen nicht schwer fallen würde, den Sieg zu erlangen, wenn sie nur das Ihre thäten:

> Derowegen, ihr Athenienſer! wenn ihr euch künftig eben so verhalten wollet, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habet; wenn ein jeder von euch ohne alle Säumniß oder Ausflucht, zum Besten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfodert, und was in seinen Kräften steht; die Begüterten durch ihre reichliche Beysteuer, die junge Mannschaft aber durch ihre Kriegsdienste: und, damit ichs kurz fasse, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich aufhören wollet, euch auf andre zu verlassen; die indessen, daß ihr selbst schläfrig seyd, alles allein thun sollen: so werdet ihr mit Gottes Hülfe, das Eurige bald wieder erlangen; alles, was ihr durch eure Nachläßigkeit verlohren habet, zurück bekommen, und euch nach Wunsche an euren Feinden rächen können.
>
> Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott sey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und dessen Glück unveränderlich seyn müsse. Nein, ihr Athenienſer, es giebt Leute, die ihn hassen, die ihn fürchten, die ihn beneiden; und zwar selbst unter denen, die itzo seine besten Freunde zu seyn scheinen ꝛc.

XV. §.

Die Schamhaftigkeit ist eine merkliche Unlust über das Böse, das man an sich hat, oder begangen hat; wenn es bekannt und offenbar wird. Es entsteht also aus Betrachtung seiner Unvollkommenheit und bösen Aufführung; zumal wenn man bedenket, daß sie auch andern kund geworden, oder doch werden möchte. Will daher ein Redner dieselbe in seinen Zuhörern erwecken: so stelle er ihnen alles das vor Augen, was sie Böses an sich haben. Man vergleiche

es

es mit andern, die ihres gleichen, ja wohl noch schlechter, als sie, seyn sollen, und zeige, daß ihnen selbige weit vorgehen. Man stelle ihnen ihre Vorfahren, Aeltern und andre dergleichen Personen vor, von deren Fußtapfen sie weit abgewichen; und nehme alle übrige Umstände zusammen, die das üble Verhalten größer machen können. Ferner gebe man es den Zuhörern selbst zu bedenken, was andre, die solches gewahr würden, von ihnen denken und urtheilen würden. Man zeige, daß es unmöglich sey, dergleichen Urtheile zu vermeiden, indem die Sache ganz offenbar und handgreiflich sey. Sie könnten es weder läugnen, noch auf einige Weise entschuldigen. Ja gesetzt, daß es niemand wüßte, so könnte ein jeder es vor sich selbst nicht verhölen, oder verantworten. Ein jeder müßte sich wenigstens vor seinem eigenen Gewissen schämen: ja derjenige wüßte es, der auch ihre Herzen kennete. Sonst aber kann die Schamhaftigkeit auch wachsen, wenn man zeiget, daß das Böse nicht wenigen, geringen und unverständigen Leuten; sondern vielen, den vornehmsten und verständigsten Leuten bekannt sey, an deren Urtheilen den Zuhörern überaus viel gelegen sey. Ein Exempel soll uns der Herr Kanzl. von Mosheim geben. Es steht auf der 959 u. f. S. s. heil. Reden, nach der größern Auflage. Wir wollen nur folgende Worte auf der 963 u. f. S. davon hersetzen:

> Wir wollen euch eine einzige Frage vorlegen, die in eurem Herzen den Ausschlag geben wird, ob ihr Ursache habet, euch für so stark anzusehen? Fraget euch selbst: wie viel Liebe habe ich noch gegen mich, gegen das, was ich besitze, und gegen die Meinigen, die mir angehören? Bin ich fertig, so bald der Herr ruft, Häuser, Aecker, Güter zu verlassen und ihm nachzufolgen? Bin ich gefaßt, das Pfand der Wahrheit, mit dem Verluste der wenigen Güter, die ich besitze, der geringen Ehre, die mir der Herr zugeworfen, des mühseligen Lebens, so ich genieße, zu erkaufen? Es ist wenig, was wir aufzusetzen haben, die wir hier versammlet sind. Wir haben keine Churen, keine Fürstenthümer, keine Völker zu verlieren, wie unsre ersten Bekenner. Wir haben keine Herrschaften und Regierungen mit dem Gefängnisse

nisse zu vertauschen. Es ist wenig, was wir verlieren können. Wie viel gilt denn dieses wenige bey uns? Heißt dieses wenige Nichts bey uns, wenn wir es gegen die Wahrheit halten? Sind wir bereit, dieses wenige hinzugeben, um den Glauben zu behalten? Was antwortet euer Herz auf diese Frage? Reget sich nicht ein inwendiges Schrecken, wenn ihr recht daran gedenket? Steigen nicht, ich weis nicht was für unangenehme Regungen bey euch auf, wenn ihr an der Seite der Wahrheit, die ihr habet, Schmach, Verachtung, Armuth, Gefängniß, Scheiterhaufen; und an der Seite des Irrthumes, den ihr verwerft, Ehre Reichthum, Freyheit, Gnade und Leben erblicket? Was bedeuten diese Regungen? Was bedeutet diese geheime Angst? Was bedeutet dieser inwendige Widerstand? Eine rechtschaffene und lebendige Erkenntniß zeuget eine wahre Heiligkeit und Unschuld. Eine wahre Heiligung wirket eine unerschrockene Freudigkeit, alles um des Namens Jesu willen zu dulden. Aber uns fehlt leider diese Großmuth! uns fehlt diese Freudigkeit! uns fehlt dieser unverzagte Geist! Unser Herz giebt uns Zeugniß davon. Was werden wir denn hieraus schließen? Zuerst dieses, daß wir weit von den Fußtapfen unsrer Väter abgewichen. Ihr Blut reget sich nicht in uns: ihr Geist ruhet nicht auf uns. Wir sind nicht geschickt, eben so, wie sie, das Evangelium zu bekennen. Aber was müssen wir ferner schließen? daß wir mehr den Namen, als die Kraft der evangelischen Christen haben; daß weder eine rechtschaffene Erkenntniß, noch eine lebendige Heiligkeit unter uns sey.

XVI. §.

Die Ehrliebe ist das Gegentheil von der Scham, oder ein heftiges Vergnügen, über die guten Urtheile der Leute über unser Verhalten. Sie entsteht, wenn man jemanden die Ehre, als etwas besonders und herrliches vormalet; hernach aber zeiget, daß er dieselbe entweder schon erlanget habe, oder noch erlangen werde, oder doch erlangen könne; wenn er sich nur auf diese oder jene Art bezeigen wolle. Will man sie nun in seinen Zuhörern erwecken, so thut man wohl, wenn man sie erst durch einiges Lob wegen ihrer bisherigen Aufführung zu gewinnen trachtet. Man muß sie auch wohl gar andern ihres gleichen, in gewissen Stücken vorziehen; ihre

re Thaten erzählen, und durch Benennung der Zeit, des Ortes und der Umstände etwas vergrößern. Hernach kann man hinzusetzen, daß die Ehre die schönste Belohnung edler Gemüther sey; daß alle große Leute die Ehre und den Ruhm geliebet; daß ohne diese lobwürdige Leidenschaft das meiste Gute in der Welt nicht geschehen würde; daß hergegen nichts so schwer, nichts so groß und wichtig sey, das ein Ehrliebender nicht glücklich zu Stande bringen könne. Man muß hinzusetzen, die Zuhörer hätten schon so viele Proben von ihrem edlen Triebe abgeleget, daß man alles von ihnen hoffen könnte. Man vermuthe gar nichts anders von ihnen, als daß sie in die löblichen Fußtapfen ihrer Vorfahren treten, ja es denselben noch weit zuvor thun würden. Aller Augen wären auf sie gerichtet, und tausend Zungen würden sie mit Lobe und Ruhme krönen, wenn sie sich so löblich bezeigen würden. Die späte Nachwelt würde ihnen noch Ehrenmäler setzen, und ihr Gedächtniß der Ewigkeit einverleiben. Einige Exempel kann man im **Curtius** finden, wenn **Alexander** seine Soldaten vor einem Treffen anredet. Auch in der I phil. R. des **Demosthenes** kommen solche Stellen vor. Ich will aber aus **Ciceros** Rede für den **Archias** folgende Probe hersetzen:

Denn was ich in meinem Bürgermeisteramte zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum Besten der ganzen Republik gethan habe, das hat dieser Archias in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn, fortzufahren, weil es mir eine wichtige, und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andere Belohnung, als Lob und Ehre. Sobald aber dieses wegfällt, ihr Richter, was verlohnet sichs wohl der Mühe, daß wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts Künftiges vorher sehen könnten, und wenn das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel steckete: so würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime

heime Kraft, die das Herz Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und ihm die Erinnerung giebt: man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen; sondern selbiges bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt, und so kleinmüthig? wir, sage ich, die wir des gemeinen Wesens halber, in so vieler Arbeit und Gefahr schweben; daß, da wir bis an unsern letzten Othem, keinen ruhigen Augenblick genießen, wir dennoch dafür halten sollten, es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder da viele treffliche Leute ihre Säulen und Bilder, so doch nur den Leib und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben: sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unsrer Klugheit und Tugend solche Abbildungen zu hinterlassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? Zum wenigsten habe ich mirs eingebildet, das alles, was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken der ganzen Welt kund gemachet und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles, mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn; oder auch alsdann, nach der weisesten Männer Meynung, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: so belustige ich mich doch schon itzo, in Gedanken, nnd in der Hoffnung daran.

XVII. §.

Die Reue ist ein hoher Grad der Betrübniß, über eine oder mehr Handlungen, die man begangen hat, und für böse erkennet. Sie entsteht also aus der Ueberlegung seiner bisherigen Handlungen, und aus der Beurtheilung derselben, die selbige für böse, schändlich oder schädlich erkläret. Um nun dieselbe in seinen Zuhörern zu erregen, so muß man sie auf ihr voriges Verhalten aufmerksam machen. Man muß sie alles dessen stückweise erinnern, worinn sie irgend etwas versehen haben möchten. Man muß die Umstände mit dazunehmen, die oft eine Sache zu vergrößern, und eine böse That noch ärger und abscheulicher vorzustellen pflegen. Man kann hinzusetzen, die Sache sey gar nicht zu läugnen, sondern offenbar und bekannt. Es liege bereits am Tage, was derselbe vorgehabt oder gethan. Nun sey aber nichts

schänd-

schändlicher, als eine solche That. Er wäre der erste, der eine solche Bosheit oder Uebelthat zu begehen das Herz gehabt; oder er hätte es doch weiter darinn gebracht, als alle seine Vorgänger. Von seiner Person hätte man es am allerwenigsten vermuthet, daß er sich so vergehen würde: da ihn sein Geschlecht, Stand, Amt, Ansehen u. s. w. davon hätten abhalten können. Es sey aber auch die That für niemanden schädlicher, als für ihn selbst. Er habe sich dadurch zum Abscheue bey allen rechtschaffenen Leuten gemachet. Er habe sich Feinde zugezogen, die ihm zu mächtig wären: und sie würden es ihn aufs empfindlichste fühlen lassen, wie sehr er sie beleidiget hätte. Ja die andern Folgerungen und Früchte seiner Thaten würden ihn ehestens auch betreffen. Sie wären schon vor der Thüre, und würden ihn, sein Haus, seine Ehre, sein Vermögen, ja alles, was ihm lieb wäre, mit der Zeit zu Grunde richten. Dieses muß man aber aus einigen wahrscheinlichen Muthmaßungen glaublich machen, und ihn selbst deswegen zu bedauren anfangen. Man sage also: man wollte viel darum geben, daß es nicht geschehen wäre! aber nun wäre es zu spät; es stünde nicht mehr zu ändern, u. s. f. Ein Exempel könnte zwar leicht aus des Herrn Kanzl. von Mosheim Reden angeführet werden: allein ich will aus Ciceros 1sten catilin. Rede folgende Stelle hersetzen. Es heißt C. III, IV.

> Denn worauf warteſt du noch, Catilina, da weder die Nacht deine boshaften Zusammenkünfte verbergen, noch ein Privathaus die Stimme deiner Verschwörung in seinen Wänden erhalten kann? Aendre doch endlich deinen Sinn! glaube mirs, vergiß dein Morden und Brennen! Du bist überall gefangen; alle deine Anschläge sind uns klärer, als der helle Tag; und du kannst sie so gar mit mir wiederholen. Besinnest du dich nicht, daß ꝛc. Kurz, du thust nichts, du hast nichts vor, du denkest so gar nichts, was ich nicht nur hören, sondern auch sehen, ja gleichsam fühlen sollte. Ueberdenke nur endlich die vorige Nacht mit mir: so wirst du sehen, daß ich viel schärfer für die Wohlfahrt der Republik wache, als du zum Verderben derselben. Ich sage also, daß du vorige Nacht zum Lecca ins Haus gekommen,

und daß sich daselbst viele Gesellen deiner Raserey, und deiner Freveltaten versammlet haben. Kannst du es läugnen? Was schweigst du? Ich will dich überführen, wenn du es nicht gestehst? Denn ich sehe hier im Rathe einige, die mit dabey gewesen sind.

O ihr unsterblichen Götter! unter was für Leuten sind wir? In was für einer Stadt leben wir? Was haben wir für eine Republik? Hier, hier! in unsrer Zahl, ihr ehrwürdigen Väter, in dieser majestätischen und alleransehnlichsten Rathsversammlung des ganzen Erdbodens, giebt es Leute, die auf meinen und unser aller Untergang, die auf den Fall unsrer Stadt, und folglich des ganzen Weltkreises denken! ꝛc. Da nun dieses also ist, Catilina, so fahre fort, wie du angefangen hast, zeuch endlich einmal aus der Stadt! Die Thore sind offen, mache dich davon! Dein mannlianisches Feldlager erwartet seinen Feldherrn schon längst. Führe alle die Deinigen; wo nicht, doch die meisten mit dir hinaus. Reinige die Stadt! Du wirst mich von einer großen Furcht befreyen, wenn nur zwischen dir und mir eine Mauer seyn wird. Bey uns kannst du unmöglich länger bleiben. Ich werde es nicht leiden, nicht dulden, nicht verstatten! ꝛc. Und was kann dir in dieser Stadt noch wohl gefallen? in welcher gewiß, außer deiner Rotte verruchter Bösewichter, kein einziger Mensch ist, der dich nicht fürchtet ꝛc. Ich übergehe den Ruin deines Vermögens, den du in den nächsten Tagen vor Augen sehen, ja empfinden wirst.

XVIII. §.

Es sind freylich außer den bisherigen Gemüthsbewegungen noch verschiedene übrig, als z. E. die Zufriedenheit mit sich selbst, der Neid, die Eifersucht, die Verzweifelung, u. d. gl. die ein Redner auch zuweilen zu erregen Gelegenheit haben kann: allein weil sie so selten vorkommen, so will ich mich dabey nicht aufhalten. Ein jeder, der sich in den obigen Arten eine Geschicklichkeit erworben hat, wird sich leicht selbst dabey zu helfen wissen; sonderlich wenn er sich, in dem fleißigen Lesen der größten Redner, die Kunstgriffe derselben anmerket. Nur das **Lachen** ist noch übrig, und davon fraget es sich: ob es sich für einen Redner schicke, bey seinen Zuhörern ein Gelächter zu erregen? Vom **Cicero** ist kein Zwei-

fel,

fel, daß er es nicht für erlaubet gehalten, ja selbst bey Gelegenheit gebrauchet hätte; seine Zuhörer in ernsthaften Materien aufzumuntern, und die zerstreuten Gedanken derselben von neuem aufmerksam zu machen. Quintilian ist eben der Meynung gewesen. Im III Cap. seines IV B. handelt er ausführlich davon. Demosthenes hat auch in einigen Stellen seiner Reden gewiesen, daß er es nicht für unanständig gehalten, zuweilen seinem Zuhörer etwas lustiges vorzusagen: nur er hat das Naturell nicht so dazu gehabt, als Cicero; indem jener von gar zu strenger und bitterer Gemüthsart, dieser aber zuweilen fast gar zu aufgeräumt gewesen *. Doch da Cicerons scherzhaftes Wesen allezeit von der Niederträchtigkeit entfernet, und mit einer gewissen Wohlanständigkeit verknüpfet gewesen: so halte ich mit dem Quintilian dafür, daß man nicht Ursache habe, ihn deswegen zu tadeln.

XIX. §.

Doch wie man das Lachen erregen könne, das ist durch keine Regel jemanden beyzubringen möglich. Ueberhaupt kann man wohl sagen, was das Auslachenswürdige ist; nämlich eine gewisse unschädliche Ungereimtheit eines Dinges; oder die doch nicht zu dem gänzlichen Untergange desselben gereichet. So war nun das Lächerliche in den gerichtlichen Formeln der römischen Rechtsgelehrten beschaffen, die mit sehr vielen Worten und Umschweifen nichts, oder sehr wenig sageten: worüber sich Cicero in der Rede wider den Servius Sulpicius, den Ankläger des Murena, so lustig machete. Es gehöret also nur ein scharfsinniger Kopf dazu, der das Ungereimte an einem Dinge leicht gewahr werden, und mit solchen Worten zu verstehen geben kann, die es dem Zuhörer sehr klar vor Augen stellen. Zuweilen gehöret auch einiger Witz dazu, wenn nämlich gar Gleichnisse von Dingen, die bekannter sind, gebrauchet werden, um eine Sache, die

* Quintilian schreibt: Plerique, Demostheni facultatem hujus rei defuisse, credunt; Ciceroni modum.

nicht so gemein ist, lächerlich zu machen. So war des Demosthenes Exempel, da er in der I phil. R. seine Athenienser mit Bildschnitzern und Steinmetzen verglich, die sich Feldherren und Kriegsobersten erwählten und macheten, nicht ins Feld, sondern auf den Markt zu stellen. Eben so ist auch das andre Gleichniß, in eben der Rede beschaffen; da er sie mit ungeschickten Fechtern vergleicht: die nur immer mit der Hand dahin greifen, wo sie schon einen Streich bekommen haben; die Hiebe aber gar nicht abzuwenden, vielweniger aber ihren Gegnern zuvorzukommen wissen. Dieses sind nun Proben von dem attischen Salze der Athenienser, das ist von den subtilen Spöttereyen und Scherzreden der Alten, die man in Rom urbanitatem zu nennen pflegte. Sie lernet sich am allerbesten im Umgange mit aufgeweckten Köpfen, die so vertraulich mit einander sind, daß sie alle ihre Einfälle herausfagen, und sonderlich in geschwinden Antworten ihrem Widerparte eines zu versetzen wissen. Z. E. soll mir der Herr Kanzl. von **Mosheim** in seiner Rede wider die Religionsspötter dienen; wiewohl auch in **Gundlings** Lobrede eine Menge solcher gesalzenen Einfälle vorkömmt. Dort heißt es auf der 608 S. im II Theile:

> Es fehlt einmal denen, die den Höchsten verehren, an Kraft und Nachsinnen nicht, ihre Widersacher mit eben so vielem Glücke lächerlich zu machen. Die Sache ist leicht! Die Einbildung wird bald rege, wenn ein wenig fremde Hitze den Körper einnimmt. Der kleinste Verstand ist oft an thörichten Erfindungen der reichste. Man ersinnet Fabeln von den Bienen, um die Geheimnisse des Glaubens als Thorheiten vorzustellen. Aber wie viel Mühe würde es denn kosten, Fabeln von Eseln und Tygerthieren zu machen, die Feinde der Religion abzumalen? Sind wir denn so sinnreich nicht, daß wir etliche Stunden dazu anwenden könnten, Gedichte mit Gedichten abzuweisen? Man erfindet Reisen in unbekannte Südländer, um den Glauben der Knechte Christi in dem Bilde erdichteter Völker verdächtig zu machen. Allein wie schwer wäre es denn, Reisen in die Nordlander zu erdichten, um durch den Abriß einiger wilden Menschenfresser die Ungläubigen zu beschämen? Würde es denn so viel Geist erfodern, eine Gesellschaft von Ungläubigen, als eine Versamm-

lung

lung von Rasenden, abzubilden; oder in einem abgelegenen Winkel des Erdbodens ein Land zu setzen, worinn Leute wohneten, die den Unglauben mit ihrem Leben und durch Gesetze verdammeten? ꝛc.

Man muß das übrige selbst nachschlagen.

XX. §.

Nunmehr sollte ich noch eine eben so weitläuftige Anleitung geben, wie die Affecten gedämpfet werden können und müssen, wenn sie den Absichten des Redners zuwiderlaufen. Daß dieses nöthig und nützlich sey, wird niemand läugnen, der da weis: daß oft die Leidenschaften den Verstand der Zuhörer hindern, den Gründen eines Redners bey sich Platz zu geben. Allein eine so ausführliche Abhandlung davon würde mich zu weit führen. Ich will also kürzlich folgende Hauptregeln geben: I. Da ein jeder Affect einen Gegner hat, der ihm zuwider ist, so darf man nur seinen Gegentheil rege machen, den ersten zu dämpfen. Dergestalt kann die Liebe durch den Haß, die Traurigkeit durch die Freude, der Zorn durch die Ehrliebe, die Reue durch die Zufriedenheit mit sich selbst; und umgekehrt, diese letztern können durch die erstern gedämpfet werden. II. Stelle man sich jeden Affect in Form eines Vernunftschlusses vor, und suche alsdann entweder einen, oder gar beyde Förderſätze derselben zu widerlegen. Z. E. Wer sich freuet, der schließt so: Wer dieses oder jenes Dinges theilhaftig worden ist, der hat ein großes Gut erlanget, und hat also Ursache, sich zu freuen. Nun ist mir dergleichen Sache zu theil worden: folglich habe ich ein großes Gut erlanget ꝛc. Hier muß man also bemühet seyn, demselben entweder zu zeigen, daß dergleichen Sache entweder gar kein Gut, oder doch kein so großes Gut sey, als er wohl denket; oder daß selbige, wenn sie ja gut wäre, doch ihm noch nicht zu Theil geworden; oder daß sie doch noch sehr ungewiß sey. Und so mit den übrigen. Damit es auch hier nicht an einem Exempel fehle; so will ich folgendes aus Demosthens I philipp. R. anführen. Gleich im Eingange will er bey den Athenienſern die Furcht dämpfen.

Zuförderst nun, so verzaget nur nicht, ihr Athenienser, über den gegenwärtigen Zustand eurer Republik; ob er gleich in der That sehr gefährlich zu seyn scheint: denn das allerschlimmste aus den vergangenen Zeiten, wird noch ins künftige das allerbeste werden. Was verstehe ich aber dadurch? Dieses, daß alle eure Widerwärtigkeiten bloß von eurer Trägheit und Nachläßigkeit den Ursprung haben! Dieses muß euch muthig machen, so betrübt es auch an sich selbst ist. Denn wäret ihr ohne eure Schuld in diese Noth gerathen: so würde auch nicht einmal die geringste Hoffnung mehr übrig seyn, daß es sich wieder bessern würde.

Ferner, so erwäget nur alles, was ihr zum Theile von andern höret, zum Theile aber selber wisset; und erinnert euch, wie ihr euch vor nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier so groß war, so klüglich und tapfer erwiesen, als es rechtschaffenen Athenienſern zustund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte recht männlich wider dieselben gefochten habet. Aber warum erwähne ich dieses? Darum, ihr Athenienser, damit ihr es besser wissen und begreifen möget: daß ihr euch vor nichts zu fürchten habet, wenn ihr auf eurer Hut stehet; und daß euch nichts nach Wunsche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen setzet. Ihr sehet dieses aus Exempeln. Denn daß ihr damals die spartanische Macht überwunden habet, das hat eure Wachsamkeit gethan: daß wir uns aber itzo vor dem Uebermuthe eines andern Nachbars fürchten müssen, das kömmt bloß daher, daß wir unsre Schuldigkeit nicht beobachtet haben ꝛc.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienser! in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde; so muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken, daß wir Athenienser vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend besessen haben; daß viele Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren, und freye Leute gewesen sind; und dennoch eure Freundschaft den Bündnissen Philipps weit vorgezogen haben. Hätte also Philippus damals, als er noch keine Bundsgenossen hatte, sichs in den Sinn kommen lassen, Athen zu bekriegen, welches doch sehr schwer war, ꝛc.

XXI. §.

Was nun endlich den Beschluß der Rede selbst anlanget, so muß derselbe gleichfalls nicht matt oder schläfrig werden; sondern so beschaffen seyn, daß er einen guten Nachdruck habe, und, wo möglich, einen Stachel in den Gemüthern der Zuhörer zurück lasse. Dieses wird geschehen, wenn sich der Redner bemühet, die Zuhörer durch eine frohlockende Rede nochmals ganz triumphirend in Bewegung zu setzen; und ihnen die bis dahin erwiesene Wahrheit abermal einzuprägen. Denn wie diese Freudigkeit von seinem guten Gewissen ein Zeugniß ableget: so gewinnet er dadurch von neuem ein gutes Vertrauen bey dem Zuhörer. Zuweilen endiget ein geschickter Meister seine Rede mit einer theuren Versicherung, von seiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Er bittet um Vergebung, daß er so frey von dergleichen unangenehmen Dingen geredet: er habe es aber nicht unterlassen können, wenn er nicht wider sein Gewissen hätte handeln wollen. Ihr eigener Vortheil hätte ihm diese harte Rede abgedrungen. In gewissen Fällen aber suchet er sich auch wohl nochmals durch einige sinnreiche Lobeserhebungen bey den Zuhörern beliebt zu machen. Eine verdeckte Schmäucheley, und scharfsinnige Art in dem Ausdrucke derselben, thut eine gute Wirkung im Beschlusse. Endlich kann man auch zuweilen mit einem nachdenklichen Lehrsatze, den man ein **Epiphonema** zu nennen pflegt, wenn er am Ende zu stehen kömmt, den Beschluß machen. Zu Exempeln können die obigen Reden **Demosthens** und **Cicerons** dienen. Seine Rede für den **Archias** beschließt dieser so:

> Ich habe von dieser Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und schlechtweg geredet; und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gerichte ungewöhnliche Weise, von dem großen Witze dieses Mannes, und überhaupt von der Dichtkunst erwähnet habe: davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch, ihr Richter, zum Besten gedeutet werden; so wie ich dessen von demje-

nigen, der das Gericht hält, ohnedieß schon völlig versichert lebe.

Seine Rede für den Ligarius schließt derselbe so:

Nichts ist den Menschen so angenehm, als die Gütigkeit. Keine von deinen Tugenden, o Cäsar! wird mehr bewundert und geliebet, als die Barmherzigkeit. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts größers an sich, als daß du viele erhalten kannst; kein Naturell aber nichts vortrefflicheres, als daß du solches thun willst. Vieleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Red. erfodert: doch wegen deiner gütigen Gemüthsart hätte sie noch viel kürzer seyn sollen. Weil ich es also für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir selbst besprichst, als daß ich, oder ein andrer mit dir rede; so will ich hier schließen, und nur dieses noch hinzusetzen: Daß du, durch die Begnadigung jenes Abwesenden, zugleich alle, die hier zugegen sind, begnadigen werdest.

Demosthenes aber hat seine Iste phil. Rede so geschlossen:

Mein lebenlang habe ich mich nicht beflissen, euch durch meine Reden gefällig zu seyn; es wäre denn, wenn solches mit eurer Wohlfahrt verbunden gewesen. Daher habe ich euch auch anitzo alle meine Gedanken frey heraus gesaget, und euch nicht das geringste verschwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anschläge einem treuen Rathgeber so vortheilhaft wären, als nützlich es euch ist, dieselben anzuhören! Ich würde noch einmal so freudig geredet haben, wenn ich davon wäre versichert gewesen. Itzo wußte ich zwar nicht, was selbiges nach sich ziehen würde: doch habe ich es gewaget, euch alles zu eröffnen; bloß weil ich wußte, daß es euch zuträglich seyn könnte. Gott gebe nur! daß die vortheilhaftesten Vorschläge die Oberhand behalten mögen.

Das X. Hauptstück.

Von der Anordnung und Einrichtung einer Rede.

I. §.

Bisher haben wir alles Zubehör stückweise betrachtet, dessen ein Redner zu seiner Kunst benöthiget ist. Nun ist es Zeit, daß wir auch die Regeln der Zusammenfügung vortragen, darnach alle diese verschiedene Theile verbunden werden müssen. Steine, Holz und Kalk machen noch kein Gebäud aus, wenn sie gleich an sich selbst noch so gut und auserlesen sind. Sie müssen auf eine gewisse Art aneinander gefüget, und verbunden werden, wenn ein gutes Haus daraus werden soll. Wie aber die Regeln der Baukunst sehr unterschieden sind, darnach man in verschiedenen Ländern gebauet hat: so ist es auch mit den Regeln von der Anordnung und Einrichtung einer Rede beschaffen. So viel Köpfe es unter den Lehrern der Beredsamkeit gegeben hat, so viel eigene Lehrsätze von der Disposition haben sie auch ersonnen. Daher sind viele auf die Gedanken gekommen, es wäre nicht nöthig, sich viel um die Ordnung und Abtheilung einer Rede zu bekümmern. Man müßte es der Willkühr eines jeden Redners überlassen, wie er seine Abhandlung einrichten wolle; und wäre nicht befugt, jemanden zur Rede zu setzen: warum er seine Materie so und nicht anders ausgeführet habe? Andre hergegen haben gar zu eigensinnige Regeln davon vorgeschrieben, und alles das verworfen, was nicht nach ihrem Leisten eingerichtet gewesen.

II. §.

Allein man muß auch hier das Mittel halten. Alle Arten der Anordnung in einer Rede für gleich gut zu halten, das würde eben so viel seyn; als wenn man alle Arten zu

bauen für gleich schön, oder gleich dauerhaft ausgeben wollte. Wer ein Gebäud von alter gothischer Arbeit sieht; und ein neues nach der italienischen Baukunst dargegen hält, der wird leicht den Vorzug des letztern gewahr werden. Fiele nun die gute und üble Einrichtung einer Rede eben so wohl in die Sinne, als die Symmetrie und Eurythmie, eines Gebäudes: so würde man auch hier ohne Mühe begreifen, daß es nicht gleichviel sey, wie man die Theile einer Rede angeordnet hat. Aus den besten Baumaterialien kann ein ungeschickter Baumeister ein sehr unbequemes, unansehnliches, und hinfälliges Haus bauen. Und aus den schönsten Materien und Gedanken kann ein verwirrter Kopf ein unordentliches Mischmasch und wunderliches Geschwätz machen. Man sieht es aber wenigstens aus den Wirkungen wohl, welche Rede besser eingerichtet worden. Die eine ist zwar anmuthig zu hören, aber man kann sie nicht recht verstehen, vielweniger behalten; weil alles sehr unordentlich durch einander geworfen ist. Die andre erwecket zwar eine Meynung von der Gelehrsamkeit des Redners, aber sie hat keinen bessern Zusammenhang, als Spreu und Stoppeln: und die dritte, die doch voll schöner Einfälle ist, scheint das hinterste zuförderst zu haben. Eine andre aber erleuchtet und überzeuget den Verstand, ergetzet das Gemüth und lenket den Willen sammt den Gemüthsbewegungen. Wo nun dieses geschieht, da ist gewiß die Einrichtung der Rede am besten beschaffen gewesen.

III. §.

Dieses letztere führet uns auf die rechte Quelle aller Regeln von guter Einrichtung einer Rede. Die Erfahrung hat es nämlich zuerst, in den verschiedenen Wirkungen vieler Reden gewiesen, welche gut, und welche schlecht eingerichtet gewesen. Dasjenige Kunstwerk ist unstreitig am besten eingerichtet, welches am geschicktesten ist den Zweck seines Urhebers zu befördern. Nun ist unstreitig die Ueberredung seiner Zuhörer, der letzte Zweck eines guten Redners. Wer diesen am besten erreichet, der hat ohne Zweifel seine

Re-

Rede am besten eingerichtet, und ihre Theile aufs richtigste angeordnet. Und ob dieses gleich in verschiedenen Materien allezeit etwas anders geschehen muß: so bleiben doch allemal gewisse Hauptregeln übrig, die überall beobachtet; und nur nach Veranlassung der Umstände, ein wenig verändert werden müssen. Da nun in Griechenland **Demosthenes**, und andere große Meister in der Beredsamkeit die glücklichsten Proben gegeben hatten, wie weit man es in Ueberredung und Bewegung seiner Zuhörer bringen könnte: so hat **Aristoteles**, der dieselben mit kritischen Augen einsah, uns die schönsten Regeln davon geben können. Ja da **Cicero** selbst, aus seiner eignen Erfahrung, gar wohl wußte; wie man die Einrichtung aller Theile zu machen hätte, wenn man seinen Zweck erreichen wollte: so hat man Ursache, auch zu seinen Regeln davon, das größte Vertrauen zu haben.

IV. §.

Doch wir wollen uns anstellen, als ob wir ihre Schriften nicht hätten, und selbst durch eigenes Nachdenken die Regeln der guten Anordnung einer Rede erfinden wollten. Wir wollen die Zuhörer von der Wahrheit eines gewissen Satzes überreden: wird das aber wohl angehen, wenn er denselben noch nicht versteht? Das erste derowegen, was ein Redner zu thun hat, das muß nothwendig die **Erklärung** seyn, die er von seinem Hauptsatze giebt. Es würde ganz umsonst seyn, den Beweis anzufangen, wenn man noch nicht wüßte, was bewiesen werden sollte; oder wenn man es nur halb und halb eingesehen hätte. Die Erklärung eines Satzes erleichtert insgemein den Beweis: dieser hergegen fällt oft sehr schwer, ja unmöglich, wenn der Satz noch nicht recht verstanden worden. Die Erläuterungen gleich im Anfange zu setzen, das würde ebenfalls ungereimt seyn. Niemand setzet hungrigen Gästen zuerst Zuckerwerk und Confect vor. Man machet sie erstlich satt; hernach suchet man sie zu vergnügen. So muß es ein vernünftiger Redner auch machen. Auch die Beantwortung der Einwürfe würde ganz übel angebracht seyn, wenn man sie vor der Behauptung eines wohlverstandenen

Satzes

Satzes setzen wollte. Man versteht auch die gegenseitigen Gründe gar nicht, wenn man den Hauptsatz nicht versteht. Endlich kann man am allerwenigsten die Erregung der Affecten gleich im Anfange der Rede brauchen. Der Eingang könnte zur Noth bisweilen beweglich eingerichtet werden, den Zuhörer aufmerksam zu machen: allein den Hauptsatz gleich mit einem Affecte abzulösen; das würde so viel heißen, als vor erhaltenem Siege ein Triumphlied singen.

V. §.

Es bleibt also dabey, daß die Erklärungen des Hauptsatzes den ersten Platz in dem Entwurfe einer Rede einnehmen müssen *. Doch ist es deswegen die Meynung nicht, als ob alle Erklärungen, die zum völligen Verstande desselben dienen, gleich auf einmal ausgeschüttet werden müßten. Nein, dieses würde gar zu mathematisch herauskommen: als wo man oft, nach dem Exempel des Euklides, alle Definitionen gleich anfangs auf einen Haufen wirft. Ein Redner ist weit behutsamer. Er scheuet sich, den Verstand seines Zuhörers zu überhäufen. Er vertheilet deswegen seine Erzählung, wie Cicero in seiner Rede für den Ligarius es machet; er zerstreuet auch seine Erklärungen, wie Fleschier in seiner Lobrede auf den Turenne gethan hat. Und nichts ist nöthiger, als dieses letztere. Oft hält ein Beweisgrund etwas in sich, das ziemlich dunkel ist, wofern es nicht erkläret wird. Der Beweis aber kann ja keine Ueberzeugung wirken, wofern er nicht wohl verstanden wird. Das oben aus dem Fleschier angeführte Exempel erläutert die ganze Sache. Er wollte beweisen: der Heer von Turenne sey klug gewesen; und das daher, weil er die

* Cic. de Inv. L. I. c. 17. Primus ergo accusationis locus est, ejus nominis, cujus de vi quæritur, brevis & aperta, & ex hominum opinione *definitio* — — — et cap. 38. Jam si res plures erunt definiendæ: ut si quæratur, fur sit, an sacrilegus, qui vasa ex privato sacra furripuerit? erit utendum pluribus definitionibus — — — Deinde sequitur adversariorum definitionis, reprehensio.

die gröbste Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig gemachet hatte. Hier mußte er nun ein Kriegsheer beschreiben, damit man daraus abnehmen könnte, was für eine Klugheit nöthig wäre, ein so wüstes Volk zu seinen Absichten zu brauchen. Nach den Worten, die auf der 131 S. schon angeführet worden, heißt es:

> Es ist eine Menge mehrentheils geringer, und um Geld gedungener Seelen, welche, ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Versammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsame bringen muß. Verzagte sind es, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten; Ungeduldige, die man zur Beständigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehöret nicht dazu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Wesens, unter einen Hut zu bringen? Wie kann man sich furchtbar machen, ohne sich in Gefahr zu setzen, gehasset, ja oft gar verlassen zu werden? Wie kann man sich beliebt machen, ohne ein wenig Ansehen zu verlieren, und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulassen?

VI. §.

Wenn man die Erklärung des Hauptsatzes, so viel als nöthig ist, gemachet hat: so sieht wohl ein jeder, daß nichts anders, als der Beweis folgen kann. Dieser ist das Hauptwerk in der ganzen Rede, und folglich kann er nicht länger verschoben werden. Wollte man an seiner Stelle lauter Erläuterungen vorherschicken: so würde dieses zwar die Phantasie des Zuhörers belustigen, und die Zeit wegnehmen, aber keine Ueberredung zuwege bringen. Wollte man die Affecten erregen: so würde man zwar ein Feuer anzünden; welches aber bald verlöschen würde, weil es keine rechte dauerhafte Nahrung hätte. So bald die Hitze der Gemüthsbewegung ein wenig nachließe, würde der Zuhörer selbst nicht wissen, ob er Ursache genug gehabt hätte, in Zorn oder Mitleiden, in Haß oder Liebe, in Freude oder Traurigkeit, in Furcht oder Hoffnung zu gerathen. Mit den Widerlegungen

gungen ist es nicht anders, wie schon oben gedacht worden. Sie kommen viel zu frühe, wenn man sie vor den Beweis des Hauptsatzes setzet, denn sie fließen mehrentheils daraus her. Ja der Zuhörer kann oft nicht einmal urtheilen, ob der Gegensatz durch seine Scheingründe nicht eben so gut, oder vieleicht noch wahrscheinlicher, erwiesen wird, als der Hauptsatz zu behaupten steht. Aus dem allen fließt nun so viel: daß der Beweis gleich nach der Erklärung seinen Platz haben müsse. Die Exempel der Alten und die Regeln derselben bestärken uns hierinn. Ja Aristoteles hat den Beweis für so nothwendig gehalten, daß er die ganze Rede nur in vier Theile, nämlich den Eingang, den Hauptsatz, den Beweis und den Beschluß, eingetheilet hat. Siehe das 13 Cap. des III. B.

VII. §.

Wenn sichs nun fraget, wie denn die Beweise an sich selbst anzuordnen sind: so muß man hier zween Fälle unterscheiden. Entweder man hat nur einen Beweis, oder man hat mehrere Gründe, die den Hauptsatz darthun. Ist das erste, so muß man die Theile desselben wohl zu unterscheiden und zu ordnen wissen. Wir haben schon oben, aus dem Cicero erwiesen, daß ein jeder Beweis als eine ordentliche Schlußrede vorgestellet werden kann, und also nach logischer Schärfe eingerichtet seyn soll. Aristoteles will im 17 Cap. des III B. seiner Rhetorik eben das haben. Der Beweis muß demonstrativ, das ist, auf die Kraft der Vernunftschlüsse gegründet seyn, saget er daselbst *. Nun hat aber ein Vernunftschluß zween Fordersätze und den Schlußsatz; deren jene wider einen Beweis brauchen, wenn dieser ganz ungezweifelt erwiesen werden soll. Daher zählet Cicero eigentlich fünf Theile des Beweises, und giebt folgendes Exempel davon. Siehe das 34 Cap. des I. B. von der Erf.

Der

* Τας δε πιστεις δει ἀποδεικτικας ειναι.

Der Satz. Die Welt wird von einem weisen Wesen regieret.

I. Obersatz. Was mit Ueberlegung geschieht, daß wird viel besser ausgeführet, als was ohne dieselbe geschieht.

II. Beweis. Ein Haus, welches mit Vernunft regieret wird, ist mit allem besser versehen, als ein anderes, welches blindlings und ohne Verstand verwaltet wird. Ein Heer, dem ein weiser und verschmitzter Feldherr vorgesetzet ist, wird durchgehends besser geführet, als ein anderes, welches durch die Thorheit und Verwägenheit geleitet wird. Eben so ist es mit einem Schiffe beschaffen: denn welches den erfahrensten Steuermann hat, das wird gewiß seinen Lauf am besten vollführen.

III. Untersatz. Nun wird aber unter allen Dingen nichts besser und ordentlicher verwaltet, als dieses ganze Weltgebäude.

IV. Beweis. Denn der Aufgang und Untergang der himmlischen Zeichen beobachtet seine bestimmte Ordnung; die Abwechselung der Jahreszeiten geschieht nicht nur allezeit, und gewissermaßen nothwendig auf einerley Weise; sondern sie ist auch zur Bequemlichkeit aller Dinge recht wohl eingerichtet. Ja auch der Wechsel von Tag und Nacht, der in keinem Stücke jemals verändert worden, hat niemals etwas geschadet.

V. Schlußsatz. Wenn nun dergestalt allemal dasjenige am besten von statten geht, was mit Vernunft verwaltet wird; gleichwohl aber nichts ordentlicher eingerichtet ist, als dieses Weltgebäud: so muß wohl dasselbe durch Weisheit und Vernunft regieret werden.

VIII. §.

Diese Art der Abtheilung nun gefällt dem **Cicero** noch besser, als die Art dererjenigen, die einen Beweis nur in drey Theile zergliedern: und ich halte es gleichfalls mit ihm, ungeachtet **Quintilian** diese letztere vorgezogen hat*. Denn dergestalt bekömmt ein Anfänger, dem man Regeln der Beredsamkeit

* Quia vero interim & propositio (major) non egeat rationis, & assumtio (minor) probationis; nonnumquam etiam complexione opus non sit (conclusione) & quadripartitam & tripartitam, & bipartitam quoque fieri posse ratiocinationem, planum est. Quint. L. V. c. 14.

samkeit vorgeschrieben, einen weit bessern Begriff von der Gründlichkeit im Beweisen, und der geschickten Ausführung eines Satzes; als wenn man ihm schlechthin saget: daß der oratorische Beweis, so wie der logische, nur drey Sätze habe. Dieses würde zu dem Uebelstande Anlaß geben, daß der Beweis eines Redners gar zu sehr nach der Schule schmecken, und zärtlichen Zuhörern einen Ekel erwecken würde. Hergegen wenn man die Beweise der Förderſätze auch noch als Theile des Hauptbeweises zählet: so vergißt man es so leicht nicht, daß man seinem Zuhörer nichts unerwiesenes vorsagen, und seinen Satz auf keine ungewisse Gründe bauen müsse. Ja bey den Beweisen können auch zuweilen kleine Erklärungen und Erläuterungen mit einfließen, die dem Zuhörer ein besseres Licht in der Sache geben. Selbst das obige Exempel zeiget, daß Cicero den Obersatz mehr durch Exempel oder Gleichnisse, als durch subtile Schlüsse, erwiesen. Dieses ist auch einem Redner nicht zu verargen; als der oft durch die Induction mehr, als durch die tiefsinnigsten Gründe bey seinen Zuhörern ausrichten kann *.

IX. §.

Hat man aber mehr als einen Grund zum Beweise seines Hauptsatzes im Vorrathe: so thut man wohl, wenn man sie so ordnet, wie sie die beste Wirkung in den Zuhörern thun könnnen. Da sind nun einige der Meynung, man solle die besten zuerst, und die schwächsten Gründe zuletzt setzen. Andere wollen, man solle die schlechtesten Beweise in die Mitte nehmen, vorne und hinten aber die stärkesten brauchen. Endlich rathen einige, die schwächesten voran zu schicken, die stärkesten aber ans Ende zu sparen. Diese letzte Meynung scheint

* Locuples & speciosa vult esse eloquentia: quorum nihil consequetur, si conclusionibus certis & crebris & in unam prope formam cadentibus & contemtum ex humilitate — — — tulerit. Feratur igitur, non semitis sed campis; non uti fontes angustis fistulis colliguntur; sed ut latissimi amnes totis vallibus fluat, & sibi viam, si quando non acceperit, faciat, l. c.

scheint mir den beyden ersten vorzuziehen zu seyn. Die erste hat diese Unbequemlichkeit, daß der Zuhörer zwar durch den ersten Beweis gerühret: durch die andern aber immer weniger bewogen wird, den Hauptsatz für wahr zu halten. Da nun die letztern Gründe mehr im Gedächtnisse bleiben, als die ersten; so geräth man endlich auf den Argwohn: die Beweise des Redners wären durchgehends nicht sonderlich gewesen; und folglich hätte er seinen Satz schlecht ausgeführet. Die andere Meynung ließe sich zwar eher behaupten, als die itztgedachte. Doch wenn auch hier der letzte Grund merklich schlechter wäre, als der erste: so würde es mit dem vorigen auf eins hinaus laufen. Es ist also nichts übrig, als daß man die schwächsten Beweise zuerst und die stärksten zuletzt setze. Denn wenn gleich der Zuhörer durch den erstern, der gleich nach der Erklärung folget, noch nicht eben gar zu sehr gerühret, oder überzeuget wird: so folget doch gleich ein besserer Grund, der ihm nach einiger Vorbereitung, die Sache schon etwas wahrscheinlich machen kann. Folget nun der dritte, oder wohl gar der vierte Beweis hierauf, der nach aller Schärfe schließt: so wird man den Beyfall des Zuhörers vollkommen gewinnen.

X. §.

Wie nun zu rechter Beurtheilung der Beweisgründe, nach ihrer Stärke und Schwäche, nicht wenig Verstand und Einsicht gehöret: also sieht wohl ein jeder, daß es einem Redner sehr dienlich und nöthig sey, die Vernunftlehre wohl zu wissen. Ohne diese wird er ein schlechter Held in der Beredsamkeit werden: ja in Auflösung der Einwürfe nicht fortkommen können, die man wider seinen Hauptsatz machen kann. Denn nach geschehenem Beweise ist nichts zu völliger Ueberführung der Zuhörer nöthiger, als eben diese. Vielmal weis man an den Beweisen, die jemand vorbringet, nichts auszusetzen, als daß man noch andre entgegen stehende Gründe zu haben vermeynet, die einem auch gut zu seyn scheinen. Ehe und bevor also diese gehoben werden, ist der Beweis nicht

vollkommen kräftig. Doch darf man nicht denken, daß deßwegen alle Einwürfe, bis ans Ende des ganzen Beweises, versparet werden müssen. Es ist weit besser, wenn jede Einwendung gleich an dem Orte beantwortet wird, wo sie dem Zuhörer am ersten einfallen kann. So räumet man sie denn allmählich beyseit, und gewinnet nach und nach den ganzen Beyfall des Zuhörers. So haben es die Alten gemachet, wie ihre Regeln und Exempel zeigen. So ist es auch der Natur des Verstandes am gemäßesten. Die angenehme Abwechselung, die sonst eine Rede so zieret, ist auch dadurch um so viel leichter zu erhalten.

XI. §.

Ich sage von den Einwürfen weiter nichts, weil das übrige schon oben beygebracht worden. Nun kann man leicht denken, das, nach geschehenem Beweise, in der Rede nichts mehr übrig sey, als die **Erregung der Affecten**: und diese muß allerdings den letzten Platz einnehmen. Dieses geschieht sonderlich alsdann, wenn man nicht mehr, als eine einzige Gemüthsbewegung erwecken will. Hier ist es nirgends bequemer, dieselbe anzubringen, als gegen das Ende der Rede: wo der Zuhörer völlig bereitet ist, dem Redner zu folgen; und wo ihn seine eigene Vernunft schon bewegen kann, sich den Regungen seines Herzens zu überlassen. Hier machet auch der Affect den tiefsten Eindruck in das Herz, und läßt rechte Stacheln nach sich, die auch nach geendigter Rede ihre Wirkungen haben. Wäre aber mehr als eine Gemüthsbewegung nöthig; oder hätte man verschiedene Vorstellungen im Vorrathe, eine gewisse Leidenschaft auf allerley Art rege zu machen: so wäre es auch rathsam, in dem ganzen Beweise hier und da die Gemüthsbewegungen zu erwecken. So hat es **Demosthenes** in seiner ersten philippischen Rede, und sonderlich **Cicero** in seiner Rede für den **Ligarius** gemachet. Denn hier hat er den Affect des Mitleidens und des Hasses, gegen den Beklagten und gegen den Kläger, dergestalt unter die Beweise gemenget: daß dadurch die ganze Rede beweglich oder affectuös geworden. Wären aber die Affecten, so sich

in

in einer Rede anbringen ließen, von einerley Art, z. E. alle angenehm, oder alle verdrüßlich: so müßte man sie so ordnen, daß zuerst die gelindesten, hernach aber die heftigsten erreget würden; weil jene zu diesen vorbereiten, und also stuffenweise immer ein größeres Feuer erwecket wird.

XII. §.

Nun ist nichts übrig, als den Erläuterungen noch ihre Stelle in dem Gebäude der ganzen Rede anzuweisen: denn man möchte sonst denken, wir wollten sie gar übergehen. Allein aus dem, was oben davon gesaget worden, kann man leicht abnehmen, daß sie nicht an einen gewissen Platz gehören. Sie dienen nur, den Zuhörer zu belustigen, und ihm die schweren Betrachtungen und trockenen Beweise ein wenig zu erleichtern. Folglich ist es am rathsamsten, dieselben in der ganzen Rede zu zerstreuen; und überall, wo es sich in solcher Absicht thun läßt, anzubringen. Man erläutere also zuweilen die Erklärungen selbst noch, durch allerley angenehme Zusätze. Man erläutere die Beweise mit Exempeln Gleichnissen, Zeugnissen ꝛc. Man erläutere auch die Widerlegungen der Einwürfe, damit sie nicht gar zu mager und zänkisch aussehen mögen. Endlich kann man auch wohl in den Gemüthsbewegungen selbst, hin und wieder etwas einstreuen, das die Gemüther auf eine anmuthige Art beschäfftiget: zumal da gewisse Arten der Erläuterungen zur Erregung der Einbildungskraft sehr geschickt sind. Doch nehme man sich bey dem allen in acht, daß man nicht die ganze Rede mit gar zu vielen Erläuterungen überhäufe. Ich muß diese Warnung nochmals wiederholen, weil der Misbrauch dieser Zierrathe eine Zeit her bey uns gar zu sehr eingerissen gewesen. Die Erläuterungen sind einem Zucker, oder anderer Würze, zu vergleichen. Diese pflegt man nun zwar zuweilen über die ganze Speise herzustreuen; aber doch geschieht es mit Maaße: denn sonst würde man den Geschmack der Speise ganz verlieren. Cicero hat selbst in seiner Rede für den Archias, die er doch unter allen seinen Reden mit den meisten Erläuterungen ausgezieret hat, nicht halb so viel solches

Putzwerk gebrauchet, als einige Neuere in halb so kurzen Parentationen angebracht haben.

XIII. §.

Will man nun ein Muster eines Entwurfes sehen, der unsrer bisherigen Lehre nach, von einer vollständigen Rede gemachet werden muß, ehe man sie wirklich ausarbeitet: so will ich es auch daran nicht fehlen lassen. Ich will aber weder aus einem alten, noch neuern Redner das Beyspiel dazu borgen; sondern selbst ein allgemeines Vorbild geben, welches sich zwar in besondern Fällen in etwas verändern läßt; doch aber alle nothwendige Theile einer guten Rede vor Augen stellen wird. Es ist nämlich die Meynung nicht, daß alles, was in diesem Muster steht, unausbleiblich in allen vollständigen Reden angebracht werden müßte; oder als wenn nicht mehr hinzugethan werden könnte, als was hier steht. Nein, ein Redner behält allemal die Freyheit, nach Gutachten etwas hinzuzusetzen, und wegzulassen, wie und wo es die Umstände seines Hauptsatzes und seine Zuhörer erfodern. Das Vorbild selbst sieht so aus:

I. Der Eingang besteht aus einer Vorbereitung, die den Redner beliebt, und den Zuhörer aufmerksam machet, ihn auch allmählich zubereitet, dem Redner desto leichter beyzupflichten.

II. Der Hauptsatz muß kurz und deutlich seyn. Hier pflegt sich der Redner auch durch ein artiges Compliment bey den Zuhörern einzuschmäucheln.

III. Die Erklärung ist entweder historisch, oder dogmatisch, nachdem es der Hauptsatz erfodert. Man erkläret aber entweder
   1. Das Subject des Hauptsatzes, oder
   2. Das Prädicat desselben; oder auch beydes zugleich, wenn es nöthig ist. Auch werden zuweilen
   3. Einige Erläuterungen mit eingestreuet.

IV. Der Beweis folget nunmehr mit seinen abgesonderten Gründen, so daß der schwächste forne steht.
   1. Der erste Beweisgrund. Hier kömmt
      a) Der Obersatz des Vernunftschlusses,
      b) Seine Erklärung, Erläuterung und sein Beweis.
      c) Der Untersatz.
      d) Dessen Erklärung, Erläuterung und Beweis, wenn es nöthig ist.

e) Der

c) Der Schlußsatz, mit der Wiederholung der Fördersätze, dabey zuweilen noch einige Anmerkungen, Folgerungen, Einfälle oder Lehrsprüche mit einfließen können.

2. Der zweyte Beweisgrund, wenn man ihn im Vorrathe hat, und für nöthig erachtet. Er muß schon etwas stärker seyn, als der erste, und wird eben so ausgeführet oder erweitert, als der erste.

3. Der dritte Beweisgrund, wenn er vorhanden und nöthig ist, muß noch stärker schließen, als der erste; u. s. w. bis die Beweise aus sind.

V. Die Widerlegung der Einwürfe, die aber auch zwischen die Beweise eingeschaltet werden kann. Ist es indessen nicht bequem gefallen, so folgen sie hier beysammen.

1. Der erste Einwurf, dabey kömmt anfänglich

a) Sein Vortrag, der so wahrscheinlich und vortheilhaft für den Gegner gemachet werden muß, als es nur möglich ist.

b) Die Beantwortung, die man nach logischer Art einzurichten hat; doch ohne es ausdrücklich zu sagen, daß man den Obersatz, oder den Untersatz läugnet.

c) Eine Erläuterung kann auch hier gar füglich angebracht werden, wenn sie dem Redner einfällt. Doch ist sie so gar nothwendig nicht.

2. Der zweyte Einwurf wird eben so, als der vorige vorgetragen und beantwortet, u. s. w.

VI. Die Gemüthsbewegungen können zwar auch bey dem Schlußsatze jedes Beweisgrundes angehänget werden: indessen pflegen sie doch hauptsächlich ans Ende verschoben zu werden. Man erreget aber entweder

verdrüßliche Affecten	oder	angenehme,
als Reue,		als Zufriedenheit,
Scham,		Ehrliebe,
Furcht,		Hoffnung,
Traurigkeit,		Freude,
Neid,		Gunst,
Haß,		Liebe,
Zorn		Mitleiden,
Schrecken,		Verlangen,
Verzweiflung u. dgl.		Zuversicht u. dergl.

oder von beyderley Art, doch so, daß die verdrüßlichen nicht mit den angenehmen vermischet werden. Man muß auch nicht denken, daß nothwendig in jeder Rede alle Leidenschaften erreget werden müssen. Es ist genug, wenn man etliche, ja wohl gar nur eine einzige erwecket; wenn es nur mit rechtem Nachdrucke geschieht.

VII. Der Beschluß wird nach den Regeln gemachet, die oben von seinem Inhalte gegeben worden; das ist so, damit das Ende einen guten Eindruck in das Gemüth der Zuhörer mache.

XIV. §.

Dieses ist nun ein allgemeiner Entwurf zu einer vollständigen Rede, der aber in besondern Fällen, nachdem die Rede entweder historisch oder dogmatisch ist, entweder einen theoretischen oder praktischen Hauptsatz hat, auf allerley Art verändert werden kann und muß. Denn man darf nicht denken, als ob man einen Redner so sclavisch einschränken wollte, als Aphthonius es mit seiner Chriee gemachet hat. Nein, wir lassen einem jeden vernünftigen Manne seine Freyheit, nach Gutachten zu verfahren: wenn seine Materien und die besondern Umstände der Zeit und des Ortes es anders erfodern sollten. Wir werden auch selbst in dem zweyten Theile besondere Regeln zu den vornehmsten Arten der üblichen Reden vorschreiben, die in manchem Stücke von diesem Muster abweichen werden. So viel ist indessen gewiß, daß die Exempel der Alten, die ich mit genauer Aufmerksamkeit untersuchet habe, mich auf diese Ordnung der Theile einer Rede geleitet. Da ich sie nun der Absicht eines Redners, und demjenigen vollkommen gemäß befand, was die Vernunft und Sittenlehre von der Natur des menschlichen Verstandes und Willens lehret: so habe ich kein Bedenken getragen, dieselbe auch andern anzupreisen.

Das XI. Hauptstück.

Von den Chrieen und ihren verschiedenen Arten.

I. §.

Gleichwohl aber können nicht alle Reden so groß und so vollständig seyn. Die Gewohnheit hat es bey Hofe, und in vielen andern Fällen eingeführet, daß man auch gewisse Ceremonienreden hält: die zwar länger sind, als die täglichen Complimenten, die aber doch noch keine ausführliche Reden heißen können. Diese nun wohl einzurichten, das ist auch die Pflicht dessen, der sie halten muß: und uns liegt es ob, die Regeln dazu vorzuschreiben. Eine Chrie ist aber nichts anders, als eine kleine Rede, die bey allerley Fällen gehalten werden kann, wo eine vollständige zu lang werden würde. Ihren Namen mag sie wohl in Ansehung des Nutzens, erhalten haben, den sie sowohl an sich, als in größern Reden hat. Viele haben ganze Bücher von der Redekunst geschrieben, haben aber nur von Chrien darinn gehandelt. Viele haben die Abhandlung von Chrien gleich im Anfange ihrer rhetorischen Anweisungen gesetzet, und alsdann erst von ausführlichen Reden gehandelt. Allein ich habe mit Bedacht so viel Wesens daraus nicht machen wollen; damit man nicht denken möchte, das Hauptwerk in der politischen Beredsamkeit käme auf die Chrien an. Wer eine gute Chrie machet, der ist darum noch kein Redner. Der beste Redner kann seine Stärke in einer Chrie so wenig zeigen, als ein muntres Pferd seine Behendigkeit und seine Kräfte in einem engen Platze kann sehen lassen: es gehöret eine sehr lange Laufbahne dazu. So ist es auch mit einem Redner beschaffen. Hernach ist es auch eine solche Kleinigkeit, eine Chrie zu verfertigen, daß man nicht Ursache hat, so viel Wesens davon zu machen.

II. §.

Die älteste Art von Chrieen ist diejenige, die man nach ihrem Erfinder **Aphthonius**, die aphthonischen nennet. Diese besteht aus acht Theilen, die, nach dem Gutachten dieses alten Redners, allezeit nothwendig beybehalten werden müssen. Sie heißen Laus autoris, Paraphrasis, Aetiologia, Comparatum, Exemplum, Contrarium, Testimonium, Conclusio. Ein jeder sieht wohl ein, daß hier viel willkührliches angenommen worden, welches auch anders hätte gemachet werden können. Denn fürs (1) setzet das Lob eines gewissen Scribenten, welches in dieser Chrie die Stelle des Einganges vertritt, zum Voraus: daß der Hauptsatz allemal ein Ausspruch eines berühmten Schriftstellers, oder sonst die That eines großen Mannes seyn müsse. Warum ist das aber nöthig? Kann denn ein Redner von nichts eigenem eine Rede halten? und muß denn allemal ein anderer etwas gesaget oder gethan haben? Hernach fraget es sich, (2) warum er nothwendig viererley Arten der Erläuterungen, nämlich das Gleichniß, das Beyspiel, das Widerspiel und Zeugniß erfodert? Warum nicht mehrere? denn es giebt ja noch die Einfälle, die Lehrsprüche ꝛc. Warum auch nicht viel weniger, als die viere? Denn es ist zuweilen schwer, sie alle zu erfinden. Mit einem Worte, man sieht wohl, daß es mit dieser Art der Chrieen ein gezwungenes Wesen ist, welches nur zur Marter junger Leute erfunden worden. Wir wollen indessen folgendes Exempel davon geben:

Lob des Verfassers. Unter allen römischen Dichtern ist wohl nicht leicht einer an Schönheit dem Ovidius zu vergleichen: daher er auch nach seinem Tode einen so großen Ruhm erlanget hat, als irgend ein andrer von den alten Poeten. Seine Art, Verse zu machen, hat so was angenehmes und leichtfließendes, und seine Schreibart ist so zierlich und ungezwungen, daß er jederzeit mit dem größten Vergnügen ist gelesen worden; wenigstens von denen, die einigen Geschmack von schönen Gedichten gehabt haben. Er hat es auch dabey nicht bewenden lassen, daß er selbst die freyen Künste gelernet, und lebenslang mit den Musen umgegangen; ob er

gleich

gleich wegen seiner adelichen Geburt unter den Römern auf eine ansehnlichere Art sein Glück hätte machen können. Nein er hat auch andern die Gelehrsamkeit bestens empfohlen, und angepriesen, wenn er an einem gewissen Orte geschrieben:

Scilicet ingenuas didicisse fideliter Artes,
Emollit Mores, nec sinit esse feros. Das ist,
Der freyen Künste Putz und Inhalt treulich lernen,
Das kann die Lebensart von Barbarey entfernen.

Umschreibung. Ohne Zweifel ist unsers Dichters Meynung diese gewesen: daß die von Natur wilden, und rauhen Gemüther der Menschen, die von den unvernünftigen Thieren nicht viel unterschieden seyn würden, bloß durch die freyen Künste und Wissenschaften, zu einer recht menschlichen Lebensart und tugendhaften Aufführung gebracht werden könnten.

Beweis. Und allerdings hat er darinn recht gehabt. Denn wer die Natur der menschlichen Seele etwas genauer in Betrachtung zieht, der wird leicht wahrnehmen: daß die ganze Besserung des Willens auf die Verbesserung des Verstandes ankömmt. Soll also jemanden eine aufrichtige Neigung zum Guten, eine Liebe zur Tugend und Gerechtigkeit eingepflanzet werden: so muß er nothwendig vorher einen witzigen Kopf und aufgeklärten Verstand besitzen; sich auch ein mannigfaltiges Erkenntniß vieler Dinge zuwege gebracht haben.

Das Widerspiel. Im Gegentheile, wenn der Verstand eines Menschen noch in einer viehischen Barbarey stecket; weder sich, noch andre um ihn vorhandene Dinge kennet; ja endlich von dem Urheber aller Dinge selbst keinen rechten Begriff hat: so kann es nicht anders seyn, seine Sitten müssen auch sehr verderbt und unartig seyn; ja sie werden den wilden Einwohnern der Wälder weit ähnlicher, als rechtschaffenen Bürgern einer wohl eingerichteten Republik, erfunden werden.

Gleichniß. Wie die Edelgesteine ganz roh und ungestalt aus den finstern Abgründen der Berge hervorgezogen werden, und fast gar kein Merkmaal ihrer vortrefflichen Natur und ihres großen Werthes an sich blicken lassen; wo ihnen nicht die arbeitsame Hand eines Künstlers, die grobe Hülse abschleift, und ihren verborgenen Glanz ans Licht bringet: so ist es auch mit den rohen Gemüthern der Menschen beschaffen. Es gehöret viel Fleiß, Mühe und Unterricht dazu, ehe sich die Kräfte der Seele hervor thun, und ein Zeugniß von der Würde ihrer unsterblichen Natur ablegen können.

Beyspiel. Dieses bezeugen auch die Geschichte aller Zeiten und Länder. Man liest ja, daß fast alle Völker anfänglich den unvernünftigen Thieren, und wilden Bestien ähnlich gewesen; ehe sie durch Künste und Wissenschaften gleichsam gezähmet, und zu rechten Menschen gemachet worden. So sind die ältesten Griechen durch die Musik, Dichtkunst und Weltweisheit; die alten Römer aber durch die griechischen Künste und Wissenschaften aus der vormaligen Barbarey gerissen worden. Selbst unsre Vorfahren haben erst, vermittelst der römischen Colonien, und durch die Gelehrsamkeit, die sie von denselben gelernet, ein etwas menschlichers Ansehen, und die Gestalt eines wohlgesitteten Volkes bekommen.

Zeugniß. Horaz soll hier mein Zeuge seyn. Dieser lehret ausdrücklich, in seinem schönen Werke von der Dichtkunst, daß die alten Völker Griechenlandes hauptsächlich von dem Orpheus und Amphion zu einer bessern Lebensart angeführet worden. Er schreibt so:

Silvestres homines sacer, interpresque Deorum,
Cædibus & victu fœdo deterruit Orpheus;
Dictus ob hoc lenire tygres, rabidosque leones.
Dictus & Amphion, Thebanæ Conditor arcis,
Saxa movere sono testudinis & prece blanda.

Eben das bezeuget dieser Poet auch von seinen Römern, in dem langen Schreiben an den Kaiser August, im II Buche:

Græcia capta ferum victorem cepit, & artes
Intulit agresti Latio: sic horridus ille
Defluxit numerus saturnius; & grave virus
Munditiæ pepulere.

Beschluß. Weg also mit allen denen! die, als tapfere Verfechter der Unwissenheit und Barbarey, Künste und Wissenschaften verfolgen und drücken. Weg mit den Grillenfängern! die uns in Fabeln und Träumen erzählen: daß der heil. Hieronymus, vom Satan gezüchtiget worden; weil er den Cicero fleißig gelesen. Sie sind nichts anders, als Spott und Verachtung werth, wenn sie behaupten wollen: das eine Republik ohne Künste und Wissenschaften blühen; daß die Tugend ohne sie ausgeübet, und das menschliche Leben ohne sie glücklich seyn könne. Wir wollen es allezeit für eine große Wohlthat Gottes ansehen, daß wir vor allen andern Thieren eine vernünf-

nünftige Seele erhalten haben, die weit höhere Kräfte besitzet; und allen Fleiß anwenden, daß wir die erhaltenen Fähigkeiten auch nach Vermögen ausbessern, und durch Künste und Wissenschaften auszieren mögen.

III. §.

Doch war es deswegen noch nicht rathsam, die Chriee ganz und gar aus dem Reiche der Wohlredenheit zu verbannen. Daher geriethen verständige Redner auf eine freyere Art derselben, die viel nutzbarer und doch zugleich leichter war, als die aphthonischen. Sie beobachteten, daß einige Stücke derselben nothwendig, einige aber zufällig und willkührlich waren; und sie hielten es also für rathsam, beyde sorgfältig von einander zu unterscheiden. Die nothwendigen waren Propositio, der Hauptsatz, und Ratio,, oder Aetiologia, der Beweis; die zufälligen aber Paraphrasis oder Explicatio, die Erklärung, und Illustratio die Erläuterung. Da stellten sie es nun einem jeden Redner anheim, ob er die nothwendigen Theile der Chrie allein brauchen; oder ob er auch einen, oder beyde zufällige Theile sich zu Nutze machen wollte. Folglich konnte diese Art von Chrieen mit dem besten Rechte Chria libera heißen. Dieses war um desto vernünftiger, je leichter es sich aus den Schriften der alten Redner erweisen ließ, daß sie auch unvermerkt, mitten in ihren Reden, unzählige Chrieen gemachet hatten. Z. E. Cicero in seiner Rede für den Archias schreibt:

> Gesetzt aber, daß man keinen großen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt, daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: nichts desto weniger würdet ihr doch diese Beschäfftigung des Gemüthes, für etwas edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nämlich schicket sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort. Die freyen Künste hingegen nähren die Jugend, und belustigen das Alter. Sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke. Sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns auch in der Fremde nicht. Sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun gleich selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Stu-

Studirens schmecken und empfinden: so müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

Dieses ist eine Chrie, und besteht aus dem Hauptsatze: Das Studiren ist etwas edles; dem Beweise: Denn es schicket sich für alle Menschen, für alle Zeiten und an allen Orten; und dem Beschlusse: Daher müssen wir es hoch schätzen. Hier fehlen also die zufälligen Theile, nämlich die Erklärung und die Erläuterung, deren im folgenden Exempel eines vorkömmt. Es ist aus eben der Rede genommen:

Wir haben es ja von den größten und gelehrtesten Leuten gehöret, daß gewisse Gattungen der Wissenschaften auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent hat, durch die eigene Munterkeit seines Gemüthes angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe gereget wird. Unser Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht, heilige Männer: weil es das Ansehen hat, als ob sie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenk verliehen und empfohlen würden. So lasset doch derowegen bey euch, ihr Richter! als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen heilig seyn; den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Auch hier ist ein Hauptsatz, nämlich dieser: **Die Poeten sind ehrwürdige Männer.** Der Beweis ist dieser: weil sie ihre Geschicklichkeit schon von Natur haben. Hierzu kömmt eine Erläuterung, die in dem Zeugnisse des **Ennius** besteht, der die Poeten heilige Männer genennet.)

IV. §.

Bey diesen beyden Exempeln kann man sich zugleich einen Begriff machen, was eine ordentliche und eine umgekehrte Chriee (ordinata & inversa) eigentlich für ein Ding sey. Nämlich wo der Hauptsatz voran gesetzet wird, der Beweis und die Erläuterung aber nachfolgen, da ist es die gemeine und ordentliche Chrie. Und so war das erste Exempel beschaffen. Wo aber der Hauptsatz nicht im Anfange steht, sondern entweder die Erläuterung oder der Beweis vorher geht, da ist die Chrie verkehrt. Und so war das zweyte Exempel Ciceros beschaffen; wo der Beweis den

Anfang

Anfang machete. Will man ein Exempel von einer solchen Chrie haben, wo die Erläuterung den ersten Platz einnimmt; so giebt uns eben die Rede für den Archias eines an die Hand. Es heißt:

> Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten seines Freundes Attius, so gar die Eingänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute, die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben; da sollen ja auch die politischen Richter, vor der Ehre der Musen und der Wohlfahrt der Poeten keinen Abscheu haben.

Hier ist der Hauptsatz: Es ist billig, daß die Staatsklugen und bürgerlichen Obrigkeiten einer Stadt die Poeten hoch schätzen. Beweis: Denn die Kriegsobersten haben solches schon gethan. Erläuterung: So habens Decimus Brutus und Fulvius gemachet. Von diesem letztern aber ward der Anfang gemachet.

V. §.

Nunmehr kann ich auch sagen, was die berühmten Chrieen per Antecedens & Consequens, und per Thesin & Hypothesin sind. Das Geheimniß ist aber so groß nicht, als es vielen dünken sollte: denn Cicero hat in den obigen Exempeln von beyden Muster gegeben, ohne es selbst zu wissen. Beyde Arten der Chrieen nämlich, sind umgekehrte Chrieen, wo der Hauptsatz nicht gleich im Anfange zu stehen kömmt. Nimmt man nun den Beweis gleich zum Anfange, so nennet man ihn das Antecedens; und der Hauptsatz heißt das Consequens. Z. E. wie oben, der Namen eines Poeten ist sehr hoch zu schätzen: denn die Geschicklichkeit eines Dichters kömmt auf das Naturell an. Hier kehre ich es um, und sage:

Antecedens. Die Poeten haben ihre Geschicklichkeit von der Natur.

Consequens. Darum muß man sie höher schätzen, als andere Gelehrten; die kein besonderes Naturell nöthig haben. Wenn man aber die Erläuterung gleich im Anfange nimmt, und den Hauptsatz mit seinem Beweise nachfolgen läßt: so bekömmt jene den Namen der Thesis, und dieser heißt Hypothesis. Z. E. in dem obigen Exempel heißt der Satz: Die obrigkeitlichen Personen sollten die Dichter hoch schätzen. Die Erläuterung heißt: Das hat **Decimus Brutus**, das hat **Fulvius** gethan. Umgekehrt heißt es:

Thesis. Decimus Brutus und Fulvius haben die Musen geliebet.

Hypothesis. Wie viel mehr werden solches die Staatsleute und obrigkeitlichen Personen thun müssen?

VI. §.

So sieht nun der erste Grundriß einer Chrie aus, so wie sie von den Meistern in dieser Kunst zu unsern Zeiten sehr häufig gemachet worden. Doch muß man nicht denken, daß deswegen die nothwendigen Stücke allein alles ausmachen. Nur in größern Reden pflegt es dabey mehrentheils sein Bewenden zu haben, wo man die einzelnen Sätze, die von einiger Wichtigkeit sind, als z. E. die Fördersätze der Schlußreden in den Beweisen, etwas zu erweitern gesonnen ist. Auch in Briefen gerathen die Chrieen per Antecedens und Consequens, die darinn häufig gebrauchet werden, nicht viel weitläuftiger: denn es kommt selten, daß man mehr als ein Antecedens, mehr als eine Connexion, oder mehr als ein Consequens, darinn machet. In kleinen Reden, die chrieenmäßig ausgeführet werden, ist dieses zur Erweiterung und Verlängerung etwas nöthiger. Auch eine bloße Complimentirrede würde viel zu kurz gerathen, wenn man es bloß bey dem, was unentbehrlich ist, bewenden lassen wollte. Man bringet also fürs erste den Beweis in einen Vernunftschluß. Dann nimmt man den Obersatz davon zum Antecedente, und den Untersatz zur sogenannten Connexion, die jenes mit dem Hauptsatze verbindet. Jedes davon kann

durch Erklärungen erweitert und ausgeführet, auch wohl mit neuen Gründen bestätiget werden. Alsdann kömmt der Hauptsatz, der gleichfalls mit etlichen Zusätzen von eben der Art erkläret, erläutert und dem Zuhörer empfohlen wird: und darauf folget der Beschluß. Der Entwurf einer solchen Chrie mit einem einzigen Antecedente sieht alsdann so aus:

I. Antecedens ist der Obersatz eines Beweises zum Hauptsatze des Redners, und dieser vertritt die Stelle des Einganges in solchen Chrieen.
   1. Der Vortrag desselben.
   2. Die Erklärung oder Erläuterung, nachdem es nöthig ist.
   3. Der Beweisgrund dieses Obersatzes, dabey auch allerley Lehrsprüche, Einfälle, Anmerkungen und Folgerungen vorkommen können.

II. Connexion. Ist der Untersatz des Hauptbeweises.
   1. Der Vortrag desselben und
   2. Die Erläuterung oder Erklärung dessen, so darinn dunkel seyn möchte.
   3. Der Beweis.

III. Consequens. Oder der Schlußsatz einer Chrie.
   1. Der Vortrag.
   2. Die Erläuterung oder Erklärung, Einschränkung, oder was sonst nöthig ist.
   3. Die Folgerungen, die daraus fließen.

IV. Beschluß. Dieser empfiehlt dem Zuhörer nochmals die angeführte Sache, und machet der Chrie ein Ende.

VII. §.

Doch es kann auch kommen, daß mehr als ein Antecedens gebrauchet wird: wenn nämlich viele Ursachen sind, die einen Satz wahrscheinlich machen. Eben so kann es kommen, daß mehr als eine Connexion statt findet, wenn noch besondere Verbindungen und nähere Ursachen vorkommen, die das Antecedens mit dem Consequente verknüpfen. Allein dann wird auch nicht ein jedes Antecedens so weitläuftig, als eine Schlußrede, ausgeführet; sondern nur kürzlich mit seiner Erklärung und Erläuterung zusammen genommen. Bey der Connexion geht es eben so. Kurz, die

Hofleute,

Hofleute, die sich mehrentheils mit solchen Complimentirreden behelfen, bedienen sich hier ihrer Freyheit: und es ist auch nicht nöthig, daß man mit Complimenten gar zu viel Umstände mache. Die Schreibart der Kanzleyen ist ohnedem sehr geschickt, vielerley Gründe in einem einzigen Satze zu berühren, und keinen recht in seiner Stärke vorzutragen: und dieser folgen die Hofleute gemeiniglich. Wir könnten hier leicht ein Exempel davon geben: allein es wird dergleichen schon unten in dem II Theile dieser Redekunst vorkommen: wo wir die Hofreden ins besondere abhandeln werden.

VIII. §.

Von den Chrieen per Thesin & Hypothesin ist es eben so leicht, zu zeigen, wie sie gemachet werden. Man nimmt erstlich seinen Hauptsatz und erfindet die Theile einer ordentlichen Chrie dazu: nämlich den Beweis und ein paar Erläuterungen, auch wohl eine Erklärung, wo es nöthig ist. Alsdann nimmt man diejenige Erläuterung, die sich am besten dazu schicket, gleich von forne, und nennt sie die Thesin. Auf diese folget irgend eine Paraphrasis, ein Lehrspruch, oder ein Einfall, auch wohl eine Art eines Beweises, nachdem die Sache es leidet. Alsdann kömmt die Hypothesis, oder der Hauptsatz der Chrie, mit seinem Beweise. Diesen erkläret, erläutert und bestätiget man so weitläuftig, als man will; und machet endlich den Beschluß ohne alle Erregung der Affecten. Will man auch hier ein allgemeines Muster einer solchen Chrie haben: so mag folgendes dazu dienen.

I. Thesis: Dieses ist eine Erläuterung, des folgenden Hauptsatzes. Dazu gehöret eine
   1. Paraphrasis, die eine Erklärung, durch gewisse Anmerkungen oder Gedanken darüber, enthält; und zuweilen eine
   2. Aetiologie, oder Bestätigung desselben anführet.

II. Hypothesis. Diese ist der Hauptsatz selbst, und da kömmt dann
   1. Der Vortrag und die Erklärung desselben.
   2. Der Beweis, der wiederum erläutert und ferner bestätiget werden kann.

3. Eine Erläuterung.

III. Der Beschluß: wie oben gedacht worden.

Besondere Exempel nach dem heutigen Gebrauche sollen auch in dem andern Theile dieser Redekunst vorkommen.

IX. §.

Aus dem allen erhellet, daß es mit den Chrieen so ein schweres Werk eben nicht sey, als uns viele bereden wollen, die bloß davon große Bücher geschrieben haben. Imgleichen erhellet daraus, daß man keine sonderliche Stärke in der Beredsamkeit zeigen kann, wenn man eine Chrie machet. Man bereitet seine Zuhörer durch keinen förmlichen Eingang; man erkläret und beweist nicht ernstlich genug; man erreget keine Gemüthsbewegungen. Mit einem Worte, man redet so, als ob man nicht einmal Willens wäre, seine Zuhörer zu überreden. Daher werden denn die meisten Chrieen mehrentheils ein Gewäsch, das weder Geist noch Leben hat. Kömmt nun noch eine schlechte Schreibart, und ein schläfriger Vortrag darzu: so sieht vollends alles sehr elend und mager aus. Da nun aber die meisten neuern Anleitungen zu nichts anderm, als zu der Kunst, Chrieen zu machen, Regeln und Exempel in sich gehalten: so ist leicht daraus abzunehmen, warum die wahre Beredsamkeit bisher so wenig in Schwang gekommen ist. An der natürlichen Fähigkeit unserer Landsleute hat es nicht gefehlet. Sie sind vieleicht noch wohl geschickter, als viele Ausländer. Sie haben Witz, Gelehrsamkeit und Feuer genug gewiesen: wie die Schriften unsrer Dichter sattsam zeigen. Es hat uns bloß an der Anleitung zu den wahren Regeln und Exempeln der Beredsamkeit gefehlet: denn man hat die Schüler der Redekunst nicht auf die Alten geführet, und ihnen die rechten Quellen nicht angewiesen. Wir haben Ursache zu hoffen, daß die deutsche Beredsamkeit in kurzem ein ganz anderes Ansehen gewinnen wird, wenn diejenigen Anfänger, die sich bisher hier und da gezeiget haben, zu ihrer völligen Reife gelangen werden.

Das XII. Hauptstück.

Von der Ausarbeitung einer Rede.

I. §.

Die allerersten Redner haben ohne Zweifel in ihrer ehrlichen Einfalt nur aus dem Stegreife, das ist, ohne alle Vorbereitung geredet. Nachmals, als die Geschicklichkeit einiger beredten Leute bey andern eine Eifersucht erweckete, hat man sich auch wohl ein wenig zum Reden gefaßt gemachet, wenn man öffentlich hat auftreten wollen. Doch ist es wahrscheinlich, daß man sich mehr auf die Sachen, als auf die Worte vorbereitet hat; weil man mehr durch jene, als durch diese auszurichten hoffete, und wirklich ausrichtete. Endlich, da die Aufmerksamkeit der Leute größer, und ihre Scharfsinnigkeit immer feiner ward: so fing man auch an, auf die Ausdrückungen zu sehen, womit dieser oder jener Redner seine Sachen vortrug. Da man nun wahrnahm, daß der eine besser, als der andre redete; seine Gedanken deutlicher, fließender, prächtiger und sinnreicher ausdrückte, und sowohl die Ohren als den Verstand belustigte: so hub man an, diejenigen zu loben, die andere in solchen Stücken übertrafen. Es war aber nicht eines jeden Werk, gleich aus dem Kopfe schön zu sprechen: daher wollte man durch den Fleiß das ersetzen, was der Fähigkeit des Geistes und Mundes fehlete. Und also fing man an, auch auf die Worte und Redensarten zu studiren, womit man seine Gedanken vortragen wollte: das heißt, man hub an seine Rede auszuarbeiten, und auswendig zu lernen; und man will angemerket haben, daß Perikles seine Reden zuerst aufgeschrieben habe *.

II. §.

* *Cic. in Bruto* c. VII. In quam (Græciam) quum intueor, maxime mihi occurrunt, Attice, & quasi lucent Athenæ tuæ; qua in urbe primum se Orator extulit, *primumque etiam monumentis*

II. §.

Sobald dieses geschah, so ward man auch den Unterscheid der Schreibart gewahr, der sich bey verschiedenen Rednern äußerte. Denn nachdem ihr Naturell, ihre Gelehrsamkeit, Belesenheit und Art zu denken, es mit sich brachte, darnach gerieth auch ihre Art des Ausdruckes. Da nun Isokrates eine bessere periodische Schreibart einführte, als man vorhin gewohnt war *; da Demosthenes, Aeschines, Xenophon, Plato, Theophrastus, Hyperides, Lysias und Demetrius Phalereus, ihre Schriften in die Hände der Leute kommen ließen, und überall ihre Anhänger fanden: da fieng man an, mit der größten Aufmerksamkeit auf die Schreibart zu sehen, alle Kleinigkeiten in Regeln zu bringen, und fast eine abergläubische Sorgfalt darauf zu wenden. Aristoteles gedenket in seiner Poetik schon vieler grammatischen und poetischen Kunstrichter, die den Homer und die tragischen Poeten vieler Fehler beschuldiget hatten. Er selbst beurtheilet in seiner Rhetorik, die Ausdrückungen sehr vieler ungebundenen Scribenten. Demetrius und Hermogenes sind noch weiter darinn gegangen: und Longin ist sowohl als Lucian, ein strenger Richter der Schreibart gewesen; wie ihre Schriften sattsam zeigen. Daß dadurch auch die Römer endlich, wiewohl sehr spät, aufgewecket worden, auf die Schönheit und Zierlichkeit ihrer Sprache Achtung zu geben, das ist kein Wunder. Es ist allemal leichter, in fremde Fußtapfen zu treten, als selbst den Anfang zu etwas zu machen.

mentis & litteris Oratio est cœpta mandari. Tamen ante Periclem, cujus scripta quædam feruntur; & Thucididem — — littera nulla est, quæ quidem ornatum aliquem habeat, & Oratoris esse videatur.

* *Cic. ibid.* c. VIII. Exstitit igitur, jam senibus istis, Isocrates, cujus domus cunctæ Græciæ, quasi ludus quidam patuit, atque officina dicendi; magnus Orator, & perfectus Magister! Is & multa scripsit præclare, & docuit alios — — Ante hunc enim verborum quasi structura, & quædam ad numerum conclusio, nulla erat.

chen. Gleichwohl ist Cicero fast der erste unter ihnen gewesen, der seine Schreibart mit einer kritischen Schärfe zu beurtheilen und zu erläutern gewußt.

III. §.

Nachdem wir Deutschen auch in unsrer Sprache zu schreiben und zu reden angefangen haben; so hat man auch auf unsre Schreibart genauer Achtung gegeben, als vorhin. Man hat allmählich die alte Rauhigkeit unsrer Ausdrückungen ins Feine gebracht, und solche wohlklingende, zierliche und prächtige Redensarten erfunden; daß wir es nunmehr in allen Gattungen der Schreibart den Ausländern gleich thun können. Wir haben auch an unsern Scribenten, bereits eine solche Mannigfaltigkeit des Vortrages bemerket; daß es allerdings nöthig ist, durch Regeln zu bestimmen, welche es gut, und welche es schlecht darinn getroffen haben. Es haben sich daher sehr viele Anleitungen zur guten deutschen Schreibart gefunden, die aber nach Unterscheid der Zeiten, darinn sie ans Licht getreten, sehr unterschieden sind. Schon um Luthers Zeiten hat man an verschiedenen Orten Deutschlandes solche Anweisungen geschrieben, daraus man die Kunst, zierliche Reden und Schriften zu machen, lernen soll: und die Zahl derselben hat sich in neuern Zeiten jährlich gemehret. Ich habe mir seit etwa zwanzig Jahren einen Vorrath von allen hierhergehörigen Schriften gesammlet, davon ich in der akademischen Redekunst ein Verzeichniß ans Licht gestellet habe. Ungeachtet nun die Lehre von der Schreibart in ganz besondern Abhandlungen pflegt vorgetragen zu werden: so kann doch ein Redner dieselbe nicht übergehen. So gewiß es ist, daß gute Stilisten darum noch keine gute Redner sind: so gewiß ist es auch, daß ein Redner seine Schreibart nicht aus den Augen setzen darf. Und eben darum will ich auch hievon, so viel als meiner Einsicht nach, zu wissen nöthig ist, mit wenigem vortragen.

IV. §.

Denn auch ich halte dafür, daß es nöthig sey, einen wohl ausgesonnenen Entwurf zu einer Rede ausführlich, das

ist,

ist, von Wort zu Wort auszuarbeiten. So gut auch immermehr der Hauptsatz, mit allen zu seiner Ausführung gehörigen Zusätzen, an sich selbst ist: so wenig Beyfall wird doch ein Redner damit finden, wenn er ihn nicht in einer deutlichen, ordentlichen, angenehmen und nachdrücklichen Schreibart vorträgt. Wie ein bloßer Kohlenriß noch keinen vergnüget, vielweniger in Verwunderung setzet; ob er gleich alle mögliche Verhältniß, Ordnung und Schönheit an sich hat: die Farben, das Licht und der Schatten geben ihm erst die vollkommene Aehnlichkeit, Schönheit und Lebhaftigkeit: eben so ist es mit einer Rede beschaffen. Die gute Ausarbeitung muß einem Entwurfe allererst das rechte Leben und Ansehen geben *. Denn wenn zehn Gelehrte einerley Materien, die man ihnen zum Inhalte einer Rede vorgegeben, nach ihrer Art ausführen sollten: so würden auch zehn verschiedene Reden herauskommen. Die eine würde allemal besser, das ist, anmuthiger und nachdrücklicher gerathen, als die andere: und das müßte doch nothwendig von dem unterschiedlichen Ausdrucke herkommen, der ihnen eigen wäre. Nun urtheile man, wenn ein junger Mensch, der noch weder Wissenschaft, noch Uebung, noch Reichthum und Schönheit in seiner Muttersprache besäße, solchen Entwurf, aus dem Stegreife herplaudern sollte: was würde der für ein ungeschicktes, übel zusammenhangendes und kraftloses Geschwätz zuwege bringen? Wer aber viele Reden mit Fleiß ausgearbeitet hat; wer dieselben auswendig gelernet, und sich dadurch einen Reichthum an Worten, und eine regelmäßige Art im Ausdrucke erworben hat: der wird sich allmählich auch die Fähigkeit erwerben, ohne lange Vorbereitung geschickt zu reden **.

* *Cic. ibid.* c. 24. Nulla enim res tantum ad dicendum proficit, quam scriptio.

** *Id. ibid.* Nam videmus alios Oratores inertia nihil scripsisse; ne domesticus etiam labor accederet ad forensem: plerisque etiam scribuntur orationes habitæ jam, non ut habeantur.

V. §.

Wir rathen es folglich allen Anfängern und Schülern in der Redekunst, sich nicht auf die Fertigkeit ihrer Zungen, und auf die Fähigkeit ihres Witzes zu verlassen; sondern alle ihre Reden aufs fleißigste zu Papiere zu bringen. Wenn man sich seine Gedanken und Einfälle, so zu reden, vor die Augen gemalet hat: so sieht man ihren Werth und Unwerth, ihre Mattigkeit oder Stärke, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit viel besser ein. Man hütet sich auch dabey viel leichter, vor allem unnützen Geschwätze, vor unnöthigen Wiederholungen, und andern unzähligen Fehlern, die einer, der unbereitet redet, unmöglich vermeiden kann. Man bessert alles viel sorgfältiger aus; man wieget gleichsam alle Worte und Sylben ab; man giebt vielen Stellen mehr Deutlichkeit, andern mehr Nachdruck, andern mehr Feuer und Geist. Durch das alles aber übet man sich in der Scharfsinnigkeit, die allmählich so groß wird: daß man hernach auch in der Geschwindigkeit, alles an seinen Ausdrückungen sehen kann, was zu loben oder zu tadeln ist. Ja man lernet endlich so behutsam reden, als mancher nicht schreibt; welches allerdings einem Redner sehr vortheilhaft ist, wenn er ja auch zuweilen aus dem Stegreife reden muß. Denn geübten und gelehrten Männern wollen wir dieses gar nicht verbiethen; vielmehr wollen wir sie loben, wenn sie es nur geschickt zu thun vermögen.

VI. §.

Wer also seine Reden mit Fleiß auszuarbeiten willens ist, der gewöhne sich nicht eben an einen besondern Ort, es sey nun derselbe, welcher es immer seyn möchte. Wer sich entweder an ein einsames und verschlossenes Zimmer, oder an einen Garten, oder an ein Lustwäldchen, oder sonst an einen gewissen Umstand gewöhnet hat; dem fällt es hernach schwer, ja fast unmöglich, ohne diese Bequemlichkeit fortzukommen. Man kann nämlich in vielen Fällen in solche Umstände gerathen, da man es unmöglich so gut haben kann, als man es sich wünschet: und gleichwohl muß man seiner Pflicht im Reden nach-

nachkommen, man habe nun seine gewöhnliche Bequemlichkeit gehabt, oder nicht. Hernach sind einige von den obgedachten Oertern nicht so beschaffen, daß man seine Gedanken sattsam darinnen sammlen könnte. Eine schöne Aussicht, ein Lustwäldchen, ein Garten, u. d. gl. zerstreuen nur die Aufmerksamkeit eines Redners, auf seine vorhabende Materie; wenn er ihrer Annehmlichkeit genießen will. Will er aber bey dem allen blind und unempfindlich seyn: so kann er ja in einer verschlossenen Kammer eben so gute Einfälle haben, und mit gleichem Fortgange etwas ausarbeiten. Ich zum wenigsten, kann es nicht begreifen, was der jüngere Plinius von seinem Lustwalde, von dem Seeufer, von den Spaziergängen und schattigten Bäumen seines laurentinischen Gartens für Rühmens machet. Alle diese Dinge sind angenehm, ich gestehe es; aber nur dann, wenn man gar nichts thun, nnd sich schlechterdings erlustigen will. Hergegen wenn ich studiren will: so hindern sie mich mehr, als sie mir beförderlich sind.

VII. §.

Es giebt Leute, die auch im Absehen auf die Zeit, da sie etwas ausarbeiten sollen, sehr eigensinnig sind. Bald ist ihnen diese, bald jene Stunde nicht bequem dazu. Einige wollen allezeit die Frühstunden, andre den Abend darzu haben; und da soll sie niemand ein einzigmal stören, wo sie nicht ganz aus der gehörigen Gemüthsverfassung kommen sollen. Allein diese Zärtlichkeit taugt gleichfalls nichts. Männer, die mit Aemtern und Geschäfften überhäufet sind, können nicht allezeit arbeiten wie sie wollen. Sie müssen sich nach so vielen andern Leuten richten, und sich in so viele verschiedene Umstände schicken lernen, daß sie zu allen Zeiten des Tages, ja bey vielen Hindernissen der Aufmerksamkeit, dennoch studiren können. Man gewöhne sich also beyzeiten darzu; so wird man es weiter bringen, als solche Zärtlinge, die sich in nichts zu finden wissen. Eben so ist es mit der Bequemlichkeit derer beschaffen, die sich eines Schreibers bedienen, wenn sie etwas ausarbeiten wollen. Bey andern Arten der Schrif-

ten, als bey Briefen und juristischen Aufsätzen, läßt man dieses schon gelten: allein in der Beredsamkeit ist es gar nicht rathsam. Es gehöret gar zu viel Ueberlesens, Ausbesserns, und Nachdenkens dazu, wenn man etwas geschicktes machen will. Säße nun ein Schreiber da: so würde man sich vielmals seiner Langsamkeit, oder Unentschlossenheit schämen, und oft lieber etwas schlechtes stehen lassen, oder aufzuschreiben anbefehlen; als daß man sich lange besönne, oder alle Augenblicke etwas ausstreichen ließe. Ja vielmals ist es gut, auch dasjenige, was man schon zu Papiere gebracht hat, mit einiger Erhebung der Stimme laut herzusagen; und wohl gar die gehörigen Bewegungen dazu zu machen. Wie würde sich nun solches vor den Augen eines Bedienten thun lassen?

VIII. §.

Will man also meinem Rathe folgen, so setze man sich selbst, und wo es seyn kann, an einem einsamen verschlossenen Orte, über seine Arbeit. Man sinne den ersten Satz seiner Rede bey sich selber aus, und wiederhole ihn nochmals laut, um zu hören, ob er gut klingt, oder ob er irgend noch zu verbessern sey? Wenn er diese Probe ausgehalten, oder nach Gutbefinden ausgebessert worden, so schreibe man ihn auf. So bald er auf dem Papiere steht, überlese man denselben nochmals: theils um ihn noch einmal durch die Musterung gehen zu lassen; theils aber auch wiederum in die Lebhaftigkeit des Gemüths zu gerathen, die zur Fortsetzung seiner Arbeit nöthig ist. Denn durch das langsame Schreiben wird das Gemüth gleichsam kalt und matt; und gleichwohl muß der Witz und die Einbildungskraft in voller Bewegung seyn, wenn man etwas lebhaftes ausarbeiten will. Durch das laute und muntre Vorlesen aber erregen sich die Geister wiederum: und so fällt einem desto leichter der Anfang des folgenden Satzes ein. Diesen prüfet und wiederholet man wiederum, so wie den ersten, bis er die Probe hält: und alsdann wird er gleichfalls aufgeschrieben. Solchergestalt geht es nun ferner bis zum Ende. Wem diese Art der

Aus-

Ausarbeitung gar zu langsam vorkömmt, der erwäge nur, daß wir einem Anfänger Regeln geben. Hier ist nun nichts so schädlich, als die Uebereilung. Wer gar zu schnell die Feder ansetzet, und ungeprüfte Gedanken gleich niederschreibt; der gewöhnet sich unvermerkt eine Unbedachtsamkeit an, die ihm künftig allezeit ankleben wird, und die ihn leicht einmal gereuen kann. Hergegen wer im Anfange hübsch bedächtig verfährt, der kömmt endlich doch zu einer Fertigkeit, nicht allein geschwinde, sondern auch gut zu schreiben.

IX. §.

Dessen ungeachtet aber ist es mit der wohlbedächtigsten Ausarbeitung noch nicht ausgerichtet. Denn wenn nun ein Anfänger mit seiner ganzen Rede fertig ist: so muß nun allererst die Verbesserung angehen. Die ersten Gedanken nämlich sind nicht allemal die besten: man thut also wohl, wenn man sie nochmals durch die Musterung gehen läßt, und sie so scharf auf die Probe stellet, als man nur kann. Zu dem Ende ist es auch gut, wenn man seine Arbeit etliche Tage bey seite legen kann, ohne dieselbe anzusehen; damit sie einem etwas neu und fremde vorkomme, wenn man ihrer wiederum ansichtig wird. So lange einem seine Einfälle noch neu sind, so lange gefallen sie einem gemeiniglich: weil uns eine gewisse Eigenliebe blendet, und ihre Fehler verbirgt. Allein wenn man sie nach einiger Zeit als die Arbeit eines Fremden ansieht: so ist man schon etwas unparteyischer, als vorhin. Man verzeiht sich keinen Fehler, man läßt nichts schlechtes mehr gelten, sondern wird über sich selbst so ein strenger Richter, als es andre vieleicht nicht seyn würden. In dieser Absicht muß man an seinen ersten Aufsätzen einen hübschen breiten Rand übrig lassen; um hernach zu den Ausbesserungen Platz genug zu haben. Wer gar zu enge schreibt, der kann hernach die bessern Einfälle nicht hinzu schreiben, wenn er gleich gern wolte. Es dauret ihn immer, etwas auszustreichen, wenn er nicht Raum hat, etwas

bessers hinzuzuschreiben. Doch muß auch aus dieser Ausbesserung keine unendliche Arbeit werden: wie denn wohl gewisse Leute des Aenderns und Besserns gar kein Ende wissen. Was einem zuerst einfällt, das ist darum nicht allemal schlecht: und wenn das gestrige bloß darum nicht tauget, weil es einem gestern eingefallen ist: so wird einem auch das heutige misfallen, wenn es morgen wiederum vorgenommen wird. Geübten und muntern Köpfen gerathen auch zuweilen die ersten Ausarbeitungen, die sie in der ersten Hitze, und in einerley Feuer auffetzen, so gut; daß sie dieselben hernach, durch viele ängstliche Künsteleyen, nur verstümmeln würden.

X. §.

Da nun in der Ausarbeitung so sehr viel auf die Schreibart ankömmt, die ein Redner schon in seiner Gewalt hat, ehe er sich niedersetzet und zu schreiben anfängt: so müssen Anfänger sich um dieselbe bemühen, noch ehe sie, ernstliche Reden zu halten, auftreten dörfen. Es würde viel zu spät seyn, alsdann allererst auf die Schreibart zu studiren, wenn man sich schon in wichtigen Angelegenheiten hören lassen soll. Nun kann aber die Uebung allein nicht alles thun. Die Naturelle gleichfalls, so viel sie auch zu einer vernünftigen Art des Ausdruckes beytragen; so unzulänglich sind sie doch, wenn man ganz ohne Tadel schreiben will. Es geht hier wie in der Musik. Das Naturell ist zwar sehr nöthig und nützlich; die Uebung ist unentbehrlich: aber die Anführung eines Meisters, und die beständige Aufsicht desselben, sind bey dem allen doch noch nothwendig. So ist es auch mit der Geschicklichkeit wohl zu schreiben: man muß sich auch theoretische Lehrsätze von der guten Schreibart geben lassen; man muß die wahren Schönheiten des Ausdruckes von den scheinbaren unterscheiden können; man muß auch die verschiedenen Arten der Schreibart am rechten Orte zu brauchen wissen. In allen diesen Stücken fällt durchaus kein Meister vom Himmel. Mancher große Mann, der in den Sachen, die er vortrug, ohne Tadel war, ist gleichwohl durch seine Art

des

des Ausdruckes vielmals unerträglich und lächerlich geworden. Dieses aber hat ihn an Erreichung seiner Absichten gehindert: und nichts ist für eine Kleinigkeit zu halten, was so wichtige Folgerungen nach sich zieht. Zu dem Ende lasse man sich die Mühe nicht dauren, die folgenden Regeln von der Schreibart, die wir aus den innersten Gründen der Vernunft und Sprachkunst hergeleitet haben, einzusehen und auszuüben.

XI. §.

Ueberhaupt ist die Schreibart ein Ausdruck unserer Gedanken durch solche Worte, daraus man ihre ganze Beschaffenheit einsehen kann. Es verhält sich mit derselben wie mit einem Gemälde, welches sein Vorbild vorstellet: doch ist dieses der Unterscheid. Ein Bild ist schon gut und schön, wenn es dem Originale nur vollkommen ähnlich ist; so garstig auch dasselbe an sich selbst seyn möchte. Der Maler erweist alle seine Kunst, in der natürlichen Nachahmung dessen, was er abgeschildert hat. Aber ganz anders ist es mit der Schreibart. Denn ob es gleich wahr ist, daß eine Schreibart auch darum schlecht und verwerflich seyn kann, weil sie nicht alle Schönheit ihre Originals, das ist, der Gedanken, sattsam darstellet und zu verstehen giebt: so ist sie doch mehrentheils bloß deßwegen schlimm und verwerflich, weil sie ihrem Originale so ähnlich ist. Wenn die Gedanken eines elenden Scribenten noch so genau ausgedrücket werden, so werden sie darum doch keine schöne Schreibart geben: denn je genauer die Worte mit dem Sinne des Schreibers übereinstimmen; desto närrischer, verwirrter, niederträchtiger und abgeschmackter werden sie lauten. Es kömmt folglich bey der Schreibart mehr auf die Gedanken als auf die Worte und Redensarten an. Wer lauter phantastisches Zeug, lauter ungereimte Einfalle und thörichte Fratzen im Kopfe hat, der kann unmöglich etwas kluges schreiben. Die allerschönsten Ausdrückungen, darauf er sich befleißigen möchte, würden ihn nicht zu einem erträglichen, geschweige denn zu

einem

einem guten Scribenten machen. So wahr ist es, was Horaz saget:

Scribendi recte, *sapere* est & principium & fons.

Und Boileau gleichfalls hat recht, wenn er schreibt:

Avant donc que d'ecrire, apprenez à penser.

XII. §.

Besteht nun die Schreibart mehr in Gedanken, als in Worten: so sieht man wohl, daß man dieselbe nicht aus den Sprachbüchern, oder Sammlungen von allerhand auserlesenen Redensarten; sondern vielmehr aus den Wissenschaften, und sonderlich aus den philosophischen, zu lernen habe. Diese räumen den Kopf auf, bessern die Kräfte des Verstandes, üben die Vernunft, und reinigen den Witz. Sie geben auch die Materien an die Hand, davon man schreiben und reden kann: davon in allen Anweisungen zur guten Schreibart, in allen Rednerschätzen und Sammlungsbüchern nichts steht. Doch schließen wir hier die Erfahrung und den Umgang mit vernünftigen und wolgesitteten Leuten nicht aus. Hieraus lernt man oft eine anständige und edle Art des Ausdruckes, eine sinnreiche Art zu reden, einen artigen Scherz, eine höfliche Schmäucheley, und dergl. weit besser, als aus Büchern. Ein Redner muß sich so auszudrücken wissen, wie man in der Welt; nicht aber wie man in der Schule redet. Er muß also die Sprache derer, die am besten zu leben wissen, kennen, und sich dieselbe recht geläufig machen. Sie muß ihm so eigen werden, daß es ihm keine Mühe mehr koste, dieselbe zu beobachten. Ohne Zweifel redete Cicero in seinen Reden so, wie die geschicktesten und vornehmsten Römer seiner Zeit redeten: wie solches die Briefe und andere Schriften seiner Zeit zur Gnüge zeigen. Wer sich aber als ein Schulfuchs immer zwischen seinen vier Wänden einschließen wollte, der würde eine Sprache in seine Rede bringen, die niemand mit Vergnügen hören würde, weil sie keine von den Artigkeiten der wohlgesitteten Welt an sich hätte.

XIII. §.

XIII. §.

Indessen ist es nicht zu läugnen, daß das Lesen wohlgeschriebener Bücher nicht einem Redner noch weit nöthiger seyn sollte, eine gute Schreibart daraus zu lernen. Im täglichen Umgange pflegen auch die größesten Meister, in ihrer Sprache zuweilen, aus Unachtsamkeit, kleine Fehler zu begehen; die wider die genaueste Richtigkeit der Sprachlehre, und wider die Regeln von der Wortfügung verstoßen. Auch die Wahl der Wörter und Redensarten kann im gemeinen Leben nicht allemal so sorgfältig geschehen; als wenn man die Feder in der Hand hat, und mit Fleiß alle Ausdrückungen überleget, die man zu Papiere bringet. Daher kann man sich weit sicherer darauf verlassen, was man liest, als auf das, was man nur reden höret. Doch setze ich zum Voraus, daß man die Schriften der besten Scribenten in jeder Art lese, die sich vor andern, einer reinen und richtigen Schreibart beflissen haben. Indem man sich nun täglich mit denselben unterhält, so gewöhnet man sich unvermerkt, eine eben so regelmäßige vernünftige, deutliche, sinnreiche und lebhafte Art des Ausdruckes an, als sie in ihrer Gewalt gehabt haben. Ich schließe von dieser Anzahl guter Scribenten, auch so gar die Schriften der besten Poeten nicht aus. Diese sind zu allen Zeiten für Meister in ihren Sprachen gehalten, und selbst von prosaischen Schriftstellern zu Mustern erwählet worden. **Plato** hat den **Homer** überall nachgeahmet, und daher eine so schöne Schreibart bekommen, die von allen bewundert worden. **Cicero** hat den **Ennius** und andere alte Poeten seines Vaterlandes so fleißig gelesen, daß er sie fast auswendig gekonnt hat. Und wer kann wohl daran zweifeln, daß nicht die Poeten einen großen Reichthum auserlesener Gedanken, Worte und Redensarten in sich halten sollten? Man hüte sich nur, daß man nicht auf die schwülstigen und dunkeln Dichter gerathe, die sich alle Freyheiten wider die Sprachlehre nehmen, und viel englische und französische Redensarten in unsere Muttersprache mengen. Auf diese Art poetisch reden, das würde heißen abgeschmackt, und ungereimt reden.

XIV. §.

XIV. §.

Bey dem allen ist es doch mit dem Lesen nicht ausgerichtet, wenn man nicht auch kritische Gründe der guten Schreibart hat. Auch die besten Scribenten sind nicht ganz ohne Fehler: und ohne die Kenntniß derselben würde man sie nicht vermeiden können. Weil aber die Schreibart ein Ausdruck der Gedanken ist, so müssen sich auch die kritischen Regeln, auf die logischen Lehren von dem Unterschiede der Gedanken gründen. Le Clerc in s. arte critica hat dieses deutlich gewiesen. Nun hat man dieselben längst in drey Gattungen abgetheilet, nämlich in Begriffe, Urtheile und Schlüsse; und wir müssen diese drey Arten in allen unsern Schriften nothwendig brauchen. Jede davon muß auch in der Schreibart etwas haben, dadurch sie angedeutet wird, und dadurch man dem Leser oder Zuhörer, die Gedanken des Schreibers oder Redners zu verstehen giebt. In der Vernunftlehre nennt man es **Wörter**, **Sätze** und **Schlußreden**: aber in der Redekunst heißen eben diese Dinge, **Ausdrückungen**, **Perioden** und **Aufsätze**. Die **Ausdrückungen** nämlich deuten nur einzelne Begriffe eines Scribenten an, ohne etwas davon zu bejahen, oder zu verneinen; sie mögen nun einfach oder zusammengesetzt seyn. Z. E. wenn ich sage: **Die Redekunst**; der gute Geschmack; die durch Vernunft und Uebung gebesserte Schreibart. Die **Perioden**, die man auch, nach Art der Vernunftlehre, zuweilen schlechtweg Sätze nennet, sind ganze Aussprüche von gewissen Dingen, darinn man entweder zween, oder mehr Begriffe mit einander verbindet, oder von einander trennet. Z. E. **Fürsten sterben zwar eben so, als andere Menschen; doch haben sie auch hierinn vor andern ein vieles voraus.** Ein Aufsatz endlich, ist ein Inbegriff vieler zusammenhangenden Sätze, die eine ausführliche Vorstellung von einer gewissen Wahrheit in sich halten. Ich sage mit Bedacht vieler zusammenhangenden Sätze, oder Perioden: denn viele einzelne Aussprüche, die gar nicht zusammenhiengen, würden zwar etliche Blätter anfüllen,

anfüllen, aber niemals einen Aufsatz machen, der eine Schrift, oder eine Rede heißen könnte. Und wie also nur die Verbindung vieler Perioden, eigentlich die Schreibart eines Scribenten anzeiget: so kann man aus dem ersten gar nicht, aus dem andern aber sehr unvollkommen urtheilen, was jemand für eine Schreibart habe.

XV. §.

Von diesen dreyen Stücken müssen wir nun ausführlicher handeln. Bey dem Hauptstücke von den Worten und Redensarten, müssen wir auch von den verblümten Ausdrückungen einen Unterricht geben, die einer Rede keinen geringen Schmuck ertheilen. Bey dem Unterrichte von den Perioden werden wir auch von den Figuren und ihrem Gebrauche handeln: als durch welchen eine Rede viel Feuer und Leben bekömmt. Und bey der Lehre von ganzen Aufsätzen werden wir auch von den verschiedenen Gattungen der guten und bösen Schreibart das Nöthige vortragen.

Das XIII. Hauptstück.

Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen.

I. §.

Die Wörter an sich selbst sind willkührliche Zeichen unserer Begriffe. Nach dem nun diese einfach oder vielfach, und zusammengesetzt sind: nach dem werden auch jene entweder einzeln, oder als Redensarten in Verbindung mit andern gebrauchet. Von beyden sind oben schon Exempel vorgekommen, und von beyden muß hier gehandelt werden. Die Wörter sind von den Sprachlehrern in acht Arten unterschieden worden; nämlich in Nennwörter, zu

welchen

welchen auch die Beywörter gehören, in Fürwörter, Zeitwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter, und Zwischenwörter. Im Deutschen pfleget, so wie in einigen andern Sprachen auch noch das Geschlechtswort hinzuzukommen. Von der Natur dieser Wörter überhaupt und insbesondere; von ihrem guten und schlimmen Gebrauche; imgleichen von ihren Abänderungen und Verbindungsarten könnte hier, nach dem Beyspiele des berühmten P. Lami, ein vieles gesaget werden. Allein weil es hier unser Vorhaben nicht ist, eine deutsche Sprachkunst zu schreiben: so verweisen wir hiermit unsre Leser zu unsern Sprachlehrern, Schotteln, Clajus, Bödickern, dem Spaten, Steinbachen, Hentscheln; oder auch zu meiner eigenen Sprachkunst, die davon nach der Länge und noch genauer und richtiger, als alle obigen, gehandelt hat. Wir loben keinen davon mit Ausschließung aller übrigen; verachten auch keinen ganz und gar. Man kann aus allen viel lernen, wenn man seine Sprache noch nicht anders weis, als aus der Uebung. Kann man sich aber nicht überall mit ihnen befriedigen: so ist dieses kein Wunder. Die Sache ist so leicht nicht, als sichs viele einbilden, eine vollkommene Sprachkunst zu schreiben. Die Zeiten und Oerter, darinn einige geschrieben haben, entschuldigen auch manches. Es ist aber allemal viel besser, eine unvollkommene, als gar keine Grammatik gelesen zu haben.

II. §.

Wir haben hier ohnedieß noch auf eine andere Art von den Wörtern zu handeln. Man kann dieselben, im Absehen auf ihren Gebrauch, noch auf vielfältige Art unterscheiden. Denn da giebt es verständliche und unverständliche, ehrbare und schandbare, ernsthafte und possirliche, alte und neue, fremde und einheimische, edle und pöbelhafte, wohllautende und übelklingende Wörter. Alle diese ohne Wahl und ohne Unterscheid zu gebrauchen, das würde sehr übel gethan seyn. Ein Redner muß seine Beurtheilungs-

kraft

kraft zwar sonst überall, doch sonderlich auch hier allezeit zeigen. Man kann nämlich seine Absichten so wohl durch bequeme Wörter befördern, als durch ungeschickte hindern *. Was an einem andern Orte sehr gut und brauchbar seyn würde, das ist hier oft sehr ungereimt. Was in Lobreden schön ist, das kann in dogmatischen Reden und Complimenten sehr übel angebracht seyn, und ganz verkehrt lauten. Wir müssen also die obgedachten Arten der Wörter, etwas genauer ansehen und kennen lernen.

III. §.

Was die verständlichen Wörter betrifft, so hat sich ein Redner auf dieselben sonderlich zu befleißigen: weil er seine Absicht gar nicht erreichen kann, wofern er nicht verstanden wird. Es sind aber alle Wörter verständlich, die bey dem Volke, wo man redet, durchgehends üblich sind, und die der Redner in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt. Hergegen unverständlich pflegen oft zu seyn 1) die **Provinzialwörter**, die nur in gewissen Mundarten gelten, oder gar nur in gewissen Städten gebrauchet werden. 2) Die **gar zu alten** Wörter, dergleichen in der Bibel noch einige vorkommen, z. E. raunen, läcken, (die Lahmen werden läcken wie ein Hirsch) endelich u. d. gl. 3) **Fremde Wörter**, die aus der griechischen, lateinischen, italienischen und französischen Sprache entlehnet werden, und die nicht ein jeder Deutscher versteht. 4) **Die neugemachten Wörter**, die zuweilen sehr seltsam klingen, und nicht ohne Erklärung verstanden werden können. 5) **Die Kunstwörter** aus allerley Künsten und Wissenschaften, die nicht ein jeder weis. Aller solcher Wörter nun muß sich ein Redner enthalten, wenn er verstanden werden will. Er muß sich stellen, als wenn er nichts anders, als die gemeine Sprache seiner Mitbürger wüßte; und weder in den alten Sprachen, noch in ausländischen Mund-

* Delectus verborum est mater eloquentiæ. *Cic.*

Mundarten, noch in den Wissenschaften geübet wäre. Er muß sich auch nicht merken lassen, was er für ein Landsmann ist, und sich zu dem Ende vor allen Provinzialwörtern hüten. Was man in ganz Deutschland versteht, das ist allererst recht gutes Deutsch. Endlich muß er sich auch vor allen zweydeutigen Reden in Acht nehmen. Denn jede doppelsinnige Redensart kann eine Undeutlichkeit verursachen. Es geschieht ohnedieß wohl, daß einem, wider alles Vermuthen, zuweilen ein Wort oder Ausdruck unrecht verstanden wird: wie vielmehr wird man sich hüten müssen, daß es einem nicht durch seine Schuld widerfahre?

IV. §.

Doch unter den verständlichen Wörtern ist noch ein großer Unterscheid zu machen. Einige davon sind in ehrbaren Gesprächen, und bey wohlgesitteten Leuten gebräuchlich: andere aber gehen nur bey schändlichen Unterredungen, und bey lasterhaften Leuten im Schwange. Bloß jene, nicht aber diese darf ein Redner brauchen. Er muß sich allezeit in dem Charaktere eines tugendliebenden Mannes, dem alles unehrbare Wesen misfällt, erhalten. Er muß also auch durch seine Sprache zeigen, daß er gute Sitten liebe. Man kennet den Vogel am Gesange, wie das Sprüchwort saget: und ein Redner verliehrt sehr viel von seiner Hochachtung; wenn man ihn die Sprache der Ruchlosen, der Ueppigen, der Tückischen und Boshaften reden höret. Er hüte sich also vor dem Umgange solcher Leute, damit er nicht etwa ihre Redensarten unvermerkt annehme. Er halte sich hergegen zu den Freunden der Ehrbarkeit und Tugend; in deren Umgange er die Kunst lernen wird, entweder von allen unanständigen Dingen zu schweigen, oder doch auf eine unanstößige und schamhafte Art davon zu reden. Die Höflichkeit der Sitten aber hat es eingeführet, daß man auch von natürlichen, ob gleich an sich selbst ganz unsträflichen Dingen, nicht reden darf. Man nennet gewisse Theile des Leibes, imgleichen gewisse Verrichtungen

entweder

entweder gar nicht, oder doch allezeit durch gewisse Umschweife, die das Schändliche derselben bemänteln. Diese löbliche Behutsamkeit muß sich ein Redner bestens empfohlen seyn lassen.

V. §.

Auch darinnen pflegt ein großer Unterscheid zu seyn, von was für Stande die Leute sind, die sich gewisser Wörter und Redensarten bedienen. Personen von gutem Herkommen und von edler Auferziehung, pflegen ganz anders zu sprechen, als gemeine Leute. Der Pöbel hat immer gewisse niederträchtige Ausdrückungen, deren sich Vornehmere nicht bedienen mögen, weil sie ihnen zu schlecht sind. Die guten Redensarten sind dessen ungeachtet, dem niedrigen Volke doch wohl verständlich; ob sie ihm gleich in seiner täglichen Sprache nicht geläufig sind: so wie auch die Edlen wohl die Ausdrückungen des Pöbels wissen, ob sie gleich selbige nicht brauchen. Es bedarf hier keiner Exempel, weil ein jeder sich selbst darauf besinnen kann. Ein Redner indessen hat Ursache, sich allezeit zur Zahl der Vornehmern zu halten, und sich nur derer unter ihnen gebräuchlichen Wörter zu bedienen. Denn wollte er nach Art des untersten Pöbels sprechen: so würde er sich bey den Edlen verächtlich machen; und selbst des Volkes Gunst nicht einmal erwerben. Dieses würde ihn nämlich alsdann nicht höher schätzen, als einen andern aus seinem Mittel: da es hingegen gegen einen Redner, der besseres Standes ist, doch eine gewisse Hochachtung haben würde. Deswegen darf aber ein Redner nicht eben lauter hochtrabende Ausdrückungen suchen, oder immer auf Stelzen gehen. Nein, auch die Erhabenen dieser Welt reden natürlich, und nennen tausend Dinge bey ihren gemeinen Namen: und es scheint eine gezwungene Hoheit zu seyn, wenn jemand nach Art einiger heutigen Schriftsteller, lauter ungemeine und auserlesene Redensarten brauchen will. Seine natürliche Niedrigkeit scheint noch immer dabey hervor: so wie kleine Leute, die gern groß wären,

ren, mit allen hohen Absätzen und aufgereckten Hälsen nichts mehr ausrichten, als daß man ihre Kleinigkeit destomehr wahrnimmt.

VI. §.

Alte Wörter in seinen Reden zu gebrauchen, wenn sie nicht mehr gewöhnlich sind, das ist eben so wenig rathsam, als ganz neugebackene zu sammlen. So nachdrücklich manche veraltete Redensart zu ihrer Zeit geklungen haben mag; so rauhe und dunkel kömmt sie uns heute zu Tage vor: wie wir dieses in den alten Kirchenliedern wahrnehmen. Es ist in diesem Falle mit unsrer Sprache ganz anders, als vormals mit der griechischen. In derselben blieben die allerältesten Wörter, deren sich Homer bedienet hatte, noch immer gewöhnlich; und alles, was neu erdacht wurde, das war gleich willkommen, wenn es nur verständlich war. Bey uns hergegen will keins von beyden ekeln Ohren recht anstehen. Man tadelt alles, was gar zu altfränkisch, und was gar zu neu ist: daher muß ein Redner das rechte Mittel halten. Nun kommen zwar freylich auch bey uns allmählich gar viele Wörter auf, die man vor hundert und zweyhundert Jahren nicht gekannt hat. Allein sie müssen erst sehr gänge und gäbe seyn, ehe sie ein Redner brauchen darf. Doch wenn er sich ja genöthiget sähe, dergleichen anzuwenden; so müßte er gleichsam um Vergebung bitten, daß er es thäte: wie Cicero es mit dem Worte Beatitudo und Beatitas gemachet hat, welche zu seiner Zeit noch neu waren. Gleichwohl wollte ich es niemanden rathen, mit den Geburten der fruchtbringenden Gesellschaft aufgezogen zu kommen, oder z. E. mit dem Pegnitzschäfer Floridan, aus seiner seligentseelten Margaris, einen Lustwandelweg, einen Schmerzensthau und Herzrecken, das Tireliren, die geflügelten Luftharfen, die Engellerchen, das Fluthenglas, oder das Prachtgelümpe, die Danz- und Schwanzdocken, einen Zeitblick, die Bankschwestern, die Ehrnamen, und das heilige Gottesbuch ꝛc. in seinen Schriften anzubringen.

VII. §.

VII. §.

Was die einheimischen und fremden Wörter anlanget, so ist es einem Redner gleichfalls nicht anständig, seine Reden und Schriften mit vielen von andern Völkern entlehnten Ausdrückungen zu putzen. Weder **Demosthenes** noch **Cicero**, haben dieses vormals gethan: und dennoch ist dieß ein Fehler, der schon von vielen Sprachverständigen an unsern gemeinen Scribenten und weltlichen Rednern, sonderlich bey Hofe getadelt worden. Es ist ein ungegründetes Vorgeben, daß unsre Muttersprache gar zu arm sey; und nothwendig von ihren Nachbarn Wörter erborgen müsse. Wer sein Deutsches nur recht kann, der wird es gewiß nicht nöthig haben, aller Welt Zungen zu Hülfe zu nehmen, um deutlich, nachdrücklich und angenehm zu reden und zu schreiben. Es ist nur eine thörichte Liebe zu fremden Sprachen gewesen, die unsern Landsleuten das Vorurtheil in den Kopf gebracht hat: auch das Deutsche klinge schöner, wenn etwas italienisches französisches oder doch lateinisches mit untermenget wäre. Man läßt den Sprachen der Ausländer gern ihre Vorzüge: aber es fehlt unsrer deutschen gewiß an den ihrigen auch nicht. **Opitz** und **Andreas Gryphius** haben dieses schon im vorigen Jahrhunderte geglaubet und bezeuget, wenn sie die Liebhaber der Sprachenmengerey ausgelachet haben. Jener hat solches in seiner deutschen Poeterey, dieser aber in seinem **Horribilicribrifax** bewerkstelliget. **Sempronius**, der Schulfuchs, redet immer halb griechisch und Latein im Deutschen: und die beyden großsprecherischen Officier, **Daradiridatumtarides** und der obgedachte **Horribilicribrifax**, plaudern noch immer mehr italienisch, spanisch und französisch, als deutsch in ihren Reden. Es scheint mir daher, als wenn diese Mengesucht damals im dreyßigjährigen Kriege, mehr als vorhin müsse eingerissen seyn. **Rachelius** ist ebenfalls nebst **Laurenbergen** übel darauf zu sprechen, daß man sich in das Ausländische so verliebt gehabt. Dessen ungeachtet haben die Weisianer, ja wohl gar **Morhof**, **Ziegler**, **Pufendorf**, **Fuchs** und **Thomasius** sich nicht

gescheuet, noch immer die Sprachenmengerey beyzubehalten: bis sie endlich zu unsern Zeiten, von neuem angegriffen und fast unehrlich gemachet worden. Man sehe, was hiervon in dem **Patrioten**, in den **Tadlerinnen** und dem **Biedermanne** hin und wieder vorkömmt.

VIII. §.

Noch ein Unterscheid kann unter den Wörtern in der Absicht gemachet werden, daß sie entweder **ernsthaft** oder **poßirlich** sind. Von diesen schicken sich die ersten am besten für einen Redner. Ein Mann, der von wichtigen Dingen redet, der scherzet nicht gern. Das Lachen schicket sich mehr für Lustigmacher, als für Männer von ansehnlichen Verdiensten. Leichtsinnige Leute pflegen auch nicht viel Glauben zu finden, wenn sie gleich wieder ganz ernsthaft zu reden anfangen. **Cicero** ist hier anderer Meynung gewesen, und hat einem Redner die Regel gegeben: den Zuhörer zuweilen mit einem lustigen Einfalle zu vergnügen. Er hat es auch selbst fleißig gethan, sonderlich in der Rede für den **Murena**: allein er hat es auch leiden müssen, daß **Cato** von ihm gesaget: Bone Deus, quam ridiculum habemus Consulem! Er hätte freylich hier auch die Bürgermeisterwürde bedenken sollen, die er eben ablegte; und darzu sich ein so spöttisches Wesen nicht sonderlich schickte. Gleichwohl kann man es einem Redner überhaupt nicht verbiethen, zuweilen einen lustigen Einfall zu haben, und heraus zu sagen. Es thut solches oft eine bessere Wirkung, als der bündigste Beweis. Denn

— — — — Ridiculum acri
Fortius, & magnas melius plerumque secat res. *Horat.*

Nur muß es nicht auf eine so niederträchtige Art geschehen, daß alles lustige auf poßirliche Worte ankomme. Auch die Zweydeutigkeiten sind in gar zu übelm Ruffe, als daß man sie einem Redner erlauben könnte. Gemeine Lustigmacher mögen den Pöbel damit vergnügen: Leute von besserm Geschmacke schämen sich derselben. Hat gleich **Cicero** einmal

dergleichen Spielwerk (Ius Verrinum) in seinen verrinischen Anklagen gemachet: so hat ers auch leiden müssen, daß es ihm in dem alten Gespräche von Rednern, hundert und zwanzig Jahre hernach, als ein Fehler angerechnet worden. S. die 25. S. vor dieser Redekunst nach.

IX. §.

Es fehlet noch der Unterscheid zwischen den **wohlklingenden** und **übelklingenden** oder unangenehmen Wörtern, den ein Redner zu beobachten hat: und ein jeder begreift leicht, daß er Ursache habe, es mit jenen zu halten. Nun ist es zwar gewiß, daß der Wohlklang sich mehr in dem Zusammenhange ganzer Sätze und Perioden, als in einzelnen Worten beobachten läßt. Allein dem ungeachtet klingen auch gewisse Wörter und Redensarten, an sich schon gut oder übel. Ohne Zweifel kömmt dieses theils von den Begriffen, die darunter liegen, oder von Nebengedanken, die damit gemeiniglich verknüpft sind, oder von der bloßen Vermischung der lauten und stummen Buchstaben her. Im Absehen auf das erste muß freylich ein Redner alle Sorgfalt anwenden, daß er nichts sage, was dem Zuhörer unangenehme Begriffe und widrige Gedanken in den Sinn bringen kan. Doch weil dieses theils schon bey den obigen Abtheilungen vorgekommen, theils in dem folgenden noch vorkommen wird: so halte ich mich dabey nicht auf. Aber der eigentliche Wohlklang, den die Ohren empfinden können, kömmt doch auf die Vermischung solcher Buchstaben an, die entweder rauh oder angenehm klingen. Darinnen sind nun sonderlich unsre deutschen Wörter in üblem Ruffe: indem man dafür hält, daß sie der stummen Buchstaben zuviel hätten. Allein dieses ist im Absehen auf die französische und englische Sprache so wahr nicht, als im Absehen auf die italienische. Wenn wir nur die unnützen Verdoppelungen gewisser Buchstaben in der Rechtschreibung weglassen, die man nicht ausspricht; und sonst keine Lautbuchstaben verschlucket: so werden unsre Wörter an sich selbst so gar rauhe nicht klingen. S. die

Abhandlung des P. Büffiers im VIII. B. XXX. St. der kritischen Beyträge, und meine Anmerkungen dazu, nach.

X. §.

So sind nun die Wörter und Redensarten ordentlicher Weise beschaffen, deren sich ein Redner bedienen muß. Allein die größte Schönheit des oratorischen Ausdruckes besteht in den verblümten Redensarten, die man sonst Tropos nennet. Es sind aber diese nichts anders, als Wörter, die man in andern Bedeutungen nimmt, als die sie gemeiniglich haben: so daß theils dieselben, theils aber auch die ganze Rede einen neuen Glanz bekömmt *. Z. E. Fleschier saget in seiner Lobrede: **Durch was für unsichtbare Ketten band er ihre Neigungen!** Hier ist das Wort Ketten und das Wort band in verblümtem Verstande genommen: denn mit eigentlich sogenannten Ketten, kann man die Neigungen nicht binden. Hätte der Redner schlechtweg reden wollen, so würde es geheißen haben: durch was für unvermerkte Mittel lenkte er ihre Neigungen! Allein dieses würde so zierlich nicht geklungen haben. **Die unsichtbaren Ketten** machen die Sachen weit lebhafter, und stellen gleichsam der Einbildungskraft einen lebenden Abriß von der Sache vor. Zu allererst mag wohl die Armuth der Sprachen zu solchen tropischen Redensarten Gelegenheit gegeben haben. Man hub allmählich an, mehr zu denken, als man in der gewöhnlichen Sprache mit eigentlichen Worten auszudrücken vermochte. Man nahm also in der Noth, eines von den bereits gewöhnlichen Wörtern; dessen Bedeutung aber der vorhabenden Sache etwas ähnlich war; und dieses brauchte man an statt eines eigenen. Z. E. Man wollte die Wirkung der Seele nennen, dadurch sie die verstandenen Sachen recht einsieht oder fasset. Es war aber noch kein Wort von solchen geistlichen Wirkungen vorhanden: darum borgte

man

* Quintilian im VIII B. 6. Cap. sagt: Tropus est verbi, vel sermonis, a propria significatione in aliam, cum virtute mutatio.

man eins von dem Körper, und nannte es begreifen. Die Aehnlichkeit ist hier leicht zu finden: und so gieng es fast bey allen geistlichen Begriffen; wie denn auch das obige einsehen und fassen nur in verblümtem Verstande von der Seele gelten kann.

XI. §.

Allmählich aber merkte man an, daß auch Leute, die sonst von gewissen Dingen ganz wohl in eigentlichen Worten reden konnten, dennoch in gewissen Leidenschaften, die sie in einige Verwirrung seßeten, sich nicht gleich auf die gewöhnlichen Redensarten besinnen konnten; oder doch die Sachen etwas stärker, als gemeiniglich, ausdrücken wollten, und sich also verblümter Redensarten bedienten. Z. E. Man wollte sagen, einer sey so zornig, daß er des andern Tod wünsche, und zu befördern geneigt sey. Dieses sehr kurz und nachdrücklich zu sagen, sprach man: Er dürstet nach seinem Blute; oder er ist recht blutdürstig. Man weis nämlich, wie stark die Begierde zu trinken, in einem heftigen Durste ist. So bald man dieses wahrgenommen hatte, fieng man an, mit Fleiß die verblümten Redensarten zu suchen, und einen Zierrath der Rede daraus zu machen. Man gefiel auch den Zuhörern damit um so viel besser, je mehr man ihren Witz und ihre Scharfsinnigkeit damit beschäfftigte. Denn weil eine jede verblümte Redensart ihnen nicht nur eine, sondern zwo Sachen auf einmal, und überdem auch die Aehnlichkeit derselben in die Gedanken brachte: so gefiel es ihnen zum Theile, daß sie so vielerley auf einmal denken konnten; zum Theile aber auch, daß ihnen der Redner so viel Verstand zugetrauet hatte, seine verblümten Worte recht einzusehen. Sie gaben ihm daher das Lob einer sinnreichen Schreibart: und zwar mit Recht. Denn solche Ausdrückungen sind allerdings reicher an Sinn und Bedeutung, als die gemeinen Worte: und wer sie verstehen will, der muß mehr nachsinnen können, als wer nur eigentliche Redensarten vernehmen kann. Dadurch wurden nun die Tropen, als ein Mittel, die Schreibart schöner zu machen, in der

Redekunst eingeführet. Man sehe, was Cicero in seinem III. Gespr. von Rednern und Quintilian davon geschrieben haben.

XII. §.

Aristoteles wirft alle tropische Redensarten in eine einzige Classe, und nennet sie die Metaphore; das ist eine Uebertragung, oder Versetzung eines Wortes in eine neue Bedeutung. Dieses ist auch in der That das allgemeine, was in allen verblümten Redensarten stecket: man ändert nur den Sinn der Wörter. Allein die nachfolgenden Meister der Redekunst haben mit der Zeit genauer Achtung gegeben, und verschiedene andere Classen erfunden, die tropischen Redensarten einzutheilen. Sie haben, außer der Metaphore, die Metonymie, die Synekdoche, und die Ironie angemerket; die gewisser maßen von jener unterschieden sind. Die Metonymie heißt nichts anders, als eine Namenänderung; die Synekdoche ist ein Auszug, und die Ironie ist eine Spötterey. Andere sind auch damit nicht zufrieden gewesen, und haben noch mehr Arten hinzugesetzet, die sie Allegorie, Antonomasie, Tapeinosis, oder Litote, und Hyperbole oder Auxesis genennet haben. Alle diese Kunstwörter zu behalten und sie erklären zu können, das ist fast schwerer, als die verblümten Redensarten selbst zu erfinden, oder zu brauchen. Die Natur selbst, und ein lebhafter Kopf lehren einen jeden zu rechter Zeit tropisch reden; ob er schon die Namen der Tropen nicht weis. Man darf sie also in der Redekunst nicht deswegen vortragen, damit man sie machen lerne: nein, lange zuvor, ehe eine Rhetorik geschrieben worden, hat man schon verblümte Redensarten von allen Arten gemachet. Wir wollen sie nur unterscheiden und benennen lernen, damit wir in gewissen Fällen ohne Verwirrung davon reden können. Hernach pflegen ihrer viele Fehler darinn zu begehen: die man ihnen, ohne einen genauen Unterricht von allen verblümten Worten, nicht aus dem Sinne bringen kann.

Selbst

Selbst diejenigen, die hierinn geschickt sind, versehen sich zuweilen, und begehen lächerliche Ausschweifungen; die man durch gute Regeln im Zaume halten muß. Wir wollen also ein ganzes Register von den tropischen Redensarten hieher setzen, und mit Exempeln erläutern: ob wir gleich eben so gut, als unsre Tadler, wissen, daß das Wesen der Beredsamkeit darinn nicht besteht.

XIII. §.

Die erste Art verblümter Redensarten ist also die **Metaphore.** Diese enthält allemal in einem Worte ein Gleichniß: welches sich aber zu der vorhabenden Sache, und zu den Absichten des Redners genau schicken muß, wenn die Redensart gut seyn soll. Z. E. Fleschier saget von dem Turenne:

> Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm seine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Vorsichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war.

Hier sind viel metaphorische Wörter beysammen. Die **Schlingen**, die **Fallgruben**, das **Verdecken**, die **Irrwege**, das **Wandeln** sind lauter verblümte Ausdrücke. Keins hat seine gewöhnliche, sondern eine neue Bedeutung; wegen der Aehnlichkeit mit den Sachen, davon der Redner handelt. Er redet aber von der Religionsveränderung des Marschalls von Turenne; da er die reformirte Partey verlassen, und die römische angenommen. Sie sind auch alle seiner Absicht gemäß: denn sie stellen die protestantischen Lehren unter lauter verhaßten Bildern vor. Damit man nun die **Metaphore** von einem **Gleichnisse** unterscheiden lerne: so ist zu merken, daß jene weit verwägner ist, als dieses. Denn wenn das Gleichniß nur saget: die Stücke hätten wie ein Donnerschlag geknallet; der Held hätte wie ein Leu gefochten; das Heer wäre dem Feinde so schnell, wie ein Adler seinem Raube, auf den Hals gekommen: so saget die Metaphore weit kühner: **Die ehernen Donner knal-**

leten;

leren; dieser Leu schlug alles nieder; dieser Adler übereilte seinen Raub. Man kann leicht sehen, daß in dieser Art sich auszudrücken, sehr was edles und erhabenes stecket.

XIV. §.

Quintilian theilet die Metaphore in vier Classen ein. I. Wenn man ein lebendiges Ding fürs andre nimmt. Z. E. Livius schreibt: Cato habe den Scipio oft angebellet. II. Wenn man ein lebloses Ding für das andre setzet. Z. E. Da ein Poet saget: Er wirft der Flotte Zügel an. III. Wenn man ein lebloses Ding für was lebendiges setzet. Z. E. Wenn man von einer verstorbenen Schönen sagete: Die Krone des Frauenzimmers ist abgefallen. IV. Wenn man die Redensart von lebendigen Dingen für was lebloses brauchet. Z. E. Cicero für den Ligar spricht:

> Was machte dein entblößtes Schwert, in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Leibe sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen?

Wenn man aber seine angefangene Metaphore länger fortsetzet, als in einer Redensart: so bekömmt sie den Namen einer Allegorie. Z. E. Fleschier schreibt bald nach der obigen Stelle:

> Wie oft hat er aus brünstigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menschlichen Gemüths triumphiret, zu seinem Heilande geseufzet: Herr, hilf daß ich sehen möge! Wie oft suchte er mit unvermögender Hand, die verdrüßliche Binde abzureißen, die seine Augen vor der Wahrheit verschloß!

Hier stellet der Redner seinen Helden, unter dem Bilde eines Blinden vor; und setzet die Vergleichung bis ans Ende fort. Er meynet aber die Unwissenheit in der römischkatholischen Lehre dadurch: welches denn seiner Absicht vollkommen gemäß ist.

XV. §.

XV. §.

Vermittelst dieser Metaphoren und Allegorien nun kann ein Redner seiner Schreibart einen großen Zierrath geben. Er kann von den schlechtesten Dingen, auf eine anständige und edle Art reden; er kann von einerley Sache, oft auf eine andre Art sprechen, und dadurch den Ekel der Ohren vermeiden; er kann endlich dadurch seine Sprache bereichern, und da, wo sie mangelhaft schien, ihr einen Ueberfluß zuwege bringen. Man nehme sich nur in Acht, daß man große Dinge nicht mit Metaphoren, die von schlechten Dingen hergenommen worden, ausdrücke. Z. E. Einen Helden, den ich loben will, muß ich nicht mit einem Geyer oder Habichte vergleichen: diese Vögel sind in keinem Ansehen. Ein Adler aber, und ein Falk werden für edler gehalten. Hergegen wenn ich etwas verachten will: so muß ich die Metaphore nicht von gar zu hohen, schönen oder vollkommenen Dingen entlehnen. Z. E. Den **Cartousche** muß ich nicht, einen **Phönix** seiner Zeiten nennen; ob er gleich an Büberey nicht seines gleichen gehabt: denn dieser Vogel steht in gar zu gutem Ansehen. Endlich muß eine Allegorie nicht aus einer Metaphore in die andre fallen; sondern in einerley Gleichnisse fortfahren. Z. E. Wenn Fleschier schreibt:

> Die ehernen Donner, welche die Hölle zum Verderben der Menschen erfunden hat, knalleten schon von allen Seiten.

so ist die Allegorie von dem Donnerwetter beybehalten. Wenn er aber an statt **knalleten** gesagt hätte, sie **brülleten**: so hätte er alles verderbet; weil hier zweyerley Gleichnisse, vom **Donner**, und von einem **Leuen** mit einander vermenget wären. Endlich so würde die Vermengung ungleicher Metaphoren lauter Räthsel zuwege bringen. **Aristoteles** giebt das Exempel: ich sah einen Menschen, der an eines andern Körper, Metall mit Feuer anklebete: d. i. der ihm Schröpfköpfe setzte. Hierinn pflegen es schwülstige Scribenten leicht zu versehen.

XVI. §.

XVI. §.

Die andere Art der verblümten Redensarten heißt die Metonymie, deutsch, der Namenwechsel, oder wie Longolius sie genennet, das Namenlehn. Dieselbe hat fünferley Arten unter sich: denn man setzet zuweilen.

I. Die Ursache für die Wirkung. Z. E. Xenophon und Plato sind angenehm zu lesen: oder wie Fleschier saget: Gott allein ist der Lohn christlicher Tugenden.

II. Die Wirkung für die Ursache. So saget z. E. wiederum Fleschier: man krönet sich mit eigner Hand, man richtet sich einen heimlichen Triumph an; und sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem eignen Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an.

III. Das Subject für das Adjunct. Z. E. Mosheim, in seiner Rede wider die Religionsspötter, saget: Man meynet genug gesagt zu haben, wenn man eine Menge von Worten hervor stößt, die weder Salz noch Ordnung haben. Hier ist das Salz genennet, und die Schärfe, als die Eigenschaft desselben gemeynet. Diese Art der Metonymie begreift noch viel besondere Arten unter sich.

1) Das Enthaltende für das Enthaltene. Z. E. Fleschier saget: Aber nichts war fürchterlicher anzusehen, als da das ganze Deutschland, dieser große und ungeheure Körper, alle seine Fahnen fliegen ließ, und an unsre Gränzen rückete. Denn er nennet das Land, und meynet die Völker, die darinn wohnen.

2) Der Besitzer für das Eigenthum. Hiervon ist im Deutschen nicht leicht ein Exempel zu finden. Quintilian gesteht, daß sich außer den Poeten sonst nicht leicht jemand dessen unterfängt; und führet Virgils bekanntes: Jam proximus ardet Ucalegon, an; welches auch bey uns wohl gesaget wird, wenn es heißt: Mein Nachbar ist abgebrannt.

3) Der Feldherr für seine Soldaten. Z. E. Fleschier saget: Er marschiret drey Tage, setzet über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und machet ihm viel zu schaffen. Hier wird von dem Marschalle von Turenne das gesaget, was doch sein Kriegsheer gethan hat.

4) Das

4) Das Bezeichnete für sein Zeichen. Z. E. Man saget bey dem Anblicke eines Bildes; das ist Opitz; das ist Canitz; und nennet also den Mann, da es doch nur ein Gemäld von ihm ist.

5) Die Sache, die in der Zeit geschieht, für die Zeit selbst. Z. E. Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede saget: Die Jahreszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollet, das wird leicht zu ermessen seyn; nämlich wenn die Winde nach der Gegend wehen, und wenn von den Kaufmannsschiffen nichts zu besorgen ist. Denn ohne Zweifel meynet er den Frühling und Sommer.

IV. Das Adjunct anstatt des Subjects, und zwar

1) Das Enthaltene fürs Enthaltende. Z. E. Man saget: Er ist in die ewige Ruhe eingegangen, und meynet in den Himmel, darinn sie anzutreffen ist. Es heißt: er lebet im Schulstaube, und meynet die Schule, darinnen der Staub zu seyn pflegt. Er vertreibet sich die Zeit mit dem Lateine; das ist, mit den Büchern, die darinn geschrieben sind, u. d. gl.

2) Das Zeichen für das Bezeichnete. Z. E. Gundling saget von seinem Könige: er zeiget, daß er, wie der Bienenkönig keinen Stachel, und wie der Delphin keine Galle habe; d. i. keinen Zorn und keine Rachgier, deren Zeichen jene sind.

3) Die Zeit für die Sachen, die darinnen geschehen. Z. E. Wenn Cicero saget: O tempora! O mores! Wenn man die Zeiten eisern nennet, und dadurch die bösen Leute, und ihre Sitten versteht. Imgleichen wenn dort Jakob saget: die Zeit seiner Wallfahrt sey wenig und böse.

4) Die Tugend oder das Laster, für diejenigen, die demselben ergeben sind. Z. E. Fleschier saget: Das Glück, das von allen gelobet wird, und am allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemuthsneigung (dem Neide) befreyen können. Hier ist die boshafte Gemüthsneigung, oder der Neid, als ein Laster, anstatt der neidischen Leute gebrauchet.

5) Der Affect für den Gegenstand desselben. So saget Fleschier: der Verlust eines einzigen Mannes ist eine allgemeine

gemeine Trübsal: da er doch nur die Ursache und Veranlassung dazu gab. Eben so wäre es, wenn man den Prinzen Eugen das Schrecken der Türken, und die Furcht der Franzosen nennen wollte. Hieher gehöret auch

V. Die Metalepsis, der Zustandswechsel, und dieser ist zweyerley:

1) Das Vorhergehende fürs Nachfolgende. Z. E. Man saget: er hat gelebet, anstatt er ist gestorben: er ist reich gewesen, für, er ist verarmet: er hat wohl studiret, anstat, er ist sehr gelehrt: er hat nichts gelernet, anstatt, er versteht nichts.

2) Das Nachfolgende fürs Vorhergehende. Er hat nicht viel vergessen, anstatt, er hat nicht viel gelernet: er wird seinen Erben die Processe ersparen; das ist, er verzehret alles, was er hat: er wirds nicht lange machen; das heißt, er ist todtkrank.

XVII. §.

Zum dritten kömmt die Synekdoche, oder der Auszug, wie Longolius sie benennet *. Man zählet insgemein folgende Arten dazu:

I. Das Ganze anstatt des Theiles. Z. E. Mosheim schreibt auf der 1075. S. des III Th. f. h. K.. Diesem Geiste der Lügen ist daran gelegen, daß dergleichen gottlose Meynungen nicht in der Seele eines einigen, oder etlicher weniger von seinen Unterthanen bleiben; sondern in der Welt, zum Untergange vieler Tausende ausgebreitet werden. Hier wird doch durch die Welt nur das menschliche Geschlecht, und noch wohl lange nicht das ganze verstanden.

II. Der Theil anstatt des Ganzen. Z. E. Man saget die Klinge, und meynet den Degen. Man nennet die Faust eines Helden, und meynet den ganzen Arm. Man spricht auch: unsere Mauren sind sicher, unsere Thore sind voll Friedens; und meynet doch die ganze Stadt und ihre Bürger. Man verspricht jemanden: seine Thüre solle ihm allezeit offen stehen; und versteht das Haus u. d. gl.

III. Die

* Quintilian sagt: Quidam συνεκδοχην vocant, quum & id in contextu sermonis, quod tacetur, accipimus. L. VIII. c. 6.

III. Die Gattung anstatt einer Art. Z. E. Wir haben Früchte, Kraut oder Wurzeln gegessen, und man meynet doch besondere Arten des allen. Die Gelehrsamkeit ist mein Zeitvertreib; da es doch nur eine besondere Art der Wissenschaften ist.

IV. Die Art anstatt der Gattung. Z. E. Der tockayer oder champagner Wein hat es gethan; d. i. der Wein überhaupt. Die Thaler sind ausgeflogen; das ist, das Geld. Er hat kein Hemde auf dem Leibe; das ist, keine Kleidungen. Er hat Haus und Hof verzehret; das ist, sein Vermögen.

V. Die einzelne Zahl anstatt der mehrern. Z. E. Mosheim schreibt auf der 659 Seite seiner heil. Reden:

> Sie (die Begierden) machen Götzen aus den Geschöpfen die unsrer Erhaltung dienen; und dienen oft einem Staube mehr, als dem Herrn der Herrlichkeit. Verkehrtes Herz!

Und doch meynet er viele Herzen.

VI. Die mehrere Zahl anstatt der einzelnen. Z. E. Mosheim auf der 677 Seite:

> Könnten wir die Ströme von Blut abbilden, die jene erste Zeugen unsers Erlösers vergossen! Könnten wir ihr Blut heute für euch redend machen, eure Halsstarrigkeit zu beschämen! Könnten wir ihre Unruhe, ihre Schmach, ihre Leiden, ihre Martern mit den rechten Worten vorstellen!

Und doch meynet der Redner sich allein.

VII. Eine gewisse Zahl für die ungewisse. Z. E. Gundling in seiner Lobr. auf den König in Pr.

> Kluge Leute haben schon längst Spanien beklaget: daß darinnen über eine Million Pfaffen sich aufhielten, welche bey ihren starken Bäuchen nichts arbeiten; und bey ihren mannfesten Schultern nichts anders thun, als daß sie Tag und Nacht plerren und schreyen.

VIII. Eine gerade Zahl für eine ungerade, die entweder grösser oder kleiner ist. Z. E. Gundling saget eben daselbst:

> Churfürst Friedrich Wilhelm der Große hat, unter andern Erinnerungen, auch diese seinen weisen Nachfolgern hinterlassen: daß sie mitten im Frieden den Degen angürten, und sich

jederzeit nicht anders stellen sollten, als wenn sie mit 24 bis 30000 streitbaren Soldaten ins Feld ziehen wollten.

IX. Ein eigener Namen anstatt einer gemeinen Benennung. Z. E. Wenn man einen Helden den Alexander seiner Zeiten; den hochsel. König in Pohlen, den deutschen Herkules; den Herrn von Leibnitz, einen Plato oder Pythagoras der Deutschen hieße.

X. Eine gemeine Benennung für einen eigenen Namen. Z. E. Fleschier saget von dem Marschalle von Turenne:

Es sollte ein Haupt kosten, welches ein jeder von uns, durch sein eigenes hätte retten wollen.

Und bald darauf:

Die sterbenden Väter schicken ihre Söhne, den entseelten Feldherrn zu beweinen: anstatt, den Marschall von Turenne zu beweinen.

NB. Diese beyden letztern Arten, werden sonst Antonomasien genennet.

XVIII. §.

Endlich werden zur Synekdoche auch noch die **Hyperbole**, und **Litote** gerechnet. Jene ist eine Vergrößerung; diese aber eine Verkleinerung des Dinges, davon die Rede ist. Sie sagen also entweder mehr, oder weniger, als in der That wahr ist; und bestehen also allemal aus einer Unwahrheit. Doch ist die Absicht dabey nicht, die Zuhörer zu betrügen, oder in Irrthum zu stürzen. Man muß auch die Unwahrheiten allezeit so einkleiden, daß man die Wahrheit dadurch gewahr werde, und den Zusatz, oder die Verminderung merken könne. Nun bedienen sich zwar die Poeten dieser Vergrößerungen und Verkleinerungen viel häufiger, als die Redner: allein sie sind auch im gemeinen Leben sehr gebräuchlich. Z. E. Einen magern Menschen zu beschreiben, saget man: er hat nichts, als Haut und Knochen. Einen Armen anzuzeigen, spricht man: er hat keinen Häller. Einen großen Menschen nennet man einen Riesen, und einen kleinen, einen Zwerg; obgleich beyde noch ziemlich mittelmäßig sind. Cicero saget von dem **Verres** recht hyperbolisch:

Es befand sich eine ziemliche Zeit in Sicilien, nicht etwa jener Dionysius, auch nicht Phalaris; sondern ein neues Ungeheuer, ein Abkömmling von derjenigen Grausamkeit, die vorzeiten daselbst ihren Aufenthalt gehabt. Denn ich glaube, daß weder Charybdis noch Scylla den Schiffen jemals so gefährlich gewesen, als eben dieser.

Hierbey ist zu merken, daß man eine gewisse Mäßigung zu brauchen Ursache habe; damit man die Sache weder gar zu groß, noch gar zu unmenschlich klein mache. Die Panegyristen versehen es hierinn gemeiniglich, wenn sie die Großen dieser Welt auf eine unvernünftige Weise erheben. Da ist alles übermenschlich, unaussprechlich, ja göttlich: wie z. E. Lehms immer von einem Götterhause, von irdischen Göttern, von der spanischen Welt. u. s. w. redet. Ja die heutigen Dichter und Redner werden mit ihrem göttlichen, welches sie überall verschwenden, zu rechten Gotteslästerern. Königsdorf, in seiner Lobrede auf den Kaiser Leopold, nennet ihn den Atlas, der bisher die sinkende Welt aufgehalten. Er saget: der Ocean sey mit so vielem Blute gefärbet worden, daß er dem rothen Meere seinen Namen streitig machen können, u. d. gl. Ja man hauet oft zehn alte Helden in die Pfanne, um einen einzigen neuen daraus zusammen zu schmelzen: welcher Fehler denn entweder lächerlich wird, oder doch bey allen Vernünftigen einen Ekel erwecket.

XIX. §.

Wir kommen endlich auf die **Ironie**, oder auf die Verspottung, als die vierte Gattung der verblümten Redensarten. Auch hier hat es Statt, daß die Wörter neue Bedeutungen bekommen: indem man in der Ironie gerade das Gegentheil von dem saget, was man denket. Der Zuhörer muß es aber aus den Umständen schon wissen; oder aus dem Tone der Sprache abnehmen können, wie es gemeynet ist. Z. E. Wenn man einen Verzagten, einen **Achilles**; einen Einfältigen, einen andern **Ulysses**; einen Häßlichen, einen andern **Adonis** nennen wollte. Imgleichen, wenn man einen un-

nützen Menschen eine Stütze der Republik; einen Lasterhaften die Krone der Ehrbarkeit hieße. Man theilet aber die Ironie in etliche Arten, und da heißt die erste.

I. Sarcasmus, das Hohngelächter, ist ein sehr giftiges und beißendes Gespött, gegen einen Sterbenden. Z. E. dienet die Schmähredе der Juden gegen Jesum am Kreuze: Wie fein brichst du den Tempel ab, und baust ihn in dreyen Tagen? Nun! steig herab vom Kreuze ꝛc.

II. Diasyrmus, das Durchziehen, wird gegen einen noch lebenden Feind als eine Spötterey ausgestoßen; wie z. E. Cicero den Clodius anredet: Deine Redlichkeit hat dich entschuldiget! glaube mir, deine Schamhaftigkeit hat dich errettet! dein voriges Leben hat dich erhalten!

III. Mimesis, das Nachspotten, ist eine spöttische Wiederholung der Worte dessen, den man verspotten will. Z. E. Es hätte jemand gesagt: Bin ich nicht ein ehrlicher Mann? und man antwortete darauf: Ja, ein ehrlicher Mann!

IV. Charientismus. Ist eine höfliche spaßende Antwort, auf eine harte Rede. So sagete jener alte Held, auf den Einwurf: daß die Perser mit ihren Pfeilen die Sonne verdunkeln würden: Desto besser! so werden wir im Schatten fechten können.

V. Asteismus. Ist ein artiger Scherz, zur Verkleinerung seiner selbst, als z. E. wenn Cicero in einem Schreiben an Brutus saget: Wir habens dem Volke weiß gemacht, daß wir Redner wären.

Doch dieser ironischen Arten, sich auszudrücken, kann sich heute zu Tage ein Redner selten bedienen; da man selten mit Gegnern zu streiten hat, derer man füglich spotten könnte. Doch, daß es nicht unmöglich sey, dieselben zuweilen zu brauchen, zeiget das Exempel des Herrn Kanzlers von Mosheim, der, in seiner Rede von der Thorheit der Religionsspötter, sich derselben mit besonderer Geschicklichkeit bedienet hat.

XX. §.

Von allen diesen verblümten Redensarten überhaupt, muß ich noch einmal die Regel geben: daß man sie zwar brauchen, aber

aber nicht misbrauchen müsse. Eine Schreibart, die davon ganz entblößet ist, wird gar zu mager aussehen: die aber gar zu sehr damit beschweret ist, sieht gar zu schwülstig und hochtrabend aus. Die es ist nämlich die Quelle aller Scribenten, die auf Stelzen gehen, die niemals natürlich denken oder schreiben; sondern lauter seltsame und ausschweifende Redensarten brauchen. Sie suchen mit Fleiß die allerunerhörtesten Gleichnißreden auf. Sie finden Aehnlichkeiten, wo der hundertste keine sehen kann: alles nennen sie anders, als andere Leute; alles kömmt ihnen größer, oder kleiner vor, als andern Menschen. Die gemeinsten Dinge werden unerhört und fremde, wenn sie aus ihrem Munde gehen. Kurz, wenn sie am schönsten zu reden meynen; reden sie ganz phantastisch: und wenn sie sich recht zierlich ausdrücken wollen, so sind alle ihre Sätze lauter Räthsel. Die Spanier und Italiener haben auch einige der Unsern dazu verführet: und ihre Schule hat eine gute Weile in Deutschland gedauret. Zum Exempel mag folgendes dienen, das in der Sammlung auserlesener Reden auf der 45. S. steht:

> Doch der Glanz des Purpurs hatte ihm dergestalt unter die Augen geleuchtet, daß er den türkischen Bluthund Solymann reizte, dessen erblaßte Röthe in Christenblut zu färben. Diese Aftersonne entlehnte nunmehr ihr Licht von dem türkischen Monden. Dieser gieng in dem ungarischen Königreiche blutroth auf, und sein entsetzlicher Lauf erstreckete sich bis an das Herz der kaiserlichen Erblande. Er erregte viel ein größer Ungestüm auf dem christlichen Boden, als das natürliche Gestirn in seiner Fülle auf dem Ocean: und diese blutige Fluth drang an die österreichische Hauptstadt Wien. Hier hatten die ottomannischen Zirkel ein Ende, und die Macht des erzürnten Solymanns fieng wieder an den Krebsgang zu gehen ꝛc.

XXI. §.

Noch zweyerley Gattungen von Worten sind übrig zu betrachten, ehe wir dieses Hauptstück schließen; und zwar erstlich die synonymischen Redensarten. Es fraget sich nämlich, ob

ob auch ein Redner die gleichgültigen Ausdrückungen brauchen solle? und ob darinn ein besonderer Reichthum seiner Sprache bestehe, daß er einerley Begriff auf vielerley Art zu verstehen geben kann? Nun ist es zwar überhaupt gewiß, daß es kaum zwey vollkommen gleichviel bedeutende Wörter in einer Sprache giebt. Man versuche es in Exempeln, so wird man finden, daß immer das eine Wort mehr, oder weniger andeutet, etwas edlers oder etwas niedrigers zur Nebenbedeutung hat, als das andere. Z. E. Hand, Faust, Arm, und Schulter bedeuten nicht einerley. Kopf, Haupt, Scheitel, und Nacken sind auch sehr unterschieden, und können nicht überall ohne Unterscheid gebrauchet werden. Fuß, Ferse, Schenkel, Bein und Knie sind gleichfalls mit einander verwandt, aber darum nicht einerley. Leib, Körper, Rumpf, Rücken und Bauch sind ebenermaßen sehr unterschieden. Folglich ist es denn nicht gleichviel, welches ein Redner brauchet. Allein gesetzt, es gäbe Gelegenheiten, wo man gewisse Wörter für gleichgültig ansehen könnte: so wäre es doch nicht rathsam, sie alle zugleich zu brauchen. Z. E. ersuchen, bitten, anflehen, und seufzen, scheinen zwar fast einerley zu seyn: allein wie würde es klingen, wenn man sie zugleich brauchen wollte? Die Urtheilskraft muß einen Redner lehren, wo sich dieses oder jenes am besten hin schicket. Ließen sich aber ja zwey Wörter zugleich brauchen, die dem Grade nach, mehr oder weniger bedeuten: so müßte man allezeit das schwächeste voran, das stärkeste aber hinterher setzen. Z. E. Ich bitte und flehe dich an, das zu thun. Ich versichere dich, und betheure es hoch! Ich ermahne und beschwere dich bey allem, was dir lieb ist, deine Lebensart zu ändern.

XXII. §.

Die andre Art sind die Beywörter, die man sowohl den Nennwörtern als den Zeitwörtern beyzufügen pflegt, ihre Bedeutung zu bestimmen. Z. E. Ein Mensch, ein vernünftiger, ordentlicher, sterblicher Mensch; leben, ver-

vernünftig, klüglich, armseligt; tugendhaft leben. Nun fraget es sich, ob man dergleichen Beywörter in der Schreibart sehr nöthig brauche? Viele bilden sich ein: dadurch sey eben der Ausdruck eines Redners von der gemeinen Sprache unterschieden; daß jener mit häufigen Beywörtern prange, dieser aber davon entblößet sey. Daher beschweren sie alle ihre Nennwörter und Zeitwörter mit unzähligen solchen Zusätzen, und erweitern dadurch ihre Perioden nicht wenig. Wenn es einem Redner nur um ein weitläuftiges Geschwätze ohne Nachdruck, und einem Scribenten nur um viele Bogen voller Nichts, zu thun wäre: so möchte dieses gelten. Allein es verhält sich ganz anders damit. Die Beywörter bedeuten die Eigenschaften und zufälligen Beschaffenheiten der Dinge. Wenn es nun dem Redner um diese, oder jene Eigenschaft oder Beschaffenheit der Dinge, ausdrücklich zu thun ist: so muß er freylich das dazu erforderliche Beywort nicht vergessen. Z. E. Gundling schreibt in der oft gerühmten Rede:

> Wir verachten unsere eigenen Waaren, und verlieben uns in dasjenige, was andre Völker daraus durch ihre Kunst erzwingen. Wem gefällt doch ein deutsches Tuch? ein einheimischer Zeug? ein bey uns gemachter Stoff, Hut oder Strumpf?

Hier sieht man, wie der Redner die Beywörter nicht zum Ueberflusse, sondern aus Noth gebrauchet hat, weil es sein Satz also erfoderte. Und dieses ist folglich die Richtschnur der Stilisten: man brauche Beywörter, wenn die Absicht der ganzen Rede sie erfodert; und man lasse sie weg, wenn man sie nicht vermissen würde.

XXIII. §.

Hiervon noch mehr überzeuget zu werden, so wollen wir eine Rede von guter Art nehmen, und überall, wo der Redner keine Beywörter gebrauchet hat, eines hinzusetzen; wie dieses gewisse Schullehrer, in ihren deutschen Rhetoriken, erfodert haben: so wird man sehen, was für ein abgeschmack-

tes Wesen daraus entsteht. Es sey solches die kanitzische Rede, auf die brandenburgische Churprinzeßinn, aus dem Hause Hessen. Sie fängt an;

Fürsten sterben zwar eben so, wie alle Menschen; doch haben sie auch zu solcher Zeit, vor andern ein großes voraus. Was ihr Tod nach sich zieht, giebt nicht nur eine Veränderung in einem Hause, oder Geschlechte, sondern zugleich in unzählich vielen Seelen. Man weis, daß oft, durch das Absterben eines einzigen hohen Hauptes, die Welt in solche Unordnung gesetzet worden, daß aller Menschen Klugheit und Macht dieselbe kaum wieder zurecht bringen können. Es sind die Zeugnisse davon, in mehr als einem Reiche und Lande, mit Blut und Thränen angeschrieben: und wenn es ungewiß ist, ob Gott, ihren Fall vorher anzudeuten, Cometen am Himmel aufstecket; so ist doch dieses gewiß, daß von ihrem Falle, oft ein großer Theil des Erdbodens erschüttert wird.

So vernünftig, gesetzt und männlich nun alle Sätze dieses Redners klingen, wenn sie gleich fast von allen Beywörtern entblößet sind; so ungereimt, frostig und kindisch würde es klingen, wenn man alle Sätze mit unnöthigen Beywörtern aufblasen wollte: z. E.

Mächtige Fürsten sterben zwar eben so, als alle hinfällige Menschen; doch haben sie, auch zu solcher traurigen Zeit, vor andern ein großes voraus. Was ihr schmerzensvoller Tod nach sich zieht, giebt nicht nur eine erstaunende Veränderung in einem thränenvollen Hause oder beraubten Geschlechte; sondern zugleich in unzählich vielen höchstbestürzten Seelen. Man weis, daß oft, durch das plötzliche Absterben eines einzigen glorwürdigen hohen Hauptes, die erschrockene Welt in solche unaussprechliche Unruhe gesetzet worden; daß aller sterblichen Menschen vereinigte Klugheit und angewandte Macht sie nicht vollkommen wieder zurecht bringen können. Es sind die kläglichen Zeugnisse davon, in mehr als einem bejammernswürdigen Lande, mit purpurrothem Blute und heißen Thränen, aufs deutlichste angeschrieben ꝛc.

Doch ich kann mich nicht überwinden, dieser lächerlichen Schreibart länger nachzuahmen. Will man dagegen sagen,

daß

daß vieleicht niemand im Ernste so thöricht seyn würde, dergleichen überflüßige und unnütze Beywörter zu brauchen: so kann ich diesen Einwurf gleich, mit der oft angezogenen lehmsischen Rede widerlegen; daraus ich in dem folgenden noch mehr als ein Exempel anführen werde. Ja auch neuere Stilisten haben in ihren Lob-Reden und Zueignungsschriften, sehr oft damit gesündiget. S. Birnbaums und Corvins Reden.

Das XIV. Hauptstück.

Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren.

I. §.

Eine Periode ist eine kurze Rede, die einen völligen Verstand hat. Die natürliche Nothwendigkeit, im Reden Athem zu holen, scheint die Redner und Schreiber zuerst darauf gebracht zu haben, daß sie ihren Vortrag in gewisse Theile abgesondert, die an sich selbst schon verständlich wären, und dabey man etwas stille halten könnte; ohne der Meynung des Scribenten, oder des Redenden, einigen Abbruch zu thun. Die alten Lateiner hießen einen solchen Satz *Versum*, nach Art der Poeten, die eine jede Zeile ihrer Gedichte so nannten, dabey sie wieder mit dem Griffel umkehrten, und von forne zu schreiben anfiengen. Daher schreibt Cicero im III. Ges. vom Rednern Cap. 44.* „Die

„Alten

* Versus enim veteres illi, in hac soluta oratione propemodum, hoc est, numeros quosdam nobis esse adhibendos, putaverunt. Interspirationis enim, non defatigationis nostræ, neque librariorum notis, sed verborum & sententiarum modo, interpunctas clausulas in orationibus esse voluerunt; idque princeps Isocrates instituisse fertur, ut inconditam antiquorum dicendi consuetudinem, delectationis atque aurium caussa, numeris adstringeret.

„Alten hätten dafür gehalten, man müßte auch in unge„bundener Rede, bey nahe Verse machen, das ist, einen ge„wissen Wohlklang beobachten. Denn sie foderten, daß „im Reden gewisse Ruhestellen zum Athemholen seyn sollten; „die nicht nur durch unsre Ermüdung im Aussprechen, auch „nicht durch die Zeichen der Abschreiber; sondern durch das „eigene Maaß der Wörter und Gedanken abgetheilet wären. „Und dieses soll vornehmlich **Isokrates** eingeführet haben, „damit er die ungeschlachte Art der Alten im Reden, den „Ohren zu gefallen, angenehmer und wohlklingender machen möchte. Diese Stelle nun redet zwar auch von dem Wohlklange der Perioden: doch sieht ein jeder, daß die Periode selbst nicht ausgeschlossen ist. Denn er will, daß in ganzen Reden clausulæ interspirationis seyn sollen, und zwar solche, die verborum & sententiarum modo, durch das Maaß der Worte und Gedanken; nicht aber nur durch die Zeichen der Schreiber, abgetheilet wären. Was sind nun dieses anders als Perioden? Die Alten sind in dieser Kunst noch ungeübet gewesen. Sie redeten und schrieben in einer unabgetheilten, stets aneinander hangenden Rede, ohne an einem andern Orte Athem zu holen, als wo er ihnen von ungefähr vergieng; der Verstand mochte nun daselbst geendiget seyn, oder nicht: bis **Isokrates** diesen Misbrauch abgeschaffet, und die Griechen periodisch schreiben gelehret.

II. §.

Und in der That lehret es die Erfahrung, wie ungereimt, verdrüßlich und dunkel eine Schrift oder Rede klingt, die in keine Perioden abgetheilet ist. Man sieht diese Art zu schreiben, bey den Halbgelehrten noch hier und da, die sich dem Strome ihrer Phantasie überlassen, und von demselben in einer Menge von Worten hingerissen werden, darinn sie kein Ende finden können. Sie hängen an einen jeden einfachen Gedanken, einen Zusatz nach dem andern; und flechten unzählige Umstände, Einschränkungen, Bedingungen Folgerungen und Anmerkungen verwirrt durch einander, daß

man

man sich darinn wie in einem Labyrinthe verirret, und endlich gar nicht mehr weis, was sie haben wollen. Die Juristen sind insgemein in ihren gerichtlichen Aufsätzen diesem Fehler unterworfen: aber es giebt auch wohl Leute, die sich für geistliche und weltliche Redner halten, und es doch nicht besser machen. Ja was das lächerlichste ist, auch solche eingebildete Kunstrichter, (Critici) die sich für große Sprachverständige, für Verfechter der lateinischen Reinigkeit und Zierlichkeit ausgeben, haben noch diese inconditam antiquorum dicendi consuetudinem, wie Cicero schreibt, an sich; indem sie ganze dichte Blätter, ja Bogen vollschreiben, ohne jemals einen Punct zu machen. Wie seltsam eine solche Schreibart aussieht, das kann ich nicht besser, als durch folgendes Exempel darthun. Es ist aus dem ersten Theile des Biedermannes auf der 177 S. genommen.

Wie, welchergestalt und was maßen neulich Eu. Hochedl. an einem, und einer von deroselben geschickten Correspondenten am andern Theile, in einem von diesem letztern abgefaßten, von ihnen hergegen in ihren Blättern ans Licht gestellten Briefe, den seit undenklichen Zeiten, in allen kaiserlichen, königlichen, und fürstlichen Kanzelleyen, auch auf Rathhäusern und Gerichtstuben in Städten, wie nicht weniger bey Juristenfacultäten und Schöppenstühlen angenommen, völlig eingeführten, und durchgängig bey jedermännlichen approbirten, auch sonst gar üblichen Kanzelley und Hofstilum, unbefugter, ja recht unverantwortlicher weise anzutasten, und zu verkleinern, sich ganz widerrechtlich erkühnet und unterstanden; solches wir verhoffentlich ihnen und allen dero wertheften Lesern, wes Standes, Alters und Geschlechts sie seyn mögen; überall, wo ihre Schriften bisher hingekommen, noch in frischem Gedächtnisse und gutem Andenken schweben; anerwogen die so freventliche Begünstigung eines, das bonum publicum ganzer Staaten, Länder und Städte, die Wohlfahrt so vieler bey den Kanzelleyen und was dem abhängig, engagirten rechtschaffenen Leute, so vieler anderer Secretarien, Copisten und Schreiber voritzo nicht zu gedenken, so nahe angehenden alten Herkommens, durch dessen Abstellung gewiß so mancher ehrliche Mensch sein Stück Brod verlieren, mancher in Rechtsprosse verwickelte Kläger und Beklagte hingegen, die

die Hälfte seines Geldes in der Tasche behalten würde, (welches doch, der bisherigen Gewohnheit nach, für höchst unbillig zu halten wäre) nothwendig zum Ruin der Republik, und zur Wiederherstellung einer, Gottlob! längst abgeschafften, pedantischen, und auf Akademien, bey den Herren Gelehrten allein, herrschenden Schreibart, abzielen, und, wo diesem verwägenen Unternehmen nicht bey zeiten gesteuret wird, nothwendig und unfehlbar gereichen dörfte; Wann dann ꝛc.

Wie nun dieses allererst die kleine Hälfte eines weit längern Satzes ist; also kann man leicht denken, wie das übrige klingen muß. Gleichwohl könnte diese große Weitläuftigkeit ersparet worden seyn, wenn der Verfasser hätte schreiben wollen:

Mein Herr, sie haben letzlich ein Schreiben drucken lassen, darinn die Kanzleyschreibart verworfen wurde; und zugleich die Liebhaber derselben eingeladen, die Vertheidigung derselben zu übernehmen ꝛc.

III. §.

Nunmehr wird man im Stande seyn, zu urtheilen, ob der so genannte Hof- und Kanzley-Stilus, womit sich gewisse Leute so breit machen, dasjenige große und einzige Muster sey, das sich vernünftige Scribenten zur Nachahmung vorzustellen haben? Wer kann doch in gewissen Zeitungen die regenspurgischen Reichsangelegenheiten, und die deswegen verfertigten öffentlichen Schriften, ohne Verdruß und Ekel durchlesen? Gleichwohl bilden sich insgemein die deutschen Kanzellisten, wer weis wie viel darauf ein; und verachten alles, was nicht so weitschweifig, athemraubend, und verwirrt aussieht und wirklich ist. Allein dieses ist kein Wunder. Die meisten unter ihnen haben keinen Fleiß auf ihre Mutterspra-che gewandt, die freyen Künste nicht gelernet, und die Regeln der guten Schreibart so wenig, als die Kunst wohl zu denken, gefasset. Sie sind Copisten und Schreiber gewesen: die aus der bloßen Uebung den alten Schlendrian der Kanzelleyen gelernet, und die schlimmen Muster der Alten eher zu verschlimmern, als zu verbessern, geschickt geworden. Was

man

man nun von Jugend auf gelernet, womit man sein Brod verdienet, und was alle andre Leute von dieser Lebensart auch nicht besser machen, das vertheidigt man hernach bis an sein Ende. Es würde ja vornehmen, alten und erfahrnen Secretarien eine Schande seyn, von geringern, jungen und in Welthändeln unerfahrnen akademischen Lehrern oder Schulmännern, die man allesammt mit dem verächtlichen Namen der Schulfüchse abfertiget, etwas anzunehmen!

Vel quia turpe putant, parere minoribus; aut, quæ
Imberbes didicere, senes perdenda fateri. *Horat.*

Sie sollten sich aber nur ein wenig in Frankreich umsehen, wo die geschicktesten Hofleute, als Büssi Rabütin, St. Evremond, u. a. m. eine ganz andre Schreibart in ihrer Gewalt gehabt und gebrauchet haben; als die elenden Kanzellisten in Paris, in den königlichen Edicten, Befehlen, Rescripten und Patenten zu brauchen pflegen: wie man in so vielen Büchern, wo königliche Befreyungsbriefe stehen, gedruckt wahrnehmen kann.

IV. §.

Doch indem wir eine periodische Schreibart einem jeden bestens angepriesen haben: so wollen wir damit nicht behaupten, man müsse lauter kurze Sätze, von sehr wenigen Worten, als so viel Orakelsprüche, abfassen. Nein, dieses würde freylich gar zu gezwungen heraus kommen, und nichts, als so eine gebrochene, kraftlose Rede zuwege bringen, die an dem Seneca mit Rechte getadelt, und lat. arena sine calce, genannt worden; deutsch aber Häckerling heißen könnte. Die Poeten machen zwar alle ihre Verse gleich lang, wenn sie ein Gedicht machen; die Redner aber dörfen und müssen sich in ihren Perioden so sehr nicht zwingen; ob sie gleich die Kunst periodisch zu schreiben, und einen Wohlklang zu beobachten von ihnen gelernet haben. Die Ursache ist leicht zu finden. Eine gar zu große Gleichförmigkeit der Sätze erwecket dem Gehöre des Lesers oder Zuhörers einen Ueberdruß: und die Abwechse-

lung

lung längerer und kürzerer Perioden ist weit angenehmer und ungezwungener. Man vermische also in seiner Rede und in seinen Aufsätzen die Perioden so, daß bald etliche kurze, bald etliche mittelmäßige kommen, bald auch wohl ein recht langer mit unterlaufe, dabey man etliche mal Athem holen muß: denn überhaupt zu reden, so ist auch dieses kein Fehler, wenn es nur nicht gar zu oft kömmt. Man nehme sich nur in Acht, daß auch diese langen Sätze; sich so bequem in gewisse Stücke zerfällen, daß man jedes davon für sich, in einem Athem hersagen kann. Sonderlich aber können die langen Perioden oft, in der Hitze eines heftigen Affects, eine gute Wirkung thun: wie der Anfang von Cicerons I catilinarischen Rede sattsam zeiget. Es gehöret aber alsdann auch eine starke Brust, und ein langer Athem dazu, der mit genugsamer Heftigkeit alles mit einander herausstoßen, und bis ans Ende aushalten kann.

V. §.

Man hat wahrgenommen, daß die kurzen Perioden nur einen logischen Satz in sich fassen: der entweder nur ein Subject und ein Prädicat, oder zu einem Subjecte zwey Prädicate, oder zu einem Prädicate zwey Subjecte hat. Diese Perioden nennt man noch einfache, und folgende Exempel können dieß erläutern. Z. E. Cic. für den Lig.

> Dem Tubero fiel sein Loß, als er abwesend war, ja krank darnieder lag. Er hatte sich vorgenommen, sich zu entschuldigen. Dieses weis ich, wegen meiner Blutsfreundschaft mit dem Tubero.

Dieses sind drey einfache Perioden, mit einem Subjecte und einem Prädicate. Er fährt fort:

> Denn wir sind zu Hause mit einander unterrichtet, im Felde Kameraden gewesen, hernach Schwäger geworden, und allezeit vertraute Freunde geblieben.

Hier ist nur ein Subject, mit mehr als einem Prädicate verbunden. Bald darauf heißt es:

> Tadle ich dich deswegen? Mit nichten. Eure Familie, euer Namen und Geschlecht, und selbst eure Lebensart, ließen es nicht anders zu. Eben daselbst.

Hier

Hier ist mehr als ein Subject, aber nur ein Predicat: und also ist ein solcher Satz noch unter die einfachen zu zählen. Folgender hergegen hält zween logische Aussprüche, oder ganz verschiedene Sätze, in sich:

Er reisete mit denen zugleich ab, die von seiner Partey waren: die Reise aber gieng so langsam fort, daß er nicht eher nach Africa kam, als bis selbiges schon von andern eingenommen war.

Folgender hält drey logische Sätze in sich:

Antwortet Tubero, daß sein Vater, Africa, wohin ihn der Rath geschicket hatte, dir würde übergeben haben: so werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben; ob dir gleich solches damals zuträglich gewesen wäre.

VI. §.

Hier wäre es nun Zeit, alle die Arten der zusammengesetzten Perioden namhaft zu machen, und zu erklären; davon manche Schulrhetoriken so viel Wesens machen, als ob das Wesen der ganzen Beredsamkeit darinn bestünde. Denn man hat nicht nur bey den einfachen Perioden eine rechte Kunst daraus gemacht, aus einem logischen Satze, durch allerley künstliche Zusätze und Erweiterungen, oratorische Perioden zu machen: sondern auch bey den zusammengesetzten hat man sich viel Mühe gemachet, solche allgemeine Formeln vorzuschreiben, darnach man periodos concessivas, adversativas, exclusivas, u. s. w. machen könnte. Ich will doch zur Lust etliche davon hersetzen, um die große Weisheit solcher Meister in der Redekunst daraus zu beurtheilen. In der Periodo concessiva heißt es:

Ob gleich dieß Subjectum auch andre Prædicata hat: so hat es doch auch dieses Prædicatum. Oder auch: Ob gleich dieses Prædicatum auch andern Subjectis zukömmt: so kömmt es doch vornehmlich auch diesem Subjecto zu.

Periodus adversativa heißt so:

Es stehen zwar viele in den Gedanken, daß diesem Subjecto ein ganz andres Prædicatum zugehöre; allein dessen ungeachtet

ungeachtet halte ich dafür, daß ihm vielmehr dieses zukomme. Oder so: Dieses Prädicat pflegt zwar auch jenem andern Subjecto zuzukommen: gleichwohl wird es viel besser von diesem behauptet.

Periodus exclusiva.

Ich will nicht behaupten, daß dieses Subjectum nicht sonst auch andre Prædicata habe: ich will für itzo nur erwähnen, daß ihm dieses Prädicat hauptsächlich zukomme ꝛc.

Und so auch mit der Conditionali, Causſali, Copulativa, Comparativa, Consecutiva, und Explanativa periodo: als die alle ihre eigene Leisten hatten, darnach sie zugeschnitten werden mußten. Ja man gab zum Ueberflusse, noch eine Menge Verbindungsformeln an, deren man sich in solchen Perioden wechselsweise bedienen könnte. Allein wir befinden es für überflüßig, solche läppische Künste denen vorzutragen, die sich, nach den obgemeldeten Vorbereitungen, die Redekunst zu fassen bemühen. Kindern und Unwissenden mag man solche Gängelwagen im Reden und Schreiben darbiethen. Erwachsenen Leuten, und die vernünftig denken gelernet haben, darf man solche kindische Kunstgriffe nicht an die Hand geben.

VII. §.

Denn überhaupt ist dieses die Regel im guten Schreiben: daß man erst seine Sache recht verstehen, hernach aber die Gedanken davon so aufsetzen muß, wie sie einem beyfallen; ohne daran zu denken, ob man es mit einfachen oder zusammengesetzten Perioden verrichtet. Je mehr man darum bekümmert ist, desto gezwungener und unnatürlicher wird die Schreibart werden. Es ist nichts lächerlicher, als wenn sich einfältige Stilisten immer mit ihrem obwohl, jedoch; gleichwie, also; nachdem, als; alldieweil, daher; sintemal, und allermaßen behelfen: gerade als ob man nicht ohne diese Umschweife seine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja diese Schulkünste noch wissen und brauchen will: so bemühe man sich doch, mehr einfache als

zusam-

zusammengesetzte Perioden zu machen. Man rede und schreibe nur, wie man im gemeinen Leben unter wohlgesitteten Leuten spricht: als woselbst man solche Verbindungsformeln gar nicht brauchet. Man wird auch dergestalt viel deutlicher reden und schreiben, als wenn man immer eine ganze Menge von Gedanken, in einen weitläuftigen Satz zusammen bindet. Je mehr Sachen der Zuhörer oder Leser auf einmal denken soll: destoweniger kann er auf jedes ins besondere Acht haben; und desto schlechter versteht er auch den Redner, oder Schriftsteller. Einfache Perioden hergegen überhäufen ihm den Verstand nicht zu sehr. Sie halten wenig Begriffe in sich, die sich leicht übersehen lassen, und daher versteht man sie viel besser. Muß man aber ja zuweilen, wegen des natürlichen Zusammenhanges der Gedanken, auch weitläuftigere Perioden machen: so setze man wenigstens alle Theile derselben so auseinander, daß man sie einzeln, ohne alle Mühe verstehen, und ihre Verbindung deutlich einsehen kann. Z. E. Fleschier schreibt in der bekannten Rede so:

> Damals ist sein Verstand und Willen am allergeschäfftigsten gewesen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entscheiden; muthig nach dem Siege streben, oder ihn geduldig erwarten; er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde mit Herzhaftigkeit zuvor kommen, oder die Furcht und Eifersucht der Bundsgenossen durch Klugheit zerstreuen; er mochte sich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen standhaft bleiben: so war doch seine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück seine Blicke, so that er nichts anders, als daß er neue Tugenden ausübete: glücklich ohne Stolz; unglücklich und doch ansehnlich; fast eben so wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibsel der zu Marienthal geschlagenen Heere erhielt, als da er selbst die Kaiserlichen und Bayern schlug, und mit seiner siegenden Kriegsmacht ganz Deutschland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

VIII. §.

So sehen nun die Perioden aus, wenn sie natürlich und schlechtweg gemachet werden. Allein sie können auch mit gewissen Zierrathen ausgeschmücket, und, so zu reden aufgepußet werden. Nun geben zwar die verblümten Redensarten, davon wir oben gehandelt haben, schon Zierrathen der Perioden ab; wenn sie nur mit Verstande angebracht werden: allein die Perioden haben doch noch ihre eigenen Zierlichkeiten, die von der Verbindung der Wörter ins besondre herrühren. Daß dieselben nach syntaktischen Regeln richtig und ohne Tadel seyn müssen, das darf man hier wohl nicht erinnern: ungeachtet es auch Nachläßige, und Neulinge giebt, denen es entweder auf etliche Dußend Schnitzer nicht ankömmt; oder die wohl gar eine Schönheit darinn suchen. Die Sprachkunst wird von einem Redner überall zum Voraus gesetzet. Es giebt aber noch gewisse oratorische Schönheiten, deren eine Periode fähig ist, und die auf eine glückliche, neue, lebhafte, und durchdringende Art zu denken ankommen. Ein und derselbe logische Satz, kann von verschiedenen Leuten, auf verschiedene Weise ausgesprochen werden. Es kömmt dabey sehr viel auf die Ordnung der Begriffe, und die davon herrührende Stellung der Wörter an. Der eine fängt seinen Satz mit dem Subjecte, der andere mit dem Prädicate, der dritte mit einem Nebenumstande an. Alle sagen zwar einerley: aber ein jeder sagt es anders: und die eine Art, die Sache auszudrucken, hat immer gewisse Vorzüge vor der andern. Es kömmt dabey alles auf einen von Natur munkern, und durch freye Künste und Wissenschaften in Ordnung gebrachten Kopf an. Man muß also weder gar zu sklavisch, an der gemeinen Art zu denken und zu sprechen, kleben bleiben; noch gar zu frech von allen Regeln der ordentlichen Sprache abweichen. Bey jenem würde man nichts neues, nichts artiges sagen; bey diesem aber lauter Ausschweifungen begehen. Z. E. Aulus Apronius, will in der Zueignungsschrift seiner Reisebeschreibung recht neu und schön denken und schreiben; darum hebt er so an:

Aller-

Allerdurchl. Königinn in Preußen, Churfürstinn zu Brandenburg, Friedrich Wilhelms des größern majestätische Gemahlinn, höchste Königs-Tochter, Erbinn von Großbritannien, Frankreich und Irrland, zwoer römischen Kaiserinnen Verwandte, höchststralender Carfunkel an der Stirne der Tugendköniginn von Europa. Die Zeiten, so niemals die Durchlauchtigkeit der Chur-Brandenburg werden mit ihrer Verwunderung versäumen, gereizet durch die Triumphe Friedrich Wilhelms des Großen, Friedrichs, ersten Königes in Preußen unvergleichliche Conduite, und Friedrich Wilhelms des größern, Zierde der Welt, und großen Diamants an dem Finger der itzigen Zeit, auch alle Posterität wendet von der ganzen Welt ihre Anmerkung auf dieses Papier, so die Erhöhung des allerdurchlauchtigsten Hauses Brunschwyk in der Churwürde, und nunmehr zu dem Throne von Großbritannien verursachet, darinn der großmächtige König Georg der Wage von Europa präsidirt, zum tiefsten Reverenz und Devotion getrieben.

IX. §.

Um nun alles dieß ungereimte und phantastische Zeug zu vermeiden, so merke man sich überhaupt die Regel an: **Eine jede Periode muß einen deutlichen, vernünftigen und wahren Gedanken zum Grunde haben.** Ein seltsames Mischmasch vieler Ideen macht einen Satz nicht schön, wenn keine Wahrheit, kein gegründeter Ausspruch darinnen enthalten ist. Was helfen in dem vorigen Exempel dem Scribenten alle die prächtigen Wörter, deren er sich bedienet; da er mit allen seinen Carfunkeln und Diamanten, Triumphen und Thronen ꝛc. dem Leser nichts gesundes zu verstehen giebt? Ein Satz kann unmöglich schön seyn, der noch nicht einmal vernünftig ist: so wenig ein menschlicher Körper schön werden kann, wenn er höckricht und gebrechlich ist; so sehr man ihn auch putzen und schminken möchte. Der innere Bau der Gebeine muß den wahren Grund zur äußerlichen Schönheit legen, obgleich hernach noch viel mehr dazu gehöret: und die logische Richtigkeit eines Gedankens muß aller Perioden innerliche Schönheit ausmachen, die hernach durch den Ausdruck nur geputzet wird. Dieses ha-

ben alle die wunderlichen Stilisten nicht beobachtet, die nur durch die äußerlichen Putzwerke der Worte, und durch ihre seltsame Verbindungen den Ruhm beredter Leute haben erhalten wollen. So hebt z. E. der betrübten Pegnesis erste Tagezeit an, die auf des berühmten Siegmunds von Birken Tod, von verschiedenen Pegnitzschäfern 1684 zu Nürnberg ans Licht gestellet worden; und woraus der damalige Geschmack dieses Ordens sehr deutlich erhellen wird:

> Flora hatte den guldnen Saaten-Ring mit den Safieren der Kornblumen und Rubinen der Glitsch-Rosen versetzet, die Wiesen-Teppiche mit dem Gold der Hanen-Füsse und Silber der Maßlieben gesticket, die Flüsse und Bäche mit dem Purpur des Weiderichs eingefasset, die Gärten mit Lilgen-Milch und Rosen-Blut besprenget; die Wälder mit Heidelbeeren befruchtet, die Berge mit Ginst vergüldet, und die Thäler mit Sinnau und Sanickel begrünet: als der hohe Dafnis, in Begleitung Damons und seiner liebschönen Diana, den Irrhain, (mit welchem Noris die Blumenhirten, zu ihrer Kunstlust begünstiget hatte) zu besuchen, und einige Ordensglieder darinnen zu suchen, entschlossen ware.

X. §.

Ich muß hiervon noch einausnehmendes Muster geben, um Anfängern einen Abscheu vor einem so sinnlosen und thörichten Geschwätze zu machen. Es soll der Abriß seyn, den Lehms in der Zueignungsschrift seiner galanten Poetinnen an die Gräfin von Königsmark gemachet hat. Es heißt:

> Wollen wir die hohe Person der unvergleichlichen Aurora in etwas genauere Betrachtung ziehen: so ist sie weder zu groß, noch zu klein, sondern hat eine ganz extraordinaire Statur.

NB. Dieses kann unmöglich wahr seyn; denn die mittelmäßigen Staturen sind die allergemeinsten.

> Ihre Augen sind groß und voller Geist, ja die angenehmen Stralen, der des Morgens aufgehenden Aurora, blitzen ihr

vollkommen aus selbigen; so daß man wohl sagen kann: es sey daselbst der Sitz der liebreichsten Majestät anzutreffen.

Ich kann mirs gar nicht einbilden, daß rothe Augen schön sind. So müssen aber der Gräfinn Augen gewesen seyn, wenn anders der Redner die Wahrheit saget.

Der Mund trotzet mehr an seinen beredten Lippen der Göttinn der Weisheit, als den berühmtesten und kostbarsten Corallen. Doch könnten sich auch die accuratesten Maler daran ein schönes Modell nehmen.

Der Pallas hat man noch nie beredte Lippen beygeleget; vielweniger aber den Corallen. Denn will **Lehms** diesen letzten Trotz von der Farbe verstehen: so schilt er ja die Gräfinn, daß sie keine rothe Lippen habe. Er hätte es auch ganz anders ausdrücken müssen, wenn er das hätte sagen wollen. Er trotzet sowohl der **Suada** an beredten **Lippen**; als den Corallen an **Farbe**: so hätte er sagen sollen.

Die Haare leisten den geistreichen Augen eine völlige Huldigung, weil sie sich gleichfalls mit ihnen in die angenehme schwarze Farbe eingekleidet.

Vorhin waren die Augen roth, und nun sind sie schwarz. Warum leisten aber nicht die Augen den Haaren die Huldigung? Vieleicht, weil die Augen von Natur schwarz waren, die Haare aber nicht. Eben dieses scheint der Verfasser auch durch das **einkleiden** sagen zu wollen. Ist das aber ein Lob für ein Frauenzimmer, wenn man saget, daß sie sich die Haare färbet? Hernach ist die Huldigung ein seltsamer Ausdruck. Leistet denn alles das dem andern die Huldigung, was einerley Farbe damit hat? So würden ja die Haare der Gräfinn auch den Furien eine völlige Huldigung leisten, weil auch diese die **angenehme schwarze Farbe** haben.

Die Stirne ist fast der Aufenthalt aller Freundlichkeit und aller Ernsthaftigkeit zu nennen.

Es ist keines von beyden möglich. So wohl die Freundlichkeit als die Ernsthaftigkeit muß nicht in der Stirne, sondern

in dem Munde ihren Sitz haben. Und wenn der Redner ein gut Gewissen hat, warum setzt er sein fast dazu? Denn das heißt allemal so viel, als, nicht recht.

Die Venus scheint ihre Taille gemachet zu haben, und die Modestie ihrer holdseligen Minen spielet auf eine magnifique Art herfür.

Wenn ist doch Venus eine Schneiderinn geworden? Oder wenn ist sie dem Prometheus ins Handwerk gefallen, Menschen zu bilden? Sie hat wohl andre Dinge mit der Gräfinn gemein gehabt. Wer hat aber ferner jemals aus der Taille einer Person, die holdseligen Minen derselben hervorspielen gesehen? Warum erwähnte der gute Lobredner der Minen nicht bey dem Munde? Und was heißt das: die Modestie der holdseligen Minen spielet auf eine magnifique Art hervor? So viel ist gewiß, daß die Unvernunft eines armseligen Geistes, aus dieser Abbildung und ganzen Zueignungsschrift, auf eine weit mangnifiquere Art hervorspielet.

XI. §.

Doch die gewissesten und sichersten Zierrathen der Perioden sind ohne Zweifel die Figuren. Diese sind nichts anders, als lebhafte Arten des Ausdruckes, dadurch wir unsre Gemüthsbewegungen zu verstehen geben. Man könnte noch kürzer sagen, sie wären die Sprache der Leidenschaften: weil alle Menschen, die im Affecte sind, von Natur, und ohne daran zu denken, Figuren machen; ja niemand seine Affecten ohne Figuren recht ausdrücken kann. Die Sprache ist eine Abbildung der Seelen, und dessen, was in ihrem Innersten vorgeht. Ist nun in derselben alles ruhig, so drücket sie auch alle ihre Gedanken auf eine gewöhnliche Art aus. Ist aber das Gemüth gestöret, das Herz aufgebracht und in voller Bewegung; alsdann bringet auch die Zunge Wörter hervor, die diesen verwirrten Zustand der Seelen an den Tag legen. Man kann die Figuren einer Rede, auch mit den Minen, oder veränderlichen Gesichtszügen vergleichen. Ein

ruhiges

ruhiges Gemüth zeiget sich durch eine ordentliche Stellung des Antlitzes. Aber ein fröliches, trauriges, zorniges, höni-sches, neidisches, mitleidiges, u. s. w. malet sich auch in den Minen ganz sichtbarlich ab. Wie sich nun geschickte Maler bemühen müssen, diese verschiedenen Züge, die jeder Leiden-schaft eigen sind, zu kennen und nachzuahmen: so muß sich auch ein Redner bestreben, die Charactere der Gemüths-bewegungen in einer Rede wahrzunehmen, und selbst bey Gelegenheit auszudrücken. Und lehret uns gleich die Natur selbst alle diese Arten, seinen Affect zu verstehen zu geben: indem auch die Unstudirten dieselben ungelernt brauchen: so ist es doch deswegen nicht unnütz, in der Redekunst davon zu handeln: wie einige Tadler vorgeben, die weder selbst ein oratorisches Feuer haben, noch ihre Schüler dazu anzu-führen wissen. Nicht alle Menschen haben ein so lebhaftes Naturell, daß sie von sich selbst oft genug darauf kommen sollten. Es ist also gut, daß man sie auf die Exempel der feurigen Gemüther aufmerksam machet, und zur Nachah-mung derselben anreizet.

XII. §.

Es ist aber nicht zu sagen, was eine Rede voller Figuren für ein Feuer in sich hat, und was für eine Stärke und Ge-walt über die Gemüther sie dadurch erhält. Wie ein Fech-ter, der in Lebensgefahr ist, nicht mit starrem Leibe ganz un-beweglich da steht, und dem Feinde seinen Degen vorhält; sondern sich bald beuget, bald aufrichtet, bald vorwärts drin-get, bald zurück weichet; den Kopf senket, oder erhebt, die Hand vorwirft, oder wegschleudert u. s. w. eben so ist die Seele auch beschäfftiget, wenn sie in einer Leidenschaft steht. Und wie jener eben durch die geschickten Stellungen, seinem Gegner viel zu schaffen machet; ja durch die Menge und Be-hendigkeit derselben ihn oft gar überwältiget: so kann auch ein Redner, durch die heftigen Figuren der Rede, seine Zu-hörer schrecken, betrüben, erfreuen, erzürnen, und ihnen ihren Beyfall recht abdringen. Man sehe nur die Exempel der

größten Redner an, die sich zu Meistern über die Gemüther ihrer Zuhörer haben machen wollen; und bemerke, ob sie es nicht durch den häufigen Gebrauch der Figuren gethan haben? Von dem **Demosthenes** und **Cicero** ist hier gar kein Zweifel, und wir wollen hernach die meisten Exempel von ihnen entlehnen. Voritzo will ich nur aus einem neuern Redner, ein Muster einer recht feurigen und gewaltigen Rede hiehersetzen, welche bloß durch die häufigen und heftigen Figuren so stark und durchdringend geworden. Es ist aus des Kanzlers von Mosheim Rede, von der Betrachtung des Todes, auf der 1231 u. f. S. genommen. Hier ist eine Epizeuxis, Anaphora, Distributio, Interrogatio, Apostrophe, Exclamatio, Symploce und abermal eine Interrogatio hintereinander angebracht: und das hat eben der ganzen Stelle allen ihren Nachdruck gegeben. Ich kann zwar nur die Hälfte hersetzen: aber auch daraus wird man sehen, daß es schon der Mühe werth sey, daß ich ein Register von den Figuren hierher setze, so sehr sich auch einige kalte Schwätzer darüber ärgern.

> Der Tag rücket heran, an dem ich nichts von allem, was ich besitze, mehr besitzen, und mit Verdruß sehen werde, daß ich meinen Samen für andre ausgestreuet. Bald, bald werde ich es recht begreifen, daß ich über Güter hausgehalten, die mir eigentlich nicht gehöret, und ein geliehenes Vermögen wie mein eigenes angesehen. Die Stunde kömmt: und wer weis, wie bald? Die Stunde kömmt, in der ich meinen Liebsten eine Ursache des Schreckens, der Traurigkeit, der Angst und der Thränen seyn werde. Wie wird mir zu muthe seyn, wenn meine Wittwe, meine Weysen, meine Anverwandten, meine Vertrauten, um mein Lager stehen, und bald sich selbst, bald mich und meinen Schmerz beweinen werden? Wie standhaft werde ich den Anblick und die Thränen derjenigen ertragen, die ich vieleicht durch meinen Abschied elend machen werde? Itzt bin ich vergnügt, und gebrauche mich der Güter dieser Erden. Aber die Zeit ist nahe, in der ich einen Ekel vor allen Wollüsten haben werde. Der Tag ist nicht weit, an dem mir vieleicht meine heutige Vergnügungen zur Quaal, und zur Vermehrung meiner Unruhe dienen werden. Wie werde ich diesen Zustand ertragen? Was wird bey mir vorgehen, wenn der

Arzt

Arzt mir verdeckt, ein Diener des Evangelii deutlich die Ankunft des Todes ansaget? Was werde ich denken, wenn man mir meldet, daß ich mich der Welt entschlagen, meiner Ehren vergessen, meine Aemter niederlegen und an die Ewigkeit allein gedenken müsse? Und wie werde ich bereitet seyn, wenn es heißt: Die Stunde sey vor der Thüre, in der der Herr Gericht über mich halten wird? Herr! wie schrecklich ist es, vor deinem Throne zu stehen! Herr! wie zittert die Natur, wenn sie an dein Auge denket, das nichts von Finsterniß weis! Herr! wie muß ein Sünder gerühret werden, der unrein von Mutterleibe ist, und nichts, als Fehler, in der Welt gesammlet hat; wenn er auf einmal vor den Thron gerücket wird, auf dem die Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst sitzet ꝛc.

XIII. §.

Die Figuren sind aber zweyerley, nämlich Dictionis und Sententiarum; d. i. entweder in einzelnen Worten, oder in ganzen Sätzen. Die ersten sind nicht alle von gleichem Werthe, denn die meisten darunter sind lauter kahle Wortspiele, die nichts, als ein kindisches Geklapper in den Ohren machen, aber kein Feuer eines Affectes in sich halten. Unter diese gehört nun:

1. Antanaclasis, wo ein Wort bey einerley Syllben zweyerley Bedeutungen bekömmt: Z. E. Wer ewig leben will, der muß sich in diesem Leben dazu gefaßt machen. Z. E. An der Thüre des Pegnesischen Irrhayns stehen folgende Verse:

   Man saget, daß sie von uns ja ferne seyen, Säuen; weil wir den Rüssel scheuen.

2. Ploce, wenn das wiederholte Wort zwar grammatisch dasselbe bleibt, aber doch seinen Verstand ändert. Z. E. Kinder sind Kinder; Menschen sind Menschen; d. i. schwache Geschöpfe.

3. Polyptoton, wenn ein Wort in seiner grammatischen Abänderung wiederholet wird. Z. E. Man kann wohl zagen, darf aber darum nicht verzagen, oder wie ein Pegnitzschäfer sagte: Der große Carl sey ein getreuer Vormund des deutschen Mundes worden.

4. Paronomasia, wenn sich die Worte nur reimen. Z. E. Zur Pfarre gehört eine Qvarre; Scheiden bringt Leiden. Oder so, wie über dem Labyrinthe der Pegnitzschäfer steht:

Die Irrgäng hier für dich, nicht binden, winden sich.

5. Parechesis, wenn in ein paar Worten etliche Sylben übereinkommen. Z. E. Es giebt viel ungelehrte Lehrer; denn sie sind in Wissenschaften unwissend. Oder unmüßig in der Muße seyn: imgleichen, diese vermeynte Glückhenne ist ihm zu einer Gluckhenne worden. S. die betrübte Pegnesis a. d. 111. S.

6. Homœotelevton und Homœoptoton; wenn man mit den letzten Sylben, oder mit den Fallendungen spielet. Z. E. Man kann wohl was schönes lieben, aber man muß sich nicht durch die Liebe betrüben. Ein guter Prediger lehret schriftreich, geistreich, und trostreich.

7. Paregmenon, wenn von einander hergeleitete Wörter nahe auf einander folgen. Z. E. Wer seinen Aeltern fluchet, der ist verflucht: denn der Fluch Gottes folget ihm überall ꝛc. Oder wie an der Thüre des obigen Irrhayns steht:

Steh, Fremder! und vernimm, eh man dich nimmet ein ꝛc.

Alle diese sieben Arten, und wo es ihrer noch mehrere giebt, taugen nicht das geringste, indem sie nichts, als läppische Tändeleyen, an die Hand geben; damit sich ein Inscriptionskünstler, aber kein rechtschaffener Redner breit machet. Z. E. Rose im richtigen Unterricht von deutschen Inscriptionen, schreibt auf der 102 Seite auf einen sächsischen Fürsten:

Steh stille, Wandersmann.
tritt zur Abkühlung in diesen kühlen Schatten;
hier hat die Sterblichkeit
der unsterblichen Tapferkeit
ein Dank und Denkmaal aufrichten wollen ꝛc.

Und der obenangeführte Floridan in dem Lieb und Lobandenken seiner selig-entselten Margaris, so er bey frölicher Frühlingszeit traurig angestimmet, spielt auch gern dergestalt, wie dieser Titel schon zeiget. Auf der 3 S. heißt es:

Also

Also sagte und klagte der betrübte Schäfer Floridan, von seinem gewöhnlichen Lustwandelweg sich forttragen lassend ꝛc.

Und auf der 5 Seite:

Ach ja Zeichen und Zeugen, daß es um mich und in mir finster worden sey. Zeuch auf, du mir itzund viel zu güldene Sonne! diesen Schmerzensthau, diesen Herzregen mache Wolken daraus, und verhänge deinen saphirnen Himmel mit schwarzen Cartinen.

XIV. §.

So gemein nun diese Spielwerke, auch wohl in ziemlich ernsthaften und wichtigen Reden, eine zeitlang in Deutschland gewesen, und noch sind: so kindisch sind sie endlich befunden worden, seit dem die gesunde Vernunft unsern Landesleuten die Augen aufzuthun angefangen. Von weit bessern Nachdrucke sind folgende Wortfiguren, die uns die Natur selbst in starken Affecten in den Mund zu legen pflegt; und die wir angehenden Rednern fleißig zu brauchen anrathen.

Anadiplosis. Wenn dasselbe Wort am Ende, und im Anfange des folgenden Satzes zu stehen kömmt. Z. E. Nichts spornet edle Gemüther mehr zum Guten, als die Ehre. Die Ehre allein reizet sie zu den schwersten Thaten an, die sie sonst nimmermehr unternommen hätten.

Anaphora. Wenn viele Absätze eine Rede auf einerley Art anfangen. Z. E. Fleschier auf den Turenne: Willstu nebst seinem guten Willen auch Werke haben: siehe die Liebesbezeugungen an, die er theils schon ausgeführet, theils zum Heile und Troste seiner Brüder bereits bestimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch seinen Beystand, durch seine Rathschläge, durch sein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geschonet; siehe sein eigenes an, welches er so großmüthig für uns vergossen hat. Und damit ich noch mehr sage: siehe das Blut an, welches Jesus Christus für ihn vergossen hat.

Asyndeton: Ein Mangel der Bindewörter. Der Herr von Mosheim schreibt auf der 1165 S. Dort ist kein Feind, kein Unkraut, kein Land, das Unkraut annehmen will: für und kein Land, oder auch kein ꝛc. Und auf der 1181 S. heißt es: Israel klagete, murrete, zankte, stritt auf dem Wege zu dem verheißenen

nen Lande; als wenn kein Gott und kein Gesandter Gottes unter ihnen wäre.

Ellipsis. Wenn etwas ausbleibt, was sich aber leicht verstehen läßt. Z. E. Eben derselbe auf der 1163 S. s. h. R. Wollen wir denn klüger seyn, und uns eine Gemeine vorstellen, in welche der Feind immer einen Eingang finden kann, Unkraut zu säen? O Schwachheit! Das ist, o welch eine Schwachheit ist das! Imgleichen Cicero in seiner 1 cat. R. O tempora, o mores!

Epanalepsis, wenn derselbe Ausdruck, der den Anfang zu einem Satze gemachet hat, denselben auch beschließt. Z. E. Packe dich fort! mit deinem unnützen Gewäsche; ich sage dirs noch einmal: Packe dich fort!

Epanodos. Wenn man zwey Wörter nach einander besonders wiederholet; doch so, daß das letzte zuerst, und das erste zuletzt kömmt. Ein Weiser kann in der Welt täglich lachen und weinen. Weinen mit dem Heraklit über die Thorheit der meisten Menschen; lachen aber mit dem Demokritus über die Eitelkeit und Unvernunft derselben.

Epiphora. Welche das Ende eines Absatzes in der Rede etliche mal wiederholet. Z. E. Was braucht man heute zu Tage am nöthigsten, in der Welt fortzukommen? Geld. Was bedarf man, sich bey Mittelleuten beliebt zu machen? Geld. Was muß man haben, bey Hofe empor zu kommen? Geld. Was machet klug? Was machet schön? Was machet gelehrt? Geld. Kurz, was ist das sicherste Mittel, alles in allem zu werden? Nichts anders, als das liebe Geld.

Epizeuxis. Wenn dasselbe Wort gleich hinter einander im Anfange eines Satzes wiederholet wird. Z. E. Demosthenes in seiner ersten phil. Rede saget: Es geht nicht an, ihr Athenienser, es geht gar nicht an, daß ein einziger Mensch alles mit einander ausführe. Und Mosheim auf der 1225 S. schreibt: Es ist nichts, es ist nichts mit dem Verlangen nach der Unsterblichkeit in dieser Welt!

Exergasia. Wo man viele fast gleichgültige Redensarten oder Sätze brauchet, die Sache desto lebhafter einzuschärfen. Z. E. Mosheim an obgedachtem Orte: Ist es denn hier gut, Hütten zu bauen? Ist es gut, hier lange im Unfrieden zu wohnen? Ist es gut, hier unter den Verkehrten zu bleiben? Nein, nein!

Gradatio oder Climax, da man stufenweise von einem Worte auf ein anders, und von diesem noch auf ein stärkeres fortschreitet. Z. E.

Z. E. So reichet dar in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Bescheidenheit, in der Bescheidenheit Mäßigkeit ꝛc.

Pleonasmus. Wenn man überflüßige Beywörter brauchet, die Sache noch desto nachdrücklicher zu geben. Z. E. Die heiße Glut, der große Riese, der kleine Zwerg; oder wie dort beym Terenz die pisciculi minuti.

Polysyndeton. Wenn man gar zu viel Bindewörter brauchet. Es fällt mir nicht gleich ein Exempel eines Redners ein, darum soll ein Poet eins geben:

Allein ich seh und weis,
Wie viel Geduld, Verstand, und Müh, und Kunst und Fleiß
Ein solches Werk begehrt, das Kluge lüstern machen,
Der Wahrheit Dienste thun, der Neider Grimm verlachen,
Und ewig leben soll. Günther.

Symploce. Wenn Anfang und Ende vieler auf einander folgender Absätze einerley sind. Z. E. Mosheim auf der 1233 S. Und wüßte ich es noch, wenn dieser große Tag einbrechen würde; wüßte ich es noch, in welcher Beschaffenheit des Geistes der Tod mich antreffen würde; wüßte ich noch die Art der Zufälle und Schmerzen, die meinen Leib zu seiner Verwesung bereiten würden; wüßte ich noch, wie lange oder kurz mein Lager werden würde; so könnte ich mich doch in Zeiten schicken ꝛc.

Synonymia. Wenn man etliche fast gleichviel heißende Wörter setzet. Z. E. Cicero für den Ligar: Sie mögen begierig, sie mögen zornig, sie mögen eigensinnig gewesen seyn: man beschuldige nur den todten Pompejus, man beschuldige auch so viel andere nur keines Lasters oder Verbrechens, keiner Raserey, keines Vatermordes. Oder auch sein bekanntes: Abiit, excessit, evasit, erupit.

Und das mag von dieser Art der Figuren genug seyn.

XV. §.

Wir kommen auf die Figuren in ganzen Sätzen, deren auch von verschiedenen eine große Menge gezählet werden. Wir wollen uns aber an die vornehmsten halten, die nämlich einen Affect auszudrücken, oder zu erwecken dienen können: und da kömmt nun erstlich:

Admiratio. Wenn man über eine unvermuthete Sache seine Verwunderung blicken läßt. Z. E. Demosthenes in seiner ersten phil. Rede.

> Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg so schlecht von statten geht. Ists nicht so? er wird in der Absicht angefangen, daß wir uns am Philippus rächen wollen: itzo aber ist es schon so weit gekommen, daß wir uns kaum sattsam gegen ihn vertheidigen können.

Antitheton. Wenn man viel widrige Dinge neben einander setzet, um sie durch die Gegeneinanderhaltung desto mehr zu erheben. Z. E. Fleschier schreibt eben daselbst:

> Sie finden kein Hinderniß, daß sie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die sie nicht überwinden; keine Gefahr, die sie erschrecket; keine Arbeit, die sie ermüdet; kein Unternehmen, das sie in Erstaunen setzet; keine Heldenthat, die ihnen zu schwer scheint. Was hätten sie auch einem Feldherrn abschlagen können, der seinen Bequemlichkeiten absagete, um ihnen den Ueberfluß zu verschaffen; der ihrer Ruhe halber seine eigene verlohr; der sie in ihren Bemühungen aufrichtete, und selbst keine von sich ablehnete; der sein eigenes Blut verschwendete, und nur das ihrige verschonete.

Aposiopesis oder Reticentia. Wenn man den Anfang machet, etwas heraus zu sagen; aber mitten in der Rede inne hält und abbricht. Z. E. Demosthenes in der Rede für den Ktesiphon:

> Erstlich streiten wir nicht von einerley Sache: denn es ist mir nicht so wenig daran gelegen, wenn ich eure Gewogenheit verliere, als dem Aeschines, wenn er seinen Proceß nicht gewinnt. Was nämlich mich anlanget, = = doch ich will gleich zu Anfange meiner Rede nichts trauriges vorbringen. Er aber hat mich nur aus Uebermuth angeklaget.

Apostrophe. Wenn man die Rede gegen abwesende, verstorbene, oder gar leblose Dinge richtet, und sie anredet, als ob sie zugegen wären, und uns verstünden. Z. E. Fleschier an oftgemeldetem Orte:

Ihr Städte! die unsre Feinde schon unter sich getheilet hatten; ihr seyd noch in dem Umkreise unsers Reichs. Ihr Landschaften! die sie in Gedanken schon verheereten, ihr habt eure Aernte noch halten können. Ihr von Natur und Kunst befestigten Plätze! die sie zu verwüsten entschlossen waren, ihr stehet noch itzo! und ihr habt nur vor den verwägenen Anschlägen eines eingebildeten Siegers gezittert; der nur die Zahl unserer Soldaten gezählet, aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Communicatio. Wenn man die Zuhörer selbst zu rathe zieht, und die ganze Sache auf ihren Ausspruch will ankommen lassen. Z. E. Cicero in der Rede für den Ligar:

Man bedenke es nur: wäre es ihm nur einigermaßen möglich gewesen, sich davon zu machen: würde er nicht lieber in Rom, als in Utica; lieber bey seinen liebsten Brüdern, als bey dem P Accius; lieber bey den Seinigen, als in der Fremde gelebet haben? ꝛc.

Concessio. Wenn man seinen Zuhörern zwar etwas einräumet, aber doch eine Antwort dagegen hinzusetzet. Z. E. Cicero für den Ligar:

Aber gesetzt, er wäre zu Felde gezogen; gesetzt, er hätte sich nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern getrennet: dessen ungeachtet bitten diese, die dir anhangen, für ihn.

Confessio ist sehr damit verwandt, denn auch da giebt der Redner seinen Zuhörern etwas zu, welches ihm zuwider zu seyn scheint. Z. E. Demost. in der 1 phil. R.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienser, in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsere Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde: so muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken ꝛc.

Cumulus. Wenn man viele Dinge zusammen häufet, und eine Menge kurzgefaßter Vorstellungen geschwinde hintereinander, gleichsam in einem Othem, heraus stößt; um seine Zuhörer desto stärker zu rühren. Z. E. Demosth. in der 1 phil. R.

O wenn wir doch anstatt des allen, lieber, klüglich erwägen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles Unsrige nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig erwiesen; daß alles, worauf wir uns bisher verlassen haben, uns nunmehr zuwider ist; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns selbst Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo dort nicht mit ihm Krieg führen wollen, vielleicht ehestens, hier, wo ich rede, werden fechten müssen: wenn wir dieses alles, sage ich, erwägen wollten; dann würden wir klüglich handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen.

Dialogismus. Wenn ein Redner mit seinem Gegner gleichsam streitet, ihn redend einführet, und ihm gleich darauf antwortet. Z. E. Cicero für den Archias:

Ja! wirst du sagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt! Ist das wohl wahrscheinlich, da er so viele Jahre vor seinem erlangten Bürgerrechte, Rom, für sich und für sein ganzes Vermögen, zum Aufenthalte erwählet hatte? Aber, sprichst du: er hat sich deswegen nicht gemeldet! Freylich hat er sich gemeldet: wie aus dem Verzeichnisse erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden sind, die größeste Gültigkeit hat.

Distributio. Wenn man etwas vielfaches in seine Theile zergliedert, um seinem Leser einen ausführlichen Begriff von der Sache zu geben. Z. E. Fleschier auf den Turenne.

O daß ich die Kunst nicht kann, euren Gemüthern einen sichtbaren Entwurf von Deutschland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in euren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieser große Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte sagen: Hier hat er Bollwerke erobert, und einer belagerten Stadt beygestanden. Dort erschreckete er die Feinde, oder schlug sie im offenen Felde. Diese Städte, wo ihr die Lilien sehet, sind entweder durch seine Wachsamkeit beschützet, oder durch seine Standhaftigkeit und durch seinen Heldenmuth eingenommen. Dieser mit Wald und Strom bedeckte Ort ist der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung die bestürzte Armee wieder anfrischete. Hier trat er aus den Linien, um eine Schlacht zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldschlacht. Dort theilte er den Rest seines eigenen Geldes aus, und

vollen-

vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung; sondern gieng auch zu gleicher Zeit weiter, eine andere feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Epanorthosis oder Correctio. Wenn man gleichsam aus Uebereilung etwas saget, was nicht wahr ist; aber es sogleich widerruffet und verbessert. Z. E. Fleschier eben daselbst.

Ward die Frechheit gezäumet, der öffentliche und heimliche Haß gestillet; bekamen die Gesetze, ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landschaften wieder hergestellet; wurden die Glieder mit ihren Häuptern wieder vereiniget: so hast du es ihm zu danken, o Frankreich! Ich irre mich! Gott hast du es zu verdanken, der nach seinem Wohlgefallen, aus den Schätzen seiner Vorsehung, große Seelen hervorbringet, die er zu sichtbaren Werkzeugen seiner Macht brauchet.

Epimone. Wenn man sehr heftig mit allerley Figuren auf seinen Gegner losstürmet, und ihn verwirrt zu machen suchet. Dergleichen kommen in der ersten catilinarischen Rede beym Cicero oft vor. Wir wollen aber aus der R. für den Ligar dieses Exempel nehmen.

Denn sage mir, Tubero, was machte dein entblößtes Schwert in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Körper sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen alle deine Gedanken, deine Augen, deine Hände, deine brennenden Begierden? Was wünschtest du? Was verlangtest du? Ich dringe gar zu scharf auf ihn ein: es scheint, der junge Mensch sey gerühret worden. Ich will nur wieder auf mich selbst kommen; ich selbst bin auf deiner Partey gewesen.

Exclamatio. Wenn man aus einer starken Gemüthsbewegung einen Ausruf thut. Z. E. Cicero für den Ligarius schreibt:

O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit! die gewiß so rühmlich und preiswürdig ist, daß sie in Schriften und Ehrenmälern erhoben werden sollte!

Und Fleschier ruft:

O gar zu plötzlicher Tod! den man aber durch die Gnade Gottes längst vorher gesehen. Wie viel erbauliche Reden! wie viel heilige Exempel hast du uns entrissen! Wir hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Christen sterben gesehen: und welch ein Anblick wäre das nicht gewesen!

Hypotyposis s. descriptio. Darinn man eine ausführliche Abbildung von einer Sache giebt, und sie dem Zuhörer gleichsam vor Augen malet. Z. E. Fleschier eben daselbst:

O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit weniger Mannschaft die Kriegsmacht des ganzen Deutschlandes angegriffen. Er marschiret drey Tage, setzet über drey Ströme, findt den Feind, greift ihn an, und machet ihm viel zu schaffen. Da die Menge auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seite ist: so ist das Glück lange sehr zweifelhaft. Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge: der Feind wird irre, und fängt an zu weichen. Es erhebt sich eine Stimme: Gewonnen! Hier hemmet der Feldherr alle Regungen, die ihm die Hitze des Treffens erwecket. Er ruft mit ernsthafter Stimme: Haltet ein! unser Schicksal steht nicht in unsern Händen. Wir werden selbst überwunden, wenn uns der Herr nicht gnädig ist. Bey diesen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher seine Hülfe kömmt. Er fährt fort seine Befehle zu geben, und erwartet in Demuth zwischen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden sollen.

Incrementum s. Gradatio. Wenn man stufenweise von einer geringern Sache zu einer größern hinauf steigt. Z. E. Cicero für den Ligar.

Du nennest es ein Verbrechen, Tubero. Warum denn das? Denn bisher hat man die Sache noch nicht so genennet. Einige nennen es ein Versehen; andre eine Blödigkeit: die es hart benennen wollen, heißen es eine Hoffnung, eine Begierde, einen Haß, eine Standhaftigkeit. Die es am allerhärtesten benamen, nennen es eine Verwägenheit: ein Verbrechen aber hat es noch niemand genennet.

Interrogatio. Wenn man vielmal hinter einander, seiner Zuhörer Gedanken mit Fragen herauszulocken bemühet ist. Z. E. Demosthenes in seiner 1 phil. R.

> Es ist auch offenbar, daß Philippus damit nicht nachlassen werde; dafern ihn nicht eine größere Macht eintreiben sollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung speisen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen schicken, und uns dabey schmäucheln, daß wir unserer Pflicht aufs heiligste nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinauswagen? Wollen wir ihm nicht mit einem Theile unsrer Stadtsoldaten entgegen rücken; wenn es gleich bisher nicht geschehen ist? Wollen wir endlich nicht in Macedonien eine Landung unternehmen?

Jusjurandum. Wenn der Redner eine sehr hohe Betheurung brauchet, daß seine Worte wahr sind. Z. E. Demosthenes hat in seinen Reden sehr oft bey allerley Sachen geschworen. In der zweyten philippischen Rede heißt es so:

> Aber warum sage ich solches? Und warum verlange ich, daß diese Leute vorgefodert werden sollen? So wahr Gott im Himmel lebet! ich will es frey heraus sagen, und nichts verhölen. = = = Denn ich sehe schon, wo es hinaus will, und wiewohl ich wollte, daß meine Muthmaßungen falsch wären: so fürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thüre sey.

Occupatio, oder die Benehmung eines Einwurfes, den etwa jemand machen möchte. Z. E. Demosthenes in seiner 1 phil. R.

> Ja! wird mancher hier fragen: wo soll unsre Flotte anländen? Der Krieg! ihr Athenienser, der Krieg selber wird es uns schon sagen; und sattsam lehren, wo unser Feind am schwächsten ist: laßt uns nur erst den Angriff wagen!

Parrhesia. Wenn man eine verhaßte Sache zwar frey heraus saget, aber doch auf eine erträgliche Art vorträgt, und etwas zu lindern suchet. Z. E. Cicero für den Ligar.

Siehe doch, o Cäsar! wie frey, oder wie verwägen uns vielmehr deine Gnade machet! Antwortet Tubero, daß sein Vater Africa, wohin ihn der Rath geschicket hatte, dir würde übergeben haben: so werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben; ob dir gleich solches dazumal zuträglich gewesen wäre. Denn darum, weil es dir angenehm gewesen seyn würde, wäre es noch nicht zu billigen gewesen.

Præteritio. Wenn man sich stellet, als wollte man von einer Sache gar nichts sagen; aber eben damit eine Nachricht davon giebt. Ein recht schönes Exempel giebt abermal Fleschier am angezogenen Orte:

Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröffnen soll; daß ich ihnen diesen großen Helden auf seinen Siegeszeichen entseelet vorstellen werde; daß ich ihnen noch den blassen und blutigen Körper zeigen solle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen hat; daß ich sein Blut schreyen lasse, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion, und des bethränten Vaterlandes zeigen werde.

Prosopopœia. Wenn man leblosen Dingen die Eigenschaften lebendiger Personen giebt. Z. E. D. Mayer in seiner II Mordpredigt schreibt:

Diese Kanzel sey vor Gott im Himmel Zeuge! Und bald darauf: Ich beschwere dich, du unglückselig Entleibter, der du bereits vor Gottes Gerichte gestanden! Laß dein Gewissen reden, du Mörder! = = = Wollt ihr schweigen, so wird mein Saal, so werden meine Bücher zu Gott im Himmel schreyen.

Sermocinatio. Wenn man verstorbene Personen redend einführt. Z. E. D. Mayer, am angezognen Orte, schreibt so:

Aber wie ist mir? Mich dünkt, es richten sich zween ermordete Körper auf, die ein jämmerliches Geheul und Gewinsel hören lassen: Heißt das friedsam, wo mörderische Waffen wüten, und unschuldig Blut vergießen? wo wir durch tägliche Mordstiche, um unser junges Leben gebracht werden? Wir suchten unter deinen Flügeln Schatten, o

Witten=

Wittenberg! aber unter deinen Schatten, hast du uns tödten und umbringen lassen.

Votum. Oftmals ist auch ein brünstiger Wunsch mit unter die Zahl der Figuren zu zählen. So machet Z. E. Fleschier dergleichen, in der oft belobten Rede, bald anfangs:

O wenn der göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abschildern, sondern auch ins Herz drücken könnten: mit was für edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen! und was für einen Eindruck würde nicht die Erzählung so vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen!

XVI. §.

So viel mag von den Figuren genug seyn. Und obgleich diese noch lange nicht alle diejenigen sind, die man in andern Büchern von der Redekunst erzählet findet: so sind es doch die vornehmsten und lebhaftesten, die einer Rede das gröſseste Feuer geben. Denn giebt es gleich bey andern eine weit gröſsere Anzahl unter dem Titel der Figuren: so gehören sie doch zum Theile weit besser unter einen andern Titel. Z. E. Gnome, Nœma, Chria, deren jene ein Lehrspruch, diese ein Exempel, und die letztere ein Zeugniß bedeutet: gehören alle drey zu den Erläuterungen. Aetiologia ist keine Figur, sondern ein Beweis. Imago begreift ein Gleichniß; Paradigma aber ein Exempel in sich. Comparatio ist wiederum ein Gleichniß. Collatio ist oben als ein Antitheton vorgekommen. Dissimilitudo ist eben das. Paradiastole und Antimetabole sind wohl Arten zu denken, und zu reden, aber keine Figuren. Z. E. wenn ich sage, er ist wohl verschmitzt, aber nicht klug: oder, wir essen, um zu leben; aber wir leben nicht, um zu essen. Oximoron und Epiphonema, sind auch nur sinnreiche Lehrsprüche, die entweder in der Mitte oder am Ende vorkommen. Auxesis und Tapeinosis, sind schon unter den Tropen vorgekommen.

Præfiguratio ist nichts anders, als die obige Hypotypoſis. Obſecratio und Exſecratio ſind nichts, als Arten der Apoſtrophe: und ſo weiter. Wir begnügen uns alſo an den bisher erklärten, und bemühen uns bey gegebener Gelegenheit dieſelben in Uebung zu bringen. Hierzu wird nun ſehr viel beytragen, wenn man die Schriften der beſten Redner mit Aufmerkſamkeit lieſt: und ſich die Figuren, ſelbſt im Zuſammenhange der Rede, fleißig anmerket.

Das XV. Hauptstück.

Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden.

I. §.

Nachdem wir nun die Theile einer Rede oder Schrift, nämlich die Wörter, Redensarten und Perioden, abſonderlich erwogen haben: ſo müſſen wir nun auch die Schreibart ſelbſt in Betrachtung ziehen. Wollen wir die Redekunſt auch hier mit der Vernunftlehre in Vergleichung ſtellen: ſo müſſen wir die Schreibart mit der dritten Wirkung des menſchlichen Verſtandes, oder mit den Vernunftſchlüſſen vergleichen. Denn wie dieſe aus dreyen oder mehr verſchiedenen Urtheilen oder Sätzen, die aber zuſammenhängen, beſtehen: ſo gehören auch zur Schreibart viele zuſammenhängende Perioden. In der That hält ſie auch faſt lauter Vernunftſchlüſſe in ſich; wenn nämlich keine Erzählungen vorfallen. Denn was für einen Zuſammenhang der Sätze wollte man ſonſt angeben, wenn weder die Verbindung der Begebenheiten, noch der vernünftigen Urtheile und Ausſprüche von Dingen, darinn vorkäme? Einzelne Perioden machen keine Schreibart aus, wenn ſie nicht eine Verknüpfung unter einander haben, die aus der Sache ſelbſt entſteht. Z. E. Zehn einzelne Sprüche aus

den

den Poeten, oder aus andern Büchern, die von verschiedenen Materien handeln, geben keine Schrift oder Rede ab, von deren Schreibart man urtheilen könnte. Man sieht also hier abermal, daß die Schreibart mehr auf die Gedanken des Scribenten, als auf seine Worte ankömmt; wie wir schon oben erinnert haben *. Wie aber bey den Sätzen oder Perioden nur der Verstand sein Werk hatte: also kömmt es in ganzen Aufsätzen, oder Perioden, hauptsächlich auf die Vernunft an. Denn so schwach oder stark dieselbe bey einem Scribenten ist, so schlecht oder gut pflegt auch seine Schreibart zu gerathen.

II. §.

Es theilet sich daher die Schreibart erstlich überhaupt in eine schlechte oder gute Schreibart ein. Jene ist der Ausdruck schlechter und übel zusammenhangender Gedanken, in einer Schrift oder Rede: diese hergegen ist ein Ausdruck guter und wohl verbundener Gedanken in einer Schrift oder Rede. Die Erfahrung lehret es, daß nicht alle Menschen, ja nicht einmal alle Gelehrten, gleiche Köpfe zum Denken; das ist zum Begreifen, Urtheilen und Schließen haben. Theils rühret dieses von ihrer verschiedenen natürlichen Fähigkeit her; theils haben auch ihre Auferziehung, und Anführung, ihre Art zu studiren, ihre Vorgänger und Lehrer Schuld daran. Man kann sichs kaum einbilden, wie ungleich die Gemüthskräfte der Menschen von Natur schon sind: wenn man nicht Gelegenheit gehabt hat, an der Auferziehung junger Leute Theil zu nehmen. Auch bey gleichem Unterrichte, werden sie sehr ungleiche Arten und Fertigkeiten zu denken erlangen. Der eine wird lebhafter, der andere schläfriger in seinen Gedanken seyn. Der eine wird eine sehr ordentliche Verbindung klarer Begriffe haben, und

* Der gelehrte und berühmte Herr Prof. Gesner hat sich hier, nach seiner trefflichen Einsicht, für eben diese Meynung erkläret, in der Vorrede zu Hrn. M. Richters kritischen Regeln des lateinischen Stils, die 1740. heraus gekommen.

im Reden ausdrücken: der andre wird seine dunkle Vorstellungen von Sachen, durch die Verwirrung der Worte, noch unverständlicher machen. Der eine wird sich durch viel fremde Einfälle, so zu reden, selbst stören: der andre wird in seiner Ordnung unverrückt fortfahren. Dem einen wird von jedem Dinge sehr viel in den Sinn kommen: dem andern wird gar nichts beyfallen wollen. Allein das meiste trägt wohl zur guten und bösen Schreibart die Anweisung und die Nachahmung bey. Die Kinder lernen von ihren Aeltern und Vorgesetzten nicht nur reden, sondern auch denken. Wie man aber andre urtheilen und schließen horet: so lernet man endlich selbst urtheilen und schließen. Darum will auch **Quintilian**, daß man Kindern keine unwissende, abergläubische oder phantastische Wärterinnen und Lehrmeister geben soll. Ja darum ist es einem jeden, der ein guter Scribent werden will, nicht einerley, was, und wie er studiret, oder was er für Bücher liest *.

III. §.

Doch weil ich schon oben davon gehandelt habe, so will ich hier die Mittel, zu einer guten Schreibart zu gelangen, nicht abermal wiederholen. Ich muß vielmehr die Fehler und Tugenden der Schreibart mit Regeln und Exempeln erklären. Die Fehler der Schreibart sind vielerley, und daher wird auch die schlechte Schreibart nicht von einer bey Gattung seyn. Ich will hier bey denjenigen Classen derselben bleiben, die **Benjamin Neukirch** in seiner Anleitung zu deutschen Briefen schon abgetheilet hat **: aber weil meine Absichten

* Darum saget Horaz:

Scribendi recte sapere est & principium & fons.

Und Boileau schreibt:

Avant donc, que d'ecrire apprenez à penser!

** Dieses mögen sich diejenigen merken, die mirs Schuld geben, daß ich die allervielfältigste Art die Schreibart einzutheilen ausgesonnen. Es ist meine Schuld nicht, daß sie die Schriften ihrer Vorgänger nicht kennen: ich aber pflege gern diejenigen zu nennen, von denen ich etwas annehme.

sichten anders sind, so will ich auch andre Exempel aus wirklichen Schriften unsrer Landsleute zur Erläuterung hinzusetzen. Fürs erste hat ein Redner alle Arten der schlechten Schreibart zu vermeiden; ob sie gleich auch oft bey Leuten angetroffen werden, die keine Redner sind. Man hat also auch an den Poeten oft etwas getadelt, was einem Redner noch viel unanständiger seyn würde, wenn er es brauchen wollte. Ich habe schon oben des **P. Bouhours**, Manier, in sinnreichen Schriften wohl zu denken, bestens angepriesen; und diese will ich auch hier, allen Liebhabern der Beredsamkeit nochmals angepriesen haben. Nicht minder kann man des gelehrten **Werenfels** Rede von den Meteoris Orationis hier mit großem Vortheile brauchen: zumal, da wir sie in der deutschen Gesellschaft eigenen Schriften und Uebersetzungen 1 B. auch bey meiner akademischen Redekunst deutsch lesen können. Ferner ist des berühmten **Swifts** Werkchen, περι βαθους, das unter dem Titel **Antilongin** deutsch übersetzet worden, hier mit Nutzen zu gebrauchen. Endlich kann man auch **Longins** Tractat, von dem Erhabenen, mit großem Nutzen zu rathe ziehen; als worinn gleichfalls unzählige Fehler schlechter Scribenten getadelt werden.

IV. §.

Die erste Gattung der schlechten Schreibart ist die **dunkle** undeutliche, oder unverständliche Schreibart. Denn da die Absicht eines jeden Scribenten oder Redners ist, daß er verstanden werden will: so hat er nichts so sehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Es entsteht aber dieselbe anfänglich aus altfränkischen Wörtern und Wortfügungen, die wir schon oben verworfen haben. Doch damit man ein Beyspiel solcher Schreibart haben möge, so will ich aus **Nicolai von Weil Deutschungen etlicher Bücher Aeneä Silvii** ꝛc. die 1536. zu Augspurg in Folio gedruckt worden, die Abbildung eines schönen Frauenzimmers hersetzen. Es heißt auf der 1 Seite:

Die Frauen naygten jre augen gegen der erden, und als vil sie schämiger wurden, als vil wurdenn sie schöner und hüpscher gesehen: Dann von röthe zwischen jren wenglin ausgebräyt, gaben sie solche farben: als da gybt das Indisch helffenbain, gerötet inn dem blut des ostrums, oder als gebend die weyssen lilien, vermischt mit purpurfarben rosen. Aber unter denen leychtet für die anderen mit vil sonder schöne Lucretia: Ein jüngelingin vnder zwaynzig jahren: geboren von dem geschlecht Camillorum, vermähelet dem vberreichen mann Menelao: Der vnwyrdig was, das jm ein soliche zierd zu seinem bett und tisch dienen solt, aber wol wyrdig den sein hausfrau betrieg, vnd machte, als man spricht, zu einem gehörnten hyrsen, derselben glidmaß an gerede vnd länge die andern frauen übertraff: Jr har was dück vnd lang: von farben geleich dem gold: das sie nit nach sitten der junckfrawen hinden ab flügen liese: sondern mit gold und edlem gestayn, zierlich hett geflochten und aufgebunden. Jre styrn was zymlicher braytte, mit kayner runzel entschöpfft. Jhre augenbrawen in böglin weyß gestellet, waren mit wenig und nicht dücken schwarzem har in rechter weyte von einander geschayden. Jhre augen mit solchen schein laychtend: das ehs gleich wie die Sonn, die gesichten der anschawenden menschen thete letzen, vnd bekrenken. Mit wölchen augen sie auch, wenn sie wolt, möcht tödten: vnd dieselb getödten (ob sie gelust) wieder ins leben bringen. Jr nase recht in mitten gesetzt, thet die rosenfarben wenglin mit gleicher mensur und mas underschayden. Nichts was lieplichers noch der Gesicht lustlichers, denn diese wenglin, als die fraw lachet, so viel mer wurden darinn klaine grüblin, zu beyden seyten gefellet. Niemand sahe die, der sie nicht von herzen innerlich begehrte zu küssen, Jr mund was zymlicher Klayne; und roter Corallenfarb, auf das allerlustsamlichst geschickt, darinn zu beyssen. Jre zeen klayn in gleicher ordnung gesetzt, als aus cristallen gemacht: dadurch jr bewegbar zung lauffend: nicht allein lieplich red, sondern auch gespräch, gleich allersüssestem gesang ließ hören und lauten.

V. §.

V. §.

So, wie nun die alten Wörter und Redensarten eine Schreibart dunkel machen, so thun es auch die neuen; davon man in den Schriften der fruchtbringenden Gesellschaft und bey den Pegnitzschäfer Exempel genug finden kann. Es ist dieses um so viel nöthiger, heute zu Tage zu erinnern; da es bey einigen, die sich sonst einer schönen und reinen deutschen Schreibart befleißigen, sehr aufkömmt, daß sie ohn alle Noth eine Menge seltsamer Wörter und Redensarten aushecken, und sich nicht eher einbilden, schön zu reden, als bis sie etliche Dutzend seltsame und unerhörte Misgeburten angebracht haben. Ich kann diese mit ihrer ungereimten Neugierigkeit nicht besser beschämen; als wenn ich ihnen aus dem deutsch übersetzten Pantagruel des Rabelais, ein kauderwälsches Exempel hersetze. Die Zueignungsschrift fängt so an:

> An alle klugkröpfige, nebelverkappte Nebelnebuloner, witzersaufte Gurgelhanthierer, ungepalierte sinnversauerte windmüllerische Durstaller oder Pantagrueliſten. Großmächtige hoch und wohl gevexirte, tief und ausgelärte, eytele, ohrenveste, ohrenfeiste, allerbefeistete, aehrenhafte und haftähren, Ohrenhasen, Hasenohren, oder Hasenasinobrige insondere liebe Herrn, Gönner und Freunde. Euwer Keinnad und Dunst sollen wissen, daß die alten Spartaner das Sprüchwort, (Ein Vnflat erleydets dem andern) wahr zu machen, keine bessere Weise gewußt haben, ihrer jungen Burgerschaft die Trunkenheit zu erleyden, als daß sie zu gewissen Festtagen an offenen Platz, in beyseyn ihrer Kinder, ihre Knechte sich redlich voll und toll sauffen liessen, auf daß, so die also hirntobig und schnellhörnig, und hörnschnellig vom Wein rasen, balgen schelten, gauckeln, fallen, schallen, burtzeln, schreyen, gölern, prüllen, wüten, sinken, hinken, speyen und unflätig genug seyn sähen, sich vor solcher viehischen Unweise forthin zu hüten wüßten ꝛc.

VI. §.

Die dritte Art der Unverständlichkeit rühret von den Provinzialwörtern her, die nur in gewissen Landschaften üblich sind, und

und also nicht allenthalben gelten oder bekannt sind. Eine jede Gegend von Deutschland hat die ihrigen; die Franken und Böhmen, die Oesterreicher, Bayern und Schwaben, die Ober- und Niedersachsen: und die Scribenten von allen diesen Orten pflegen sich daher allemal, durch ein gewisses Schiboleth zu verrathen; wenn nur ein Kenner darüber kömmt. Z. E. P. Forster, in der Lobrede auf Kaiser Carln den VI. hebt so an: „Nit anderst, als wie ein von dem schwir„renden Jovis Keul beblitzter und seines in ihm ganz ertat„tert stillliegenden Lebens unwissender Wandersmann, stehe „ich hier auf diesem Trauer tragenden Redner-Stuhl, rage, staune, ertattere. ꝛc. Eine Probe niedersächsischer Provinzialwörter soll mir die Aramena geben. Z. E. im 5 Theile auf der 270 S. steht folgendes:

Sie ließe ein paar dunkelblauer Augen auf uns schießen, und zwar mit solcher Kraft, daß wir beyderseits die andre Wunde von ihr entfingen, und dieser in unsern Herzen den Fürzug für ihrer vorigen Gestalt zu geben begunten. Ich gebrauche mich dieser Redensart, weil wir, als ganz verbast, diese beyde damals für eine Person gehalten ꝛc. Und bald darauf kömmt auf der 121 S. dieser Vers:

Droben, wo die Sternen glasten,
Meine Seele wünscht zu rasten.

Doch nicht nur Wörter, sondern auch Redensarten gehören hieher. Z. E. Ein Niedersachse wird sagen: Ich bin bange, welches doch ganz unrecht geredet ist; indem es heißen muß: mir ist bange. Man lese nur Joh. Ad. Hoffmanns zuerst herausgegebene, oder auch Amthors Schriften; so wird man unzähliche Exempel antreffen. Will man schlesische Provinzialwörter haben: so lese man den Arminius, darinn man auf der 98 S. etzeln, 164 S. beemsiget, für beschäfftiget 187 S. Bereglichkeit, für Hurtigkeit; 282 S. einweniger, für einiger, 309 S. verreden, für einen vertheidigen. 333 Seite, zier vergoldet, für künstlich vergoldet, 435 S. Schalaster, für Aglaster, 501 S. heimlich, für gut, hell, klar, beym Wetter, 562 S. aufreden, für anhetzen.

hetzen. 600 S. Knichel, für Knöchel, 603 S. Kutze, für ein grobes Kleid. 702 S. Knispel, für Püschel, 908 S. Perske, für Barsch, auf der 1094 S. Feuersorge, für Kohlpfanne, 1104 S. Ersuchung, für Besuch, 1547 S. zusagen, für übereinstimmen, 1625 S. ein Mächsel, für das, was eine Speise schmackhaft machet. a. d. 1899 S. die Litte, für löte. 2110 S. wöller, für besser. 2211 S. schlimm, für krumm. 2248 Seite, mit Wußte und Wille, für mit Vorbewust. 2276 S. Rampricht, für rauh und uneben. 2358 S. Gelosen, für los werden. 2364 S. es bey jemand aushaben, für jemands Gunst verlieren. 2444 S. das Besitzthum, für Besitz. 2559 S. Schnüchze, für Schnauze. 2567 S. ausdünken, für sich entziehen, finden wird.

VII. §.

Andere Arten der Undeutlichkeit entstehen aus fremden Wörtern, die man auf eine seltsame Art durch einander menget; oder auch aus bekannten, die in einer fremden Bedeutung genommen werden. Hierinn sind sonderlich die mystischen Scribenten, und ihre Brüder, die Goldmacher, große Meister: die oft so schreiben, daß es keine menschliche Vernunft erreichen kann, was sie haben wollen. Das seltsamste ist, daß diese Meister der Dunkelheit, noch von ihren Anhängern für hocherleuchtete Männer gehalten worden sind. Z. E. Jacob Böhme, der weil. begeisterte Schuster in Görlitz, schreibt auf der 2255 S. im Buche de Signatura rerum c. 8. §. 22. um das Wachsthum der Pflanzen zu erklären, also:

> Also dringet die äußere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äußere, und ist ein eitel Geschmack und Liebhaben, eine Essentz die andre: Saturnus macht sauer, Jupiter macht lieblichen Geschmack, Mars macht bitter von seiner peinlichen Art, Venus macht süsse, Mercurius unterscheidet den Geschmack; Luna fassets in ihren Sack und brütets; denn sie ist irdischer und himmlischer Eigenschaft, und giebt ihnen das Menstruum, darinn die

die Tinctur liegt. Also ists ein Treiben im Geschmacke, jede Gestalt eilet dem süssen Wasser und der Sonne nach: Jupiter ist freundlich, und geht mit der Liebebegierde oben aus, im süssen Quallwasser; darinnen wütet Mars, und denket, er sey Herr im Hause, weil er den Feuergeist im Sulphur führet. Dessen erschrickt Mercurius, daß ihm Mars Unruh machet, und Saturnus machet den Schrack nach seiner strengen Impreßion leidlich, das sind die Knoten am Halme: und ist der Schrack salnitrisch nach der dritten Gestalt, in der ersten Impreßion zum Geistleben, als in der Angstgestalt, davon der Sulphur urständet; und im Schrack gehet Mercurius im Salniter auf die Seite, und nimmt in sich mit die Venus, als die Liebebegierde, davon wachsen Zweige und Aeste am Halme, Stengel oder Bäume, und was das dann ist; Kräuter, Bäume oder Halmen, und ist jeder Ast alsdann gleich dem ganzen Gewächse.

VIII. §.

Es giebt noch eine Art der Undeutlichkeit, wenn man nämlich mehr oder weniger saget, als man sagen wollte. Z. E. wenn **Aulus Apronius** saget, das Schloß bey Paris, Madrit genannt, sey **von Fenstern aufgebauet**; welches ja den Worten nach unmöglich ist. Ferner giebt es eine Dunkelheit, wenn man die Hülfswörter und Schlußwörter ausläßt. Z. E. eben der schreibt auf der 292 Seite:

> Inspruck folgete hierauf, ein kleiner Ort, sonst wegen der meßingenen sehr großen Statuen, so in der Kirche der Capuciner (die zur rechten Hand, wenn man aus dem Thor gehet,) in zwey Rangen oder Streifen gegen einander überstehen, und sehr herrlich, an der Zahl 28 oder 30 zu sehen; dergleichen nicht in Europa anzutreffen.

Eben so dunkel wird die Schreibart durch die vielfältigen Einschaltungen und Parenthesen ganz fremder Dinge, die den Verstand verwirren. Z. E. eben der Aulus Apronius in seiner Reisebeschr. auf der 193. Seite:

> Wie Peregrinant besagten Jesuiten wegen der Margana fragte, davon beym Kirchero in mundo subterraneo, nämlich die natürliche Präsentation großer Städte, in der See der sicilianischen Meerenge, vieler Thieren, als wenn sie auf dem

dem Lande gesehen werden, und Wälder, auch andre Erscheinung; so mußte er mit Verdruß (sintemal ihn dieses und der Aetna die Lust nach Sicilien getrieben) hören, daß wohl zehen und mehr Jahre vorbey giengen, ehe solches zu merken.

Nicht minder Undeutlichkeit erwächst aus solchen Wortfügungen, die an sich selbst zweydeutig sind, und auf verschiedene Art verstanden werden können. Auch hier soll mir Apronius das Exempel geben. In der Zueignungsschrift dieses Buches heißt es:

In der Mitte fügt sich ein dero allerdurchlauchtigste Frau Muhme, Sophia Charlotte, Königinn in Preußen, und Schwiegermutter, Friedrich Wilhelms des großen, Königs in Preußen, großen Diamants an dem Finger der itzigen Zeit, hochseligen Frau Mutter, die da gleich bey der ganzen künftigen Welt einen großen Stern, so bey ungewölkter Nacht den weiten Himmel zieret, funkelnde beyde von Edelsteinen königlicher Tugenden, welcher Glanz dero königlichen Majestät keinesweges an der andern Seite ihr lebtage nachzugeben vermeynet ꝛc.

Doch genug hiervon. Man merke sich nur die Regel an: Daß ein Scribent sich nicht auf den Verstand seines Lesers verlassen, sondern so schreiben müsse, daß es auch der Einfältigste verstehen muß.

IX. §.

Die andere Gattung der schlechten Schreibart ist die pedantische, deren sich Leute, die nur nach der altväterischen Art studiret haben, im Schulstaube erwachsen sind, und die Lebensart der Welt gar nicht kennen, zu bedienen pflegen. Diese messen alles nach ihrem Schulleisten. Und ob sie gleich die besten Schriften der Lateiner und Griechen täglich in Händen haben: so ahmen sie doch die Artigkeit derselben im Schreiben nicht nach; sondern bleiben immer bey ihrem Schulschlendrian. Doch auch diese Gattung hat ihre Arten. Die erste davon entsteht, wenn man immer mit lateinischen und griechischen Wörtern, Sprüchen und Zeugnissen der Scribenten um sich wirft. Ein schönes Exempel giebt mir A.

Gry-

Gryphius, in seinem Horribilicribrifax. Denn da tritt Sempronius, ein Schulmeister, mit folgender Rede auf:

Αμων παντα φερει! Sed omnia vincit amor; omnia, id est, omnes homines & omnia pecora campi: & nos cedamus amori, saget das Wunder der lateinischen Poeten, Virgilius. Wer sollte geglaubet haben, daß ich, der ich ein Wunder bin inter eruditos hujus seculi, und nunmehro meine fünf und sechzig Jahre cum summa reputatione erreichet, mich aufs neue sollte, per faces atque arcus cupidinis, haben überwinden lassen? Ach Cœlestina! Ach Cœlestina! tu mihi spes voti, tu mihi summus amor! Wenn ich deine rosenliebliche Wangen betrachte, werde ich verjünget, als ein andrer Phönix. Aber quid hæc suspiria solus, montibus & sylvis? Virgilius Ecloga 2. Warum greife ich nicht zu Mitteln, und versuche, was zu erhalten ist? Hasce amoris mei interpretes epistolas, Cicero ad Atticum, habe ich heute frühe, (Aurora musis amica) mit höchsten judicio und ingenio zusammen gesetzet, und warte nur auf Gelegenheit, ihr selbiges durch ein bequemes subjectum, welches sie kennet, zu überantworten. Hier in der Nähe wohnet eine gute Frau, die alte Cyrille, die sich gar gern zu solchen Legationen brauchen läßt, & nisi me fallit animus, so ist dieses ihr Haus. Sed eccum! illa ipsa prodit, laßt uns hören in hoc angulo, was vor excursus sie vorbringen werde.

Man denke nicht, daß dergleichen Schreibart nur erdichtet sey. Man findet sie in der That vielmals eben so: und selbst in den Reden großer Herren fehlt es nicht an den Spuren dieser Pedanterey. Man lese Z. E. die 49ste auf der 104 S. des ersten Theils, ferner die 97ste auf der 232 S. I. Th. ferner die 158ste auf der 466 S. I. Th. u. a. m. Imgleichen im andern Theile die 167ste auf der 541 S. die 171ste auf der 567 S. die 177ste auf der 599 Seite; der übrigen Theile, und anderer oratorischen Sammlungen nicht zu gedenken.

X. §.

Eine andre Art pedantischer Schreibart die diejenige, da man seine Belesenheit in Anführung allerley ausländischer Selten-

Seltenheiten, als Thiere, Pflanzen, Steine, Gebäude, ja menschlicher Sitten und Kleidungen, zu zeigen suchet. Diese Art ist in Deutschland zu Lohensteins Zeiten allererst aufgekommen, der sie in seinem Arminius fast durchgehens gebrauchet hat. Doch hat dieser auch die Alterthümer und Geschichte der Griechen und Römer sehr häufig angeführet: und einige seiner Nachfolger und Bewunderer haben dieses noch höher getrieben, als er. Männling kann uns hier zum Beyspiele dienen, der gewiß in seinen Zueignungsschriften und Vorreden alle Theile der Welt geplündert hat, um ein elendes Nichts damit auszuputzen. Z. E. Die Zuschrift vor seinem Arminio enucleato hebt sich so schulfüchsich an:

Was Artemisia für ein lebendig Grabmaal ihrem geliebten Mausolo aufgerichtet, welches auch die Kostbarkeit des künstlich erbaueten Mausolei, wie das Gold den Meßing, das reiche Peru die arabische Sandwüsten, und der Tag die Nacht übertraf, indem sie dessen verbrannte Asche, mit dem Perlenwasser ihrer heißen Thränen vermischt, ihren täglichen Labetrunk seyn ließ, um auf diese Art den Todten in sich einzuscharren, und wie Tancredo das Herz Guiscardi in ein güldenes Grab, sie ihren Mausolum, welcher ihr im Leben, über alles das vollkommenste gewesen, unter ihr Herz zu legen, sich auf die Weise bemühete; dieß ist ein Heiligthum der Alten, ein Wunder der Welt, und ein Gedächtniß der unvermoderten Liebe, welche keine Livia wird übertreffen, kein Awacer in Gugana verbessern, kein Zeitenschwamm ausleschen, und kein Andenken vergessen heißen; so gar, daß wann schon alle Marmelseulen der Alten, alle Pyramiden Egyptens, alle Prachtgräber Siniens werden ein Ziegelgraus der Einäscherung werden, hier doch das Echo der Liebe unvergeßlicher soll ausrufen, was bey dem Grabe Cœciliæ an der Via Appia es vormals ertönt: Cœcilia, semper honor nomenque tuum, laudesque manebunt; geliebter Mausolus, dein Ruhm, dein Name, dein Lob soll nimmermehr untergehen.

XI. §.

Andre bringen zwar auch gern viel sogenannte Realien im Schreiben und Reden an; aber sie haben sich sonderlich

in die Münzen, Sinnbilder, und Ueberschriften verliebet. Diese Schreibart hat Christian Weise in seinen politischen Reden auf die Bahn gebracht, auch an Talandern, u. a. m. einen getreuen Nachfolger darinnen gefunden. Diese Leute können kaum zehn Worte sagen: so heißt es: Jener ließ eine Münze prägen ꝛc. Jene gelehrte Feder schrieb dieß, oder jenes an eine Pyramide ꝛc. Jener bauete eine Ehrenpforte ꝛc. Jener malte eine Sonne, und setzte drüber, ꝛc. So seltsam nun ein solches Mischmasch gesammleter Lappen ist, wo man ernstliche Dinge zu sagen hat, und gründliche Wahrheiten vortragen sollte: so unerhört ist solches bey den Alten gewesen. Und diese Art der pedantischen Schreibart könnte man die weisische nennen. Z. E. Kann mir Talander in seinen lebenden Todten, oder Trauerreden dienen; denen er gar aus Picinelli mundo symbolico, als dem Tröster aller dieser oratorischen Maler und Münzmeister, einen Auszug angehänget hat. Auf der 132. S. hebt die XV. Abdankung so an:

> Als der tapfere Römer, Marcus Antonius Columna, viele Verfolgungen des Glückes ausstehen mußte, und gleichwohl seine Tugend davon so wenig, als das Corallenbäumlein von den stets anschlagenden Meerswellen zernichtet, sondern vielmehr befestiget wurde; wählete er sich zu Bemerkung seiner Gemüthsstandhaftigkeit unter allen widrigen Zufällen, ein gar artiges Sinnbild: indem er eine Steineiche malen ließ, davon unterschiedliche Aeste und Zweige mit scharfen Barten und Beilen abgehauen wurden, und über diese waren die Beywworte, aus des Horaz seiner vierten Ode zu lesen!
>
> Per damna per cædes.
>
> Bey Verlust und scharfem Hauen
> Wird man doch mein Wachsthum schauen.
>
> Ein löblicher Entschluß eines Tugendhaften; aber dazu gewiß ein nicht verzagtes Herz gehöret. Wir haben gemeiniglich nicht die Art der Eichen, soudern der Sonnenblumen, an uns. Scheint die Sonne des schmäuchelnden Glücks, da richten wir unsre Häupter ganz munter in die Höhe; und könnte man uns die Ueberschrift geben:

Surſum te lucente.

Der Stralen helles Licht.
Hält aufwärts uns gericht.

Wo aber dieſe untergeht, und die Nacht der Trübſal einfällt, da heißt es:

Deorſum te latente.

Will ſich mit uns die Sonne nicht mehr gatten,
So müſſen wir verwelken und ermatten ꝛc.

XII. §.

Es giebt der Pedantereyen ſo viel, daß ich nicht fertig werden kann, alle Arten der pedantiſchen Schreibart zu erzählen. Dahin gehöret unter andern auch die Kunſt, im Deutſchen lateiniſch zu reden, und lauter ſolche Wortfügungen, Einſchaltungen und Verſetzungen der Wörter zu brauchen, dergleichen die Lateiner ſonſt gebrauchet haben. Z. E. Nikolaus von Weil, deſſen Deutſchungen ich oben angeführet, überſetzet dieſe Worte: Senes amantes vidi permultos, amatum nullum: **Ich habe geſehen vil liebhabend Mann, aber liebgehabten keinen.** Ja gemeiniglich geht es denen ſo, die alte römiſche Scribenten deutſch überſetzen wollen. Man ſehe nur Gottſchlings überſetzte Officia Ciceronis, und eines andern Gelehrten ſechs Reden dieſes großen Römers: imgleichen eines andern Briefe **Cicerons**, die beyde in den kritiſchen Beyträgen beurtheilet werden: ſo wird mans gewahr werden. Es wäre leicht, ſie zu beſchämen, wenn man einige Stellen davon hieher ſetzen wollte. Allein ich will ſie ſchonen, und lieber ein Stück aus der ſchönen Schäferinn **Juliana**, einem alten deutſchüberſetzten Romane anführen. Der 1 Tag des II. Buchs hebt ſo an:

Des hochtragenen und ſtolzen Phaetons Vater, welcher die krummen und gebogenen Gewölber des Himmels umſpazierende, aller Athem ſchöpfenden Thieren Leben, nachdem er ihnen ſelbiges verliehen, verzehrt, ließ allbereit ſeine lebendige Streimen durch viel dicke Wolken, welche die Nacht über den Himmel und die Sternen bedecket und verblichen, herfürkommen, und wiederbrachte das Geſchwätz

und Getöse seiner Creaturen, welches die Nacht durch ihre finstre Stille niedergeleget und verborgen gehalten hatte, da die göttliche Schäferinn Juliana, mit ihrem Bogen und Köcher, in die Wiesen kam, welche der Lust und das Verlangen nach schwarzen Wildpret zu jagen, also frühe dahin zu kommen verursachet, weil solches, (ebenmäßig, wie anderen, die Schul Amoris, oder der Liebe,) ihre tägliche Uebung ware.

XIII. §.

Endlich giebt es noch eine Gattung der pedantischen Schreibart, die man die spielende oder kindische nennen kann. Es sucht dieselbe alle ihre Zierlichkeiten, in läppischen Gegensätzen, (Antithelibus) in frostigen Anspielungen, in verwerflichen Wortfiguren, und andern dergleichen Schnörkelchen, die einfältigen Leuten und Schulknaben zu gefallen pflegen. Hier spielet nur die Einbildungskraft, und man suchet nur die Ohren mit gleichklingenden Wörtern zu belustigen. Die Pegnitzschäfer sind große Meister in dieser Kunst gewesen, wie aus der betrübten Pegnesis unter andern erhellen kann. Z. E. In der ersten Tagezeit derselben, heißt es im 1. §. so: Die Röthin hatte ihre Wasser-Perlen mit den Graß-Schmaragden zu vereinigen kaum angefangen, da sich dieser drey- und treugehertzte Freundes-Klee, von dem Sitz der Palkome, in die West-Feldereyen, gleichsam verpflantzete. Auf diesem Blumenhirten, scheint gewiß der Geist Sigmunds von Birken, dem dieß zu Ehren geschrieben worden, zwiefach zu ruhen. Gleichwohl kann sich der Italiener **Emanuel Thesaurus** in dem Tr. de dictione arguta für den Urheber und Erfinder dieser sogenannten scharfsinnigen, oder vielmehr spitzfindigen Schreibart ausgeben. Nun haben zwar einige nur in den Aufschriften die falsche sinnreiche Art des Ausdruckes leiden wollen. Allein es haben sich auch Redner gefunden, die lieber mit den Kindern zu spielen, als mit Männern zu reden, Lust gehabt. Z. E. In der Sammlung auserlesener Reden, auf der 20 S.

steht

steht eine Rede, die 1716 auf die Geburt eines kaiserlichen Prinzen zu Altdorf gehalten ist. Sie hebt sich so an:

Was wir großes haben, ist einmal klein, oder nichts gewesen. Die höchsten Cedern heben ihre Gipfel aus der Erden, und die größten Eichen sind anfangs zarte Stauden. Die Natur ist in diesem Stücke am vollkommensten, daß sie nichts gleich vollkommen hervor bringet; und das größte Wunder ist, daß sich vieles erst zum Wunder machet. Die unschätzbaren Perlen zeitigen nicht alsobald in ihrer Muschel, und die kostbaren Corallen nehmen erst in der Luft Farbe und Härte an. Kleine Quellen werden nach und nach zu großen Flüssen, öde Dörfer zu bevölkerten Städten, niedrige Geschlechter zu mächtigen Häusern.

Das schwache Macedonien kam durch seinen Alexander zu solchen Kräften, daß es die dauerhafte Monarchie der Perser entkräftete. Der herrschende Orient sah bey diesem Könige den Niedergang seiner Herrlichkeit. Dessen Gebieth reichte so weit, als seine Waffen; nur das große Weltmeer durfte seinen Siegen und Herrschaft ein Ziel setzen. Das menschliche Geschlecht hätte vor ihm niemals Ruhe gehabt, wenn er vor dem Tode Ruhe gehabt hätte; und seine Regiersucht würde eine neue Welt gesucht haben. Rom wäre nicht so groß worden, wenn es alsobald wäre groß gewesen; und seine Hoheit würde nicht über alle Völker gestiegen seyn, wenn man anfangs nicht über seine Mauren hätte steigen können.

XIV. §.

Ich komme nunmehr auf die dritte Gattung der schlechten oder verwerflichen Schreibart, und dieses ist die affectirte oder gezwungene. Auch diese hat ihre vielfältige Arten, davon wir die hauptsächlichsten anzeigen und mit Exempeln erläutern wollen. Die erste ist die **nachäffende**, dadurch sich nämlich gewisse Schriftsteller bemühen, eines berühmten Scribenten seine Art des Ausdruckes zu erreichen, dessen Naturell, Gelehrsamkeit und Verstand sie doch nicht haben. So haben im lateinischen viele neuere den **Cicero**, J. **Lipsius** den **Tacitus**, und noch andere den **Plinius** nachzuahmen gesucht. Bey uns Deutschen sind sonderlich **Lohenstein** und **Lassenius** so glücklich, oder so unglücklich

gewesen, viel ungereimte Nachfolger zu bekommen. Dieser hat sonderlich **Cobern** zum Affen gehabt, der alle seine Schriften nach der lassenischen Schreibart abgefasset: wie er denn selbst sagt, er habe seine **Frühglocke, aus dem besten Metall der lassenischen Schriften, gegossen.** Jener aber hat sonderlich oftgedachten **Lehms** und **Männlingen**, vornehmlich aber auch **Christian Schrötern** als Nachahmer aufzuweisen. **Des letztern Anweisung zur deutschen Oratorie, nach dem hohen und sinnreichen Stilo, des vortrefflichen Herrn von Lohenstein** ꝛc. ist hier in Leipzig 1704 heraus gekommen; und lehret lohensteinisch complimentiren, lohensteinische Briefe schreiben, lohensteinische Chrieen, und lohensteinische Reden machen. Ein Exempel von der zweyten Art wird zeigen, wie glücklich der Verfasser in der affectirten Schreibart gewesen.

Wohlgebohrner ꝛc.

Das Leben des Menschen ist einer Zuguhr nicht unähnlich. Diese läuft vielmals ab, ehe der Zeiger noch Mittag gewiesen hat; und jenes wird nicht selten auf die Bahre gelegt, wenn es in dem anmuthigsten Lenzen der Jahre, wie eine Rose in ihrem Purpur, blühen soll. Dessen ist meines hochgeehrtesten Herrn Bruders verblichene Fräulein Tochter zwar eine betrübte, doch unverwerfliche Zeuginn. Denn ihre Schönheit ist, da sie in vollen Knospen gestanden, verwelket und nunmehr zu Grabe getragen. Hierüber wird sein Herz mit finsterer Traurigkeit, wie die Augen mit Thränen umhüllet: und sein Gesichte sieht nicht weniger bestürzt aus, als des Agamemnons, da seine Iphigenia ein Opfer des Todes werden mußte. Wie dem allen, ein gesetztes Gemüthe, muß sich nicht aus den Angeln der Großmüthigkeit heben lassen, sondern alle Ambosschläge des drückenden Verhängnisses unerschrocken ertragen. Aeltern müssen bey dem Ableben der Kinder so wenig im Trauren, als bey ihrer Geburt in der Freude über die Schnur hauen. Denn der übrige Kummer durchnaget nicht weniger das Herz, als die Würmer das Holz.

XV. §.

Die zweyte Art der affectirten Schreibart ist die gelehrtscheinende. Denn gewisse Leute wollen, bey aller ihrer Unwissenheit, dennoch für gelehrt angesehen seyn. Daher äffen sie die Schreibart derer nach, die den Ruhm gelehrter Leute erlanget haben. Sie stümpeln hier und dar etwas zusammen, was ihnen das Ansehen einiger Belesenheit erwerben kann. Sie suchen eine Menge Namen von Gelehrten zusammen, sie erzählen viel Büchertitel mit den Jahrzahlen und Verlegern derselben. Sie mengen auch wohl gar etwas Lateinisches mit unter, um durch alle diese Künste den Unwissenden ein Blendwerk zu machen, und für gelehrt angesehen zu werden. Der Exempel von dieser Art giebt es mehr, als uns lieb ist: doch will ich eins aus der obgedachten Sammlung auserlesener Reden beybringen. Es steht auf der 693 S. So lautet es:

> Vor solch ingenium, wie seines war, gehörten keine Xenocrates, die ihren Zuhörern vorrechnen, wie viel 100000 mal die Buchstaben im Alphabeth sich versetzen lassen: noch Aristomachi, die mit der Anatomie einer Fliege ganzer 80 Jahre zubringen, noch Barbonii, die an der Keule Herculis die Aeste, in dem Barte Ajacis die Haare, und an der Mütze Ulyssis die Falten auf den Fingern herzusagen wissen. Nein, sondern für einen aufgeweckten Sohn Ciceronis ist nur Athen, und in Athen Cratippus gerecht: propter summam doctoris auctoritatem, & urbis, quorum alter scientia augere potest, altera exemplis; Hierdurch verstehe ich, die zu der Zeit in Helmstädt lebende vortreffliche Polyhistores, Oratores, Politicos, Jurisconsultos, die mit zusammengesetzten Kräften diesen ihnen anvertraueten Academicum in den auserlesensten Wissenschaften nach Wunsche bald fertig machten, ich sage, in den auserlesensten Wissenschaften, womit dem Fürsten, der Kirche, dem Lande, der Familie, und ihm selbst gedienet war. Denn ist die Erudition entweder phantastisch oder zänkisch, oder pralerisch, wie Verulamius die verdorbene Gelahrte entscheidet, (de augmentis scient T. I. p. m. 5.) so ist keinem Menschen damit gedienet.

XVI. §.

Die dritte Art der affectirten Schreibart ist die sogenannte galante, die sich nach den Redensarten der Hofleute richten soll: welche halb französisch, italienisch und lateinisch reden, und gern ein Mischmasch von allen Sprachen machen; ob sie gleich die allermeisten Wörter gar wohl deutsch geben könnten. Diese Pest ist bey uns Deutschen, durch die vielen Reisen in fremde Länder eingerissen, und würde endlich unsre Muttersprache völlig verderbet und ausgerottet haben, wenn nicht kritikverständige Liebhaber ihrer Muttersprache, als **Opitz** in seiner Poeterey, **Gryphius** in seinem Horribilicribrifax, **Rachelius** in seinen Satiren, **Laurenberg** in seinen Scherzgedichten, der **Patriot**, die **Tadlerinnen** und der **Biedermann** darwider geeifert, und die Mengesucht lächerlich gemacht hätten. Es würde nicht schwer fallen, aus den Reden großer Herren unzählige Exempel dieses Galantissimi Oratorii anzuführen: doch ich will lieber folgendes darzu brauchen. Es steht in der Vorrede zu der Probe einer boileauischen Uebersetzung, die Theod. Lud. Lau 1728 herausgegeben hat:

> Ich guarantire aber, wenn mir, wie gehörigst, bey vorzunehmenden Financial-Arbeiten, nach meinem angeführten Proportional-Cirkel, die uneingeschränkte Activität gelassen wird, ich gar zu gewiß über ihre Projecten und Grundregeln le dessus emportiren werde. Ob ich dieses von mir öffentlich hierdurch engagirte Wort zu halten capable, und in der That der Cabinet-Financen-Director bin, den meine Bestallung, Bücher und Vorträge mit ernsthaftigem Nachdruck laudiren, mögen meine Antagonisten mit der brutalesten Effronterie ihres Pedantismi und Ignorantismi in der Großmachtskunst-Wissenschaft, immerhin zu beprüfen, sich durch ihren Hochmuths-Kützel zwar verleiten lassen. Wenn aber sie mit der schändlichsten Schamröthe von der Schaubühne der Ehren, einen Abtritt unter einem Accompagnamento einer sie auszischenden und aushischenden Musik der Hohngelächterey werden nehmen müssen = = = = mögen sie dergleichen Fatalität ihrem thörichten Eigenwillen, und der gar zu sehr prædominirenden Selbstliebe einzig und allein zur Last legen.

XVII. §.

XVII. §.

Ich gestehe, daß dieses Exempel mit besserm Recht zu der folgenden Gattung der Schreibart, nämlich zu der phantastischen, gerechnet werden könnte. Diese ist Leuten eigen, die im Kopfe nicht gar zu wohl verwahret sind, und deswegen ganz anders schreiben wollen, als andre Menschen. Ihre Einbildungskraft ist zu hitzig, und ihr Urtheil hergegen zu schwach. Jene reißt sie, gleich Phaetons wilden Pferden, dahin: diese aber ist nicht vermögend, sie auf der rechten Bahn der gesunden Vernunft zu erhalten. Daher geben sie allen Dingen andre Namen; sie häufen unzählige Nennwörter und Beywörter zusammen; sie wollen alles sehr oratorisch, ja wohl gar poetisch sagen; sie machen auch unerhörte Wörter und Redensarten, und ersinnen die seltsamsten Metaphoren, Gleichnisse und Allegorien. Daß der oben angeführte **Jacob Böhm, Pordärsch**, und andere dieses Gelichters, mit unter solche Phantasten zu zählen seyn, das wird wohl kein Vernünftiger in Abrede seyn. Darum sind aber diejenigen noch nicht davon ausgeschlossen, die es nicht vollkommen so arg gemacht haben. Z. E. **Lehms** gehört mit seiner Lobrede auf Kaiser Carls des VI. Vermählung allerdings hieher. Auch vor ihm hat **Riemer** im vorigen Jahrh. so geschrieben. Z. E. in s. Lobr. auf Friedr. Wilh. den Großen heißt es, a. d. 16. S.

> Sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich gewesen, und nur ein Anfang zu seinem Preise, daß seines gleichen nie gehöret worden. Die Thaten Cäsars sind Kinderspiele gegen seine Kriege: der berühmte Scipio ist nur eine Nebensonne gegen diese Quelle des Kriegslichts; Hannibals Heldenübungen gegen die Expeditiones unsers Großfürsten sind wie eine Komödie, gegen den Verlauf einer wahrhaften Geschichte. Alle Helden der Griechen und Römer, hätten unter ihm, zu Felde, in Belagerungen, kaum Unterofficiere bedeuten können.

Ich will aber noch einen neuern Helden, nämlich Joh. Christoph **Wenzeln**, hier anführen, der 1691 in Jena eine Leichenrede gehalten, daraus folgende Stelle genommen

ist. Siehe die Sammlung auserlesener Reden auf der 576 Seite:

Jene Luftbilder bey Sicilien spielen in noch früher Morgendämmerung mit dem Glanz ihrer künstlich vermengten Farben; unser Luftbild trat wie in der ersten Morgenröthe seiner Zeit, ich sage in den ersten Jahren des noch zarten Alters, mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten hervor; so daß die Gemüther von den entzückten Augen versichert wurden, es würde auf diesen so überherrlichen Morgen ein noch weit herrlicherer Tag zu sehen seyn. Und freylich fand die Hoffnung allhier einen festern Grund, als jene Lustgemälde an denen im Schatten aufgethürmten Seewolken,

Die Ehrenpaläste, die Thürme der Zuversicht, waren nicht auf leichte Dünste, wie die mamertinischen gesetzet: sondern Gott, Glück und Natur ließen sattsam hervorleuchten, daß sie zu diesem Lustbau selbst die ersten Steine geleget. Die Trefflichkeit der hohen Geschlechter, aus welchem unser Lustbild vorgestiegen, machte gleich anfangs eine beständige Versicherung, weit vor jenen Morgenbildern; weil hier keine verwerfliche Nebel, sondern die unvergleichliche Goldstralen, so erlauchter Ahnen, dem künftigen Gemälde zum Grunde dieneten.

Gewiß ist es, wir pflegen nicht leicht zu fragen, wo und auf was für einem Boden die Frucht gewachsen? und vergnügen uns, wenn sie an sich selbst einer lobbaren Eigenschaft. Ist es doch nicht seltsam, daß die Natur aus eben dem Erdreiche, woraus sie vor diesem den kräftigen Rosmarin gelocket, ein ander Jahr gifthauchende Napellen zeuget. Ja wir erblicken öfters, daß an denen Himmelsstellen, da die holdselige Venus gestralet, bald darauf ein röthliches Zorngesicht des Kriegsplaneten hervorblitzet.

Die Donnerkeile der Welt, die römischen Tyrannen, haben schon längst zu großem Nachtheil der Länder gelehret, daß die königliche Wiege öftermals alle königliche Trefflichkeiten einschläfere. Dem africänischen Scipioni haben seine Freunde den Ring, in welchem sich des verstorbenen Vaters Bildniß präsentirte, von dem Finger abgezogen, weil er wegen verschiedener Laster, womit er sein Geschlecht verunehret hatte, solchen zu tragen ganz unwürdig schien. Allein was dürfen uns solche Wechselbälge der Aeltern und des Geschlechts hindern?

XVIII. §.

Ich müßte die ganze Rede hieher setzen, wenn ich alle Proben eines ausschweifenden Geistes daraus anführen wollte. Der Ve fasser desselben kann nichts auf eine gemeine Art sagen. Wenn er sagen will, daß zwey Dinge beysammen seyn: so saget er, sie wachsen auf einem Stängel. Z. E.

> So wächset Schaden und Vergänglichkeit wie auf einem Stengel.

Will er lehren, daß unser Leben mit Lust und Freude abgewechselt wird: so nennet ers eine Dosin der bittersten Pillen.

> Unser Leben, heißt es, ist nichts anders, als eine starke Dosis der bittersten Pillen, welche dann und wann von einer scheinbaren Ehre und Lust vergüldet werden; daß man doch gleich mit dem ersten Bisse den unannehmlichen Geschmack verfluchen muß.

Des König Eduards Bruder vergleicht er mit einer Lamprete:

> Eduardi Bruder mußte, wie sonst den Lampreten wiederfährt, in Malvasier ersticken; anders nicht geht es mit den irdischen Lustreizungen.

Und wenn er recht was schönes vorbringen will: so ist es nichts, als ein glänzendes Nichts, ein Galimatias verworrener Ideen, die keinen rechten Verstand haben: Z. E.

> Die lucinischen Austern, das Phasangehirn, die Lampretenmilch und Phönicopterzungen, und was der thörichten Lust des Caji mehr zu Dienste stehen mußte, wurde diesem Vielfraße doch endlich zu den Schaugerichten Heliogabals, welche, weil sie steinern waren, von keinem Menschen konnten genossen werden.

Und kurz vorher hieß es mit allerley weitgesuchten Einfällen und kindischen Wortspielen:

> Belisar wurde gezwungen, mit ausgestochenen Augen erst recht zu sehen, wie schädlich die Hoflust sey; da er doch vorher selbst Justinians Auge gewesen. Spinosa erwarb bey der spanischen Regierung mehr nicht, als einen blutigen Kopf. Cromwells und Morus Blut spritzete von dem unglücklichen Chavot in manches Gesichte, welches

von

von schmäuchelnder Weltlehre verkleistert worden. Niemand war in höherer Bewunderung durch ganz Famagust, als Paragadin; doch wurde auch hernach niemand schimpflicher belohnet, als er; dieweil er auch nicht einmal die Haut mit in den Tod nehmen konnte ꝛc.

XIX. §.

Ich komme nun auf die **hochtrabende** oder **schwülstige** Schreibart, die man auch die allzuhohe zu nennen pflegt: wiewohl das Schwülstige niemals eine wahre Hoheit an sich hat. Die Franzosen nennen diesen Fehler l'Enflure, und die Engländer Bombast: deutsch könnte man ihn auch den Schwulst nennen. Die Griechen haben die gar zu hochsteigenden Reden und Gedanken Μετεωρα genennet: welchen Titel auch Herr **Werenfels** in seiner Abhandlung, im Lateinischen behalten hat. Wer diesen und den oftbelobten **Longin** lesen wird, der wird sehr viele Regeln und Exempel davon antreffen. Bey uns Deutschen haben **Lohenstein** und **Franscisci** zuerst die Exempel des Schwulstes gegeben, die so viele andere angestecket haben. Was beym **Andr. Gryphius** nur ein großsprecherischer Windmacher **Horribilicribrifax**, oder **Diridaridatumtarides** im Munde führet, das ist nach der Zeit auch bey ernsthaften Scribenten beliebt geworden. Ich übergehe die Poeten, die sich dergestalt haben verführen lassen, und die im deutschen Antilongin gezüchtiget worden. Ich will nur der prosaischen Schreibart erwähnen: und da ist sonderlich **Ziegler** in seiner Banise ein großer Meister der hochtrabenden Schreibart zu nennen, Z. E. Der Anfang heißt so:

> Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere den Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder solchen nicht nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden: ich wollte mit

tausend

tausend Keilen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann, sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts, als ein verächtliches Andenken überbliebe.

XX. §.

Nun könnte ich noch wohl viel andre Exempel von der hochtrabenden Schreibart anführen; und da würde die lohensteinische **Lobrede** auf den Herrn von Hofmannswaldau, **Riemers** Lobrede auf Friedr. Wilhelm den Großen, und **Königsdorfs** Lobrede auf den Kaiser Leopold, ja so manches andre Stück, das in Deutschland eine zeitlang sehr bewundert worden, nicht vergessen werden. Allein es ist unnöthig, mich länger dabey aufzuhalten. Man merke nur, daß die falsche erhabene Schreibart von dreyerley Art ist. Die erste brauchet von niedrigen Sachen wirklich erhabene Ausdrückungen. Die andere brauchet von großen Dingen nur schwülstige, aber nicht wirklich hohe Redensarten. Die dritte bedienet sich, bey gemeinen Dingen, einer aufgeblasenen, nicht aber wahrhaftig erhabenen Art des Ausdruckes. Herr **Werenfels** hat diesen Unterschied in seiner ofterwähnten Abhandlung de Meteoris ausführlicher erkläret. S. den Anh. zu meiner akademischen Redekunst. Hauptsächlich entsteht die falsche Hoheit aus ungeheuren Vergrößerungen, aus unerhörten Gleichnißreden, oder Metaphoren und Allegorien, aus wunderbaren auf ungewöhnliche Art zusammen gesetzten Wörtern, und endlich aus überflüssigen Beywörtern. Alles dieses zeiget das obige Exempel aus der Banise. Die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, der Pracht der mit Gold bedeckten Thürme, die donnerschwangern Wolken, die grausamen Sündfluthen u. s. w. gehören dahin. In der **königsdorfischen** Rede kommen gleich im Eingange eben dergleichen Blumen vor. „Die „Regiersucht hat die Königreiche wider einander gestoßen. „Sie will aus ihrer Zerdrümmerung ein Reich bauen, dessen

„Be-

„Beherrscher die Borbonier, ihre Unterthanen aber das „menschliche Geschlecht seyn sollen. Die See wird von ver„sunkenen Flotten seicht, und der Ocean wird dem rothen „Meere bald seinen Namen streitig machen, weil so viel „Menschenblut hinein geflossen. Der Atlas, der bisher „die fallende Welt aufgehalten, ist gesunken ꝛc.„ Das heißt ja wohl recht:

Dum vitat humum, nubes & inania captat. *Horat.*

XXI. §.

Ich komme auf die gar zu niedrige oder niederträchtige Schreibart, oder auf die pöbelhafte Art des Ausdruckes. Diese entsteht aus gemeinen Sprüchwörtern, abgeschmackten Gleichnissen, einfältigen Wortspielen und possirlichen Scherzreden, die Handwerksburschen und Mägden ein Gelächter erwecken können. Mit einem Worte, alles, was unter dem tiefsten Pöbel im Schwange geht, von wohlgesitteten Leuten aber vermieden wird, das gehöret hieher. **Eulenspiegel** und **Clausnarr** sind ein paar gute Muster von dieser Schreibart. Doch man darf nicht denken, sie wärens allein. **Schupp**, **Riemer** und **Cober** sind auch solche Helden, die aus Begierde, den Pöbel an sich zu locken, Lustigmacher abgegeben haben; da sie doch geistliche Redner hätten seyn sollen. Es ist wahr, daß auch einige alte Gottesgelehrte, z. E. **Valer. Herberger**, sich nicht allezeit ohne Lachen lesen lassen. Allein vieles kömmt uns darinnen nur so lustig vor, weil es zu unsern Zeiten nicht mehr gewöhnlich ist. Darum will ich ein Exempel aus dem P. **Abraham von Sancta Clara** erborgen, um dieses alles zu erläutern. So schreibt er in s. Judas, der Erzschelm, auf der 69 S. des II Th.

Ein manche, die weniger Zähn im Maul hat, als ein dreyßigjähriger Baurenkämpl, wird in allweg den Abgang dieser ihrer helfenbeinern Beiszang verbergen, oder auch, so selbige wegen übermäßiges Zuckerkiffeln die weiße Farbe verlohren, und also ein Gebiß wie ein alter Beer in Mos-

kau

kau hat; so wird sie auf das genaueste die Lefzen und das Maul wissen inne zu halten, damit solcher Mangel verhüllter und unbekannt verbleibe. Willstu aber deren vermantlete Hoffart in etwas entdecken und einem jeden kundbar machen, was diese für eine finstre Nacht im Maul logire; so fange nur an, nach Art eines faulen Hunds zu gaimetzen und das Maul ziemlich aufzusperren; alsdann wirst du erfahren, daß diese gleich und ebenmäßig das Freßthor in alle Weite aufreißt, und also einem jeden ganz leicht aus diesem eröffneten Krämerladen zu sehen, was für ein verpaffelte Waar darinnen; denn ein Gaimetzer macht den Nächsten auch gaimetzen, als wären die Mäuler in einander geschrauft.

Und auf der 57 S. heißt es:

Wer klopft? ein Bettler. Es ist nichts da? Ist nichts da? Deine Kästen hangen voller Kleyder, und ist gleichsam des Teufels sein Quarda Robba; der Samson hat seine Füchs gar genau gezählet, es ist ein große Frag, ob du deine Belz kannst zählen: der Zwiffel hat viel Deckmäntel, aber du weit mehrere; der Krumpschnabel verändert seine Federn alle Jahr zweymal, du aber schier alle Tag, und schleicht kein Wochen hin, wo nicht neue Modi-Kläyder, und Modi-Kläyder ins Haus kommen: da heißt es wohl, non est modus in rebus. Deine Finger klecken nit für die Zahl deiner Kläyder, ein Hausklayd, ein Raiseklayd, ein Sommerklayd, ein Winterklayd, ein Frühlingsklayd, ein Herbstklayd, ein Kirchenklayd, ein Rathklayd, ein Hochzeitklayd, ein Galaklayd, ein Klagklayd, ein Feyertagklayd, ein Werchtagklayd, ein Oberklayd, ein Unterklayd, ein Wetterklayd, ein Strapazirklayd, ein Spanierklayd, holla! auch ein Narrenklayd, für die Faßnacht ꝛc. Elias hat mit einen Mantel nit können in Himmel fahren, wo wirst du mit so viel Kläydern hin? Des reichen Prassers sein Purpurklayd wird dermalen ausgelacht, dann es müssen weit mehrere und neuere Farben auf die Bahn kommen, und muß sich die Seiden auf Vertumni-Art, in alle Gestalten schicken. Hoch-Indianisch Zorn-Leibfarb, das ist eine fremde Farb; cyprianisch Tauben-Halsfarb, das ist ein neue Farb; arabischer Cypressen-Rinden-Haarfarb, das ist ein rare Farb; elsassischer Rubenschellen halb Aurorafarb, das ist ein angenehme Farb; lucernischer Hosenfalten-Dunkelfarb, das ist ein theure Farb, der schöne

Re-

Regenbogen selbst ist nit so vielfärbig, wie der Zeit die Kläyder.

XXII. §.

Eine neue Art der schlechten Schreibart ist die allzuweitläuftige. Es fehlet dieser Schreibart an abgetheilten Perioden, an deutlich auseinander gesetzten Gedanken, und deutlichen Sätzen. Hergegen hat sie einen Ueberfluß an Einschiebseln, als da sind Einschränkungen, Bedingungen, Ursachen, Folgerungen, u. d. gl. Sie verwirft die Zeitwörter gar zu weit von den Nennwörtern, brauchet unnöthige und altväterische Beywörter, und viel gleichgültige Redensarten, und was dergleichen mehr ist. Nun ist diese Schreibart zwar unter denen, die Redner seyn wollen, nichts seltsames; wie die Reden großer Herren und andre solche Sammlungen, zumal in Hofreden, Huldigungs- und Landtagsreden, sattsam zeigen. Doch ist sonderlich die Kanzelley der rechte Sitz dieses weitgespannten und ausgedehnten Wesens. Die regenspurgischen Reichsacta, und fast alle kaiserliche, königliche chur- und fürstlichen Patente, Befehle und Verordnungen legen in allen Theilen Deutschlandes Proben genug davon ab. Wir wollen hier aus **Lünigs Reichsarchiv** von der 292 S. des zehnten Th. einen Vergleich zwischen dem königl. dänischen und herzogl. holsteinischen Hause zur Probe hersetzen. Er hebt so an:

Wir Friedrich der dritte, von Gottes Gnaden zu Dännemark, Norwegen, der Wenden und Gothen König, und von desselben Gnaden Wir Friedrich, Erbe zu Norwegen, beyderseits Herzogen zu Schleßwig, Hollstein, Stormarn und der Dithmarsen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. Gevettere, Brüder und Gevattern, bekennen und thun kund mit diesem Briefe gegen jedermänniglich; Nachdem von dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Maximilian dem andern, weiland römischen Kaisern, Erzherzogen zu Oesterreich, glorwürdigsten Angedenkens, unser in Gott ruhender Anherr, Herr Friedrich der andere zu Dännemark, Norwegen, König, auch Herr Johann, der ältere, und Herr Adolph, allerseits Erben zu Norwegen, Herzoge zu Schleßwig,

wig, Hollstein ꝛc. hochseliger Gedächtniß, auf den Fall, welchen doch Gott der Allmächtige lange verhüten wolle, wann unsere besonders geliebten Vettern, gräflichen oldenburgischen und delmenhorstischen Stammes, kurz oder lang, ohne einzige Leibs- oder Lehns-Erben mit Tode abgehen würden, als die nähesten Agnaten und anwartende Lehns-Erben, und deren Lehnfolger und Nachkommen, dergestalt expectiviret und versehen, daß alsdann derjenige, so von vorgedachten königlichen und fürstlichen gottorpischen Linien, bey Entstehung itztberührten Falls, ermangelnder Leibs-Lehn-Erben und Sippschaft halber, im nächsten Grad, oder im gleichen Grad der älteste seyn wird, und sonsten niemand anders, mit obgedachten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, mit allen ihren Herrschaften, Obrigkeiten, Lehnschaften, Schlössern, Märkten, Flecken, Dörfern, hohen und niedren Gerichten, Wasserströmen, Renthen, Zinsen, Gülden, Zöllen und Gefällen, so viel deren vom römischen Reiche zu Lehn gehen oder rühren, gnädiglich gereichet und verliehen werden soll: und dann wir bey uns freund-vetter- und brüderlich erwogen und betrachtet, daß durch dergleichen Vorziehung und Präferenz des Senioris bey unsern allerseits Erben und Nachkommen Zwistigkeit, Unfriede und Widerwärtigkeit erwecket oder erreget werden könnte und möchte, auch aus gleichmäßiger Consideration, zwischen weiland der zu Dännemärk, Norwegen königlichen Majestät, und weiland unsern in Gott ruhenden gnädigen vielgeliebten Herrn Vatern und Vettern, christseligsten Angedenkens, und uns Herzog Friedrichen, wegen dieser künftigen Succeßion den 27sten Octobr. An. 1646 ein beständiger Receß und Vergleich getroffen, daß wir denselben, zu Unterhaltung stetiger Einigkeit und gutem väterlichen Vertrauens, zwischen uns und unsern Erben, unter uns aufs neue wohlbedächtiglich renoviren, approbiren und erneuern wollen; thun auch solches hiermit und Kraft dieses aufs beste, kräftigste und bündigste, wie solches von Rechtswegen geschehen soll, kann oder mag, bey königlichen und fürstlichen Ehren, wahren Worten, Treu und gutem Glauben, dergestalt, daß, wann nach Gottes, des Allerhöchsten, Willen, der unverhoffte Fall über kurz oder lang entstehen, und unser geliebter Vetter, Herr Anthon Günther, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. (so doch der Allerhöchste noch viele Jahre verhüten wolle) oder dessen Erben und Nachkommen, ohne einzige Leibs-Lehns-Erben ableiben, auch

wir und unsern Erben oder Nachkommen, mit den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst hinwieder von Ihrer königlichen Lbd. und Majestät belehnet worden, daß alsdann wir oder unsere Erben und Nachkommen ꝛc.

Ich muß abbrechen, noch ehe ein Punct kömmt; weil ich sonst die ganze Schrift einrücken müßte.

XXIII. §.

Die allzu kurze Schreibart hingegen ist eine gezwungene Art des Ausdruckes, den gewisse Stilisten sich aus Eigensinn angewöhnen. Sie hat einen Mangel an allen Bindewörtern, läßt viele Theile der Rede aus; spielet mit Wörtern, und liebt die räthselhaften Redensarten, die viel Nachdenken ersodern, wenn man sie verstehen will. Die Griechen nannten diese Schreibart die lakonische: weil die Lacedämonier, wo die Beredsamkeit am wenigsten getrieben ward, so sparsam im Reden waren, daß sie fast nur in einsylbigten Wörtern redeten. Bey den Lateinern haben sonderlich **Tacitus**, auch wohl zuweilen die beyden **Plinii** dergleichen kurze Schreibart geliebet. Von den Deutschen haben **Müller** und **Lassenius** in ihren Erquickstunden sich bemühet, dergleichen gezwungene Schreibart zu wege zu bringen: wiewohl dieser letzte fast in allen seinen Schriften eine gewisse Kürze geliebet hat. Ich tadele die attische Kürze hiermit gar nicht: nur die lakonische schicket sich für keinen Redner. Ein Exempel soll die Sache klar machen: es steht in **Lassenii Sion. Erqv. II Th.** auf der 15 S.

Ein Christ sieht den Tod in diesem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm ist, läßt er ihm. Das Beste wählet er. Sein Grausen trägt der Tod nur forne. Hinten ist er ganz lieblich. Er ist ein Wagen, der zu Gott führet. Die Rosse sind schnaubende wilde Thiere: gleichwohl sitzet man wohl drauf. Ist der Weg gleich krumm! führet er doch zum rechten Zwecke. Ist der Wagen nicht bequem genug? der Führer ungestüm? Wie bald gehts über! Ist man einmal daheim? man achtet der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Both. Bringt er gleich sein Gewerb nicht mit süssen Worten an: was schadets? Er rede, wie er wolle. Ein

getreuer

getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm sein Herr befohlen hat. Ein Gesandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen hat, muß man für genehm halten.

Vorhin war der Tod mein Feind. Itzt ist er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Itzt ist er mein Erlöser. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führet mich zur Finsterniß. Itzt mein Engel. Er führet mich zum Lichte. Vorhin war er mein strenger Gläubiger. Ich sein Schuldner. Itzt ist die Handschrift bezahlt. Ich bin frey ꝛc.

XXIV. §.

Die übel zusammenhangende Schreibart rühret hauptsächlich von Leuten her, die mehr in fremden Sprachen zu reden gewohnt sind, als in ihren eigenen; oder sonst so unwissend in derselben sind, daß sie sich nicht gehörig auszudrücken wissen. Gemeiniglich schreiben Kaufleute, Frauenzimmer, und überhaupt alle Unstudirte so: wiewohl es auch zuweilen geschickte Personen darunter giebt, die es vielen Gelehrten darinnen gleich, ja zuvor thun. Denn auch unter diesen, sonderlich den Meistern im Lateine, finden sich Leute, die weder die rechten Verbindungswörter brauchen; noch die Formeln, die eine Verhältniß zu einander haben, recht zusammen paaren; noch den Vorwörtern ihre rechte Abfälle der Nennwörter zuordnen, u. s. w. Diesen nun ist dergleichen Schreibart eine desto größere Schande; je sorgsamer und eigensinniger sie gemeiniglich im Lateinischen sind. Da würden sie einem das für den allerschändlichsten Schnitzer erklären, was sie im Deutschen für eine nichtswürdige Kleinigkeit halten. Ein Exempel soll mir folgender Brief geben, der wirklich von jemanden so geschrieben worden:

Insonders hochzuehrender Herr,
Werther Freund,

Da nun mit gestrigen Post E. E. dero gottlob glücklichen Ankunft angezeiget, ist mir solches von Herrn N. N. zugleich auch notificiret. da denn zugleich mit E. E. werthen Frau Liebs-

sten Haus von E. E. beyderseits glücklichen Ankunft in N. Part genommen, und habe also die Ehre mich mit zu gratuliren, daß die Begleitung der werthen Freunden zu dero Reise gottlob so beglückt, daß E. E. beyderseits durch zum Theil paßirten Gefahr glücklich in N. eingetroffen; welches denn täglich von allen guten Freunden gleichen von mir E. E. eine glückliche Reise von Gott herzlich ist gewünschet worden. So habe ich denn! auch in guter Hoffnung dero glückliche Reise täglich in Gedanken ein Gläschen auf E. E. Gesundheit nachgetrunken. Mein lieber Herr Oheim, ich wünsche E. E. gleichen der sehr werthen Frau Liebsten von Herzen, daß alle das Glücke, so E. E. durch die Güte dessen, der alles regiert, überkommen, zu späten Jahren blühen und im Vergnügen genießen mögen; womit göttlicher Gnade empfohlen verbleibe.

Mhhrn. Oheims

N. N.

XXV. §.

Nichts ist übrig, als die übelgetheilte Schreibart, als die letzte Art der verwerflichen Gattung des Ausdruckes. Eben diejenigen, die zu der vorigen Art schlecht zu schreiben, geschickt und geneigt sind, pflegen auch hier zu fehlen. Und es ist nicht anders möglich, als daß Leute, die ihre Gedanken nicht richtiger zu ordnen wissen, auch in der Art, dieselben zu unterscheiden, irren müssen. Denn wer keinen förmlichen Satz machen kann, und nicht einmal weis, welche Gedanken zusammen gehören, oder nicht; der kann auch die Unterscheidungszeichen nicht auf gehörige Art brauchen. Daher kommen denn so viel Schriften, darinn man fast keinen Punct sieht; und wo man die übrigen Unterscheidungszeichen auch sehr sparsam, und doch noch wohl an unrechten Stellen antrifft. Daher kommen auch andere, die fast bey jedem Worte ein Strichlein; und noch andere, welche die Doppelpuncte gleichfalls sehr häufig machen. Zu der ersten Art sind die Juristen und Kanzeleybedienten sehr geneigt, die meistentheils ganze Schriften mit einem punctirten Strichlein beschließen; gleich als ob nur der vierte Theil von einem Satze erst zum Ende wäre. Zu den andern Arten gehören

ganz

ganz besondere Grillenfänger, deren ich einige gekannt zu haben glaube. Es ist aber nicht nöthig, Exempel davon herzusetzen: da das bey dem kurz vorhergehenden §. schon geschickt ist, eine Probe der übelpunctirten Schreibart abzugeben. Die Sache ist auch überhaupt so gemein, daß ein jeder sich leicht auf solche Schriften besinnen wird. Das Merkmaal dieser Schreibart ist, wenn man rechte Mühe hat, eine Schrift recht zu lesen. Denn ob man gleich ihre Unterscheidungszeichen genau beobachtet: so kömmt doch lauter Verwirrung, und oft ein ganz verkehrter Verstand heraus.

XXVI. §.

Ob wir nun wohl bisher die Arten der verwerflichen Schreibart sorgfältig von einander unterschieden haben: so sind sie doch bey schlimmen Stilisten nicht allemal so unterschieden. Es menget mancher wohl zehnerley Fehler in seinen Schriften durch einander, und desto schlechter wird seine Schreibart. Wir haben es oben an vielen Exempeln gesehen, daß sie sich wohl zu zwoen oder dreyen Arten gleich gut hätten zählen lassen: und daher fällt es bisweilen schwer, von gewissen Stilisten zu sagen, zu welcher Classe sie gehören. Jemehr es aber Arten der Abwege in der Schreibart giebt, desto sorgfältiger hat man sich davor in Acht zu nehmen. Wie leicht kann man unversehens in eine, oder die andere fehlerhafte Art verfallen? Daher kömmt es nun eben, daß in den Augen eines scharfen Kunstrichters oder Kritikverständigen, so wenige Scribenten eine ganz untadelhafte Schreibart haben. Versehen sie es in einem Stücke nicht; so können sie sich doch in vielen andern Stücken vor Fehlern nicht genug hüten. Ja oft geschieht es, daß man, in der guten Absicht, ein gewisses Laster der Schreibart zu vermeiden, in das entgegen gesetzte fällt: wie es jetzo vielen geht, die aus Abscheu vor der wässerichten und niedrigen Schreibart, in die gekünstelte, gezwungene, und finstere verfallen. Wer sich vor dem hochtrabenden Wesen hüten will, der geräht

oft ins niederträchtige. Wer sich vor dem pöbelhaften fürchtet, der wird oft schwülstig schreiben. Wer das weitläuftige Geschwätz meiden will, der schreibt vielmals dunkel und unverständlich, u. s. w. So wahr es ist, was Horaz schreibt;

Decipimur specie recti. Brevis esse laboro:
Obscurus fio. Sectantem levia, nervi
Deficiunt animique. Professus grandia, turget.
Serpit humi tutus nimium, timidusque procellæ.
Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum silvis adpingit, fluctibus aprum,
In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

Das XVI. Hauptstück.

Von dem Unterschiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede.

I. §.

Nachdem wir nun die verwerfliche Schreibart nach allen ihren Arten beschrieben, und mit Exempeln erläutert haben: so kann es nicht schwer fallen, auch von der guten eine Beschreibung zu geben. Es ist nämlich dieselbe eine Art, seine Gedanken, deutlich, sinnreich und lebhaft auszudrücken *. Wenn man von einem Baume alle wilde Aeste abgeschnitten hat: so sind die übrigen Zweige gut. Wenn man aus einem Garten alles Unkraut ausgejätet

* Quint. L. VIII. in proœm. Et Marcus Tullius inventionem quidem & disposition em prudentis hominis putat, eloquentiam Oratoris. Ideoque præcipue circa partis hujus præcepta elaboravit.

jätet hat: so ist alles übrige, so darinnen hervor schießt, gut. Eben so ist es mit unsern Gedanken, nach der Vernunftlehre davon zu urtheilen. Wer alle Arten falscher Urtheile und Schlüsse vermeidet, bey dem sind alle übrige Gedanken richtig und wahr. Und wie nach der Sprachlehre derjenige recht schreibt, der alle Schnitzer wider die Regeln vermeidet: so hat man auch in der Redekunst eine gute Schreibart in seiner Gewalt, wenn man alle Fehler der schlimmen vermeiden kann. Es läßt sich daher sehr leicht sagen, welches denn eigentlich die Eigenschaften der guten Schreibart sind. Sie muß 1) deutlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohlverknüpft und 10) wohlabgetheilet seyn. Dieses sind nämlich die den oben erzählten Fehlern entgegen gesetzten Tugenden der Schreibart.

II. §.

Wer also recht deutlich schreiben will, der bediene sich I. überall bekannter, üblicher und nicht zweydeutiger Wörter. II. Nehme er sie in ihrem gewöhnlichsten Verstande. Muß er aber ja von der gemeinsten Bedeutung derselben abweichen; so mache er III. eine solche Verbindung der Redensarten, daß man es aus dem Zusammenhange selbst sehen könne, wie er sie verstanden haben wolle. Zum IV. erinnere man zuweilen gleich anfangs, wie man dieses unbekannte oder doppelsinnige Wort genommen haben wolle. V. Weiche man von der einmal bestimmten Bedeutung nicht wieder ab; ohne es ausdrücklich zu erinnern. VI. Bediene man sich solcher Wortfügungen und Verbindungen, die gewöhnlich, leicht und unverworren sind. VII. Vermeide man die vielen Einschiebsel fremder Dinge, die nicht eigentlich zum Verstande gehören; oder doch füglich am Ende des Satzes in einem besondern Anhange erinnert werden können. VIII. Beobachte man auch die Ordnung der Wörter, die im Lesen am zuträglichsten ist, den rechten Verstand des Satzes zu befördern: weil ein Zuhörer, selbst aus dem Tone der Ausspra-

che, viel Hülfe haben kann, der ein Leser entbehren muß. Endlich IX. bediene man sich der kleinen Füllwörterchen, oder Partikeln, als: denn, noch, nun, nur, gar, sehr, so, sonst, anders, als, u. d. gl. auf eine geschickte Art; als welche sehr viel zur Verständlichkeit beytragen können, wenn sie am rechten Orte eingeschaltet werden. Es muß niemanden überflüßig dünken, daß ich so viele Regeln, der Deutlichkeit halber, gebe: denn ohne dieselbe würden alle andere Schönheiten der Schreibart nichts helfen.

III. §.

Soll die Schreibart artig werden, so richte man sich in derselben, nach der Art zu sprechen, die unter den artigsten Leuten itziger Zeit im Schwange geht *. Ich verstehe aber durch diese nicht etwa diejenigen, die sich einer gezwungenen Galanterie befleißigen, oder auf eine lächerliche Weise dem Hofe nachnahmen. Auch nicht, die sich in die französische Sprache so verliebt haben, daß sie fast ein Wort ums andere das Französische ins Deutsche mengen, oder doch deutsche Wörter nach französischer Art verbinden. Ich verstehe wohlerzogene, wohlgesittete, und wo nicht ganz ordentlich gelehrte, doch nicht ganz unwissende Leute; die wenigstens in ihrer Muttersprache viel gelesen haben: kurz, Leute, die sich so wohl in Gedanken und Worten, als in Kleidungen und Sitten vom Pöbel unterscheiden. Wie nun diese reden, so schreibe man auch: nur die offenbaren Fehler ihrer Mundart, oder der Uebereilung sind ausgenommen; als die kein Scribent nachmachen muß. Man zwinge sich aber durchaus nicht, sehr gelehrt zu reden, oder dafür angesehen zu werden, als ob man sehr belesen, in alten Sprachen sehr erfahren, oder sehr scharfsinnig wäre. Diese Sucht, die itzo bey vielen einreißt, verräth nur ein pedantisches Wesen. Vielmehr verberge man seine Gelehrsamkeit gewissermaßen: denn

* Multi ex alieno seculo petunt verba: duodecim tabulas loquuntur — — — Quidam contra, dum nihil nisi tritum & usitatum volunt, in sortes incidunt. Senec. Epist. 114.

denn es ist viel besser, wenn man sie hat, und doch nicht damit pralet; als wenn man bey einer mäßigen Gelehrsamkeit, seine Belesenheit aus Sammlungsbüchern borget *. Gescheide Zuhörer nämlich wissen beydes leicht wahrzunehmen.

IV. §.

Will man **ungezwungen** schreiben, so nehme man sich kein eigentliches Muster vor, welches man nachzuahmen suchen wollte. Man bemühe sich weder so hoch, noch so gelehrt, noch so galant, noch so lustig, noch so kurz, noch so sinnreich, als gewisse Scribenten, zu schreiben **. Vielmehr denke man seiner Materie selber nach, und drücke seine Gedanken nach seinem eigenen Begriffe, und seinem Naturelle gemäß, aus. Man setze sich nichts anders vor, als seinen Zuhörer oder Leser von seiner Meynung zu überreden; und bediene sich also nur solcher Redensarten und Sätze, die dessen Beyfall zu gewinnen geschickt sind. Ich widerrathe es hiemit nicht, gute Scribenten zu lesen, die Schönheit ihrer Schreibart wahrzunehmen, auf alle ihre Ausdrückungen, Verbindungen, Figuren und verblümte Redensarten Acht zu haben. Alles dieses ist gut im Lesen: und wenn man solches fleißig thut, so wird man freylich unvermerkt etwas von ihrer Art zu denken, oder zu schreiben annehmen. Aber wenn man selbst die Feder ansetzet, dann muß man alle andere Bücher der guten Stilisten bey Seite legen, und alles aus seinem Kopfe schreiben. Ja man darf nicht einmal in Gedanken bey sich sagen: wie würde hier Lassenius,

* Cum assuevit animus fastidire, quæ ex more sunt, & illi pro sordidis solita sunt, etiam in oratione quod novum quærit, & modo antiqua verba, atque exoleta revocat, & profert; modo fingit, & ignota deflectit; modo id, quod nuper increbuit, pro cultu habetur, audax translatio & frequens. *Sen. l. c.*

** Arruntius, vir raræ fragulitatis, qui historias belli punici scripsit, fuit *Sallustianus*, & in id genus nitens. Est apud Sallustium: *Exercitum argento fecit*: id est pecunia paravit. Hoc Arruntius amare cœpit; posuit illud omnibus paginis. *l. c.*

nius, wie Lohenstein, wie Mosheim reden und schreiben *? Man muß sich vielmehr selbst vornehmen, ein Original zu werden, und andern zum Muster zu dienen. Denn wer dazu nicht Muth genug hat, der wird selten etwas großes unternehmen.

V. §.

Was die vernünftige Schreibart anlanget, die der phantastischen entgegen gesetzet ist: so hüte man sich vor den Ausschweifungen seiner Phantasie oder Einbildungskraft, und mäßige die Einfälle derselben durch die Beurtheilung. Man fodere alle ihre Eingebungen vor den Richterstuhl der Vernunft. Und wenn ja jene zärtliche Mutter ihre Kinder, so lange sie noch jung und neu sind, aufs eifrigste vertritt: so schone man sie dennoch nicht, wenn sie die Prüfung nicht aushalten. Man bediene sich hier der Vernunftlehre an statt eines Probiersteins, und forsche, ob auch alle Begriffe, Urtheile und Schlüsse richtig sind? Hernach frage man auch, ob alle tropische Redensarten der Wahrheit, oder der Natur und Gewohnheit zu reden, gemäß sind; oder ob sie über die Schnur hauen? Halten sie nicht völlig die Probe, so verwerfe man sie, ob sie gleich etwas glänzendes an sich haben. Man denke nicht: es klinge doch hübsch, oder neu, oder hoch! Denn was nicht vernünftig ist, das taugt gar nicht. Man sage auch nicht: meine Zuhörer verstehens nicht, und werdens wohl gar für was schöners halten! Denn wenn es der Redner selbst nicht dafür erkennet; so kann ers doch nicht mit gutem Gewissen sagen. Man denke endlich nicht: habens doch auch andere Scribenten wohl

eben

* *Quint. L. VIII. in proœm.* Sed evenit plerumque, ut hac diligentia deterior etiam fiat oratio: primum *quia sunt optima minime accersita*, & simplicibus atque ab ipsa veritate profectis similia. Nam illa, quæ curam fatentur, & ficta, atque composita videri etiam volunt; nec gratiam consequuntur, & fidem amittunt; propter id, quod sensus obumbrant, & velut læto gramine, sata strangulant.

eben so toll, oder wohl gar noch ärger gemachet! Denn diese habens vieleicht nicht verstanden, und also entschuldiget sie die Unwissenheit ihrer Zeiten *. Wer es aber besser weis, und in unsern Zeiten lebet, der kann sich durch nichts auf der Welt entschuldigen, wenn er Thorheiten schreibt **.

VI. §.

Ich komme auf das Natürliche, das dem schwülstigen entgegen gesetzet ist. Dieses nun zu erreichen, lese man keine hochtrabende Scribenten: es wäre denn in der Absicht, die Ungereimtheit ihrer Schreibart zu bemerken. Man setze sich auch im Denken kein ander Bild in den Kopf, als die Sache selbst, davon die Rede ist. Man zwinge sich zu keinen hochsteigenden Gleichnissen und Allegorien; wo sie nicht mit der Hauptsache auf das genaueste zusammen hängen, und ihr ganz eigen sind ***. Man kläre sich durch philosophische Wissenschaften den Verstand auf, daß man die Natur einer jeden Sache, so viel als möglich ist, einsehe. Man frage sich bey jedem prächtigen Ausdrucke, den man brauchet: was man dabey denke, und ob er der Sache auch

* Hoc magis mirari potes, quod non tantum vitia, sed & vitiosa laudantur. Nam illud semper factum est: nullum sine venia placuit ingenium. Da mihi quemcunque vis, magni nominis virum: dicam, quid illi ætas sua ignoverit, quid in illo sciens dissimulaverit. *Sen. c. l.*

** Eloqui enim hoc est, omnia quæ mente conceperis, promere, atque ad audientes perferre. Quint. l. c. c. VIII. in procem.

*** Quid? quod nihil jam proprium placet; dum parum creditur disertum, quod & alius dixisset. A corruptissimo quoque Poetarum figuras seu translationes mutuamur, tum demum ingenioſi scilicet? si ad intelligendos nos opus sit ingenio. Atqui satis aperte Cicero præceperat, in dicendo vitium vel maximum esse, a vulgari genere orationis atque a consuetudine communis sensus abhorrere. Sed ille durus atque ineruditus! Nos melius; quibus sordent omnia quæ natura dictavit, qui non ornamenta quærimus, sed lenocinia. Quasi vero sit ulla verborum, nisi rei cohærentium virtus. *Quint. loc. cit.*

auch recht angemessen sey? Man suche seinen Zuhörern kein Blendwerk zu machen, sondern setze sich aufrichtig vor, nur von großen Dingen groß, von mittelmäßigen nur mittelmäßig, von kleinen und niedrigen aber, nur klein und niedrig zu reden. Man mache sich daher die Schriften der Alten bekannt, die in der natürlichen Schreibart berühmt sind: als z. E. die lateinischen Scribenten des besten Alters; sonderlich **Ciceron**s und **Cäsars**; und in Lobreden, des **Plinius**. Man lese auch von den Neuern lieber die französischen Lobreden, zum Ex. den **Fleschier**, als alle spanische oder italienische Scribenten. Man kehre sich endlich nicht an das Lob, das Unverständige dem hochtrabenden Zeuge gewisser Scribenten zu geben pflegen. Denn der Pöbel bewundert allezeit das, was er nicht versteht, wie Lucrez saget;

Semper enim stolidi magis admirantur amantque,
Inversis quæ sub verbis latitantia cernunt *.

VII. §.

Nun folget auch der edle Ausdruck, als das Wiederspiel der niederträchtigen Schreibart. Denn darum, daß ein guter Scribent nicht hochtrabend schreiben soll, darf er noch nicht mit dem Pöbel reden. Wir haben schon oben gerathen, daß man sich nach den Mundarten der vornehmsten Leute, die am besten zu leben wissen, richten müsse. Dieses wiederholen wir nochmals, und rathen es einem jeden Redner, lieber die Gesellschaften solcher Leute zu besuchen, wo er der unterste ist, als diejenigen, wo er der vornehmste seyn wird. Dabey vermeide er noch alle gar zu gemeine Redensarten, alle Sprüchwörter des Pöbels, alle Scherzreden, alle Zweydeutigkeiten, und was sonst seine Person verächtlich machen könnte. Denn die niedrige Sprache verräth auch niedrige Sitten, und eine schlechte Ankunft des Redners. Wir verstehen

* Sic Sallustio vigente, amputatæ sententiæ, & verba ante exspectatum cadentia, & obscura brevitas, fuere pro cultu. *Sen. l. c.*

stehen aber durch die edlen und erhabenen Ausdrückungen nicht eben diejenigen, da man von lauter Sonnen und Sternen, Bliß und Donner, Adlern und Löwen, Gold und Silber, Perlen und Edelgesteinen, Marmor, und Helfenbein, Weltmeeren und Strömen, Gebirgen und Pyramiden, Kolossen und Labyrinthen, Kronen und Zeptern, Purpur und Sammet, Küraſſen und Schwertern, Mörsern und Karthaunen ꝛc. einen Ueberfluß antrifft*. Dieses sind die elenden Spielwerke kleiner Geister, die ohne dergleichen äußerlich erborgten Anstrich nichts sonderliches zu erdenken wissen. Ein Mann, der die wahre Größe einer vernünftigen und tugendhaften Seele einsehen gelernet hat, der wird solche Nothhelfer gar nicht nöthig haben; und doch, wie Plinius in der Lobrede auf den Trajan, tausend edle Sachen zu sagen wissen.

VIII. §.

Nicht minder soll die Schreibart **wohlgefaßt** seyn, und darinnen muß sie der gar zu weitläuftigen entgegen gesetzet seyn. Zu dem Ende muß denn ein Scribent erst seine Gedanken wohl verdauet und eingerichtet haben, ehe er die Feder ansetzet. Denn viele versehen es darinn, daß sie zu schreiben anfangen, ehe sie noch wissen, was sie sagen wollen. In währendem Schreiben fällt ihnen nun allerley ein: und weil sie befürchten, es möchte ihnen selbiges entwischen, so rücken sie alles mit in ihre Sätze; und schalten also überaus viel fremde Sachen ein, die ihre Rede nur verlängern und verwirren. Am besten ist es, man überleget vorher den ganzen Satz, vom Anfange bis zum Ende, in Gedanken. Wenn man das thut, so wird das Gedächtniß nicht zulangen, einen gar zu weitläuftigen Satz abzufassen. Wollen ja die Materien gar zu sehr aneinander hangen, so

trenne

* Utrumque diverso genere corruptum est, tum mehercules! quam si vellent splendidis uti, ac sonantibus, & poeticis; necessaria & in usu posita vitare? tam hunc dicam peccare, quam illum. Alter se justo plus colit, alter se justo plus negligit. *Sen. l. c.*

trenne man sie mit Gewalt *. Dieses geschieht, wenn man im Anfange die Bindewörter, weil, wenn, dafern, nachdem, demnach, obwohl, ꝛc. und in der Mitte die Formeln, sintemal, immaßen, angesehen, vornehmlich, bevorab, gestalten, ungeachtet, u. d. gl. sorgfältig vermeidet. Eben so muß man es mit den sogenannten Beziehungswörtern (relativis) machen. Manche Leute verbinden ihre Gedanken sehr gern mit welcher, womit, wodurch, wovon, wohin, woher, weswegen, welchergestalt, u. s. w. und wodurch wird ihre Schreibart ohne Noth langweilig; weil auf einen Schwanz und Anhang des ersten Hauptsatzes, immer noch ein neuer folget. Wenn sie aber an deren Stelle, dieser, damit, dadurch, davon, dahin, daher, deswegen, solchergestalt ꝛc. brauchen wollten: so könnten sie allemal neue Sätze damit anfangen, und das vorhergehende mit einem Puncte schließen.

IX. §.

Was nun ferner die **Ausführlichkeit** der Schreibart anlanget, welche der übermäßigen Kürze entgegen gesetzt ist: so merke man sich folgende Regeln an. 1. Muß man nichts im Sinne behalten, was man denket. Gewisse Leute behalten allemal die Hälfte von ihren Gedanken für sich, und meynen, der Leser werde schon alles errathen können. Daher reden sie fast in lauter Räthseln: entweder weil sie nicht glauben, daß sie andern dunkel seyn werden; oder weil

* Ergo quem in poëmate locum habet versificatio, eum in oratione compositio. Optime autem de illa judicant aures; quæ & plena sentiunt, & parum expleta desiderant, & fragosis offenduntur, & lenibus mulcentur & contortis excitantur, & stabilia probant, clauda deprehendunt, redundantia & nimia fastidiunt. Ideoque docti rationem componendi intelligunt, indocti voluptatem. Quædam vero arte tradi non possunt. *Quint. L. IX. c. 4.*

weil sie gern für scharfsinnige Redner und Scribenten angesehen seyn wollen *. Diesem nun vorzubeugen, verschweige man ja keinen Umstand, ja kein Wort, was zu desto besserm Verstande der Sachen gehöret: so wird gewiß kein Satz zu kurz gerathen. II. Muß man die Hülfswörter, seyn und haben, imgleichen den Artikel der, die, das, in allen ihren Beugungen und Abänderungen nicht leicht auslassen. Ich weis wohl, daß es zuweilen gar wohl angeht, daß man dergleichen Wörter ersparet, wenn es der Wohlklang erfodert, oder sonst die Rede durch ihre übrige Ordnung schon deutlich genug ist. Allein ich weis auch, daß viele ein Handwerk daraus machen, und endlich der Sache so gewohnt werden, daß sie auch alsdann diese Wörter ersparen, wann sie rechte Hauptwörter abgeben. Z. E. Glaube mir, daß ich dein Freund (scil. bin) oder sey): Wer kein Geld (scil. hat) kann nichts kaufen. III. Muß man das Fürwort, ich, niemals auslassen, wie einige aus einer seltsamen Höflichkeit in ihren Briefen thun. Denn keine Nation in Europa thut es, ob sie gleich noch so höflich wäre: und bey uns Deutschen ist es ein offenbarer Latinismus; da es doch unsre Sprache gar nicht verstattet, in einem Zeitworte, z. E. lese, das ich, mit zu verstehen.

X. §.

Ferner auf den Zusammenhang der Schreibart zu kommen, so entsteht derselbe zwar hauptsächlich aus der Verbindung der Gedanken: doch haben auch die Bindewörter etwas dabey zu thun, die den Zusammenhang anzuzeigen gebrauchet werden. Im Absehen auf jenes bemühe man sich, seine Einfälle erst recht zu ordnen, so daß sie sich zu einander schicken. Denn da muß die Ursache mit ihrer Folgerung, die

* Sunt qui sensus præcidant, & hinc gratiam sperent, si sententia pependerit, & audienti suspicionem sui fecerit: sunt, qui non usque ad vitium accedant, sed qui ipsum vitium amant. Senec. Epist. 114.

die Bedingung mit der Aussage, ein Gegentheil mit dem andern, u. s. w. unzertrennt beysammen stehen, damit man beydes bald hintereinander gewahr werde, und von ihrer Verknüpfung desto leichter urtheilen könne *. Hernach muß man auch diese Verknüpfung anzudeuten, sich der rechten Bindewörter bedienen; damit nicht die Worte eine Verwirrung anrichten mögen, wo die Gedanken an sich ganz ordentlich sind. Wenn sich gewisse Nebenwörter aufeinander beziehen; so muß man sie, dem Gebrauche gemäß, recht mit einander zu paaren wissen, damit nicht die unrechten zusammen kommen. Hier kann die Lehre von den zusammengesetzten Perioden in etwas nützen. Doch muß man nicht denken, als ob alle Verbindung der Sätze, durch ausdrückliche Bindewörter geschehen müsse: es giebt auch eine Verknüpfung der Schreibart, bloß durch die Gedanken. Diese verbindet alle ihre Sätze, durch die Sachen selbst, davon sie handeln. Sie meidet alle unnöthige Umschweife. Die Scharfsinnigkeit ihrer Zuhörer oder Leser, soll es von sich selbst schon errathen: ob der eine Satz eine Folge, oder ein Grund des andern ist? So tiefsinnig diese Schreibart klingt, so viel Verstand fodert sie bey ihrem Urheber: doch kann man niemals aller und jeder Verbindungswörter entbehren. Canitzens Leichenrede auf die brandenburgische Churprinzeßinn ist hierinn ein Meisterstück.

XI. §.

Endlich und zuletzt muß die gute Schreibart auch wohl abgetheilet seyn. Die heutigen Völker haben darinn vor den alten Griechen und Römern etwas zum Voraus. Diese schrieben anfänglich ganze Zeilen in einem Stücke fort, und theileten

* Quidam præfractam & asperam probant (compositionem); disturbant de industria, si quid placidius effluxerit; nolunt sine salebra esse junctúram, virilem putant & fortem, quæ aurem inæqualitate percutiat - - - Quid de illa loquar, in qua verba differuntur? & dici exspectata, vix ad clausulas redduntur? *Sen. l. c.*

theileten nicht einmal die Wörter von einander ab. Hernach hob man an, zu mehrerer Bequemlichkeit der Leser, zwischen jedes Wort einen Punct zu machen. Allein die Sätze giengen noch in einem fort, und wurden durch kein merkliches Unterscheidungszeichen von einander abgesondert. Endlich hat man sich besonnen, daß die Wörter, durch die bloße Abrückung, von einander getrennet werden könnten; und daß ein Punct dienen könnte, ganze Sätze von einander zu sondern. Die Sätze aber waren zuweilen zusammengesetzet: und da fand man es gut, die größern Stücke derselben, d. i. ganze logische Aussprüche, die ein eigen Subject und Prädicat hatten, mit zween übereinander stehenden Puncten zu unterscheiden; die kleinern aber, die nur ein neues Subject, oder nur ein neues Prädicat hatten, mit einem punctirten Strichlein abzutheilen. Endlich bediente man sich noch eines bloßen Strichleins, um die kleinsten Abtheilungen der Gedanken, die zur Deutlichkeit etwas beytragen konnten, zu verstehen zu geben. Außer diesen gemeinen Theilungszeichen, hat man noch das Zeichen der Frage? und das Zeichen des Ausruffes! das Zeichen der Einschiebsel (—) und das Zeichen eingerückter fremder Worte „ eingeführet: so daß itzo ein Leser nur halbe Mühe hat, wenn ein Scribent seine Schrift recht abzutheilen gewußt hat. Doch es ist zu beklagen, daß so wenige Leute die gehörige Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit dazu haben.

XII. §.

Außer diesen bisher erklärten Eigenschaften einer guten Schreibart, hat man noch zwo andre auf die Bahne gebracht; nämlich die **Gleichheit** und den **Wohlklang**. Es ist so leicht nicht zu sagen, worinn diese beyde Stücke bestehen. Denn was das erste betrifft, so gehöret dazu eben nicht, daß alle Sätze gleichviel Sylben, oder Wörter haben müssen: nein, dieses würde ein gezwungenes und unnatürliches Wesen geben. Auch ist es nicht nöthig, daß eine gleiche Schreibart allezeit durchgehends gleich tropisch, oder gleich schlecht

einher laufe*. Nein, die verblümten Redensarten sind nur eine Würze, die nicht durchgehends gleich häufig angebracht werden kann. Auch können die Figuren nicht überall in einer Rede herrschen: denn man kann nicht allezeit im Affecte reden oder schreiben. Alles, was man von der Gleichheit der Schreibart sagen kann, das ist dieses: daß ein Redner und Scribent sich allemal in einerley Character erhalten muß, den er in dieser oder jener Schrift vorstellen will. Ein Geistlicher muß in einer Predigt durch und durch geistlich; ein Hofmann politisch; ein Weltweiser philosophisch: ein artiger Weltmensch artig; ein Trauerredner traurig; ein Lobredner erhaben und edel schreiben. Dieses alles aber ist leichter zu sagen, als in allen besondern Fällen zu beobachten: daher kömmt es denn, daß so viele darwider verstoßen**, und ehe man sichs versieht, mitten in einer Rede, so zu sagen, eine neue Rolle zu spielen anfangen. So übel aber dieses steht, so sehr hat man sich zu üben, daß man entweder seinen wahren natürlichen Character allemal behalte, oder seine Person recht spiele.

XIII. §.

Das andere ist der **Wohlklang** in der Schreibart; davon es auch schwer fällt, einen recht deutlichen Begriff zu machen. Fürs erste schreibt man es gewissen Sprachen überhaupt

* Non tantum in genere sententiarum vitium est, si aut pusillæ sunt, & pueriles, aut improbæ, & plus ausæ, quam pudore salvo licet; sed si floridæ sunt, & nimis dulces; si in vanum exeunt, & sine effectu, nihil amplius, quam sonant l. c.

** Ut enim in vita, sic in Oratione, nihil est difficilius, quam quid deceat, videre. Πρεπον appellant hoc Græci; nos dicamus sane decorum. De quo præclare & multa præcipiuntur, & res est cognitione dignissima -- -- Est autem quid deceat Oratori videndum, non in sententiis solum, sed & in verbis. Non enim omnis fortuna, non omnis honos, non omnis auctoritas, non omnis ætas, nec vero locus vel tempus aut Auditor omnis, eodem aut verborum genere tractandus est, aut sententiarum. *Cic. Orat. c. 21.*

haupt zu, daß sie wohl oder übel klingen. Man saget, die italienische klinge zart und weibisch, die französische klinge männlich, die spanische prächtig, die polnische hart, und die deutsche aus gewissen Landschaften, als Schweiz, Schwaben, Tyrol, Steyermark und Salzburg, sehr grob und rauh. Allein auch in derselben Mundart, hat der eine Scribent einen bessern Wohlklang in seiner Schreibart, als der andre. Dieses kann nicht von den Werkzeugen der Stimme und Sprache herrühren, als welche nur im Reden statt finden. Es muß also theils von den Buchstaben der Wörter; theils von der Länge und Kürze der Sylben, und von ihrer Vermischung herkommen. Eine Sprache, wo viel selbstlautende Buchstaben und wenig mitlautende vorkommen, ist sehr gelind anzuhören: hergegen ist sie hart, wo der letzten viel, und der erstern wenig sind. Unter den Doppellauten sind etliche lieblich, als ie, ei, eu, ey, au, å, ö ü: andere hergegen sind hart, als ai, oy, oa, ue, uy u. d. gl. Von den Mitlautern sind auch einige gelinde, b, d, f, g, h, l, m, n, p, t, und w. Andere aber sind hart und rauh in der Aussprache, als c, k, q, r, s, x, z, nebst den doppelten ck, qu, rr, ss, sch, st, tz. Diese muß man also vermeiden, so viel man nur kann; jene aber desto häufiger brauchen, wenn man einen sanften Wohlklang in seine Schriften bringen will. Endlich muß man nicht gar zu viel lange Sylben hintereinander in seiner Rede brauchen, sondern sie mit den kurzen fleißig abwechseln*. Doch muß solches nicht nach einer beständigen Regel, nach Art der Poeten, geschehen, sondern auf eine

* *Cic. I. c. 19.* In quo illud etiam notandum mihi videtur, ad studium persequendæ suavitatis in vocibus. Ipsa enim Natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus, nec a postrema syllaba citra tertiam: quo magis naturam ducem, ad aurium voluptatem sequatur industria. Ac vocis quidem bonitas optanda est. Non enim in nobis: sed tractatio atque usus in nobis. Ergo ille Princeps (orator) variabit & mutabit, omnes sonorum tum intendens, tum remittens persequetur gradus.

allezeit veränderte Art *. Diese aber muß mehr durch das Gehör selbst, als nach gewissen Regeln beurtheilet werden; obgleich Cicero sich deswegen viel Mühe gegeben hat.

XIV. §.

Die gute Schreibart, so wie man dieselbe in der Beredsamkeit nutzen kann, ist dreyerley, nämlich die **gelassene**, die **sinnreiche**, und die **bewegende** **. Ich weis wohl, daß sie von andern anders eingetheilet zu werden pflegt. Denn da gerathen einige auf die Arten der alten griechischen Beredsamkeit, darinn man die **lakonische**, die **attische**, die **rhodisische** und die **asiatische** Schreibart zu unterscheiden pflegte. Diese wollen sie nun auch im Deutschen angemerket haben: allein, gesetzt, daß es wahr wäre; so würde uns dieser Unterschied, nicht viel helfen. Er geht doch nur auf den äußerlichen Unterschied, nicht aber auf den innerlichen: und auf diesen hat man hauptsächlich zu sehen. Andre haben uns gar einbilden wollen, es gäbe im Deutschen auch vier Gattungen der Schreibart, nach Verschiedenheit derjenigen Landschaften, darinn man sich am meisten aufs Schreiben geleget hat. Sie reden also von einer schlesischen, fränkischen, meißnischen, und niedersächsischen Schreibart. Allein ist es denn hier schon ausgemachet, daß alle Schriftsteller aus einem Lande einerley Schreibart haben? Wie mancherley Proben haben uns nicht die benannten Provinzen schon gewiesen? Und warum könnten die Schwaben, Brandenburger und Preußen nicht auch noch eine Classe unter den Scribenten bekommen?

Endlich

* Lege Ciceronem: compositio ejus una est, pedem servat, curata, lenta, & sine infamia mollis. At contra, Pollionis Asinii salebrosa & exsiliens, & ubi minime exspectes relictura. Denique apud Ciceronem omnia desinunt; apud Pollionem cadunt. *Sen. Epist. 100.*

** Is erit igitur eloquens, (ut illud iteremus) qui poterit parva *summisse*, modica *temperate*, magna *graviter* dicere. Cic. Or. c. 29.

Endlich hat man auch die Schreibart in die niedrige, mittlere und erhabene eintheilen wollen: aber auch diese Eintheilung kann uns nicht viel helfen. Es ist sehr schwer, die Gränzen dieser drey Arten recht zu bestimmen; und die erste von der niederträchtigen, die letzte aber von der hochtrabenden recht zu unterscheiden.

XV. §.

Es besteht aber die gelassene Schreibart in der gemeinen Art des Ausdruckes, der man sich im täglichen Umgange bedienet *. Man denket in derselben mehr an die Sachen, als an die Wörter; man redet deutlich, leicht, und verständlich; man sinnet auf keine Zierrathen seiner Redensarten; man bemühet sich nichts sonderbar scharfsinniges, oder nachdenkliches zu sagen; sondern ist zufrieden, daß man wahre und ordentliche Gedanken vorbringet. Doch hütet man sich unter wohlgesitteten Leuten, wie billig ist, vor allen pöbelhaften Ausdrückungen, und solchen Wörtern, die wider die Regeln der Ehrbarkeit laufen. Alles dieses ist nun die Art der gelassenen Schreibart gleichfalls. Sie zwinget sich in nichts: außer, daß sie etwa in der Ordnung der Wörter, und im Zusammenhange der Perioden etwas sorgfältiger ist, als man in der gemeinen Sprache zu seyn pflegt, wo die Uebereilung zuweilen etwas unregelmäßiges hervorbringet. Will man Exempel dieser Schreibart haben, so muß man sie in dogmatischen und historischen Büchern suchen; doch in solchen, deren Verfasser ihre Pflicht verstanden und beobachtet haben. Auch in lehrenden Reden und Predigten, pflegt ein großer Theil, in den Erklärungen und Beweisen darinn abgefasset zu werden. Bey uns Deutschen sind die bünauische Historie, und Reinbecks Erklärung der Augsp. Confeßion so geschrieben. Ja selbst das meiste von dieser

* Summissus est & humilis, consuetudinem imitans, ab indisertis re plus, quam opinione differens. Itaque eum qui audiunt, quamvis ipsi infantes sunt, tamen illo modo confidunt se posse dicere. *Cic. l. c.*

Redekunst kann zum Beyspiele dienen. Wir könnten, auch aus dem **Patrioten**, dem **Biedermanne**, und den **Tadlerinnen** solche Stellen in Menge anführen, wenn es nöthig wäre. Man merke nur, daß auch in dieser natürlichen Schreibart eine gewisse Schwierigkeit ist; indem sie leichter aussieht, als sie wirklich ist *. Hernach sieht man auch, daß bey verschiedenen Schriftstellern ein großer Unterschied angetroffen wird: indem die Naturelle, die Fähigkeiten, die Grade ihrer Einsicht in die Sachen, und andere Umstände mehr, vielfältige Veränderungen darinnen hervorbringen.

XVI. §.

Die **sinnreiche** Schreibart ist, von ganz andrer Beschaffenheit. Sie entsteht aus den Gedanken eines scharfsinnigen und witzigen Kopfes, der viel neue, schöne und nachdenkliche Einfälle hat, und dieselben mit anständigen Worten auszudrücken weis. Daher klingt sie denn weit künstlicher, als jene; weil sie mit wenigen, doch auserlesenen Worten, ihrem Leser, oder Zuhörer, viele und unerwartete Gedanken erwecket. Sie besteht also aus den edelsten Begriffen, die man nur haben kann, und die mit den kräftigsten Wörtern ausgedrücket werden. Der Zusammenhang ihrer Sätze geschieht nicht so wohl durch die gewöhnlichen Bindewörter; als durch die Sachen und Materien selbst **. Weitschweifige Beywörter taugen hier nichts: die Kürze ihrer Sprüche zieret sie weit besser. Daher haben gewisse Arten des Erhabenen darinn statt, die von vielen Kunstrichtern so sehr ange-

* Nam orationis subtilitas imitabilis illa quidem videtur exigenti, sed nihil est experienti minus. Etsi enim non plurimi sanguinis est, habeat tamen succum aliquem oportet; ut etiamsi illis maximis viribus careat, sit, ut ita dicam integra valetudine. Cic. l. c. Cap. 23.

** Electa verba sunt, non captata, nec hujus sæculi more, contra naturam suam posita & inversa; splendida tamen, quamvis sumantur e medio: sensus honestos & magnificos habent, non coactos in sententiam, sed latius ductos. l. c.

angepriesen werden. Z. E. Das mosaische: Gott sprach: es werde Licht; und es ward! welches Longin so gelobet hat; das davidische: wie er spricht, so geschiehts ꝛc. des Ajax Bitte an den Jupiter, im Homer; Alexandres Antwort an den Parmenio im Curtius; Cäsars Aufmunterung an einen zaghaften Schiffer u. d. gl. mehr, geben hier bequeme Exempel des Sinnreichen, in so weit es erhaben ist, ab. Nur merke man, daß man in den Worten weder nachläßig noch gar zu künstlich verfahren muß *: die meiste Schönheit muß in den Gedanken bestehen. Der Anfang der canitzischen Rede auf die brandenburgische Prinzeßinn, imgleichen des Plinius Lobrede, und die Rede des scythischen Gesandten im Curtius, geben die besten Exempel dieser Schreibart ab; wiewohl auch Neukirchs Rede auf die Königinn in Preußen, Sophia Charlotte, zum Muster derselben dienen kann. Doch merke man sich ja, daß deswegen die sinnreiche Schreibart nicht abgebrochen, verstümmelt, und halsbrechend seyn muß. Grammatische Schnitzer zieren sie gar nicht; wie wohl einige muthwillige Stilisten sich itzo einbilden, die ihre ganze Schönheit in einer wilden Frechheit suchen; und nicht eher glauben, scharfsinnig zu seyn, als bis sie die Sprache genothzüchtiget haben **.

XVII. §.

Drittens folgt die bewegliche Schreibart, sonst auf griechisch die pathetische, auf lateinisch die affectuöse genannt. Diese ist eine Art des Ausdruckes, die den Leidenschaften eigen ist. Ein Mensch, der in einer heftigen Gemüths-

* Est enim quoddam etiam insigne & florens orationis, pictum & expolitum genus, in quo omnes verobrum, omnes sententiarum illigantur lepores. Cic. l. c.

** Quidem illam volunt ex horrido comtam, quidam eousque aspera gaudent, ut etiam, quæ mollius casus explicuit, ex industria dissipent, & clausulas abrumpant, ne ad exspectatum respondeant. Sen. Epist. C.

Und Cicero saget: Sermo purus erit et latinus: dilucide, pleneque dicetur; quid deceat, circumspicietur.

müthsbewegung steht, pflegt gemeiniglich auch heftig und beweglich zu reden. Diesem Muster ahmet ein Redner in dieser Schreibart nach. Er suchet sich, so viel möglich ist, erst selbst in den Affect zu setzen, den er ausdrücken und erregen will: alsdann läßt er seiner Einbildungskraft den Zügel, so hitzig, so nachdrücklich und einnehmend zu reden, als es ihr nur möglich ist. Ist aber ein Redner wirklich in einer Leidenschaft; so ist es ihm desto leichter, seinen innerlichen Regungen zu folgen. Er darf nur ohne Verstellung und mit einer völligen Freyheit reden, wie es ihm ums Herz ist. Dadurch wird er gewiß die Herzen seiner Zuhörer so bewegen, als ob er nicht geredet, sondern gedonnert, oder geblitzet hätte. Denn

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adsunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum
Est primum ipse tibi. *Horat.*

Es ist schwer, noch andre Regeln von dieser Schreibart zu geben. Denn ich kann weder sagen, daß man keine, noch daß man viel verblümte Redensarten; kurze, noch lange Sätze darinn brauchen müsse. Man kann nämlich, nach Beschaffenheit der Leidenschaften, bald dieses, bald jenes thun. Nur das ist gewiß, daß man viel Figuren in einer solchen bewegenden Rede anbringen muß, wie die Natur dieses in der That selbst lehret *. Die Muster davon kann man nirgend besser, als bey den Alten suchen. Des Demosthenes erste phil. Reede ist fast durchgehends voll von dieser

* Tertius (stilus) est ille amplus, copiosus, gravis, ornatus, in quo profecto vis maxima. Hic est enim, cujus ornatum dicendi, & copiam admiratæ gentes, eloquentiam in civitatibus plurimum valere passæ sunt; sed hanc eloquentiam, quæ cursu magno sonituque ferretur, quam suspicerent omnes, quam admirarentur, quam se assequi posse diffiderent. Hujus eloquentiæ est, tractare animos, hujus omnino permovere. Hæc modo perfringit, modo irrepit in sensus; inserit novas opiniones, evellit insitas. Cic. ibid.

dieser Schreibart. In Ciceros philippischen und verrinischen, auch seinen catilinarischen Reden, trifft man gleichfalls die schönsten Exempel davon an: wie wir denn oben auf der 182 S. eine Stelle daraus zum Muster gegeben haben. Die kleinen Reden, die Sallustius, Livius und Curtius in ihre Historien gemenget haben, können hier gleichfalls zu Exempeln dienen *.

XVIII. §.

Nun wird sichs fragen, welche von diesen Gattungen der guten Schreibart, man in einer Rede vor andern brauchen solle? oder wo man sie eigentlich anbringen müsse? Fürs erste behaupte ich, daß man keine ganze, nur etwas lange Rede, in einer einzigen von diesen Gattungen abfassen könne. Die gelassene Schreibart muß zwar freylich in allen unsern Reden herrschen. Aber wer sie allein und durchgehends brauchen, und niemals etwas sinnreiches oder bewegendes mit untermischen wollte, der würde eine sehr matte und schläfrige Rede zuwege bringen. Die sinnreiche Schreibart allein kann man auch nicht in einer ganzen Rede brauchen. Denn sie ist zu nachdenklich, und für die meisten Zuhörer zu tiefsinnig, als daß sie allenthalben statt finden könnte. Sie ist nur eine Würze, in einer an sich nahrhaften Speise. Lauter Gewürz aber setzt man nicht in ganzen Schüsseln, vielweniger in völligen Trachten auf. Wo wollte auch ein Redner alle die schönen Einfälle hernehmen, eine ganze Rede damit anzufüllen; ohne viel abgedroschenes Stroh mit einzumengen, oder eine Menge alter Gedanken wieder aufzuwärmen, die schon hundertmal in andern Schriften vorgekommen wären? Endlich läßt sich auch die bewegliche Schreibart nicht durchgehends in

* Et apud judices, & in concione, & ubicunque alieni animi ad noſtrum arbitrium agendi ſunt, modo iram, modo metum, modo miſericordiam, ut alii incutiamus, ipſi ſimulabimus: & ſæpe id, quod ipſi affectus non feciſſent, effecit imitatio affectuum. *Sen. de Ira L. II. c. 17.*

einer Rede brauchen *. Denn sie schicket sich nur in einem Affecte: und wer kann in einer ganzen Rede, immer in voller Bewegung stehen? Alle heftige Leidenschaften dauren nicht lange: und wenn sie ja etwas lange anhalten, so lassen sie doch zuweilen etwas nach. Selbst in Ciceros erster catilinarischen Rede, herrschet der Affect nicht durchgehends, sondern er ist hier und da durch andere Betrachtungen unterbrochen.

XIX. §.

Will man also die rechte Schreibart in einer Rede heraus bringen; so muß man eine **Vermischung** der obigen drey Gattungen in einer Rede vornehmen. Dieses recht geschickt ins Werk zu richten, muß man jede Art an ihrem gehörigen Orte anbringen. Es schicket sich aber die **gelassene** 1) sonderlich in die Eingänge. Denn dadurch bekömmt eine Rede das Ansehen, als ob sie gleich aus dem Stegreife und ohne Vorbereitung gehalten würde. Ein gar zu sinnreicher Anfang macht den Zuhörer argwöhnisch, als ob ihn der Redner, mit seiner gar zu großen Kunst, überrumpeln wollte. In vollem Affecte den Eingang anzufangen, das will sich auch nicht thun lassen; es wäre denn in ganz besondern Fällen. 2) Schicket sich die gelassene Schreibart in die Erklärungen und Beweise. Denn dort will man etwas deutlich machen, und hier den Verstand von einer Wahrheit überzeugen. In beyden muß man sich also der Deutlichkeit nnd Verständlichkeit

* At vero hic noster, (Orator) quem principem ponimus, *gravis*, *acer*, *ardens*, si ad hoc unum est natus, aut in hoc solo se exercuit, aut huic generi studet uni, nec suam copiam cum illis duobus generibus temperavit, maxime est contemnendus. Ille enim summissus, quod acute & veteratorie dicit, sapiens jam; medius suavis; hic autem copiosissimus, si nihil est aliud, vix satis sanus videri potest. Qui enim nihil potest tranquille, nihil leniter, nihil partite, definite, distincte, facete dicete - - si is, non præparatis auribus, inflammare rem cœperit, furere apud sanos, & quasi inter sobrios bacchari violentius videbitur. Cic. l. c. Cap. 28.

keit der Ausdrückungen befleißigen. Die sinnreiche Schreibart schicket sich in die Erläuterungen, in die Lehrsprüche und guten Einfälle; die aber als ein Zierrath in der ganzen Rede zerstreuet werden können. Endlich die bewegende Schreibart gehöret hauptsächlich in die Erregung der Gemüthbewegungen; es mögen nun dieselben vorkommen, wo sie wollen. Wer seine Schreibart dergestalt in einer Rede einzurichten weis, der wird seine Zuhörer gewiß nicht schläfrig werden lassen; sondern ihre Aufmerksamkeit durch die Abwechselung des deutlichen, tiefsinnigen, und lebhaften Ausdruckes, nach Wunsche zu unterhalten vermögend seyn *.

XX. §.

Ich weis wohl, daß in einigen Arten der Reden, als z. E. in förmlichen Lobreden, die sinnreiche Schreibart fast ganz allein herrschet. Ich weis auch, daß in Complimentierreden, die gelassene durchgehends die Oberhand behalten muß. Allein es sind gleichwohl die andern Arten darum nicht gänzlich ausgeschlossen. Es bleibt dessen ungeachtet bey den obigen Hauptregeln; indem z. E. auch Plinius den Eingang zu seiner sinnreichen Lobrede, in der gelassensten Schreibart gemachet hat. Was sonst noch für Gattungen der Schreibart vorkommen, als z. E. die historische, die theologische, juristische, poetische, satyrische, u. d. gl. das gehöret eigentlich nicht für uns. Erzählet gleich ein Redner zuweilen einige historische Umstände,

* Erit igitur eloquens is, qui -- ita dicet, ut probet, ut delectet, ut flectat. Probare necessitatis est; delectare suavitatis, flectere victoriæ. Nam id unum ad obtinendas causas potest plurimum. Id. ibid. Und Seneca saget: Eloquentiam, velut umbram, non hoc agens, secum trahit. Non erunt sine dubio singula circumspecta, nec in se collecta; nec omne verbum excitabit & punget; fateor: exibunt multa, nec ferient, & interdum otiosa præterlabetur oratio: sed multum erit in omnibus locis, & ingens sine tædio spatium. Denique illud præstabit, ut liqueat tibi, illum sensisse quæ scripsit. Intelliges actum hoc, ut tu scires, quid illi placeret; non ut ille placeret tibi. *Senec. Ep. C.*

de, die zum Verstande seines Hauptsatzes nöthig sind: so kann er dabey schon fortkommen, wenn er nur den Regeln der gelassenen Schreibart folget. Die theologischen Reden müssen zwar einen biblischen Ausdruck haben, als der den Leuten weit heiliger und kräftiger vorkömmt, weil er von der heutigen Art, deutsch zu reden, abweicht; allein davon wollen wir bey andrer Gelegenheit handeln. Die juristische, so wie sie in Kanzelleyen und vor Gerichte üblich ist, wird zwar eine Rede schlecht zieren: doch pflegt sie oft in Hofreden und einigen besondern Fällen noch statt zu finden; mehr, weil ihre Verfasser keine bessere in ihrer Gewalt haben, als weil sie unentbehrlich wäre. Daher geht sie uns denn hier nicht viel an. Was die poetische und satyrische insonderheit betrifft: so gehören sie gar nicht für uns, und können also leichtlich übergangen werden.

Das XVII. Hauptstück.

Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt, und im Absehen auf die Aussprache insbesondre.

I. §.

Wir sind mit allem demjenigen fertig, was zur Erfindung, Einrichtung und Ausarbeitung einer Rede überhaupt gehörig ist: und nichts ist übrig, als der gute Vortrag. Daß derselbe einem Redner höchstnöthig sey, daß ist sehr leicht zu begreifen. Die schönste Rede auf dem Papiere, thut bey dem Zuhörer keine Wirkung, und befördert die Absicht des Redners noch gar nicht, wenn sie nicht recht vorgetragen wird. Die Erfahrung lehret es ja täglich, wie verdrüßlich gewisse Leute anzuhören sind; ob sie gleich lauter vernünftige Sachen vorbringen: und wie

gern

gern man andern aufmerksam zuhöret, ob sie gleich nichts sonderliches sagen*. Das Gesicht und Gehör hat viel Eindruck in die Gemüther der Menschen. Wer beydes gewinnen kann, der hat auch bey der Vernunft selbst, fast alles gewonnen. Das haben die alten griechischen Redner bey Zeiten wahrgenommen, und zu ihrem Vortheile zu brauchen gewußt. **Demosthenes** ward von dem ganzen athenienschen Volke ausgelachet, als er sich unterstund, auf öffentlichem Markte zu reden; ehe er noch auf seinen äußerlichen Vortrag Fleiß gewandt hatte. Daher begab er sich, auf den Rath eines guten Freundes, in die Unterweisung dreyer geschickter Schauspieler, des **Andronikus**, **Neoptolemus**, und **Satyrus**: welche rechte Meister in der guten Aussprache und Vorstellungskunst waren. Von diesen lernte er die Kunst, seinen an sich guten und gewaltigen Reden, durch den guten Vortrag, den rechten Nachdruck und das nöthige Gewicht zu geben. Es war also kein Wunder, daß er nachmals auf die Frage: welches das wichtigste Stück der Beredsamkeit wäre, dreymal nacheinander die Antwort gab: Ὑποκρισις! der äußerliche **Vortrag**! Auch Cicero saget an einem Orte: actionem ubique dominari in oratione**.

II. §.

* Nam & infantes actionis dignitate eloquentiæ sæpe fructum tulerunt: & diserti, deformitate agendi, multi infantes putati sunt: ut jam non sine causa Demosthenes tribuerit & primas & secundas & tertias actioni. Si enim eloquentia nihil sine hac; hæc autem sine eloquentia tanta est: certe plurimum in dicendo potest. Sic. Orat. Cap. XVI.

** Und Quintilian im 3 Cap. des XI. Buchs schreibt: Habet autem res ipsa (pronuntiatio) miram quandam in orationibus vim ac potestatem. Neque enim tam refert, qualia sint, quæ intra nosmet ipsos composuimus, quam quomodo efferantur: nam ita quisque, ut audit, movetur. Quare neque probatio ulla, quae modo venit ab oratore, tam firma est, ut non perdat vires suas, nisi adjuvetur asseveratione dicentis. Affectus omnes langueſcant necesse est, nisi voce, vultu, totius prope habitu corporis, inardeſcant.

II. §.

Ein Redner darf also gewiß in diesem Stücke seiner Pflicht nicht saumselig seyn; sondern er muß mit gleichem Fleiße darauf denken, wie er seine Rede wohl halten, als wie er sie wohl ausarbeiten wolle. Mit dem bloßen Naturelle, darauf man es gemeiniglich allein ankommen läßt, ist es gewiß nicht ausgerichtet. Es thut zwar bey einigen viel, allein es muß auch durch die Regeln geleitet, und durch die Nachahmung gutter Muster gebessert werden *. Cicero, ob er gleich von Natur eine besondre Geschicklichkeit dazu gehabt, auch in seiner Jugend in Rom die besten Muster, als z. E. den Hortensius fleißig gehöret hatte; so hat er doch nicht unterlassen, auf seinen Reisen durch Griechenland und Asien, die größesten Redner zu hören; sich unter ihrer Aufsicht noch zu üben, und durch ihre Regeln und Anmerkungen seinen Vortrag zu bessern. Er merket selbst an, daß er in den ersten öffentlichen Reden, die er vor seiner Reise, in Rom gehalten, noch viel Fehler in der Stimme, Aussprache und Heftigkeit des Vortrages an sich gehabt, die er aber in der Fremde ganz abgeleget hat. Solch einem Muster nun zu folgen, darf sich niemand schämen. Der natürlichen Fehler giebt es überaus viele, und der angewöhnten noch mehrere, die man selbst an sich so gut nicht wahrnehmen kann, als ein andrer. In Ermangelung dessen aber, mache man sich nur folgende Regeln bekannt, die einen zum wenigsten aufmerksamer auf sich selbst machen werden, als man insgemein zu seyn pflegt. Der erste Theil derselben betrifft die **Aussprache**; der zweyte wird von den **Bewegungen des Leibes** handeln, die ein Redner geschickt brauchen muß: beyde werden unter dem guten Vortrage begriffen **. Man

lese

* Verum illa persuasione sua fruantur, qui hominibus, ut sint Oratores, satis putant, nasci: nostro labori dent veniam, qui nihil credimus esse perfectum, nisi ubi natura cura juvetur. *Quint. l. c.*

** Namque actionem Cicero quasi sermonem, alias eloquentiam quandam corporis dicit. Idem tamen duas ejus partes facit, quæ sunt eædem pronuntiationis: vocem, atque motum - - - l. c.

lese hier auch Quintilians ganzes XI Buch, und die beyden oben gerühmten französischen Tractätchen nach, De l'Action d'un Orateur, und Methode nouvelle pour bien animer un discours.

III. §.

Fürs erste muß sich ein angehender Redner prüfen, ob er von Natur eine laute, klare, und reine Stimme habe. Wer damit nicht versehen ist, dem fehlet schon sehr viel. Ein rauher, dumpfigter Hals, oder eine gar zu grobe Stimme, die mehr rasselt, als redet, ist sehr unangenehm: wie denn auch eine gar zu helle Kehle, die mehr schreyet, als spricht, verdrüßlich ist. Doch ist es so ganz unmöglich nicht, seine natürliche Ungeschicklichkeit ein wenig zu bessern, und dadurch seine Sprache, wo nicht angenehm, doch etwas erträglicher zu machen. Fürs andre sehe man, ob man eine deutliche und vollkommen reine Aussprache habe. Das Lispeln, Stammeln und Poltern ist ein großer Uebelstand, in der Rede. Sonderlich aber ist es ärgerlich, wenn ein Redner das R nicht sprechen kann; sondern es entweder herausgurgeln, oder mit den Lippen herschnattern muß. Solche Leute thäten besser, daß sie entweder gar nicht öffentlich redeten; oder sich doch mit dem Demosthenes die Mühe nehmen möchten, erstlich das R aussprechen zu lernen. Zum dritten muß ein guter Redner auch eine starke Lunge und einen langen Athem haben. Ohne diesen würde es ihm vielmal an Kräften fehlen, seinen Worten den rechten Nachdruck zu geben; und in Erregung der Affecten manchen langen Satz mit dem gehörigen Feuer auszusprechen *. Wer nun diese Gabe nicht in hohem Grade empfangen hat, der kann sie zwar, durch die Uebung, noch in etwas erlangen; doch wird er niemals große Wunder thun, und gleichwohl in Gefahr stehen, zuweilen Blut auszuwerfen.

IV. §.

* Exercendus autem est (Spiritus) ut sit quam longissimus: quod Demosthenes ut efficeret, scandens in adversum, continuabat quam posset plurimos versus. *Quint. l. c.*

IV. §.

Wenn es nun mit diesem natürlichen Geschicke seine gute Richtigkeit hat; so ist die Hauptregel der guten Aussprache diese: Man befleißige sich auf eine angenehme Mannigfaltigkeit in der Stimme und Sprache *. Nichts ist so ekelhaft, als eine beständige Einförmigkeit in der Rede. Wer immer in einem Tone, immer gleich geschwind, oder gleich langsam, oder endlich, immer in einer Melodie redet; der machet seine Zuhörer entweder bald schläfrig, oder doch überdrüßig. Bloß die Abwechselung des Tones in Sylben und Wörtern, des lauten und leisen, des geschwinden und langsamen Vortrages, u. dergl. muß diesen Ekel der Zuhörer verhüten und vertreiben. Unsere Sprache muß eine Art von Musik in sich halten: wie sich denn auch die musikalischen Regeln der Alten bis auf die Rede erstrecket haben. Wer nun weis, was es den Ohren für einen Verdruß erwecket, lauter eintonige Leyern, oder auch lauter gleichlange Noten, oder doch eine gar zu oftmals wiederholte Gesangweise zu hören: der wird wissen, was ich haben will. Und in der That lehret uns die Natur unsere Rede sehr verändern, wenn wir ihr nur den Zügel schießen lassen. Die ungelehrtesten Leute könnten hier oft den Rednern Muster geben. Nachdem die Sachen, die Umstände, die Affecten und die Personen sind, davon, darinn, und mit welchen sie sprechen: darnach ist auch der Klang ihrer Sprache unterschieden **. Diese hergegen haben in öffentlichen Reden die Natur ganz fahren

* Nam ad vocem obtinendam nihil est utilius, quam crebra mutatio: nihil perniciosius, quam effusa sine intermissione contentio. *Cic. de Orat. L. III. c. LX.* und anderwärts saget er: Volet igitur ille, qui eloquentiæ principatum petet, & contenta voce atrociter dicere, & summissa leniter, inclinata videri gravis, & inflexa miserabilis. Mira enim est quædam natura vocis, cujus quidem e tribus omnino sonis, inflexo, acuto, gravi, tanta sit, & tam suavis varietas, perfecta in cantibus. *Cic.* l. c.

** Vitemus igitur illam, quæ græce μονοτονία vocatur, una quædam spiritus ac soni intensio. *Quint. l. c.*

fahren lassen, und sich dagegen eine Art der Aussprache angewöhnet, die das geschickteste Mittel ist, seine Zuhorer in einen Schlummer zu bringen. Man hüte sich daher, so viel als möglich ist, vor diesem Fehler, sonst wird man niemals etwas mittelmäßiges mit seinen Reden ausrichten *.

V. §.

Es muß aber anfänglich die Rede, nach Verschiedenheit ihrer Theile, auch eine verschiedene Aussprache haben. Der Eingang muß mit einer sanften und mäßigen Stimme, mit einer gewissen Langsamkeit und Gelassenheit vorgebracht werden. Denn theils muß ein Redner darinnen noch gegen seine Zuhörer eine Ehrerbiethigkeit bezeigen; theils aber muß er auch seine Stimme aufs folgende noch sparen. Der Hauptsatz muß schon etwas lauter und erhabener ausgesprochen werden: damit die Zuhörer ihn nicht überhören können. Die Erklärungen erfodern zwar eine deutliche und langsame, aber noch keine heftige und starke Stimme: die Beweise müssen allererst recht männlich, munter und nachdrücklich vorgetragen werden. Die Sprache des Redners muß es zeigen, daß er selbst von der Wahrheit seines Satzes eingenommen ist, und daß er also eine gute Sache hat **. Die Einwürfe muß man gleichsam mit einer fremden; die Beantwortungen derselben aber mit einer sehr lebhaften, gesetzten, auch wohl gar hitzigen Aussprache erheben. Die Erre-

* Quid ad aures nostras & actionis suavitatem, quid est vicissitudine & varietate & commutatione aptius? vid. *Cic. de Orat. L. III. c. 60.* Und bald hernach: Nam ad vocem obtinendam nihil est utilius, quam crebra mutatio; nihil perniciosius, quam effusa sine intermissione contentio. Und im Orator l. c. heißt es: Ergo ille princeps (orator) variabit & mutabit; omnes sonorum tum intendens tum remittens persequetur gradus.

** Quare neque probatio ulla, quæ modo venit ab oratore, tam firma est, quæ non perdat vires suas, nisi adjuvetur asseveratione dicentis. Affectus omnes languescant necesse est, nisi voce, vultu, totius prope habitu corporis inardescant. Quint. L. XI. c. 3.

Erregung der Affecten endlich erfodert die allerstärkste, allerheftigste und mannigfaltigste Aussprache, die ein Redner nur in seiner Gewalt hat *. Kurz, hier muß er alle Leidenschaften selbst annehmen, die er erwecken will **.

VI. §.

Ueberhaupt muß ein Redner gegen das Ende seiner Arbeit immer freyer und muthiger werden: theils weil er nunmehr mit seinen Zuhörern immer bekannter geworden; theils weil er dadurch eine Zuversicht, auf seine wohlausgeführte Sache, zu verstehen geben kann. Zwar was die Wiederholung der angewandten Beweisgründe betrifft; so darf dieselbe nicht eben viel anders, als oben von der Distributione gesaget worden, ausgesprochen werden. Wenn man sie deutlich und laut genug ausspricht: so hat man alles gethan, was nöthig ist. Aber wenn der Beschluß pathetisch ist, so muß freylich die Sprache den Ton, und diejenige Erhebung der Stimme bekommen, die der Affect an sich haben würde. Z. E. Mayer beschließt seine Mordpredigten so. Die erste zwar endigt sich mit diesen Worten:

> Ach! meine Söhne! ach meine erwünschten Söhne! höret mich um der blutigen Wunden Christi willen! Höret mich, daß euch Gott wieder höre! Amen.

Die

* Cic. Orat. c. 17. Itaque ille perfectus, quem jam dudum noſtra indicat Oratio, utcumque ſe affectum videri, & animum audientis moveri volet, ita certum vocis admovebit ſonum.

** Summa enim, quantum ego quidem ſentio, (ſchreibt hiervon Quintilian L. VI. c. 2.) circa movendos affectus, in hoc poſita eſt, ut moveamur ipſi. — — — Quare in iis, quæ veriſimilia eſſe volemus, ſimus ipſi ſimiles eorum, qui vere patiuntur, affectibus; & a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere judicem (auditorem) volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? Iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, idque exigit, ſimile patietur? Siccis agenti oculis lacrimas dabit? Fieri non poteſt!

Die andre aber dergestalt:

Das unschuldige Blut warnet euch, Trunkenheit stürze in Blutvergießen: ja die gefangenen Mörder lassen euch durch mit bitten, aus ihrem unglücklichen Exempel klug zu werden. Sie hätten es auch nicht geglaubet, daß es ein solch Ende mit ihrer Trunkenheit nehmen würde. O wenn sie an eurer statt seyn sollten! Wollet ihr denn noch nicht folgen? Wollet ihr noch nicht hören? Wollet ihr euch noch nicht bessern? Ach!

Wer sieht es nun da nicht von sich selbst, daß ein solcher Beschluß mit der allerkläglichsten und beweglichsten Stimme, ausgesprochen werden müsse? Wäre endlich der Beschluß entweder nur eine Empfehlung seiner eigenen Person, oder eine höfliche Schmäucheley gegen die Zuhörer, oder eine Versicherung von seiner Redlichkeit; wie wir oben auf der 231 und 232 Seite dergleichen Exempel angeführet haben: so muß ein Redner im ersten Falle einen sehr bescheidenen, im andern einen leutseligen und sanften, im dritten aber einen ernsthaften und nachdrücklichen Ton der Sprache anzunehmen wissen.

VII. §.

Ferner muß ein guter Redner seine Aussprache in einer Rede, nach Verschiedenheit der Sachen, zu verändern, und abzuwechseln wissen. Die Natur lehret dieses selbst, wenn man nur auf die Muster geschickter Leute Acht haben will *. Nun sind die Sachen, davon ein Redner handeln

* Illud vero maximum, quod secundum rationem rerum, de quibus dicimus, animorumque habitus, conformanda vox est, ne ab oratione discordet. Proponamus enim nobis illud Ciceronis in oratione nobilissima pro Milone, principium: nonne ad singulas pene distinctiones, quamvis in eadem facie, tamen vultus quasi mutandus est? *Etsi vereor, Judices, ne turpe sit, pro fortissima viro diceret incipientem, timere.* Etiamsi est toto proposito contractum atque summissum, quia & exordium est, & solliciti exordium: tamen fuerit necesse est, aliquid plenius & erectius, dum dicit, *pro fortissimo viro;* quam quum *Etsi vereor & turpe sit, & timere.* *Quint. L. XI. c. 3.*

kann, entweder Werke Gottes in der Natur; oder Handlungen und Werke der Menschen, oder allerley Begebenheiten, die auf das Glück ankommen. Bey der ersten Classe kommen theils schöne und angenehme, theils große, und theils wunderbare, theils schreckliche und fürchterliche Dinge vor: und da ist nichts natürlicher, als daß auch ein Redner, von der ersten Art mit einer sanften und anmuthigen; von der andern mit einer erhabenen und prächtigen, von der dritten Art aber, mit einer rauhen und ängstlichen Stimme spreche. Bey der andern Hauptclasse begreift man abermals leicht, daß die Handlungen der Menschen, theils gut und tugendhaft; theils böse oder lasterhaft, theils aber sehr groß und kunstreich sind. Was ist nun auch hier billiger, als von der ersten Art mit einer vergnügten und gutheißenden, von der andern mit einer zürnenden und verwerfenden, von der dritten Art aber entweder mit einer bewundernden und erstaunenden; oder wenn man sie verachten und tadeln will, mit einer höhnischen und spöttischen Stimme zu reden. Endlich sieht man auch gleich, daß man von Glücksfällen, die einem, der ihrer würdig ist, begegnen, mit einer freudigen und muntern Sprache; von solchen aber, die einen Unwürdigen betreffen, mit einem bewundernden Tone reden müsse. Von Unglücksfällen ebenfalls muß man anders sprechen, wenn sie einem Tugendhaften begegnen, der sie nicht verdienet hat; als wenn sie einem Lasterhaften zu Theile werden, welcher ihrer wohl würdig ist.

VIII. §.

Wir kommen auf die Affecten, und auch davon ist es höchstvernünftig und naturmäßig, sie alle miteinander mit einer verschiedenen Stimme auszudrücken *. Kann man es doch an Leuten, deren Sprache man nicht versteht, aus dem

* Omnis enim motus animi, suum quendam a natura habet vultum, & sonum, & gestum. *Quint. l. c.*

dem bloßen Tone ihrer Rede, wahrnehmen, in was für einer Leidenschaft sie stehen. Eben dieser Kunst muß sich ein Redner auch befleißigen: und dieses wird um desto eher angehen, wenn er erstlich selbst die Gemüthsbewegungen in sich fühlet, die er erregen will *. Es ist also zuförderst nöthig, daß er die Liebe mit seiner Stimme und Aussprache recht abzubilden und auszudrücken wisse. Diese ist nun eine, in verschiedenen Fällen sehr verschiedene, Gemüthsbeschaffenheit. Bald ist sie ganz sanft und gelinde; bald heftig und hitzig; bald etwas traurig und mitleidig; bald lustig und munter: nachdem die Umstände sind, darinn sich das Geliebte befindet. Die letzten Arten, wie ein jeder leicht sieht, sind mit andern Leidenschaften vermischet: daher wollen wir hier keine Regeln davon geben. Die erste aber, wo die Liebe allein herrschet, zu erläutern, merke man: daß man eine sanfte, gelassene und nach Gelegenheit freymüthige und muntere Stimme dabey brauchen muß. Zur Probe mag folgende Stelle aus der Rede für den Archias dienen.

> Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäuerischem Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Schauspielers Roscius nicht wäre gerühret worden? der, ob er gleich ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen des Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes, und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht gesehen, ihr Richter, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge der schönsten Verse, von allerley vorfallenden Sachen aus dem Stegreife hergesaget? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn gestöret worden, wiederum von eben den Materien doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muße zu dichten: so

* Actio, quæ per se motum animi fert, omnes movet: iisdem enim omnium animi motibus concitantur, & eos iisdem notis in aliis agnoscunt, & in se ipsi indicant. *Cic. de Or. L. III. c. 59.*

hat er solchen Beyfall dadurch erhalten, daß er fast den alten Scribenten gleich geschätzet worden. Sollte ich nun denselben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern? Sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weise zu vertheidigen suchen?

IX. §.

Der Haß muß mit einer rauhen und verdrüßlichen Stimme ausgesprochen werden. Ja auch wenn man andre zum Hasse bewegen will, muß man, mit einem störrigen und heftigen Tone der Sprache, den Widerwillen seiner Zuhörer zu erwecken wissen. Denn so reden Leute, die wider einen andern wirklich aufgebracht sind. Zum Exempel kann auf der 210 S. das Stück aus der Rede für den **Ligar** dienen.

Der Zorn ist noch weit hitziger und gewaltsamer in seinen Bewegungen *. Folglich muß auch die Aussprache eines Zornigen weit geschwinder, und sein Ton weit erhabener und schreyender seyn. Die Stimme muß sich plötzlich verändern und oft abwechseln. Ein Wort muß kaum vor dem andern Raum haben. Ein Exempel sehe man oben auf der 212 S. aus dem **Demosthenes**; noch bessere aber kann man in der Isten catilinarischen, und II philippischen Rede Ciceros finden.

Das Mitleiden entspringt aus der Liebe, und aus der Traurigkeit: folglich muß auch der Ton der Stimme sanft und gelinde, doch dabey kläglich und bebend seyn; die Sprache aber muß langsam und gar nicht heftig seyn. Man muß sich selbst nur beobachten, wenn man wirklich diese Leidenschaft empfindet; oder auf andere Acht haben. Ein Muster zur Uebung steht oben auf der 213 S. ja fast die ganze Rede für den **Ligar** kann dazu dienen.

Die Freude ist eine starke Bewegung der Seele, die mit vielen Wallungen des Geblüts verbunden ist. Daher muß die Stimme auch stark, etwas geschwinde, und ziemlich erha-

ben

* Aliud enim vocis genus iracundia sibi sumit; acutum, insitatum, crebro incidens. *Cic. l. c.*

ben seyn; die Abwechselung des Tones aber muß etwas triumphirendes in sich halten. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit muß in allen Syllben herrschen. Ein Beyspiel steht schon auf der 214 u. f. S. wiewohl auch einige andere Affecten darinn vorkommen.

X. §.

Die Traurigkeit ist sehr matt und schläfrig; das Herz klopfet langsamer, und der ganze Leib wird gleichsam halb ohnmächtig *: daher muß auch die Sprache eines Traurigen gedämpfet, matt und gezogen seyn. Alle Wörter wird ein Betrübter ausdehnen, seine Sätze wird er mit vielen Seufzern unterbrechen, und oft wohl gar mitten in einem Worte gleichsam ersticken wollen. Man sehe ein Exempel hiervon auf der 215 u. f. S.

Die Furcht läßt sich gleichfalls durch die Sprache sehr wohl ausdrücken **. Sie hat eine bebende, zitternde, aber dabey schwache Stimme. Sie holet oft Athem, weil er ihr gemeiniglich entgeht. Weil ihr aller Muth entfallen ist, so fällt ihr auch die Stimme; so daß man sie oft nicht recht vernehmen oder hören kann. Doch kann es wohl kommen, daß ein Furchtsamer auch unverhofft einmal die Stimme erhebt, und dadurch destomehr die Heftigkeit seiner Leidenschaft anzeiget. Man sehe oben auf der 218 S.

Die Hoffnung, nebst den übrigen Affecten, unterscheiden sich zwar auch, durch einen eigenen Ton der Sprache und Stimme. Doch weil es uns theils an Wörtern fehlt, dieselben recht zu beschreiben; und es doch mehr auf die mündliche Anweisung hierbey ankömmt, als auf Regeln: so wollen wir uns hierbey nicht länger aufhalten; sondern lieber durch Muster und mündliche Aussprache der oben im IX Hauptst.

* Aliud miseratio & mœror; flexibile, plenum, interruptum, flebili voce:

** Aliud metus, demissum, & hæsitans, & abjectum. *Idem. ibid.*

auf der 218 u. f. S. angeführten Exempel, als durch weitläuftige Lehren, unsre Meynung davon entdecken.

XI. §.

Endlich sind die **Figuren** auch dergleichen Stücke, die ein Redner mit besonderer Abwechselung der Stimme muß auszusprechen wissen. Die Affecten erfodern solches unfehlbar, und wer jene recht ausdrücken will, der muß nothwendig auch diese gehöriger maßen zu beleben geschickt seyn. Nun haben wir oben im XVI Hauptstücke erstlich von den Wörtern gehandelt. Unter diesen sind sonderlich einige so beschaffen, daß man ihren Nachdruck mit der Stimme erheben kann. Dahin gehöret denn I. Anaphora. Hier muß man den ähnlichen Anfang aller Sätze mit einer lautern und deutlichern Stimme hören lassen, als das übrige, wie z. E. auf der 315 S. das Wörtlein **Siehe**. Eben so ist es II. mit der Epiphora; denn auch hier muß das letzte Wort allezeit mit einer erhabenen Stimme gesprochen werden: z. E. das Wort **Geld** auf der 316 S. Die Epizeuxis hat III. die Art, daß das zweymal nach einander wiederholte Wort, zum andern male weit stärker ausgesprochen werden muß, z. E. siehe die 316 S. Eben so ist zum IV. mit der Anadiplosi. Denn das im Anfange des neuen Satzes wiederholte letzte Wort des vorhergehenden, muß auch weit stärker gehöret werden, als es zum erstenmal gehöret wurde. Exempel siehe auf der 315 S. Nicht viel anders ist es V. mit der Epanalepsi. Denn zuletzt muß sich das Wiederholte weit mehr erheben, als im Anfange. Endlich mag VI. noch die Gradatio kommen. Diese muß in der Stimme eben so steigen oder fallen, als die Sache selbst. Siehe das Exempel auf der 316 Seite.

XII. §.

Die Figuren in ganzen Sätzen können und müssen gleichfalls durch die gute Aussprache verstärket werden. Wir wollen hier eben der Ordnung folgen, die wir oben beobachtet haben, und uns eben der Exempel bedienen; ohne sie nochmals hieher zu setzen.

Ad-

Admiratio. Wenn man etwas bewundert, so pflegt man eine zwar etwas männliche, und von dem vorhergehenden unterschiedene, aber doch nicht gar zu laute Stimme anzunehmen. Doch es wäre ein anders, wenn man auch zugleich einen Ausruf dabey thäte. Siehe die 318 S.

Antitheton. Wo man widrige Dinge mit einander vergleicht, und gegen einander setzet, da ist es billig, daß man auch die Stimme ganz widerwärtig hören lasse, und mit einander abwechsele. Siehe die 318 S.

Aposiopesis. Weil sich der Redner hier selber ins Wort fällt, und in seiner Rede abbricht: so muß er auch die Stimme plötzlich sinken lassen; als ob er sich anders bedacht hätte. Zu dem Ende ist es auch gut, kurz vorher die Stimme stark zu erheben: damit der Abfall desto besser ins Ohr falle. Siehe die 318 S.

Aposirophe. Weil sich diese Figur bald an abwesende, bald an todte, bald an leblose Dinge richtet: so muß man sie auch mit einem sehr lauten und starken Tone der Stimme aussprechen; als ob man wollte, daß es auch von diesen entlegenen und verstorbenen Personen, oder auch von Tauben verstanden werden sollte. Siehe die 318 S.

Communicatio. Dieses ist eine von den sanften Figuren, die mit einer gelassenen sanftmüthigen Art vorgetragen werden. Doch ist es ein anders, wenn man sie mit ruhigem Geiste, oder mit heftiger Gemüthsbewegung brauchet. Denn hier kann sie auch hitziger lauten. Siehe die 319 S.

Concessio. Hier muß dasjenige, was sie einräumet, mit einer sanften und nachgebenden Stimme ausgesprochen werden. Was aber darauf folget, das bekömmt einen desto muthigern Ton; doch nachdem die Sache selbst, oder der Affect es erfodert. Denn es ist natürlich, daß derjenige, der seinem Gegner etwas einräumet, ihm sanftmüthig begegnen muß. Siehe die 319 u. f. S.

XIII. §.

Confessio. Hiermit verhält sichs fast eben so. Doch muß auch hier die Leidenschaft, und die Beschaffenheit der Sache in dem Zusammenhange, betrachtet werden. Siehe die 319 S.

Correctio. Wenn man das bereits gesagte wiederruft, so muß man die natürliche Verwirrung eines Menschen, der sich in der That verredet hat, aufs genaueste nachahmen, und die Verbesserung viel lauter aussprechen, als das vorige. S. die 319 S.

Cumulus. Die Menge der Dinge, die hier zusammen gehäufet werden, erfodert fast eben die Aussprache, die wir oben bey der Distribution angerathen haben. Denn die Stimme muß alle Glieder der Rede deutlich anzeigen. Siehe die 319 S.

Descriptio. Diese Figur wird fast eben so ausgesprochen, als die Distributio; nur daß sie ein wenig langsamer und gelassener fortläuft, als jene, wo die Geschwindigkeit oft zu einer Tugend wird. Siehe die 320 S.

Dialogismus. Weil hier gleichsam zwo Personen mit einander sprechen, und Worte wechseln: so muß ein Redner auch zweyerley Stimmen hören lassen; die eine in seinem Namen, die andere im Namen seines Gegners. Siehe die 320 S.

Distributio. Wer viele Theile einer weitläuftigen Sache recht lebhaft vor Augen stellen will, der muß auch bey dem Anfange jedes Theiles, die Stimme gewisser maßen erheben, oder verändern; damit es der Zuhörer auch daran wahrnehme, wie vielerley er zu beobachten habe. Siehe die 320 S.

XIV. §.

Epimone. Diese Figur vermenget fast alle Figuren, und darum wird auch die Aussprache so feurig seyn müssen, als jede ins besondere es erfodert. Hierbey kann der Redner ein Meisterstück machen. Siehe die 321 u. f. S.

Excla-

Exclamatio. Hier giebt es der Namen schon, daß man die Stimme so sehr, als es möglich ist, erheben müsse. Zu dem Ende muß sich denn ein Redner vorsehen, daß er sich kurz vor einem Ausrufe nicht zu sehr angreife. Vielmehr muß er mit Fleiß die Stimme etwas sinken lassen, um das folgende desto mehr zu erheben. Siehe die 321 S.

Incrementum. Hiervon ist schon oben unter den Wortfiguren Meldung geschehen. Denn die Stimme muß in beyden Fällen, eben sowohl als die Sachen, steigen. Siehe die 322 S.

Interrogatio. Diese steht unter den heftigen Figuren oben an. So kömmt auch gemeiniglich aus einem sehr unruhigen Gemüthe her: daher muß sie denn recht lebhaft und munter ausgesprochen werden. Die Natur lehret es jeden schon, wie man den Ton in einer Frage, auf gewisse Sylben mehr, als auf andere leget. Dieser folge man. Siehe die 323 S.

Jusjurandum. Am allerheftigsten und lautesten muß aber diese Figur sich hören lassen: denn da ein Redner den Eid nicht eher brauchen darf, als bis er ihm gleichsam durch die höchste Noth abgedrungen worden: so muß man es auch an seiner Sprache hören, daß ihm rechte Gewalt geschehen sey. Siehe die 323 Seite.

Occupatio hält Worte eines Gegners in sich, die man beantwortet. Folglich muß der Redner in dem Einwurfe eine ganz andre Stimme annehmen, als er im vorhergehenden gebrauchet hat: in der Antwort aber muß er wiederum mit seiner eigenen, und zwar etwas erhabenen und lauten Stimme, sprechen; damit man um desto besser seinen Ernst daraus sehen möge. Siehe die 323 S.

XV. §.

Parrhesia. Diese Figur erfodert eine sehr starke Stimme. Denn die Kühnheit, die in der Sache selbst ist, muß sich auch durch die Aussprache mit zu erkennen geben. Es

würde sehr wunderlich klingen, wenn man sie bebend und blöde aussprechen wollte. Siehe die 323 S.

Præteritio. Wer etwas übergehen will, der muß es auch mit einer etwas gelassenern Stimme sagen, als ob er es ausführlich beyzubringen gesonnen wäre. Siehe die 324 S.

Prosopopœia. Wer leblose Dinge zu Personen machet, der muß fürwahr halb außer sich seyn. Daher muß hier ein Redner gewiß überaus heftig reden; damit er nicht durch seine Kaltsinnigkeit solche Verwägenheit zu begehen, lächerlich werde. S. die 324 u. f. S.

Sermocinatio. Hier werden Todte redend eingeführet, und darinn muß ein Redner ihre Worte mit einer ganz andern Stimme aussprechen, als seine eigene Reden. Ja sie muß auch, nach dem Inhalte derselben, kläglich oder munter seyn. Siehe die 324 S.

Endlich folget noch Votum, ein Wunsch, oder ein brünstiges Verlangen. Dieses muß nun mit einer sehnlichen und etwas angestrengten Stimme vorgebracht werden, damit es dem Zuhörer in die Ohren falle, daß es dem Redner ein Ernst damit sey. Siehe die 325 S.

XVI. §.

Nächst den Figuren muß ein Redner auch gewisse Wörter mit dem verschiedenen Tone seiner Aussprache vor andern zu erheben wissen *. Fürs erste müssen die selbstständigen Nennwörter mehr, als die andern alle gehöret werden. Denn diese bedeuten die Hauptsachen, davon die Rede ist. Her-

* Quint. L. XI. c. 3. Et hercle, cum valeant multum verba per se, & vox propriam vim adjiciat rebus; & gestus motusque significet aliquid: profecto perfectum quiddam fieri, cum omnia coierint, necesse est. Sunt tamen, qui rudem illam & qualem impetus cujusque animi tulit, actionem judicent fortiorem, & solam viris dignam. — — — Verum illi persuasione sua fruantur, qui hominibus ut sint Oratores, satis putant, nasci. Nostro labori dant veniam, qui nihil credimus esse perfectum, nisi ubi natura cura juvetur.

Hernach müssen auch gewisse Beywörter und Nebenwörter durch einen starken Laut unterschieden werden, wann etwas auf sie ankömmt. Auch die Zeitwörter sind zuweilen sehr nachdrücklich durch ihre Bedeutung; daher muß man sie denn nicht nachläßig aussprechen. Z. E. Du schlägst sie, aber ꝛc. Selbst die Fürwörter bekommen zuweilen einen Nachdruck, den sie sonst nicht haben. Als z. E. die Rache ist mein; ich will ꝛc. Kurz zu sagen, alle Wörter, auf die ein besonderer Nachdruck in der Sache selbst ankömmt, müssen auch stärker ausgesprochen werden. Hernach müssen Wörter von angenehmer, lieblicher Bedeutung auch einen sanften und zarten Laut bekommen; häßliche und schreckliche aber, mit einem rauhen und fürchterlichen Halse ausgesprochen werden. Prächtige Wörter endlich, erhabene Redensarten, und die Namen großer Leute, berühmter Städte, u. d. g. müssen auch mit einem solchen Tone vorgebracht werden, der ihnen eine Hochachtung zuwege bringen, oder zum wenigsten zeigen kann, daß der Redner selbst sie in besondern Ehren halte: es wäre denn, daß er sie lächerlich zu machen, oder zu verspotten willens wäre *.

XVII. §.

Zuletzt ist es nöthig, überhaupt zu erinnern, daß die Klugheit im Umgange es einen jeden Redner schon selbst lehren wird, vor was für Zuhörern, oder in was für Reden sich diese oder jene Art der Aussprache wird brauchen lassen **? In Gegenwart großer Herren schicket sichs nicht, daß man mit vollem Halse und aus allen Kräften seine Stimme hören

* Quint. l. c. Utendi voce multiplex ratio: nam præter illam differentiam, quæ est tripartita, acutæ, gravis, flexæ; tum intentis, tum remissis, tum elatis, tum inferioribus modis opus est; spatiis quoque lentioribus, aut citatioribus; sed iis ipsis interjacent multa &c.

** Neque eadem in voce, gestu, incessu, apud principem, senatum, populum, magistratum &c. actione similiter decent. *Quintil. l. c.*

ren läßt; man müßte sie denn durch die vorhergehenden Betrachtungen schon so sehr eingenommen haben, daß sie es gegen das Ende der Rede gleichsam vergessen hätten, daß sie Könige und Fürsten wären, gegen die man sich einer größern Bescheidenheit bedienen müßte. In Trauerreden muß durchgehends ein gewisser trauriger Ton, und eine sehr langsame Aussprache herrschen, wenn man nicht alles verderben will *. In Lobreden lebendiger Personen muß ein gewisser prächtiger Klang der Stimme, und in scherzhaften Hochzeitreden ein muntrer Ton der Sprache herrschen: es wäre denn, daß man hier, hoffen könnte, selbst durch eine angenommene strenge Ernsthaftigkeit, die Zuhörer desto gewisser zum Lachen zu bewegen. Selbst aber, auch in einer lustigen Rede, zu lachen, das würde sich durchaus für keinen Redner schicken. Was der Redner zuerst belachet, das kömmt gemeiniglich den Zuhörern abgeschmackt vor: oder es vergeht ihnen doch die Lust, dem Redner durch ihr Gelächter den Beyfall zu geben, den er sich schon selbst ertheilet hat. Man thut am allerbesten, wenn man sichs gar nicht merken läßt, daß man etwas Lustiges sagen wolle: weil es ohnedieß ungewiß ist, ob es allen Zuhörern eben so lächerlich vorkommen wird.

* Nec volubilitate nimia confundenda quæ dicimus; qua & distinctio perit, & affectus, & non numquam etiam verba aliqua sui parte fraudantur. Cui contrarium vitium, nimiæ tarditatis. Promtum sit os, non præceps: moderatum, non lentum. Quint. l. c. Und anderwärts: Eadem (actione) C. Gracchum in deflenda fratris nece, totius populi Romani lacrimas concitasse; Antonium & Crassum multum valuisse; plurimum vero Q. Hortensium (Cicero tradit). Id. ibid.

Das XVIII. Hauptstück.

Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners.

I. §.

Die Zuhörer eines Redners haben nicht nur Ohren, sondern auch Augen: daher muß ein Redner nicht nur jene, sondern auch diese zu befriedigen, zu vergnügen und einzunehmen wissen, wenn er seinen Endzweck glücklich erreichen will *. Die Alten nannten diese Geschicklichkeit die stumme Wohlredenheit, oder die Beredsamkeit des Leibes **. Und es gab Leute unter ihnen, die bloß dadurch, und ohne ein Wort zu sprechen, alle Gedanken und Leidenschaften auf öffentlichen Schaubühnen zu verstehen geben konnten. Von den Schauspielern nahmen sich die Redner oftmals Muster: und **Cicero** selbst hat dem **Aesopus** und **Roscius**, auch in der Absicht fleißig zugesehen, daß er ihnen etwas von ihrer vortrefflichen Geschicklichkeit in diesem Stücke, ablernen möchte; wie denn auch diese nicht leicht eine von **Ciceros** öffentlichen Reden versäumeten, um auch ihm etwas abzulernen. In neuern Zeiten ist diese Kunst sehr in Verfall gerathen, und in einigen Ländern fast gar aus der Beredsamkeit verbannet worden: wie sich der englische Zuschauer in diesem Stücke über seine Eng-

* Decor quoque a gestu atque motu venit. Ideoque Demosthenes, grande intuens speculum, actionem componere solebat. *Cic.* l. c. Und anderwärts: At si tu hoc quæreres, dicerem etiam de gestu, cum quo junctus est vultus. Quibus omnibus, dici vix potest, quantum interfit, quemadmodum utatur Orator. *Cic.* Or. c. 17. §. 55.

** Namque actionem Cicero alias sermonem, alias eloquentiam quandam corporis dicit. *Quint.* L. XI. c. 3.

Engländer beschweret. Hergegen die Italiener treiben dieselbe mit so vielen Ausschweifungen, daß sie einen Ausländer oft zum Lachen zwingen. Nur die Franzosen haben durch Regeln und Exempel gewiesen, wie man das rechte Mittel darinn halten müsse. Die Deutschen haben zwar hier und da lebhafte Redner aufzuweisen gehabt; darunter gewiß D. Mayer einer der vornehmsten gewesen. Allein viele unter unsern Lehrern der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit, haben die Lebhaftigkeit gar für einen Fehler ausgegeben, und es allen Anfängern widerrathen, sich derselben zu bedienen.

II. §.

Wir halten indessen, nach dem Gutachten der größten Männer, dafür: daß die Natur es selbst einen jeden, der nur ein etwas lebhaftes Wesen besitzet, lehret, seine Worte, die ihm ein Ernst sind, mit einer anständigen Mine des Gesichts, und Bewegung des Leibes zu begleiten, um ihnen dadurch einen desto größern Nachdruck zu geben. Man sieht es auch aus der Erfahrung, daß solches z. E. auf der Schaubühne, in die Gemüther der Zuhörer keinen geringen Eindruck machet *. Warum sollte sich nun ein Redner eines solchen Hülfsmittels muthwillig berauben, seine Rede durchdringend und kräftig zu machen? Er folget also billig seinem Naturelle, und suchet selbiges, so viel ihm möglich ist, aufzuwecken und zu verbessern **. Ich rede hier

* Documento sunt vel scenici actores, qui & optimis poetarum tantum adjiciunt gratiæ, ut nos infinite magis eadam illa audita, quam lecta delectent, & vilissimis etiam nonnullis impetrent aures; ut quibus nullus est in bibliothecis locus, sit etiam frequens in theatris. l. c.

** De gestu prius dicam; qui & ipse voci consentit, & omnino simul cum ea paret. Is quantum habeat in Oratore momenti, satis vel ex eo patet, quod pleraque etiam citra verba significant. Quippe non manus solum, sed nutus etiam declarat nostram voluntatem, & in mutis pro sermone sunt. Et salutatio

fre-

hier von dem Naturelle, und zwar nicht ohne Grund: denn die natürlichen Gaben thun auch in diesem Stücke sehr viel. Ein wohlgewachsener Körper, ein wohlgebildetes Antlitz, eine ungezwungene Freyheit in Minen und Gebärden, sind freylich eine herrliche Sache dabey: diese aber kann sich niemand geben. Ein Mensch, der wohl aussieht, hat viele Vorzüge, wenn er redet. Ein Wort von ihm gilt mehr, und wird aufmerksamer angehöret, als wenn eine übelgebildete Person zehn andre saget. Alcibiades ist die schönste Mannsperson seiner Zeit in Athen gewesen: darum hat er auch das ganze Volk mit seinen Reden zu lenken gewußt. Wer also etwas widriges im Gesichte hat, daß sich auch von weitem sehen läßt, der thut am besten, daß er sich nicht zur Beredsamkeit wendet. Eben den Rath muß man denen geben, die sonst einen höckerichten oder verstümmelten Körper haben.

III. §.

Zwey Dinge sind indessen noch, die auch eine mittelmässige Gestalt erträglich, und wohl gar zuweilen angenehm machen. Das erstere ist eine gute Auferziehung, im Absehen auf die Stellungen und Bewegungen der Gliedmaßen. Ein Tanzmeister thut in diesem Falle bey jungen Knaben gute Dienste, wenn er sie den Kopf wohl tragen, den Leib gerade halten, und die Füße wohl setzen lehret. Ferner müssen kluge Aeltern fleißig Achtung geben, daß sich Kinder keine seltsame Minen im Gesichte, oder ungeschickte Bewegungen mit den Händen angewöhnen. Alle diese böse Gewohn-

frequenter sine voce intelligitur, atque afficit; & ex ingressu vultuque perspicitur habitus animorum: & animalium quoque ratione carentium ira, lætitia, adulatio, & oculis, & quibusdam aliis corporis signis deprehenditur. Contra si gestus & vultus ab oratione dissentiant, tristia dicamus hillares, affirmemus aliqua renuentes, non autoritas modo verbis, sed etiam fides desit. *Quint.* l. c.

Gewohnheiten verunzieren hernach desto mehr, wenn sie an einem Redner öffentlich ins Auge fallen *. Das andere Stück ist eine wohlgemachte Kleidung. Es ist nicht zu sagen, was diese bey den Zuhörern für eine vortheilhafte, oder nachtheilige Meynung von einem Redner erwecken kann. Wer mit einer schmutzigen zerlumpten, oder nur altväterischen Tracht aufgezogen kommen wollte, der würde sich gewiß verächtlich, oder lächerlich machen. Wer aber auch gar zu sonderbar in neuen Moden seyn wollte, der würde sich durch seine Eitelkeit die Zuhörer abwendig machen **. Wir wollen hiermit nicht behaupten, daß ein Redner in einem prächtigen Aufzuge erscheinen müsse. Nein, ein ordentliches und reinliches Kleid, eine saubere Wäsche, und ein nach der Sitte ernsthafter Männer eingerichtetes, eignes oder falsches Haar, ist hier schon genug. Steht aber ein Redner ganz frey, so muß er auch im Absehen auf die Füße sorgfältig seyn, und sich glatter Strümpfe und reiner Schuhe befleißigen. Cicero hat sich dieser äußerlichen Reinlichkeit so sehr beflissen, daß ihm seine Feinde solche oft für einen weibischen Putz angerechnet haben ***.

IV. §.

* *Cic.* Or. c. 18. Status erectus & celsus, rarus incessus, nec ita longus; excursio moderata, eaque rara: nulla mollitia cervicum; nullæ argutiæ digitorum; non ad numerum articulus cadens, trunco magis, toto se ipse moderans, & virili laterum flexione, brachii projectione in contentionibus, contractione in remissis u. s. w.

** Cultus, non est proprius oratori, sed magis in oratore conspicitur. Quare fit, ut in omnibus honestis debet esse, splendidus & virilis. Nam & toga & calceus & capillus, tam nimia cura, quam negligentia sunt reprehendenda. *Cic.* l. c.

*** Demosthenem tradunt, & vestitu ceteroque cultu corporis nitido, venusto, nimisque accurato fuisse. Hinc etiam turpibus indignisque in eum verbis non temperatum — — Ad eundem modum Hortensius, omnibus ferme oratoribus ætatis suæ, nisi M. Tullio clarior; qui multa in munditia & circumspecte compositeque indutus, & amictus esset — — maledictis — —

jactatus

IV. §.

Nunmehr ist es Zeit, die Gliedmaßen des Leibes und ihre Bewegungen selbst nach und nach durchzugehen. Das Haupt steht hier billig oben an, und kann theils überhaupt, theils stückweise betrachtet werden *. Ordentlicher Weise muß ein Redner es gerad und still halten, so lange er ruhig und gelassen redet: es wäre denn, daß er zu beyden Seiten auch Zuhörer hätte, die er zuweilen auch eines Anblickes würdigen muß. Wird aber die Rede etwas lebhaft, so lehret uns die Natur, daß man im Bejahen und Verneinen, im Zweifeln und Bewundern, in der Traurigkeit und Freude, seiner Sprache mit der Bewegung des Hauptes allerdings einigen Nachdruck geben kann. Wenn dieses nur allezeit mit einer gewissen ernsthaften und männlichen Art geschieht; so kann es niemand tadeln: freylich aber muß man das übermäßige Schütteln und Beben des Hauptes, als einen lächerlichen Uebelstand, vermeiden **. Die Stirne muß ein Redner durchaus nicht in Falten und Runzeln ziehen: es wäre denn, daß er einen großen Verdruß

jactatus est. Sed quum L. Torquatus, subagresti homo ingenio & infestivo, — non jam histrionem esse diceret, sed gesticulariam, Dionysiamque eum, notissimæ Saltatriculæ nomine appellaret; tunc voce molli atque demissa Hortensius: Dionysia, inquit, Dionysia equidem esse, quam quod tu Torquate, — — ἁμικτος, ἀγροδιαιτος και ἀπροσιτος. A. Gell. L. I. c. 5.

* Præcipuum vero in actione, sicut in corpore ipso caput est, tum ad illum de quo dixi decorem, tum etiam ad significationem decoris. Illa sunt, ut sit primo rectum, & secundum naturam. Nam & dejecta humilitas, & supina arrogantia, & in latus inclinato languor, & rigente barbaria quædam mentis ostenditur. Tum accipiat aptos, ex ipsa actione motus, ut cum gestu concordet; & manibus ac lateribus obsequatur. *Quint.* L. XI. c. 3.

** Actio paullo agitatior & exigitur, & quibusdam partibus convenit: ita tamen temperanda, ne dum actoris captamus elegantiam, perdamus viri boni & gravis auctoritatem. *Quint.* L. XI. c. 3.

dadurch auszudrücken willens wäre. Die Augen muß ein Redner nicht zumachen, sondern frey und munter zu erhalten suchen: außer wenn er die Traurigkeit damit auszudrücken denket; als wo er wohl gar Thränen vergießen mag, wenn er kann, und wenn die Gelegenheit der Mühe werth ist. Bey einer Verwunderung und im Schrecken kann er sie, mehr als gewöhnlich, aufthun; denn das lehret die Natur *. Ordentlich muß er weder Himmel und Erde, noch Wände und Fenster; sondern seine Zuhörer ansehen, mit denen er redet. Nur wenn er große Standespersonen anzureden hätte, so kann er sie wohl in währender Beugung, bescheiden zur Erde schlagen. Indessen wenn er von Gott, oder vom Himmel redet, oder dieselben gar anredet, so ist es billig, auch die Augen dahin zu erheben; und im Gegentheile den Fußboden anzusehen, wenn er von der Erde redet, oder den Affect der Schamhaftigkeit ausdrücken will. Hingegen allezeit mit den Augenliedern zu winken, seitwärts zu schielen, oder immer auf eine Stelle zu sehen, daß würde ein großer Fehler seyn **.

V. §.

Die übrigen Theile des Angesichts sind geschickt, alle Gemüthsbewegungen eines Redners auszudrücken, und dazu muß er dieselben auch brauchen. Das Zusammenziehen der Augenbraunen, das Rümpfen der Nase, und die Züge der Lippen, können dem Gesichte tausendfältige Gestalten geben: aber

* Vultus vero, qui secundum vocem plurimum potest, quantam adfert cum dignitatem, tum venustatem! In quo quum effecerit, nequid ineptum aut vultuosum sit, tum oculorum est magna moderatio. Nam ut imago est animi vultus, sic indices oculi. Quorum & hilaritatis & vicissim tristitiæ modum res ipsæ, de quibus agetur, temperabunt. *Cic.* Orator. c. 18.

** Rigidi vero & extenti, aut languidi, & torpentes, aut stupentes, aut lascivi, & mobiles, aut natantes, & quadam voluptate suffusi; aut limi, & ut sic dicam venerei, aut poscentes aliquid, pollicentesve nonnumquam esse debebunt. Nam apertos compressosque eos in dicendo quis? nisi plane rudis & stultus habeat? Idem ibid.

aber man muß sich durchaus nichts von dem allen angewöhnen; sondern alles nur zu rechter Zeit brauchen *. Vielweniger wird es gut stehen, wenn ein Redner sich immer die Lippen lecket, darauf beißt, oder gar den Mund beym Ende eines Satzes offen behält. Manche Leute öffnen das Maul schon, ehe sie noch zu reden angefangen; andre sprudeln im Reden, daß man den Speichel um sie herumspritzen sieht; noch andre räuspern sich zu oft, und speyen fast alle Augenblicke aus. Alles dieses steht sehr übel, und muß fleißig vermieden werden. Bey muntern, freudigen oder lustigen Sachen ein freyes und aufgeklärtes Antlitz zu zeigen, das ist billig; allein immer lustig und halblächelnd auszusehen, das wollte ich keinem rathen. Auch die Nase zu rümpfen, und die Lippen zu verzerren will ich niemanden rathen. Ein ernsthaftes Gesicht steht einem wackern Redner weit männlicher an, und machet den Zuhörern einen bessern Begriff von seinem gesetzten und rechtschaffenen Gemüthe, als wenn er sich durch eine gar zu lächelnde Mine, der Leichtsinnigkeit halber verdächtig machte **. Doch wollte ichs eben niemanden rathen, sich ein gar zu finsteres Gesicht anzugewöhnen. Verdrüßliche Leute gewinnen nicht leicht die Herzen ihrer Zuhörer. Man behalte also allezeit eine gewisse freymüthige Mine, wechsele sie auch wohl zuweilen mit einem etwas leutseligern Antlitze ab: doch so, daß man auch zu

* Dominatur autem maxime vultus. Hoc supplices, hoc minaces, hoc blandi, hoc tristes, hoc hilares, hoc summissi sumus. Hoc pendent homines, hunc intuentur, hunc spectant, etiam antequam dicimus. Hoc quosdam amamus, hoc odimus, hoc plurima intelligimus. Hic est sæpe pro omnibus verbis. *Quint.* l. c.

** Naribus labrisque non fere quicquam decenter ostendimus, tametsi derisus, contemtus, fastidium significare solent — — Cum emunctio etiam frequentior, non sine causa reprehendatur. Labra & porriguntur male, & scinduntur & dentes nudant & in latus, pene ad aurem trahuntur: & velut quodam fastidio replicantur & pendent &c. Lambere quoque ea & mordere deforme est. l. c.

rechter Zeit, nämlich bey verdrüßlichen Leidenschaften, einen strengen und fürchterlichen Blick in seiner Gewalt habe. Auch das Röcheln, Keichen, Husten und Speyen muß als ein großer Uebelstand vermieden werden *.

VI. §.

Die Hände sind nebst den Armen, unfehlbar eines der stärksten Werkzeuge eines Redners **. Doch fallen auch hier mancherley Fehler vor, die er vermeiden muß ***. Die Schultern muß er nicht zucken, wo es nicht ein Mitleiden, oder sonst eine Leidenschaft anzeigen soll ****. Auf den Ellbogen muß man sich nicht stützen, wenn man gleich auf einer Katheder oder Kanzel redet. Die Hände im Busen, oder im Schubsacke zu halten, mit dem Hute zu spielen, oder den Handschuh herum zu schleudern, das steht eben so wenig hübsch; als sich immer an einer Kanzel oder Katheder zu halten,

* Spiritus quoque nec crebro receptus concidat sententiam; nec eousque trahatur, donec deficiat. — — Quare longiorem dicturis periodum colligendus est Spiritus, ita tamen, ut id non diu, neque cum sonitu faciamus — — Sunt qui Spiritum cum stridore per rationem dentium non recipiunt, sed resorbent. Sunt, qui crebro anhelitu, & introrsum etiam clare sonante, imitentur jumenta onere & jugo laborantia. — — Jam tussire & exspuere crebro, & ab imo pulmone, pituitam trochleis adducere, & oris humore proximos spargere, & majorem partem Spiritus in eloquendo per nares effundere &c.

** Manus vero, sine quibus trunca esset actio, ac debilis, vix dici potest, quot motus habeant, cum pene ipsam verborum copiam persequantur. Nam ceteræ partes dicentem adjuvant, hæ prope ipsæ loquuntur. *Quint.* l. c.

*** Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universam rem, & sententiam, non demonstratione, sed significatione declarans. *Cic.* L. III. de Or. c. 59.

**** Humerorum raro decens allevatio atque contractio est. — — Brachii moderata projectio — — continuos, & decurrentes locos maxime decet. At cum speciosius quid uberiusque dicendum est, ut illud: *Saxa atque solitudines voci respondent;* exspatiatur in latus, & ipso, quodammodo se cum gestu fundit oratio. *Cic.* l. c.

halten, als ob man fallen wollte. Beyde Hände zusammen zu schlagen, auf dem Pulte zu pauken, sich auf die Brust oder Stirne zu schlagen, daß man es hören kann, das läßt marktschreyermäßig. Es läßt auch gezwungen und kindisch, wenn man immer den Zeigefinger an den Daumen hält, oder auf den Fingern der linken Hand etwas abzählet *. Hingegen darf und soll ein Redner mit den Bewegungen der Hände drohen, bewundern, bitten, rufen, versprechen, besänftigen und schwören; ja auch übrigens alles, was sich dadurch einiger maßen ausdrücken läßt, vorstellen, es wäre denn etwas unanständiges oder lächerliches. Im Anfange der Rede muß man die Hände noch ganz stille halten, oder doch sehr sanft bewegen, es wäre denn, daß man den Eingang mit einem Affecte anhübe. Die linke Hand muß vielweniger gebrauchet werden, als die rechte: außer wenn man sie beyde zugleich brauchet, oder zur Linken etwas in Gegeneinanderhaltung des Rechten, zeigen wollte. Ueberhaupt aber muß man die Hand nicht eher regen, als bis man wirklich zu reden angefangen hat; auch die Hand nicht eher sinken lassen, als bis der Satz völlig zum Ende ist.

VII. §.

Der ganze Leib eines Redners muß zwar mehrentheils fest und gerade stehen: doch muß er auch zu keiner Bildsäule werden, sondern dann und wann ein Leben an sich zeigen. Man hüte sich nur, immer einerley wankende Perpendikel-Bewegungen zu machen; oder einem Rohre ähnlich zu werden, das der Wind wehet. Den Bauch muß ein Redner nicht ausstrecken: aber einen Puckel darf er auch nicht machen **.

* Manus autem minus arguta, digitis subsequens verba, non exprimens; brachium procerius projectum, quasi quoddam telum orationis. Ibidem.

** Pectus ac venter ne projiciatur. Pandunt enim posteriora, & est odiosa omnis supinitas. Latera cum gestu consentiant. Facit enim aliquid totius corporis motus, adeo ut Cicero plus illo agi, quam manibus ipsis putet. *Quint.* l. c.

Redet er von sich selbst, so kann er zwar die Hand sanft an die Brust legen: aber es ist auch eben nicht allezeit nöthig *. Redet er vom Himmel, oder von himmlischen Dingen, oder thut er einen Eidschwur: so kann er die Hand bis über den Kopf heben, welches ihm sonst nicht erlaubet ist; denn höher als gegen die Augen, müssen sie nicht kommen. Er muß auch dieselben immer im Gesichte behalten, und nicht gar zu weit nach den Seiten damit ausschweifen. In starken Affecten nimmt diese Bewegung durchgehends sehr zu: aber die Bescheidenheit muß sie auch sehr mäßigen, wann er vornehme Zuhörer nahe vor sich hat. In großen Versammlungen beweget sich ein Redner allemal stärker, als in kleinen Zimmern. Die Füße endlich müssen auch nicht unbeweglich auf einer Stelle stehen, als ob sie angewachsen wären. Ein Schritt vor oder hinderwärts, steht, nach Beschaffenheit der Sache, nicht übel: wie man denn auch wohl rechts oder links zuweilen einen Fuß fortsetzen darf **. Aber auf den Boden zu stampfen, daß man es höret; oder gar zu viel Schritte hin und her zu laufen, das würde gar zu wilde heraus kommen: ob es gleich bey den alten Römern zuweilen geschehen ist. Und so viel mag auch von dem geschickten Vortrage einer Rede genug seyn. Das übrige muß aus der Uebung und Nachahmung guter Muster, wie auch aus mündlichen Urtheilen gelernet werden.

* Illud quoque raro decebit, cava manu summis digitis pectus appetere, si quando nosmet ipsos alloquemur. *Quint.* l. c.

** In pedibus observantur status & incessus. Prolato dextro pede stare, & eadem manum & pedem proferre deforme est. Male etiam in sinistrum pedem insistentium dexter, aut attollitur, aut summis digitis suspenditur. *Quint.* l. c.

Ende des ersten Theils.

Aus=

Ausführliche Redekunst.

Besondrer Theil.

Einleitung.

I. §.

Nachdem wir nun die Grundsätze und allgemeinen Regeln der Beredsamkeit aus ihren wahren Quellen hergeleitet haben: so ist nichts mehr übrig, als noch zur Ausübung derselben, den Anfängern die nöthige Anleitung zu geben. Die Erfahrung lehret es, daß die beste Theorie vielen noch nicht zulänglich ist, wenn sie selbst etwas ausarbeiten wollen. Sie wissen die allgemeinen Vorschriften in besondern Fällen noch nicht recht anzuwenden; und zweifeln bey dem geringsten Umstande, der in den Grundlehren der Redekunst noch nicht ausdrücklich vorgekommen ist, wie sie sich zu verhalten haben. So bald ihnen eine neue Art von Reden vorfällt, die sie halten sollen; so wissen sie sich nicht zu helfen: bloß weil in ihrer rhetorischen Anweisung, nicht namentlich derselben gedacht worden. Diesen schwachen Lehrlingen zu gut, habe ich es für nöthig erachtet, noch einen besondern Theil der Redekunst beyzufügen, der von den Uebungen der Beredsamkeit handeln, und zu den vornehmsten Arten, der unter uns üblichen Reden, eigene Regeln vorschreiben soll. Stärkere Gemüther werden zwar diese Anleitung so sonderlich nicht brauchen. Diese wissen sich schon selbst in allen Fällen das Allgemeine zu Nutze zu machen. Sie richten sich nach den verschiedenen Absichten ihrer vorfallenden Reden, und nach den besondern Umständen der Zeiten, Personen und Oerter, die sich überall eräugen. Doch vieleicht werden auch diese noch eins und das andre hier antreffen, was ihnen in manchem Falle nicht undienlich seyn wird. Zum wenigsten werden sie aus Neugierigkeit, auch die folgenden Blätter durchlaufen können, und nachsehen, ob sie nichts für sich darinnen finden können.

II. §.

II. §.

Das erste, was ich hier zu zeigen haben werde, das sind die Uebungen in der Schreibart. Noch ehe man sich selbst unterfängt, öffentliche Reden zu halten, muß man von rechtswegen schon eine fertige Feder haben. Die Fertigkeit aber kömmt aus der Uebung: und folglich fraget es sich, wie man dieselbe vorzunehmen habe? Nun habe ich zwar schon in meine Vorübungen der Beredsamkeit Vorschläge genug gethan, wie man die Jugend in der Feder üben soll. Allein auch Erwachsene müssen hier nicht saumselig seyn. Hier kommen nun hauptsächlich zweene Arten der Uebung vor, nämlich das Uebersetzen, und das Nachahmen. Von beyden wollen wir einige Regeln und Exempel geben. Hernach werden wir von allen bey uns gewöhnlichen Arten der Reden, nach und nach handeln müssen; und zwar erst von den größern, hernach aber von den kleinern. Zu den ersten gehören die eigentlich so genannten großen Lobreden, auf große Herren, Helden und Staatsleute; imgleichen auf große Gelehrte, auch wohl andre merkwürdige Personen. Darauf folgen die kleinern Trauerreden oder Parentationen, die auf Personen von mittlerm Stande gehalten werden; von denen nicht eben so viel zu sagen ist, als von den obigen. Alsdann kommen die akademischen Reden, und zwar erstlich solche, die von den Lehrern daselbst bey aller Gelegenheit gehalten werden können. Ferner folgen die Uebungsreden der Studirenden, die theils in den eigentlichen Rednerübungen, theils auch öffentlich bey verschiedenen Gelegenheiten vorkommen. Nunmehr kommen die kleinern Reden, die nur nach der Art der Chrien abgehandelt werden, und zwar erstlich die Hof und Staatsreden; ferner die Standreden und Personalien; und endlich die Verlobungs- Trauungs- und Strohkranz-Reden. Von allem diesem haben wir in diesem andern Theile noch zu handeln: wir werden es auch ohne alle Weitläuftigkeit thun können, nachdem wir uns bereis sattsam dazu vorbereitet haben; so daß wir uns in den meisten Stücken auf das obige werden beziehen können.

Das I. Hauptstück.

Von den Uebersetzungen.

I. §.

Daß die Uebersetzungen einem künftigen Redner, die nützlichste Uebung in der Schreibart abgeben, das haben wir oben schon erinnert. Wollten wir es durch Zeugnisse großer Kenner und Meister in der Kunst darthun, so würde es nicht schwer seyn, aus dem Cicero, Quintilian und jüngern Plinius die nachdrücklichsten Stellen davon anzuführen. Allein was bedarf es dieser Weitläuftigkeit? Ein jeder sieht diese Wahrheit leicht ein, wenn er nur ein wenig Acht haben will, was eine Uebersetzung ist. Sie ist eben das, was einem Anfänger in der Malerkunst, das Nachzeichnen eines ihm vorgelegten Musters ist. Man weis, daß die Stücke großer Meister, von mittelmäßigen Künstlern oder Anfängern, die gern weiter kommen wollen, gern und fleißig nachgemalet werden. Indem sie nun dieselben nachzeichnen, schattiren, und ausmalen, so beobachten sie, mit der größten Scharfsinnigkeit, alle Kunst und Geschicklichkeit des Urhebers, alle Schönheit und Vollkommenheit ihres Vorbildes. Sie machen sich auch, in währender Arbeit, selbst hundert kleine Regeln; sie merken sich hundert Kunstgriffe und Vortheile an, die nicht ein jeder so gleich weis, und darauf sie von sich selbst nicht gekommen wären. Ja selbst ihre Hand erlanget eine gewisse Fertigkeit, den Pinsel auf eine sichere Art zu führen. Eben so ist es mit einem Uebersetzer. Wenn er eine gute Schrift vor sich hat, und dieselbe in seine Muttersprache übersetzen will; so giebt er auf alle Worte, Redensarten, Sätze und Glieder der ganzen Rede weit mehr Achtung, als ein bloßer Leser. Er bemerket alle Zierrathe und Schönheiten einer solchen Stelle, die ein andrer übersehen hätte. Er stiehlt, so zu reden, seinem Originale die Kunst ab, und erwirbt

wirbt sich unvermerkt eine Fähigkeit und Geschicklichkeit, eben so zu denken, und seine Gedanken eben so auszudrücken, als sein Vorgänger gethan hat. Plinius hat diese Uebung sehr angepriesen, und Cicero selbst hat die beyden griechischen Reden de Corona, ins lateinische gebracht.

II. §.

Ist es nun dergestalt rathsam und nützlich, etwas zu übersetzen, so fraget sichs fürs erste: wann man anfangen soll, sich dergestalt zu üben? Ich antworte: so bald man eine fremde Sprache, darinn es wohlgeschriebene Bücher giebt, so gut versteht, daß man sich getrauet, etwas daraus deutsch zu geben. Wenn ein Knab einen lateinischen oder griechischen Schriftsteller, nach der in Schulen gewöhnlichen Art erklären, kann: so muß man ihn alsbald zum Uebersetzen anhalten. Oder wenn jemand sonst eine heutige Sprache, als irgend die englische, französische oder italienische gelernet hätte, und sich selbst im guten Schreiben üben wollte: so würde er wohl thun, wenn er sich einige gute Stellen aus den besten Büchern wählete, und sich bemühete dieselbigen deutsch zu geben. Je zeitiger man diese Uebung anfängt, und je fleißiger man sie fortsetzet: desto mehr Nutzen wird man davon spüren. Es ist freylich wahr, daß ein Mensch von reifem Verstande weit besser mit dieser Arbeit zurecht kömmt, als ein Schüler oder junger Anfänger. Allein wer es niemals schlecht machen will, der wird es auch niemals gut machen lernen. Das ist aber der Unterschied, daß Leute von unreifem Verstande und von ungeübter Feder, allezeit einen Lehrmeister bey sich haben müssen, der ihnen zurecht hilft, ihre Fehler anmerket und ausbessert, auch wohl selbst eine bessere Uebersetzung von seiner Arbeit dagegen hält, und beyder Unterschied seinem Lehrlinge zeiget. Ein Erwachsener aber brauchet dieses alles nicht. Er muß sein eigener Richter werden, seine Arbeit selbst prüfen und ausbessern, bis er sie dem Originale so ähnlich gemachet hat, als es nur möglich ist. Denn auch hier gelingt nicht ein jeder erster Versuch: und eine gute Uebersetzung erfodert oft mehr Fleiß und Geschicklichkeit, als eine eigene Schrift.

III. §.

III. §.

Zum andern fraget sichs, was man denn eigentlich übersetzen solle? Hier setze ich es zum Voraus, daß man nicht aus seiner Muttersprache in eine fremde, auch nicht aus einer fremden in eine andre fremde übersetzen solle. Dieses ist nur eine Arbeit für die, welche eine ausländische oder alte Sprache mehr lieben, als ihre eigene; und lieber bey andern Nationen, als bey ihrem eigenen Volke zu Hause gehören wollen. Uns dünket es allezeit vernünftiger zu seyn, wenn man in seiner Muttersprache schön, und in einer ausländischen nur mittelmäßig, das ist, so schreibt, daß man verstanden werden kann: als wenn man in einer fremden noch so sorgfältig alle Fehler vermiede, in seiner eigenen aber tausend Schnitzer begienge, und gar nichts zierliches oder anmuthiges zu schreiben im Stande wäre. Folglich wollen wir denn auf die obige Frage so antworten: **Man muß sich diejenigen Scribenten aus einem Volke zu seiner Uebung erwählen, die durchgehends für die besten gehalten werden.** Die schlechten verdienen es nämlich nicht, daß man sich so viel Mühe ihrentwegen giebt. Man kann auch von ihnen nichts lernen. Der mittelmäßigen aber giebt es auch bey uns eine solche Menge, daß man es nicht nöthig hat, ihre Anzahl durch Uebersetzungen zu vermehren. Da nun aber auch die guten Schriften, von verschiedener Gattung sind, indem einige historisch, andere poetisch, oder oratorisch, und noch andere philosophisch sind: so muß zwar ein jeder diejenigen erwählen, die am nächsten zu seiner Absicht gehören. Doch wer ein Redner werden will, der kann die erzählten Scribenten alle gar wohl nutzen: er wird allerley Gattungen der Schreibart in seinen Arbeiten brauchen. Die natürliche und scharfsinnige müssen ihm eben so wohl geläufig seyn, als die bewegliche und erhabene. Daher thut er wohl, daß er sich Stücke von allen diesen Arten erwählet, und seine Feder darinn übet, wenn er sich nur nicht eine von erwähnten Arten, vor der andern, gar zu sehr angewöhnet.

IV. §.

IV. §.

Wenn es sich nun ferner fraget: wie man sich beym Uebersetzen zu verhalten habe: so müssen wir einige Haupregeln dabey geben. I. Wähle man sich nichts zum Uebersetzen, darinn man entweder der Sache, oder doch der Sprache noch nicht gewachsen ist: denn was man selbst noch nicht versteht, das wird man unmöglich in andern Sprachen recht auszudrücken vermögend seyn. II. Bemühe man sich nicht so wohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn, und die völlige Meynung eines jeden Satzes, den man übersetzet, wohl auszudrücken. Denn ob gleich die Wörter den Verstand bey sich führen, und ich die Gedanken des Scribenten daraus nehmen muß: so lassen sie sich doch in einer andern Sprache so genau nicht geben, daß man ihnen Fuß vor Fuß folgen könnte. Daher drücke man denn III. alles mit solchen Redensarten aus, die in seiner Sprache nicht fremde klingen, sondern derselben eigenthümlich sind. Eine jede Mundart hat ihre eigene Ausdrückungen, die sich in keiner andern ganz genau geben lassen. Und da muß ein Redner allezeit etwas gleichgültiges an die Stelle zu setzen wissen, was eben den Nachdruck, und eben die Schönheit hat, als die Redensart des Originals *. Endlich behalte man IV. so viel als möglich ist, alle Figuren, alle verblümte Reden, auch die Abtheilung der Perioden, aus dem Originale bey. Denn weil diese sonderlich den Character des einen Scribenten, von der Schreibart des andern unterscheiden: so muß man, auch in der Uebersetzung noch, einem jeden Schriftsteller seine Art lassen, daran man ihn zu erkennen pflegt. Doch wollte ich es deswegen nicht rathen, auch alle weitläuftige Sätze eines Schriftstellers, die sich oft, ohne die größte Verwirrung, nicht in einem Satze deutsch geben lassen, in einem Stücke beysammen zu lassen: wie Gottschling im Anfange seiner Uebersetzung des ciceronischen Buches von den Pflichten, gethan

* Eben darum saget Tullius de optimo gen. oratorum: Nec converti ut grammaticus, sed ut Orator; verba non numerans, sed appendens.

gethan hat. Nein hier kann sich ein Uebersetzer billig die Freyheit nehmen, einen verworrenen Satz in zween, drey oder mehr Theile abzusondern: wie Joh. Adolph Hofmann in seiner Uebersetzung eben dieses Buches mit Recht gethan hat.

V. §.

Um sich nun zu diesem allen desto geschickter zu machen: so nehme man die Uebersetzungen anderer Gelehrten zur Hand, und vergleiche dieselben mit ihren Originalen. Man gebe auf alles Acht, was wir oben von einem guten Uebersetzer gefodert haben. Man bemerke den Nachdruck des Grundtextes, und sehe, ob der Dollmetscher ihn auch im Deutschen erreichet hat. Man untersuche die Schönheit und Anmuth aller Ausdrückungen, und prüfe jeden Satz der Uebersetzung: ob er auch mehr oder weniger saget, als der Schriftsteller hat sagen wollen; ob er zu kurz, oder zu weitläuftig, zu erhaben oder zu niedrig, zu matt oder zu lebhaft, zu dunkel oder zu deutlich gerathen ist? und ob er endlich im Deutschen eben den Wohlklang, und eben die Richtigkeit in der ganzen Wortfügung hat, die man mit recht von jedem Scribenten fodern kann. Durch solche Prüfungen lernet man gewißlich nicht wenig. Man wird selbst viel aufmerksamer in seinen eigenen Arbeiten, und lernet viele Fehler vermeiden, die man sonst nicht einmal wahrgenommen, oder doch nicht für Fehler angesehen hätte. Ueberhaupt kann man bey diesem Hauptstücke des berühmten Huetius Buch, Ideam boni Interpretis, nachlesen. Dieses in einer Probe darzuthun, will ich einen Brief aus dem jüngern Plinius hieher setzen, und theils die Uebersetzung des seligen Professors Sartorius aus Danzig; theils diejenige dagegen halten, die in der ersten Auflage der Nachricht von der deutschen Gesellschaft, von dem Herrn Baron von Seckendorf, itzigen anspachischen Geh. Rathe, angehänget ist. Es ist der neunte aus dem siebenten Buche; darinn eben Plinius von der Nutzbarkeit des Uebersetzens gehandelt hat.

EPIST. IX. LIB. VII.

Quæris, quemadmodum in seceſſu, quo jam diu frue-
ris, putem te ſtudere oportere. Utile imprimis, & multi præcipiunt, vel ex Græco in Latinum, vel ex Latino vertere in Græcum: quo genere exercitationis proprietas ſplendorque verborum, copia figurarum, vis explicandi, præterea imitatione optimorum, ſimilia inveniendi facultas paratur. Simul quæ legenten fefelliſſent, transferentem fugere non poſſunt. Intelligentia ex hoc & judicium adquiritur. Nihil obfuerit, quæ legeris

Sartorius.

Die alte Ueberſetzung.

Er fragt mich, welchergeſtalt ihm bey ſeiner ſchon lang genoſſenen Bequemlichkeit auf dem Lande, ſeine Studien einzurichten einräthig wäre? Es iſt eine vor andern nützliche, und von vielen angewieſene Sache, entweder aus dem Griechiſchen was ins Lateiniſche, oder aus dem Lateiniſchen ins Griechiſche zu überſetzen: Als durch welche Uebung man die eigentliche Bedeutung und Pracht der Wörter in den Kopf kriegt, in verblümten Redensarten läufig wird, hinter die Kraft des eigentlichen Nachdrucks kömt, ja auch bey Abbildung ſtattlicher Schriften, in netten Erfindungen auf gleiche Sprünge kann gebracht werden. Wozu noch dieſer Vortheil kömt, daß, was man ſonſt im Leſen nicht ſo genau gemerkt hätte, im Ueberſetzen unumgänglich gewahr wird. Dadurch bringt man ſich eine fertige Wiſſenſchaft und geſchärftes Nachſinnen zuwege. Es dürfte nicht scha-

B. v. Seckendorf.

Die neuere.

Sie erſuchen mich um mein Gutachten, wie ſie in der Einſamkeit, deren ſie ſchon lange genießen, ihr Studiren angreifen müßten? Es iſt überaus nützlich, wie viele dafür halten, entweder etwas Griechiſches ins Lateiniſche, oder etwas Lateiniſches ins Griechiſche, zu überſetzen. Durch dergleichen Uebung bringt man ſich die eigene Bedeutung und Pracht der Wörter, eine Menge von Figuren, die Gabe der Deutlichkeit, ja überdem, durch die Nachahmung der beſten Scribenten, ein Vermögen zuwege, eben dergleichen zu erfinden. Ja was ein Leſer überſieht, das kann dem Ueberſetzer nicht entwiſchen. Hierdurch wird man geſchickt, etwas einzuſehen, und zu beurtheilen. Es kann auch nicht ſchaden, wenn man

geris hactenus, ut rem argumentumque teneas, quaſi æmulum ſcribere, lectisque conferre, ac ſedulo penſitare, quid tu, quid ille commodius? Magna gratulatio, ſi nonnulla tu; magnus pudor, ſi cuncta ille melius. Licebit interdum notiſſima eligere, & certare cum electis. Audax hæc, non tamen improba, quia ſecreta, contentio: quanquam multos videmus ejusmodi certamina ſibi cum multa laude ſumſiſſe, quosque ſubſequi ſatis habebant, dum non deſperant, anteceſſiſſe. Poteris &, quæ dixeris, poſt oblivionem retractare, multa retinere, plura transire,

ſchaden, weñ er dasjenige was er zu dem Ende geleſen um die Sache nebſt dem Innhalt ſich deſto beſſer bekañt zu machen, auch als ein Nachahmer ſchreiben, dem geleſenen entgegen halten, u. genau bey ſich ſelber überlegen möchte, was an ſeiner, was an jenes Seite beſſer gegeben. Hat er irgendwo die Sache näher getroffen, mag er ſich darüber erfreuen: Im Gegentheil, ſo bey jenem alles netter geſetzt, kann ihm das eine Schamröthe abjagen. Unterweilen mag man bekannte Sachen ausleſen, u. dem auserleſenen in die Wette nachahmen. Welches ein zwar kühner, doch weil es nur bey uns verbleibt, gar nicht ſchelt-barer Wettkampf iſt: wiewohl wir viele vor Augen haben, die ſich dergleichen Wettſtreite freywillig nicht ſonder Ruhm unterfangen, und diejenigen, denen ſie es auch nur gleich zu thun genug hielten, da ſie den Muth nicht ſinken laſſen, gar übertroffen. So kann er auch, dafern er etwas in ſeinen Reden vergeſſen, ſolches wieder verbeſſern, viel Sachen behalten, viel andre auslaſſen,

man das, was man ſo geleſen hat, daß uns der Jnhalt davon völlig bekannt iſt, gleichſam mit dem Verfaſſer um die Wette beſchreibt, mit dem geleſenen zuſammen hält, und ernſtlich überlegt; worinnen er, oder wir es beſſer getroffen haben. Da freuet man ſich, wenn man etwas; da ſchämet man ſich, wenn er alles beſſer gemachet hat. Man kann ſich bisweilen etwas gemeines erwählen, und dadurch eine auserleſene Stelle zu übertreffen ſuchen. Dieß iſt zwar einkühnes, doch kein ſträfliches Unternehmen; weil es nur ingeheim geſchieht: wiewohl man ſieht, daß viele dergleichen Wettſtreit mit großem Lobe unternommen; und da ſie es unverzagt angegriffen, diejenigen übertroffen haben, denen ſie vorhin nur zu folgen wünſchten. Man kann auch vieles, was man geſetzet, wenn man es faſt vergeſſen hat,

nach

ire, alia interſcribere, alia reſcribere. Laborioſum iſtud & tædio plenum, ſed difficultate ipſa fructuoſum, recaleſcere ex integro, & reſumere impetum fractum omiſſumque: poſtremo, nova velut membra peracto corpori intexere, nec tamen priora turbare. Scio nunc tibi eſſe præcipuum ſtudium orandi, ſed non ideo ſemper pugnacem hunc & quaſi bellatorium ſtilum ſuaſerim. Ut enim terræ variis mutatisque ſeminibus, ita ingenia noſtra nunc hac, nunc illa meditatione recoluntur. Volo, interdum aliquem ex hiſtoria locum apprehendas: volo

nach Belieben etwas darzwiſchen ſetzen, oder gar ändern. Es iſt zwar eine mühſame und verdrüßliche, doch auch durch ihre Schwierigkeit zuträgliche Sache, von neuem auf eine ſinnreiche Ausbildung zu fallen, und den einmal gelegten und unterlaſſenen Gemüthszug wiederum hervorzunehmen: ja endlich dem gleichſam ſchon völlig abgedruckten Satz, neue Stücke, ſonder Zerrüttung der vorigen, mit einzurücken. Ich weis, ſein vornehmſtes Studium ſey itzt die Redekunſt, doch wollte ihm nicht immer zu dieſer ſtreitenden und gleichſam haderſüchtigen Redensart rathen. Denn gleichwie die Erde durch mannigfaltigen Samen, ſo wird auch unſer Gemüthe bald durch dieſe, bald durch jene Betrachtung erweckt. Mein Rath wäre, er ſollte bald ein Stück aus der Hiſtorie heraus ziehen, bald

wieder ausſtreichen, und vieles davon behalten.

Es iſt zwar etwas mühſames und verdrüßliches; doch ungeachtet aller Schwierigkeiten ſehr nützlich: ſich von neuem zu erhitzen, den vorigen und nachgelaſſenen Eifer zu erwecken, und endlich gleichſam dem vorhin ſchon fertigen Körper neue Glieder einzuſetzen, ohne die alten zu verrücken. Ich weis, daß ſie ſich ſonderlich auf gerichtliche Reden legen; doch wollte ich ihnen deswegen die zänkiſche und beißige Schreibart nicht immer anrathen. Denn wie eines Ackers Fruchtbarkeit immer erneuert wird, wenn man mit allerley Samen abwechſelt; ſo werden auch unſre Köpfe bald durch dieſe, bald durch jene Art des Nachſinnens geübet. Ich wollte alſo, daß ſie zuweilen eine gewiſſe Begebenheit beſchrieben;

volo epiſtolam diligentius ſcribas, volo carmina. Nam ſæpe in orationes quoque, non hiſtoricæ modo, ſed prope poëticæ deſcriptionis neceſſitas, incidit; & preſſus ſermo purusque ex epiſtolis petitur. Fas eſt & carmine remitti, non dico continuo & longo (id enim perfici niſi in otio non poteſt) ſed hoc arguto & brevi, quod apte quantaslibet occupationes curasque diſtinguit. Luſus vocantur; ſed hi luſus non minorem interdum gloriam, quam ſeria conſequuntur. Atque adeo (cur enim te ad verſus non verſibus adhorter?)

Vt

bald einen Brief auffetzen, bald ſich an ein Gedicht machen. Denn öfters trifft ſich in denen Reden nicht nur eine Hiſtorie, ſondern da fällt man zuweilen unumgänglich auf poetiſche Beſchreibungen, und man muß einen reinen und eingezogenen Wörter-Satz aus Briefen herholen. Man kann ſich auch einmal mit einem Gedichte ergetzen, nicht zwar eben mit einem weitläuftigen und langen, (denn das nähme viel Zeit weg,) ſondern kurzen und ſcharfſinnigen, welches, wenn es zu rechter Zeit angebracht wird, auch die wichtigſten Geſchäffte und Sorgen an den Nagel hängt. Sie werden ſonſt Scherzgedichte genannt, aber ſolche Scherzgedichte tragen manchmal größern Ruhm, weder ernſthafte davon: daß freylich, wie man ſpricht, (denn warum ſollte ich ihn zur Poeſie nicht durch Verſe anhalten?)

ben; ich wollte, daß ſie mit Fleiß Briefe ſchrieben; ja ich wollte, daß ſie Verſe machten. Denn öfters müſſen auch in Reden nicht nur hiſtoriſche, ſondern faſt poetiſche Beſchreibungen vorkommen: Die kurze und natürliche Schreibart, muß man aus Briefen lernen. Billig iſts auch, ſich bisweilen durch einen Vers zu ergetzen. Ich meyne kein weitläuftiges Gedicht; denn dazu gehöret viel Zeit: ſondern ein ſinnreiches und kleines, womit man allerley ernſthafte Sorgen und Geſchäffte abwechſeln kann. Man nennet das Spielwerke: aber dieſe Spielwerke erlangen bisweilen nicht geringern Ruhm, als was ernſthaftes. Derowegen, (denn warum ſollte ich ſie zur Poeſie, nicht poetiſch ermahnen?)

Vt laus est ceræ, mollis cedensque sequatur
Si doctos digitos, jussaque fiat opus;
Et nunc informet Martem, castamque Minervam,
Nunc Venerem effingat, nunc Veneris puerum;
Utque sacri fontes non sola incendia sistunt,
Sæpe etiam flores vernaque prata juvant:
Sic hominum ingenium flecti ducique per artes,
Non rigidas docta mobilitate docet.

Itaque

Sartor.

So wie ein gelbes Wachs alsdann den Preis erhält,
Wenn es dem Künstler kann weich durch die Hände gehen;
Und bald den Kriegesgott in seine Rüstung stellt,
Wie Donnerwolken sich um seinen Wirbel drehen;
Bald mit dem Schlangenkopf die Weisheitsgöttinn zeigt;
Bald gar die Venus läßt mit ihrem Sohne spielen;
Wie ihr gewölbter Schooß sich seinen Seufzern neigt,
Und beyde einen Zug entbrannter Herzen fühlen:
So wie ein halber Bach, der durch die Felsen fließt,
Wenn sich ein Fichtenwald von starkem Blitz entzündet,
Nicht nur durch Dampf und Glut mit wilden Fluthen schießt,
Und selbst dem Jupiter die Donnerhände bindet,
Besonders auch den Strohm durch Blumenthäler zieht:
So muß auch Menschenwitz sich zu der Weisheit schwingen,
Und weil noch sein Verstand in Frühlingsjahren blüht,
Nicht fort mit Ungestüm auf schwere Künste dringen.

v. Seckend.

Ist es dem Wachs ein Lob, daß es geschmeidig weicht,
Sich nach des Künstlers Hand und Einfall anzuschicken;
Und bald dem Kriegesgott, bald Pallas Bilde gleicht,
Bald Venus und ihr Kind geschickt ist auszudrücken:
Löscht ein geweihter Quell nicht nur die Feuersbrunst,
Und nützt auch seine Kraft den Auen auf der Erden:
So muß auch das Gemüth, durch Züge sanfter Kunst,
In edler Wissenschaft zu allem fähig werden.

Dero

Itaque ſummi oratores, ſummi etiam viri, ſic ſe aut exercebant, aut delectabant, immo delectabant exercebantque. Nam mirum eſt, ut his opuſculis animus intendatur remittaturque. Recipiunt enim amores, odia, iras, miſericordiam, urbanitatem, omnia denique, quæ in vita, atque etiam in foro cauſſisque verſantur. Ineſt his quoque eadem, quæ aliis carminibus, utilitas, quod metri neceſſitate devincti, ſoluta oratione lætamur, & quod facilius eſſe comparatio oſtendit, libentius ſcribimus. Habes plura etiam fortaſſe, quam requirebas; unum

Derohalben haben ſich die ſtattlichen Redner und größten Leute dergeſtalt geübt und ergetzt, ja auch andre ergetzt und geübet. Denn es iſt zu bewundern, wie das Gemüth durch ſolche Sachen geſchärft und zugleich beluſtiget werde. Maßen ſie auf alle Leidenſchaften verfallen, bald auf die Liebe, bald auf Haß, bald auf Zorn, Mitleiden, höfliche Scherze, ja alles, was im Leben einer Privatperſon, und im Gerichte bey Rechtsſachen vorgehet. Und hat dieſe Art Gedichte gleichen Vortheil mit andern, daß da wir ſonſten an die Reimmaß gebunden ſind, es in ungebundner Rede geben, und diejenige Schreibart, die uns nach Beſchaffenheit der Sachen leichter fürzukommen ſcheinet, erwählen können. Nun hat er einen ſo überflüßigen Bericht, als er vieleicht ſelbſt nicht einmal verlangte:

Darum haben die größten Redner und vornehmſten Männer ſich auf ſolche Weiſe entweder geübt oder ergetzet, ja vielmehr ſowohl geübet als ergetzt. Denn es iſt zu bewundern, wie durch ſolche kleine Bemühung, das Gemüth zugleich angeſtrenget und erquicket wird. Sie ſind nämlich fähig Liebe, Haß, Zorn, Barmherzigkeit, Scherzreden; kurz, alles, was im gemeinen Leben, ja ſo gar in Gerichtshändeln vorkömmt, in ſich zu faſſen. Man hat auch dabey, wie in andern Gedichten, dieſen Nutzen, daß man ſich, an ſtatt des Zwanges bey dem Sylbenmaaße, über die ungebundene Rede freuet, und dasjenige am liebſten ſchreibt, was man bey ihrer Gegeneinanderhaltung am leichteſten zu ſeyn befunden hat. Ich ſchreibe ihnen vieleicht wohl mehr, als ſie verlangten,

unum tamen omisi. Non enim dixi, quæ legenda arbitrarer: quamquam dixi, quum dicerem, quæ scribenda. Tu memineris, sui cujusque generis auctores diligenter eligere. (Aiunt enim, MVLTVM LEGENDVM ESSE, NON MVLTA.) Qui sint hi, adeo notum provocatumque, ut demonstratione non egeant: & alioqui tam immodice epistola me extendi, ut dum tibi, quemadmodum studere debeas, suadeo, studendi tempus abstulerim. Quin ergo pugillares resumis, & aliquid ex his, vel istud ipsum, quod cœperas scribis. Vale.

langte: doch eines habe ich vergessen. Ich habe gesagt, was ich zu lesen rathsam hielte: wiewohl ichs oben schon angedeutet, da ich gemeldet, was zu schreiben dienlich erachtete. Er gerube nur einen jeden Scribenten nach dem Innhalt seiner Schriften genau zu unterscheiden. Denn man pflegt im Sprüchwort zu sagen, man muß zwar viel lesen, aber nicht von vielem. Welche nun diejenigen seyn, so ist bekannt und gleichsam ausgeschryen, daß es keiner Anzeigung bedarf. Zudem hat sich mein Brief auch so lang verzogen, daß da ich ihm die Art und Weise zu studiren rathen will, ihm fast die Zeit selbst zum Studiren benehme. Lieber nehme er seine Codicillbücher zur Hand, und schreibe entweder das, worzu ihm gerathen, oder, was er sonst bereits angefangen. Er lebe wohl.

doch eines habe ich noch ausgelassen. Denn ich habe ihnen noch nicht gemeldet, was sie meiner Meynung nach, lesen sollen: ob ichs ihnen gleich gesaget habe, als ich ihnen rieth, was sie schreiben sollen. Sehen sie nur zu, daß sie in jeder Art die hauptsächlichsten Scribenten wählen. Denn man sagt, man müsse viel, aber nicht vielerley lesen. Wer sie aber sind, ist so bekannt und ausgemacht, daß ich sie auch nicht nennen darf. Ich habe ohnedieß den Brief so weitläuftig geschrieben, daß ich sie der Zeit zum Studiren werde beraubet haben; da ich ihnen rathen wollen, wie sie studiren sollten. Was gilts, sie nehmen ihre Schreibetafel wieder zur Hand, und schreiben etwas davon auf; oder fahren in dem fort, was sie angefangen haben.

VI. §.

Bey diesen beyden Briefen wird zuförderst einem jeden die verschiedene Art der Höflichkeit ins Auge fallen, womit beyde Uebersetzer die alte römische Einfalt im Reden ausgedrücket haben. Der erste redet seinen Fuscus in der dritten Person der einzelnen Zahl; der andre aber in der mehrern Zahl an: beyde nach der Art ihrer Zeiten, die doch kaum zwanzig Jahre von einander abgehen. Beyde aber hätten meines Erachtens besser gethan, wenn sie das edle **Du** der Alten beybehalten hätten. Hernach hat Sartorius viel altväterische, viel kanzelleymäßige, und viel niederträchtige Redensarten. Z. E. **Einräthig** seyn, **in den Kopf kriegen**, **läufig** werden, **auf gleiche Sprünge gebracht** werden ꝛc. Bald ist er gar zu höflich, z. E. Er geruhe nur einen jeden ꝛc. bald wieder zu plump, z. E. es ist ausgeschrieen, für bekannt. Er läßt viele Hülfswörter aus, die doch zur Deutlichkeit nöthig gewesen wären. Er menget viel lateinische Redensarten ins Deutsche, und verwirrt also die deutsche Wortfügung nach der lateinischen. Er machet mit solchen Worten den Anfang zu neuen Sätzen, die sich darzu gar nicht schicken. Er machet neue Wörter, die man nicht nöthig gehabt hätte, oder die nicht recht deutsch klingen, z. E. das **Reimmaaß**. Er hat endlich den Grundtext nicht überall verstanden, wie, z. E. am Ende, die **Codicillbücher** zeigen, dabey man nichts denken kann: dafür auch der neue Uebersetzer weit besser **eine Schreibetafel** gesetzet hat. Dieser hergegen hat sich in einem weit edlern Ausdrucke erhalten. Er schreibt rein, und nach der angenehmen Art der itzigen Zeit: doch drücket er dem ungeachtet die Meynung seines Grundtextes überall vollkommen aus. Es ist daher kein Zweifel, daß nicht alle Leser sich von den plinischen Briefen lieber eine Uebersetzung von dieser, als von jener Art wünschen sollten.

VII. §.

Wollte man auf gleiche Weise die Uebersetzung Johann Adolph Hofmanns, von dem ciceronischen Buche von den Pflichten, gegen die gottschlingische halten: so würde man eben dergleichen Unterschied wahrnehmen, zumal, so wie jene jetzo in der neuesten Ausgabe von 1742 von mir übersehen worden. Man sehe auch die kritischen Beyträge im V. Stücke nach, wo ein Stück aus der erstern, mit einer neuen Probe gegeneinander gehalten wird. Imgleichen kann man auch die Abhandlung von den Eigenschaften eines guten Uebersetzers daselbst nachlesen; und die Beurtheilung der neuen Dollmetschung einiger ciceronischen Reden im X. und XIII. Stücke ansehen. Will jemand Proben von meiner Art haben, so kann er die fontenellischen kleinern Werke zur Hand nehmen, die ich aus dem französischen übersetzet habe; ferner ein paar Reden Demosthenis, ingleichen ein paar aus dem Cicero, die bey diesem und folgenden Hauptstücke angehänget sind: und was ich sonst hier und da eingerücket habe. Die Rede Hannibals an den Scipio aus dem **Livius**, und des scythischen Gesandten an Alexandern aus dem **Curtius**, habe ich in der akademischen Redekunst eingerücket. Ueberhaupt bitte ich die Leser und Richter dieser Arbeiten, **Rapins** schöne Worte allezeit vor Augen zu haben, die in seiner Vergleichung des **Demosthenes** und **Cicero** gegen das Ende stehen: „Denn es ist meine Absicht nicht gewesen, den Pe„danten und Schulmeistern ein Gnügen zu thun, die bis„weilen auf ganz lächerliche Spitzfindigkeiten in der Critik „zu verfallen pflegen*!„ Und Cicero selbst hat in seiner Schrift de optimo genere oratorum eben dergleichen Gedanken

* Car ce n' a pas été mon dessein, de satisfaire aux Pedans, ni aux Grammairiens, qui portent quelques fois les choses à des raffinemens de Critique, tout à fait ridicules.

danken geäußert, wenn er von seiner Dolmetschung der griechischen Reden wider und für den Ktesiphon Rechenschaft gegeben *.

Des Demosthenes erste Rede wider den König Philippus.

Wäre diese Versammlung, ihr Männer von Athen, irgend einer neuen Angelegenheit halber beruffen worden: so würde ich gewartet haben, bis die meisten von den gewöhnlichen Rednern ihre Gedanken davon hätten eröffnet gehabt. Ja ich würde ganz und gar geschwiegen haben, wenn dasjenige, was sie vorgetragen hätten, nach meinem Sinne gewesen wäre: widrigenfalls aber würde ich mich bemühet haben, euch auch meine Meynung zu entdecken. Da sichs aber zuträgt, daß man eben diejenigen Sachen, davon sie schon so oft geredet haben, itzo nochmals in reifliche Erwägung ziehen muß: so hoffe ich, man werde mirs leicht vergeben, daß ich zuerst aufgestanden bin. Denn hätten jene schon in voriger Zeit vortheilhafte Anschläge gegeben; so würde es gar nicht nöthig gewesen seyn, diese Berathschlagungen nochmals anzustellen.

Zuförderst nun, so verzaget nur nicht, ihr Athenienser! über den gegenwärtigen Zustand eurer Republik, ob er gleich in der That sehr gefährlich zu seyn scheint: denn das allerärgste aus den vergangenen Zeiten, wird noch inskünftige das allerbeste werden. Was verstehe ich aber dadurch? Dieses, daß alle eure Widerwärtigkeiten, bloß von eurer Trägheit und Nachläßigkeit, den Ursprung haben. Dieses muß euch muthig machen, so betrübt es auch an sich selbst ist: denn, wäret ihr, ohn alle eure Schuld in diese Noth gerathen;

* Converti enim ex Atticis, duorum eloquentissimorum nobilissimas orationes, — — — in quibus non verbum pro verbo necesse habui reddere, sed genus omnium verborum, vimque servavi, non enim ea me annumerare lectori putavi oportere, sed tamquam appendere.

rathen; so würde auch nicht einmal die geringste Hoffnung mehr übrig seyn, daß es sich wieder bessern würde.

Ferner erwägt nur alles, was ihr zum Theil von andern höret, zum Theil aber selber wisset; und erinnert euch, wie ihr euch vor nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier so groß war, so klüglich und tapfer erwiesen, als es rechtschaffenen Athenienſern zustund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte, recht männlich wider dieselben gefochten. Aber warum erwähne ich dieses? Darum, ihr Athenienser, damit ihr es wissen und begreifen möget, daß ihr euch vor nichts zu fürchten habet, wenn ihr nur auf eurer Hut stehet; und daß euch hingegen, nichts nach Wunsche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen setzet. Ihr seht dieses aus Exempeln: denn daß ihr damals die spartaniſche Macht überwunden habet, das hat eure Wachsamkeit gethan; daß wir uns aber itzo vor dem Uebermuthe eines andern Nachbars fürchten müssen, das kömmt bloß daher, weil wir unsre Schuldigkeit nicht beobachtet haben.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienser, in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde: so muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken: daß wir Athenienser vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend besessen haben, und daß viele Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren und freye Leute gewesen sind; und dennoch eure Freundschaft den Bündnissen Philipps weit vorgezogen haben. Hätte also Philippus damals, als er noch keine Bundsgenossen hatte, sichs in den Sinn kommen lassen, Athen zu bekriegen, welches doch sehr schwer war, angesehen wir damals noch viel feste Schlösser hatten, die uns in den Stand setzten, seine Länder daraus anzugreifen: so würde er nichts von dem allen ausgerichtet haben, was er itzo vollführet hat; auch bey weitem zu der itzigen Macht nicht gelanget seyn. Allein er wußte es gar zu wohl, ihr Athenienser, daß al-

le diese erwähnten Oerter nur da stünden, die Belohnungen seiner Siege zu werden: indem es ja ganz natürlich ist, daß die Güter abwesender und nachläßiger Herren, denen zu Theil werden, die selbst überall zugegen sind, und weder Arbeit noch Gefahr scheuen.

Daher kömmt es nun, daß er alles erobert und sich zugeeignet hat: theils als Oerter, die man durch das Recht des Krieges bezwungen hat, theils als Bundsgenossen und gute Freunde. Denn bey wem man so wohl Macht als Bereitschaft zu helfen wahrnimmt, mit dem will es ein jeder gern halten. Derowegen, ihr Athenienser, wenn ihr euch künftig eben so verhalten wollet, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habet; wenn ein jeder von euch, ohn alle Säumniß oder Ausflucht, zum Besten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfodert, und was in seinen Kräften steht; die Begüterten nämlich durch eine reichliche Beysteuer, die junge Mannschaft aber durch ihre Kriegsdienste; und damit ichs kurz fasse, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich aufhören wollet, euch auf andre zu verlassen, die indessen, daß ihr selbst schläfrig seyd, alles allein thun sollen: so werdet ihr mit Gottes Hülfe das Eurige bald wieder erlangen, alles, was ihr durch eure Nachläßigkeit verlohren zurücke bekommen, und euch nach Wunsche an euren Feinden rächen können.

Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott sey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und dessen Glück unveränderlich seyn müsse. Nein, ihr Athenienser, es giebt Leute, die ihn hassen, die ihn fürchten, die ihn beneiden; und zwar selbst unter denen, die itzo seine besten Freunde zu seyn scheinen. Alle Gemüthsneigungen, die man überhaupt bey andern Menschen findet, sind auch unter seinen vertrautesten Hofbedienten anzutreffen. Daß aber dieselben sich itzo nicht äußern, sondern unterdrücket werden, das liegt bloß an eurer Trägheit und Langsamkeit. Diese verursachet nämlich, daß sie sich nirgends hin zu wenden wissen:

wissen: und diese eure Trägheit, sage ich, müsset ihr bey Zeiten ablegen.

Ihr sehts ja wohl, wie es steht, ihr Athenienser, und wie verwägen der Mann schon geworden ist. Er läßt euch ja nicht mehr die Freyheit, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollet; sondern er drohet euch, und bedienet sich dabey der hochmüthigsten Ausdrückungen. Er ist mit dem nicht zufrieden, was er schon hat; sondern unternimmt immer größere Dinge; und verstricket euch rings umher, in eurer Trägheit und Langsamkeit. Wenn werdet ihr Athenienser einmal anfangen, eurer selbst wahrzunehmen? Vieleicht, wenn die höchste Noth euch dazu zwingen wird? Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geschieht? Meines Erachtens kann ja freye Leute keine größere Noth betreffen, als die Gefahr, in Schimpf und Schande zu gerathen?

Wollet ihr denn beständig auf dem Markte herum spazieren, und euch untereinander fragen: Was ist guts neues? Saget mir doch, kann denn wohl irgend etwas neuers und unerhörters vorgehen, als daß ein Macedonier die Athenienser bezwinget, und ganz Griechenland regieret? Ist Philippus denn todt? heißt es: Nein, versetzt der andre; aber er liegt todt krank. Er mag aber leben oder todt seyn: für euch ist es einerley. Denn gesetzt, er stürbe; so würde sich eure Nachläßigkeit gar bald einen andern Philippus erwecken: sintemal er ja durch nichts anders, zu solcher Macht und Gewalt gelanget ist, als bloß durch eure Trägheit. Und wenn gleich das Glück, welches bisher mehr für euch gesorget hat, als ihr selbst, noch ferner fortführe, euer Bestes zu suchen; denn vieleicht wird es euren Zustand noch auf den höchsten Gipfel der Glückseligkeit bringen: so würdet ihr doch nicht einmal fähig seyn, euch in diesen verwirrten Umständen seiner Gewogenheit zu bedienen. Ja wenn euch Amphipolis, so zu reden, vom Himmel zugeworfen würde; so würdet ihr doch bey der itzigen Unentschlossenheit eurer Gemüther, und schlechten Verfassung der Republik, nicht einmal im Stande seyn, die Hände darnach auszustrecken.

Ich setze es nunmehr zum Grunde, daß ihr durchgehends bereit seyd, das Eurige zu thun, in Hoffnung, daß ihr alle davon überführet seyn werdet; und komme also „auf die Zu„rüstungen, wodurch ihr euch, meiner Meynung nach, aus „der vorhandenen Gefahr befreyen könnet. Mein Vorhaben ist, euch zu zeigen: wie stark euer Heer seyn müsse, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beste anschaffen und aufs geschwindeste veranstalten könne.

Nichts mehr bitte ich dabey von euch, als daß ihr euch in eurem Urtheile nicht übereilen, und mich erst bis zum Ende hören wollet. Auch denke niemand, wenn ich von euren Werbungen und Kriegsrüstungen reden werde, daß ich gesonnen sey, dem Feinde dadurch einen Aufschub zu verschaffen. Diejenigen sind meines Erachtens, nicht eben die besten Rathgeber, die uns immer ermahnen zu eilen: denn mit den wenigen Hülfsvölkern, die itzo vorhanden sind, können wir, nach Beschaffenheit der itzigen Umstände, dem Feinde unmöglich eine Schlacht liefern. Diejenigen geben viel bessere Anschläge, die da zeigen: was für Kriegsrüstungen man machen, wo man die Kosten darzu hernehmen, und wie man das Heer so lang unterhalten könne; bis man entweder einen vortheilhaften Frieden erlanget, oder den Feind völlig überwunden habe. Geschieht dieses, so werden wir ins künftige keine Gefahr mehr zu besorgen haben.

Von allen diesen Dingen getraue ich mir itzo zu reden: doch will ich niemanden hinderlich fallen, euch andre Vorschläge zu thun. Mein Versprechen ist groß, ich gestehe es, allein es wird sich ausweisen, ob ich ihm gewachsen bin. Ihr selber sollt meine Richter seyn.

Zuförderst halte ich dafür, ihr Athenienser, daß man funfzig Galeeren anzuschaffen habe; sodann aber, daß ihr so herzhaft seyn müsset, euch selbsten im Falle der Noth darauf zu setzen, und in See zu gehen. Hernach will ich, daß man die Hälfte unsrer Reiterey auf Frachtschiffe setze, und eine gute Anzahl andrer Schiffe zurüste. Dieses alles halte ich für nöthig, die schleunigen Ausfälle zu hindern, die er, aus

seinem

seinem Gebiethe, in Pyle, in Chersonnesus und Olynthus zu thun pflegt. Denn ihr müßt euch bey ihm in das Ansehen setzen, daß ihr aus der bisherigen unverantwortlichen Nachläßigkeit zu euch selbst gekommen, und des festen Vorhabens seyd, ihm, wie sonst in Euböa, bey Haliart und noch neulich in Pyle geschehen ist, mit Muth und Herzhaftigkeit ins Land zu fallen. Diese Zurüstungen werden nicht vergebens seyn, wenn ihr gleich den Angriff nicht wirklich thätet, den ich euch anrathe: denn sobald er Nachricht davon haben wird, daß ihr in solcher Bereitschaft steht: so wird er entweder aus Furcht stille seyn, oder, wo er eure Zurüstungen verächtlich hält, in seiner Unvorsichtigkeit überfallen werden können; weil euch niemand hindern wird, bey Gelegenheit bis in sein eigen Reich zu schiffen. Dieses alles müßt ihr für genehm halten, sage ich; wegen des allen müßt ihr euch unter einander vereinigen, damit ihr in guter Bereitschaft erfunden werdet. Er wird aber ohne Zweifel Nachricht davon bekommen: denn es giebt mitten unter euch Leute, die ihm von allem, was ihr vornehmet, mehr zu wissen thun, als uns lieb seyn kann.

Außer dem allen aber, ihr Athenienser, müßt ihr noch ein Heer auf den Beinen haben, das ihn unaufhörlich anfeinde und beunruhige. Nicht etwa zehn oder zwanzig tausend Mann ausländische Völker; auch nicht ums Geld gedungene Schaaren. Solche Heere verlange ich, die aus Bürgern bestehen; solche, die da willig Gehorsam leisten: ihr mögt nun einen oder etliche Feldherren wählen, diesen oder jenen zu ihrem Heerführer ernennen. Und dieses Heer müßt ihr mit Proviant versorgen. Wo wird nun aber dieses Kriegsvolk herkommen? Wie stark wird es seyn müssen? oder woher wird man das Proviant nehmen? Wie wird man endlich dieses alles ins Werk richten? Ich will von jedem Stücke ins besondere handeln.

Wegen des Heeres pfleget ihr allezeit in den Fehler zu verfallen, der euch schon viel geschadet hat, daß euch alles zu klein dünket; daß ihr große Anschläge machet, und wenn es zur

Aus-

Ausführung kömmt, nicht einmal etwas weniges ins Werk richtet. Hütet euch künftig davor, und fangt lieber vom kleinen an; hernach, wenn es nicht zureichen will, alsdann vermehret eure Zurüstungen, und setzet noch etwas mehrers hinzu. Vorizo dünket mich, daß wir alles in allem zwey tausend Mann nöthig haben. Fünfhundert davon müssen Athenienser seyn, Leute von solchem Alter, als es euch belieben wird; die aber nur eine gewisse Zeit dienen, und nicht länger, als es ihnen bequem fallen wird, bey dem Heere bleiben dörfen, da sie denn von andern abgelöset werden können. Alle übrige sollen fremde Soldaten seyn. Ferner brauchen wir zweyhundert Reiter, darunter zum wenigsten 50 Athenienser befindlich seyn müssen, die eben so, wie jene bey dem Fußvolke, ihre Dienste thun sollen: und dazu gehören denn auch Frachtschiffe, deren sich die Reiterey bedienen könne. Ists nun damit ganz ausgerichtet? Nein. Wir haben noch zehn geschwinde Galeeren nöthig: denn da Philippus eine Flotte hat, so müssen wir nothwendig einige schnelle Fahrzeuge haben, damit unsre Völker sicher schiffen können.

Woher und wie soll nun diese ganze Mannschaft unterhalten werden? Auch das will ich beantworten, wenn ich nur vorher werde gewiesen haben, theils, warum ich ein kleines Heer für zulänglich halte; theils, warum ich verlange, daß unsre Bürger selbst Kriegsdienste thun sollen. Eine so kleine Macht, ihr Athenienser, fodre ich deswegen: weil wir itzo keine große ins Feld stellen können, die den Macedoniern eine ordentliche Schlacht liefern könnte. Das Streifen, Rauben und Plündern aber ist unumgänglich vonnöthen, und von dieser Art zu kriegen, müssen wir den Anfang machen. Eben darum muß unser Heer nicht unzählbar seyn: denn wo wollten wir Sold und Proviant genug hernehmen? Aber sie muß auch nicht gar zu klein herauskommen. Bürger aber sollen deswegen mit zu Felde ziehen und in See gehen, weil ich weis, daß auch vormals unsre Stadt fremde korinthische Soldaten in Sold genommen,

die Polystratus, Iphikrates, Chabrias, und einige andre angeführet haben; doch so, daß ihr Athenienser zugleich Dienste gethan habet. Ja ich höre, daß, als solchergestalt die Fremden mit euch, und ihr mit den Fremden vermischet gewesen, die Lacedämonier von euch überwunden worden. Nehmet ihr hingegen lauter fremde Völker in Dienste: so thun sie euren Bundsgenossen und Freunden mehr Schaden, als euren Feinden. Nach kurzen Diensten, die sie euch gethan, werden sie euch selber aufsätzig und gehen zum Artabazus über, oder wo sie sonst Zuflucht wissen. Die Feldherren folgen ihnen; und zwar mit gutem Rechte: denn wer ihnen den Sold nicht richtig auszahlet, der kann weder ihr Befehlshaber seyn, noch Gehorsam von ihnen fodern.

Wohin geht also meine Absicht? dahin: man müsse durch unrichtige Besoldung, so wohl den Hauptleuten als Soldaten keine Gelegenheit zum Ueberlaufen geben; und ihnen einheimische Kriegsleute zuordnen: die gleichsam ihre Aufseher seyn, ja die auf alles Acht geben können, was die Heerführer selbst unternehmen. Denn so, wie wir itzo unsre Sachen anstellen, kömmt es ganz lächerlich heraus. Fraget euch jemand, lebet ihr denn itzo in Friede und Ruhe, ihr Athenienser? Mit nichten, werdet ihr antworten, sondern wir führen mit dem Philippus Krieg. Habt ihr nicht in der That zehn Hauptleute, Heerführer, Obersten und zween Rittmeister erwählet? Allein, was richten sie wohl alle mit einander aus? Den einzigen ausgenommen, den ihr in den Krieg geschicket habet; so thun ja alle übrige sonst nichts, als daß sie sich mit den Pfaffen und Priestern bey öffentlichen Ceremonien zur Schau stellen. Ihr machet Hauptleute und Obersten, nicht ins Feld, sondern auf den Markt zu stellen: gerade als wenn ihr Gipser wäret, die uns leimerne Bildsäulen zum Zierrathe verfertigen sollten! Erwägets doch nur, ihr Athenienser, hätten nicht alle Hauptleute, Rittmeister und Befehlshaber, billig aus der Zahl unsrer Bürger seyn sollen; damit doch unser Heer in der That, ein Heer unserer Stadt heißen könnte? Allein, da der Oberste eurer Reite-

rey

rey der Insel Lemnos zu Hülfe kommen mußte; so ward Menelaus, ein Ausländer, von ihm über unsre streifende Parteyen gesetzet. Ich sage dieses nicht, den Mann zu beschimpfen: es hätte dazu endlich bestellet werden mögen, wer da wollte; nur ihr selbst hättet ihn dazu bestellen müssen.

Vieleicht gesteht ihr mir dieses alles zu, verlanget aber nur zu wissen, wie viel Geldsummen dazu gehören werden, und wo man dieselbigen hernehmen solle? Ich will euch auch darinn ein Gnügen thun. Nach meinem Ueberschlage werden zum Unterhalte dieses Heeres, und bloß zum Proviante für die Soldaten, neunzig Talente erfodert, auch wohl etwas darüber. Zu zehn geschwinden Galeeren gehören vierzig Talente; zwanzig Minen alle Monath auf ein jedes Schiff gerechnet. Für zwey tausend Soldaten gehören eben so viel Talente; so, daß ein jeder monathlich zwo Drachmen Kostgeld bekomme. Auf zweyhundert Reiter rechne ich zwölf Talente, wenn jeder monathlich dreyßig Drachmen bekömmt. Hält jemand dafür, daß das Proviant einem Soldaten nicht viel helfe, so betrüget er sich. Denn ich bin versichert, daß wenn man ihnen nur dieses giebt, so werden sie sich alles übrige durch den Krieg selbst zu verschaffen wissen, und ohn allen Ueberlast der Griechen oder Bundsgenossen, ihren vollen Sold haben. Ich will selber mit in die See gehen, und alles über mich ergehen lassen, wenn ich nicht die Wahrheit sage.

Doch ihr Athenienser, wo nehmen wir nun das Geld her, welches ich von euch gefodert habe? Ich wills euch sagen.

Hier las er den Ueberschlag selbst vor.

Da habt ihr nun dasjenige, ihr Athenienser, was mir hat beyfallen wollen. Sammlet nur die Stimmen darüber, und beschließet, was euch dünket: damit ihr nicht nur mündlich und schriftlich, sondern mit der That selbst den Philippus bekriegen möget. Ihr werdet aber, meiner Meynung nach, weit besser von dem ganzen Kriege, und der dazu er-

forderten Zurüstung rathschlagen können, wenn ihr den Ort in Erwägung ziehen werdet, wo ihr den Philippus anzugreifen denket; und erwägen wollet, daß Philippus mit seinen Anstalten gemeiniglich den Winden und Jahreszeiten zuvor kömmt, und den Krieg entweder in den Hundstagen, oder im Winter anfängt, wenn wir nicht zu ihm kommen können. In Betrachtung dessen, müsset ihr nicht zuweilen über Hals über Kopf ein Kriegsheer hinschicken; denn dadurch würden wir alle bequeme Gelegenheiten versäumen: sondern ihr müßt in immerwährender Bereitschaft stehen, und durch ein beständiges Kriegsheer fechten. Denn den Winter durch kann ja das Heer in Lemnos, in Thasus und Skia, oder auf andern Inseln in der Gegend eingelegt werden, wo es Häfen, Getrayde, und alles andre giebt, was ein Kriegsheer nöthig hat.

Die Jahreszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollt, das wird leicht zu ermessen seyn; nämlich, wenn die Winde nach der Gegend wehen, und wenn von den Kaufmannsschiffen nichts zu besorgen ist. Wie aber, und wenn man sich des Heeres bedienen solle, das wird die Zeit selbst denjenigen schon lehren, den ihr zum Feldherrn setzen werdet. Ich habe alles dasjenige aufgesetzet, was ihr beyzutragen habet. Werdet ihr Athenienser nun, fürs erste, die berechnete Geldsumme aufbringen, hernach alles übrige veranstalten, Soldaten, Galeeren, Reiter, anschaffen; allen Heeren Befehl geben, unermüdet dem Kriege ergeben zu seyn, und selbst als eure eigene Schatz- und Rentmeister von eurem Feldherrn Rechenschaft fodern; so wird das bisherige fruchtlose Rathschlagen bald ein Ende nehmen.

Noch mehr, ihr Athenienser, ihr werdet ihm manchen Vortheil dadurch entziehen. Wie das? Das Geld und Gut, welches er unsern Bundsgenossen abgedrungen hat, machet ihn vermögend, uns zu bekriegen, und unsre Schiffe zu plündern. Was noch mehr? ihr werdet es so weit bringen, daß er euch nicht mehr wird schaden können. Es wird nicht mehr so

gehen,

gehen, wie vormals, da er in Lemnos und Imbros einfiel, und eure Mitbürger gefangen führete; da er bey Gerüst sich der Schiffe bemächtigte, und ein unsägliches Geld zusammen brachte; da er endlich bey Marathon landete, die heilige Galeere wegnahm, und sich davon machte. Das alles habet ihr weder zu hindern gewußt, noch euren Freunden zu bestimmter Zeit zu Hülfe kommen können.

Was meynet ihr aber wohl, ihr Athenienser, wie geht es zu, daß das panathenaische Fest, und die Bachanalien allezeit in gewissen Zeiten vor sich gehen; die Besorgung derselben mag erfahrnen oder unerfahrnen Leuten aufgetragen werden; die Feste, darauf ihr so viel Kosten wendet, als zu einer ganzen Flotte kaum gehören, und wozu ihr so viel Volks brauchet und so viel Anstalten machet, als vieleicht nirgends geschieht? Und wie kömmt es hingegen, daß alle eure Seeflotten gemeiniglich zu spät an Ort und Stelle kommen; die eine, nachdem Methon, die andre, nachdem Pagasa, die dritte, nachdem Potidäa schon verlohren gegangen? Jsts nicht so? bey euren Lustbarkeiten ist schon alles eingerichtet und angeordnet. Ein jeder von euch weis lange zuvor, wer dieses oder jenes Amt bekleiden wird: wenn, von wem, und was ein jeder zu gewarten hat, und was ihm zu thun obliegt. Alles ist bey Zeiten veranstaltet; alles ist vorgeschrieben und bestimmet; nichts ist aus der Acht gelassen. In dem Kriegswesen hergegen und in den Zurüstungen desselben, ist alles unordentlich, ungeschickt und verkehrt.

Sobald wir nun etwas hören, so setzen wir Seehauptleute; wir lassen sie mit einander tauschen, und rathschlagen mit einander, wo das Geld herzunehmen sey? Hernach beschließt man, daß alle Fremdlinge, welche sich unter euch niedergelassen, und für ihr Hauswesen sorgen, auf die Schiffe steigen sollen. Endlich, wenns damit nicht ausgerichtet ist, so sollen ihnen die Bürger selbst folgen. Indem ihr nun so lange säumet und verzögert, so geht alles dasjenige verlohren, wohin wir die Flotte schicken wollten; noch ehe sie daselbst angelanget ist. Wir bringen die Zeit des Feldzuges mit Vorberei-

bereitungen zu; als wenn die besten Gelegenheiten auf unsre Langsamkeit und Trägheit warten würden. Ja selbst diejenigen Völker, die wir in währender Zeit fertig zu haben glauben, werden für untauglich befunden, wenns zur Sache selber kömmt.

Philippus indessen ist so übermüthig geworden, daß er folgenden Brief an die Euboer abgelassen hat. Leset ihn nur durch.

Hier ist das Schreiben verlesen worden.

Nun ihr Athenienser, das allermeiste von dem, was euch vorgelesen worden, ist in der That wahr; ob es gleich nicht zu wünschen wäre. Vieleicht ist euch solches nicht lieb zu vernehmen: allein, wenn es so leicht wäre, diese verdrüßlichen Dinge aus dem Wege zu räumen, als sie mit Stillschweigen zu übergehen; so würde man die öffentlichen Versammlungen bloß zur Lust anstellen können. Dafern aber eine liebliche Rede zur Unzeit schädlich wird: so ist es ja etwas schändliches, sich selbst zu betrügen; dasjenige, was man nicht gern höret, aufzuschieben; alle Gegelegenheiten, seiner Pflicht ein Gnügen zu thun, zu versäumen, und nicht einmal das zu begreifen, daß wackere Kriegeshelden nicht auf die Zufälle und Begebenheiten warten, sondern ihnen zuvor kommen müssen. Denn wie ein Feldherr sein Kriegsheer leitet und führet: so müssen rechtschaffene Leute auch ihr Glück zu lenken wissen; so daß es nach ihrem Kopfe gehe, nicht aber sie selber nöthige, seinen Ausschlag und Erfolg abzuwarten.

Erwäget hier einmal euer bisheriges Betragen, ihr Athenienser. Ihr habt das ansehnlichste Heer auf den Beinen; ihr habt Galeeren und Fußvolk, Reiterey, und solche Einkünfte an Gelde, als ihr brauchet. Dessen ungeachtet habet ihr euch alle diese Vortheile noch kein einzigmal recht zu Nutze gemachet, und euch, so zu reden, nach jedem Winde gedrehet. Ihr streitet mit dem Philippus nicht anders, als die ungeschickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein solcher einen Streich, so gleich fährt er mit der Hand auf die Stelle; wird er anderwärts getroffen, so ist auch die Hand

wieder

wieder da. Die Hiebe aber abwenden, oder seinen Gegner selbst angreifen, das kann und will er nicht. Eben so machet ihrs auch. Höret ihr, Philippus sey in Chersonnesus; so beschließet ihr Hülfsvölker dahin zu schicken. Ist er in Pyle; so ziehet ihr auch dahin. Ist er anderwärts; so verfolget ihr ihn Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath; und sorget eher für nichts, als bis ihr höret, daß die Gefahr schon vorhanden, oder gar der Schaden bereits geschehen ist.

Es kann seyn, daß dieses vorzeiten nichts zu bedeuten gehabt hat: vorizo aber sieht es viel zu gefährlich aus, als daß solches rathsam oder erlaubet heißen könnte. Mich dünket nicht anders, ihr Athenienser, als daß etwa eine Gottheit, die eure Stadt gern retten wollte, und sich alles desjenigen schämet, was bisher geschehen ist, dem Philippus die Begierde zu solchem Unterfangen eingegeben habe. Wäre derselbe nur mit demjenigen, was er schon erobert und gewonnen hat, zufrieden, so, daß er nichts mehrers im Sinne hätte: so glaube ich, viele unter euch würden nichts darnach fragen; wenn gleich die ganze Republik dadurch in Schimpf und Schande gerathen wäre. Nun aber, da er nicht ruhet, und täglich weiter geht; so wird er euch zuletzt gar heraus fodern: wofern ihr nämlich nicht eure ganze Herzhaftigkeit verlohren habet.

Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg so schlecht von statten geht. Ists nicht so? Er wird in der Absicht angefangen, daß wir uns an dem Philippus rächen wollen: itzo aber ist es so weit gekommen, daß wir uns kaum sattsam gegen ihn vertheidigen können. Es ist auch offenbar, daß er damit nicht nachlassen wird; dafern ihn nicht eine größere Macht eintreiben sollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung speisen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen schicken, und uns dabey schmäucheln, daß wir unsrer Pflicht aufs hei-

ligste nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinaus wagen? Wollen wir ihm nicht itzo mit einem Theile unsrer Stadtsoldaten entgegen rücken; wenn es gleich bisher nicht geschehen ist? Wollen wir endlich nicht in Macedonien selbst eine Landung unternehmen?

Ja, wird hier mancher fragen, wo soll unsre Flotte anlanden? Der Krieg, ihr Athenienser, der Krieg selbst wird es uns schon sagen und sattsam lehren, wo unser Feind am schwächsten ist. Laßt uns nur erst den Angriff thun! So lange wir zu Hause sitzen, und nur die Redner anhören, die sich einander lästern und schmähen: so lange kann unmöglich etwas rechtes ausgerichtet werden. Denn ich halte dafür, daß, wenn nur zum wenigsten ein Theil von unsrer Bürgerschaft abgeordnet würde: so würde die Güte der Götter und des Glückes uns gewiß beystehen; ob gleich nicht die ganze Stadt auszöge. Da ihr aber nur einen Heerführer mit einer nichtigen Verordnung versehen, ausschicket; so geht bey aller Hoffnung eurer Versammluugen, nicht das geringste von statten. Sondern wie eure Feinde über dergleichen Anstalten lachen: also möchten eure Bundsgenossen dabey vor Furcht fast vergehen. Es geht nicht an! ihr Athenienser, es geht gar nicht an, daß ein einziger Mensch alles miteinander ausführen kann, was ihr verlanget! Viel versprechen und zusagen kann er wohl; ja hernach bald diesen bald jenen anschwärzen: das ist etwas leichtes! Dabey aber ist ja bisher alles verlohren gegangen. Wird nun ein solcher Feldherr, der lauter gedungene Soldaten anführet, geschlagen: so finden sich gleich Leute, die euch von ihrem Verhalten auf dieser Stäte, wer weis was? vorlügen. Ihr aber glaubet alles, was ihr höret, und was euch am ersten einfällt, das beschließt ihr aus schändlicher Uebereilung. Was mennet ihr wohl, ihr Athenienser, was noch endlich daraus werden wird?

Allein, durch was für ein Mittel wird man allem dem Uebel abhelfen können? Durch dieses! ihr müsset die Soldaten, die ihr euren Befehlshabern mitgebt, auch zu Zeugen und Auffe-

hern

hern ihrer Unternehmungen und Thaten bestellen; ja dieselben, so bald sie zurücke gekommen, zu Richtern setzen, vor denen jene Rechenschaft ablegen müssen. Denn es ist ja wohl billig, daß ihr von euren Angelegenheiten nicht nur Nachrichten einzieht; sondern sie auch selber mit ansehet. Doch, was sage ich viel? So weit ist es leider schon bey uns gekommen; daß unsre Hauptleute vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren; da doch kein einziger davon das Herz hat, sich sein Lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen: so, daß sie lieber gleich Räubern und Dieben sterben, als einen rühmlichen Tod ausstehen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf lassen: rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

Bey dem allen spazieret ihr herum, und bekümmert euch um Neuigkeiten. Einige sagen, Philippus stehe mit den Lacedämoniern in Tractaten, wie er die Thebaner aufreiben wolle: andre sprechen, er habe an den Perser-König eine Gesandschaft abgefertiget: noch andre, er befestigte die illyrischen Städte. Noch andre tragen sich wieder mit andern Zeitungen herum. Wisset ihr aber, was meine Gedanken sind, ihr Athenienser? Philippus dünket mir freylich, von seinen bisherigen Thaten, so eingenommen und trunken zu seyn, daß er sich tausend solche süße Träume machet: theils weil er keinen Widerstand findet; theils weil ihn sein Glück stolz gemachet hat. Doch glaube ich nicht, daß er seine Sachen so einfältig anstellen werde, daß die größesten Thoren unter uns wissen könnten, was er vorhabe? Denn es sind ja die dümmsten Plauderer von der Welt!

O! wenn wir doch lieber, an statt des allen, klüglich erwägen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles Unsre nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig gegen uns erwiesen hat; daß alles, worauf wir uns bisher verlassen haben, uns nunmehr zuwider ist; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns selbst Hoffnung zu machen ha-

haben; und daß wir, die wir itzo mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vieleicht ehestens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müssen: wenn wir, sage ich, dieses, alles erwägen wollten; dann würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen. Man darf hier nicht viel fragen, was uns künftig noch bevorstehe: denn es ist gewiß, daß uns das allerärgste betreffen wird; wo ihr nicht eure Aufführung ändern, und eurer Schuldigkeit gebührend nachkommen wollet.

Mein lebenlang habe ich mich nicht beflissen, euch durch meine Reden gefällig zu seyn; es wäre denn, wann solches mit eurer Wohlfart verbunden gewesen ist. Daher habe ich euch auch anjetzo alles frey heraus gesaget, was ich für Gedanken hege, und euch nicht das geringste verschwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anschläge einem treuen Rathgeber so vortheilhaft wären, als nützlich es euch ist, dieselben anzuhören! Ich würde noch einmal so freudig geredet haben, wenn ich davon versichert gewesen wäre. Itzo wußte ich zwar nicht, was selbiges nach sich ziehen würde: doch habe ichs gewaget, euch alles zu eröffnen; bloß weil ich wußte, daß es euch zuträglich seyn könnte. Die Götter geben nur, daß die vortheilhaftesten Anschläge die Oberhand behalten mögen!

Des Demosthenes zweyte Rede wider den König Philippus.

Eingang.

Wenn von des Philippus Gewaltthätigkeiten, und von seinem friedbrüchigen Verfahren vor euch Reden gehalten werden, ihr Bürger von Athen: so bemerke ich, daß alle dergleichen Vertheidigungen eurer Rechte für löblich und billig angesehen werden; und daß man alles dasjenige gut heißt, wodurch Philippus beschuldiget und angeklaget wird. Wenn ichs aber frey sagen soll, so sage ich doch, daß nichts Rechtes unternommen, oder so ausgeführet wird, daß es sich der Mühe verlohnte, dieselben anzuhören. So weit ist es mit unsrer

Re-

Republik schon gekommen, daß es desto schwerer fällt, gute Anschläge zu geben, wie man sich zu verhalten habe; je gewisser es erwiesen worden, daß Philippus nicht nur die mit uns geschlossenen Bündnisse bricht, sondern ganz Griechenland zu unterdrücken suchet.

Die Ursachen sind diese. Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern strebet; der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewiesen werden. Wir aber, die wir öffentlich hier auftreten, scheuen uns, euch dieses zu sagen und anzurathen; aus Furcht, wir möchten euch etwa dadurch zu nahe treten. Wir erwähnen hingegen nur der grausamen, und unerhörten Frevelthaten des Philippus, die er theils noch im Sinne hat. Sieht man ferner euch, ihr Athenienser, entweder selbst eure Sache vertheidigen, oder die Behauptung eures Rechtes, die von andern geschieht, mit völliger Einsicht anhören: so seyd ihr dem Philippus weit überlegen. Kömmts aber endlich zum Werke selbst, und sollt ihr seinen Unternehmungen in der That widerstehen; so seyd ihr faul und schläfrig.

Daher kömmt es nun, daß ihr und Philippus, beyderseits in euren Bemühungen einen glücklichen Fortgang spüret. Euch beyden gelingt es darinnen, worauf ihr euch mit so vielem Fleiße leget und übet: ihm zwar in Thaten und Werken; euch aber in Worten und Reden. Seyd ihr nun damit zufrieden, daß ihr besser für euch zu reden wisset, als er: so ist dieses ein leichtes, und es kann euch gar keine Mühe kosten. Wenn ihr aber sorgen wollet, daß der gegenwärtige schlechte Zustand unsrer Sachen wieder hergestellet werde; damit wir nicht ganz unversehens zu Grunde gehen, und damit uns nicht eine so zahlreiche Armee ins Land falle, gegen welche wir nicht einmal zu Felde ziehen können: da wird man ganz andrer Anschläge benöthiget seyn. Ja es werden so wohl die Redner, als die Zuhörer, das nützlichste und heilsamste dem leichtesten und anmuthigsten vorziehen müssen.

Der Hauptsatz.

Wenn also jemand, ihr Männer von Athen, zuförderst erwäget, wie mächtig Philippus schon ist, und was er schon für Länder bezwungen hat; und doch dabey noch sicher ist, auch nicht wahrnimmt, daß eure Stadt in Gefahr ist, und daß alle seine Absichten auf euren Untergang zielen: so muß ich mich herzlich darüber wundern; „und ich will itzo euch al„le ersuchet haben, mit wenigem die Gründe anzuhören, wel„che mich bewegen, das Gegentheil zu fürchten, und den Phi„lippus für unsern Feind zu halten.„ Werdet ihr nun finden, daß ich die Sache besser, als andre eingesehen habe; so bitte ich euch, mir zu folgen: wo aber jene Sorglose und Sichere es besser verstehen; wohlan, so möget ihr auch ihren Anschlägen Gehör geben!

Erzählung, oder Erklärung.

Ich betrachte also zuerst, ihr Athenienser, was Philippus nach dem Friedensschlusse erhalten hat: es war nämlich Pyle und die phocensische Landschaft. Aber was? Wie hat er sich derselben bedienet? Er hat der Thebaner Nutzen, nicht aber eure Wohlfahrt dadurch zu befördern gesuchet. Warum aber das nicht? Da er nur nach Macht und Größe strebet, es mag nun durch gerechte, oder durch ungerechte Mittel geschehen; nicht aber Frieden und Ruhe zu erhalten, oder die Billigkeit zu handhaben suchet: so sieht er es freylich wohl vorher, daß er unsrer Stadt, und unsern Verfassungen, nichts so großes weder versprechen noch leisten kann; wodurch ihr bewogen werden könntet, um des Eigennutzens halber, ihm etliche von den übrigen griechischen Provinzen aufzuopfern. Er sieht wohl, daß ihr aus Liebe zur Gerechtigkeit, und aus einem damit verbundenen Abscheue vor allen schändlichen Dingen, und aus einer vorsichtigen Erwägung alles Wohlanständigen; ihm, im Falle er dergleichen etwas unternehmen sollte, eben so wohl widerstreben würdet, als ob ihr wieder ihn selbst Krieg führetet. Von den Thebanern hielt er dafür, daß sie ihn alles nach seinem Kopfe würden

den machen lassen, wenn sie nur ihren Vortheil dabey hätten; wie es denn in der That erfolget ist: ja, daß sie an statt ihm zu widerstehen, und sein Vorhaben zu hindern, ihm wohl gar mit gewaffneter Hand beystehen würden, wenn er es verlangen sollte. Mit den Messeniern und Argivern, machet ers itzo in einerley Absicht eben so: und dieses alles, ihr Athenienser, gereichet euch zu einer sonderbaren Ehre. Denn dadurch giebt er zu verstehen: daß er euch für Leute ansieht, die um keines Vortheils, um keiner Gnade, um keines Gewinstes halber, die Neigung gegen Griechenland fahren lassen, oder die Vertheidigung desselben unterlassen würden.

Und er thut wohl daran, daß er von euch anders, als von den Thebanern und Argivern urtheilet: er mag nun dabey auf die itzigen, oder auf die vergangenen Zeiten sehen. Er hat nämlich gelesen und gehöret: daß eure Vorfahren, da sie über Griechenland hätten herrschen können, wenn sie nur des persischen Königs Vasallen hätten werden wollen, diesen Vorschlag nicht nur ausgeschlagen, da er ihnen durch einen Abgeordneten gethan worden; sondern so gar lieber die Stadt mit dem Rücken angesehen, ja alles Ungemach ausgestanden; nachmals aber solche Thaten gethan, die zwar ein jeder gern nachthun wollte, die aber noch zur Zeit niemand nach Würden beschreiben können. Auch ich gehe dieselben itzo billig vorbey: weil diese Heldenthaten weit größer sind, als daß sie in einer Rede könnten erzählet werden. Der Thebaner und Argiver Vorfahren hingegen, haben theils selbst in persischen Diensten gestanden, theils aber doch diesen Barbaren sich gar nicht widersetzet.

Aus dem allen hat er also abgenommen, diese beyde würden sich an ihrem Eigennutze gnügen lassen, und die gemeine Wohlfahrt von Griechenland aus den Augen setzen. Er hat geglaubet, wenn er eure Freundschaft suchen wollte, müßte er sie um der Gerechtigkeit halber suchen: würde er sich aber mit jenen in Bündnisse einlassen; so würden sie ihm seine Begierden erfüllen helfen. Daher kömmt es nun, daß er sowohl damals, als itzo, dieselben euch vorgezogen. Er sieht

ja nicht, daß sie etwa mehr Galeeren hätten, als ihr habet. Er verachtet ja auch den Handel und das Seewesen nicht, so daß er euch irgend deswegen nicht nöthig hätte; maßen er selber schon einige Herrschaft über das Meer hat: vielweniger kann er der Zusage und des Versprechens vergessen haben, dadurch ihm neulich der Frieden zugestanden worden.

Doch vieleicht wird hier jemand sagen: Philippus wisse freylich das alles; er habe aber ein solches weder aus Geiz, noch aus den andern, von mir erwähnten Ursachen gethan: sondern bloß, weil die Thebaner ihm billigere Vorschläge gethan, als wir. Allein unter allen Ausflüchten, womit er sich irgend bescheinigen könnte, ist diese gerade die allernichtigste. Denn wer wird sichs doch einbilden lassen, er habe, aus Liebe zur Billigkeit, den Lacedämoniern befohlen, Messenien zu verlassen, und den Thebanern Orchomene und Koronea zu übergeben?

Vieleicht ist er aber dazu gezwungen worden! Vieleicht hat er, von der thessalischen Reiterey und den thebanischen Schaaren genöthiget, dieses wider Willen zugestehen müssen! Das einzige ist nur noch übrig. Daher, sagen sie, trauet er den Thebanern nicht; und erzählen hier und da, daß er Elatea befestigen werde. Allein gleichwohl thut er dieses doch noch nicht; wirds auch wohl, meiner Meynung nach, nimmermehr thun. Mit den Messeniern und Argivern, spricht man, werde er die Lacedämonier nicht angreifen: und doch schicket er schon seine Völker hin, schießt Geld vor, und wird selbst mit einem großen Heere daselbst erwartet. Dergestalt richtet er die Lacedämonier, die der Thebaner Feinde sind, zu Grunde; die Phocenser hingegen, die er sonst selbst verwüstet hat, setzet er nunmehr wieder in völligen Stand. Hätte nun Philippus solches entweder vorhin, gezwungener Weise gethan, oder hegete er itzo das geringste Mistrauen gegen sie: so würde er ja, meinem Urtheile nach, ihren Feinden nicht so beständig zuwider seyn. Ja er selbst erkläret sich, durch seine itzigen Unternehmungen, daß er alles damalige freywillig gethan habe.

Beweis.

Erweget es nur recht, ihr Athenienser, so werdet ihr finden, daß er nichts anders, als den Untergang unsrer Republik im Sinne hat: ja daß er zu diesen Zeiten nichts anders zur Absicht haben könne und solle. Ihr könnet dieses folgender gestalt begreifen. Er will herrschen: daß ist außer Streit. Darinn aber hält er euch für die einzigen, die ihn zu hindern vermögend sind. Daher hat er euch schon eine geraume Zeit her, so viel Unrecht und Gewalt gethan; wie er es selber wohl weis. Denn was er uns feindlicher Weise genommen hat, dessen bedienet er sich itzo, seine übrigen Länder zu bedecken. Er würde sich selbst in seinem Schlosse, nicht für sicher halten, wenn er Amphipolis und Potidea verlieren sollte. Er weis also beydes, sowohl daß er euch nachstellet: als daß ihr solches gewahr werdet. Da er euch aber für beherzte Leute ansieht, so hält er auch dafür, ihr wäret ihm mit Rechte gehäßig: und daher ist er auch so aufgebracht und erhitzet; weil er glaubet, es würde ihm übel gehen, dafern ihr eine gute Gelegenheit finden solltet, und er euch nicht zuvor käme. Darum steht er immer auf der Hut; darum lauret er auf unsre Vaterstadt: darum hält ers mit etlichen Thebanern und mit einigen Peloponnesern, die jenen beypflichten. Von diesen hoffet er, daß, wie sie aus Eigennutz mit diesen itzigen Umständen schon zufrieden sind; also auch aus Dummheit des Verstandes nichts von dem, was noch bevorsteht, vorher sehen werden. Wenn sie aber nur eine mäßige Klugheit besäßen, so würden sie ganz augenscheinliche Exempel davon vor Augen sehen. Ich habe dieselben bey Gelegenheit den Messeniern und Argivern erzählet; und vieleicht ist es nicht undienlich, sie auch euch zu wiederholen.

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehöret haben, ihr Messenier! sprach ich, wenn jemand zu der Zeit wider den Philippus Reden gehalten hätte, da er ihnen Anthenunt überließ, welche Stadt sich doch alle vorige macedonische

Könige

Könige angemaßet hatten? da er ihnen Potidea schenkte, und ihnen die athenienſiſchen Colonien daraus vertrieb? da er ſich gar für unſern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landſchaft zu nutzen einräumete? Hätten ſie wohl gedacht, daß es ihnen ſo gehen würde? Hätten ſie es wohl geglaubet, wenn es ihnen jemand vorher geſaget hätte? Nimmermehr! Indeſſen geſchah es, daß ſie, nach einem kurzen Genuſſe fremder Ländereyen, ihrer eigenen, auf eine ſehr lange Zeit beraubet wurden; indem ſie nicht nur vertrieben und ſchmählich überwunden, ſondern ſogar von ihren Mitbürgern verrathen und verkaufet wurden. Was ſchließe ich nun daraus? Dieſes: daß die gar zu große Gemeinſchaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich ſey.

Wie gieng es den Theſſaliern? Meynet ihr wohl, ſprach ich, daß ſie damals, als ihnen Philippus Nicea und Magneſia gab, als er ihre Tyrannen vertrieb, vermuthet hätten: daß dieſe itzige Regierungsart bey ihnen eingeführet werden würde? Hätten ſie es wohl gedacht, daß derjenige, der ihnen Pyle wieder gab, ſie ihrer eigenen Privateinkünfte berauben würde? Nimmermehr hätten ſie das geglaubet! Nichts deſtoweniger iſt das alles geſchehen, wie es leider am Tage liegt. Ihr gleichfalls, ſetzte ich hinzu, ſeht den Philippus gern, ſo lange er ſchenket und giebt: ſo bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, alsdann werdet ihr ihn weit von euch wegwünſchen; dafern ihr anders klug ſeyd.

Man hat freylich wohl, zur Sicherheit und Vertheidigung der Städte, verſchiedene Mittel erdacht: Wälle, Mauren, Gräben, und was des Dinges mehr iſt; die alle mit ſchwerer Arbeit gemachet werden, und viel Geld koſten. Kluge Leute aber, haben ein einziges allgemeines Schutzmittel in ſich ſelbſt: welches zwar einem jeden ins beſondre nützlich und heilſam iſt; ſonderlich aber freyen Republiken wider die Tyrannen dienen kann. Und welches iſt es denn? Das Mistrauen! Darinnen übet euch! Dieſes bewahret, wie euren

Augapfel

Augapfel; denn so lange es euch daran nicht fehlen wird, so lange werdet ihr außer aller Gefahr seyn. Aber was suchet ihr, fragte ich? Ohne Zweifel die Freyheit! Sehet ihr aber nicht, daß Philippus einen Namen führet, der derselben schnurstracks zuwider läuft? Alle Könige, alle Tyrannen, sind ja Feinde der Freyheit, und Untertreter aller Gesetze! Seht euch derowegen wohl vor, daß ihr nicht, indem ihr das Ende des Krieges wünschet, einen Oberherrn und Regenten bekommen möget.

Als sie diese Worte gehöret hatten, klopften sie zum Zeichen ihres Beyfalles in die Hände; sie lobten auch vieler andern Abgesandten Reden, die theils in meiner Gegenwart, theils in meiner Abwesenheit gehalten wurden. Dessen ungeachtet aber, lassen sie sich vom Philippus und seinen Verheißungen gar nicht abwendig machen. Doch das ist eben nichts ungereimtes, wenn gleich einige Messenier und Peloponneser wider dasjenige handeln, was sie selbst für das beste erkennen. Aber da ihr es theils selbst versteht, theils aus unsern Reden höret, daß man euch nachstellet; daß ihr ganz umschanzet seyd: wie groß muß nicht dabey eure Trägheit seyn! Denn durch das alles werdet ihr ganz unversehens unterdrücket werden. Dergestalt gilt eine kurze Wollust und Ruhe zuweilen mehr, als der bevorstehende dauerhafte Nutzen. Dafern ihr nun weise seyd, so möget ihr hernach selbst für euch berathschlagen, was zu thun sey: voritzo will ich nur von demjenigen handeln, was ihr, eure Schlüsse zu bescheinigen, vorbringen könnet.

Widerlegung.

Es wäre billig, ihr Athenienser, daß diejenigen hergeruffen würden, die euch damals die Verheißungen überbrachten, wodurch ihr bewogen wurdet, Frieden zu machen. Denn weder ich selbst, hätte jemals die Gesandschaft auf mich genommen; noch ihr würdet, wie ich sattsam versichert bin, jemals aufgehöret haben, wider ihn zu kriegen: wenn ihr gewußt hättet, daß Philippus, nach geschlossenem Frieden, also mit

euch handeln würde. Damals führte er eine ganz andre Sprache, als itzo. Ja man sollte noch andre mehr vorfodern. Wen aber? diejenigen, welche mir widerstunden, als ich nach dem Friedensschlusse, von der andern Gesandschaft zurück kam, die den Eid vollziehen zu lassen abgeordnet war: da ich wohl merkte, daß man uns ein Blendwerk machte, auch dieses alles vorher sagte, und nicht zulassen wollte, daß Pyle und die Phocenser verlohren giengen. Diejenigen, die da sagten: ich, der ich Wasser zu trinken gewohnt wäre, hätte Ursache, so schwierig und mürrisch zu seyn: wenn Philippus aber innerhalb Pyle käme, so würde er, nach euer aller Wunsche, nicht nur der Thebaner Freyheit dämpfen, sondern auch Thespia und Platea befestigen, und den Chersonesus auf seine Kosten durchgraben, ja euch Euböa und Oropus für Amphipolis abtreten. Ich weis es wohl; ihr alle erinnert euch, daß dieses hier öffentlich von der Rednerstelle gesaget worden; obgleich ihr sonst die Beleidigungen andrer nicht sonderlich zu ahnden pfleget. Ja was das allerschändlichste ist; ihr habt durch diesen Frieden, so gar eure eigene Nachkommen bestricket, welche doch Erben eurer Hoffnung seyn sollten. So gar seyd ihr ins Netz gelocket worden!

Gemüthsbewegungen.

Aber warum sage ich solches? und warum verlange ich daß diese Leute vorgefodert werden sollen? So wahr Gott im Himmel lebt! ich will es frey heraus sagen, und nichts verhelen. Nicht zwar des Schimpfens halber, dafür sie mich doch hernach nur wieder angreifen würden; auch nicht, damit diejenigen, die mir von Anbeginn gehäßig sind, von neuem Gelegenheit finden mögen, etwas vom Philippus zu bekommen; auch nicht eines fruchtlosen Geschwätzes wegen: sondern weil ich dafür halte, daß euch des Philippus Thaten dermaleins beschwerlicher fallen werden, als itzo. Denn ich sehe schon, wo es hinaus will: und wiewohl ich wollte, daß alle meine Muthmaßung falsch wäre, so befürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thüre sey. Wenn

es

es euch also nicht mehr frey stehen wird, das, was sich wirklich zuträgt, aus dem Sinne zu schlagen; wenn ihr dasjenige, was wider euch unternommen wird, nicht mehr von mir, oder einem andern werdet sagen hören, sondern alles mit eigenen Augen sehen und wohl begreifen werdet: alsdann, sage ich, werdet ihr sehr zornig und verdrüßlich werden.

Ich besorge aber sehr, ihr Athenienser, daß euren Zorn vieleicht diejenigen fühlen werden, die sich itzo bemühen, dasjenige zurecht zu bringen, was die Gesandten verderbet haben; die, weil sie sich durch Geld bestechen lassen, damals das Nöthigste verschwiegen haben: denn ich sehe ja, daß einige nicht auf die Schuldigen, sondern auf den ersten, den besten, ihren rasenden Zorn ausschütten wollen. Indessen aber, da die Sache aufgeschoben bleibt, da allerley Anstalten gemachet werden, und wir unter einander unsre Vorschläge anhören: so will ich einen jeden unter euch, ob ihrs gleich schon selber wisset, dennoch ermahnet haben, fleißig zu untersuchen: wer es euch gerathen habe, die Phocenser und Pyle zu verlassen? Nachdem Philippus diese Oerter in seiner Gewalt hat, so steht ihm der Weg offen Attica und Peloponnesus anzugreifen. Ja es ist so weit gekommen, daß ihr itzo nicht sowohl rathschlagen dörfet, wie die Gerechtsame der Griechen zu vertheidigen, und die Ländereyen zu behaupten sind; sondern wie ihr die Aecker eurer ererbten Landgüter erhalten, und den Krieg, der uns in Attica selbst bevorsteht, abwenden könnet: den Krieg, sage ich, der euch alle beunruhigen wird, wenn er angeht; der aber gewiß an dem vorerwähnten Tage angesponnen worden.

Beschluß.

Wäret ihr damals nicht so schändlich hintergangen worden: so würde die Republik itzo in solchen Nöthen nicht seyn. Philippus würde weder nach gewonnener Seeschlacht, mit einer Flotte nach Attica gekommen, noch zu Lande durch Pyle und die Phocenser eingedrungen seyn: sondern entweder das Sei-

ne gethan, und Friede gehalten haben; oder sogleich in einen eben so schweren Krieg verwickelt worden seyn, als derjenige war, in welchem er vorhin hatte um Friede bitten müssen. Dieses mag genug seyn, euch zu ermahnen und aufzumuntern: Gott gebe, daß ihr es nicht selbst aus der Erfahrung lernen dörfet! Denn ich wollte nicht gern, daß jemand, gesetzt auch, daß er den Untergang wohl verdienet hätte, mit allgemeiner Gefahr und Schaden den Lohn seiner Bosheit empfangen sollte.

Das II. Hauptstück.

Von der Nachahmung.

I. §.

Die bisherige Uebung im Uebersetzen ist zwar gewissermaßen auch eine Nachahmung zu nennen; und konnte also mit in dieses Hauptstück gezogen worden seyn. Allein es giebt noch andere Arten der eigentlich so genannten oratorischen Nachahmung, davon andre ganz eigene Abhandlungen geschrieben haben, und die uns Herr Professor Halbauer beysammen ans Licht gestellet hat. Weil nun dieselbe von vielen, so wohl alten als neuern Lehrern der Beredsamkeit, den Schülern und Liebhabern derselben angepriesen wird: so müssen wir doch hier unsre Gedanken davon entdecken, und also unsre Leser nicht im Zweifel lassen: in wie weit eine solche Nachahmung ihnen rathsam seyn könne oder nicht? Fürs erste theilet man die Nachahmung in eine kindische und in eine männliche ein. Die erste bemüht sich nur die Wörter und Redensarten guter Scribenten nachzuahmen, das ist, anzuwenden und zu gebrauchen: ob man gleich von ganz andern Dingen und Materien zu handeln hat. Die andre aber bemühet sich die Schreibart, das ist, die Ordnung und den Zusammenhang

der

der Gedanken, in vielen aufeinander folgenden Sätzen nachzuahmen. Nach meiner Meynung aber giebt es noch eine dritte Art der Nachahmung, die ich eigentlich eine oratorische nennen will. Von allen dreyen will ich mit wenigem handeln.

II. §.

Im Absehen auf die erste Art der Nachahmung, ist es gewiß, daß man sie im Deutschen, zum wenigsten im Absehen auf die fremden, oder ausländischen und alten Scribenten, nicht anders brauchen kann, als wenn man sie übersetzet: davon schon oben zur Gnüge geredet worden. Was aber unsere einheimischen Scribenten anlanget, so ist es eine andre Frage, ob man auch deren ihre Wörter und Redensarten nachahmen soll? Da sind nun viele allerdings der Meynung, daß solches von Anfängern geschehen müsse. Daher empfehlen sie ihnen so fleißig **Lohensteins** Schriften, daraus sie sich Wörter und Redensarten anmerken und aufzeichnen, auch selbige hernach fleißig anbrigen sollten. Ob nun auch einige neuere Scribenten schon in dem Ansehen stehen, daß man ihre Schriften dergestalt nachzuahmen suchet, das weis ich entweder nicht; oder ich mag es nicht wissen*. Das weis ich aber wohl, daß diejenigen, welche es versuchet haben, in den Ruf gelehrter Diebe gekommen sind; so bald man es wahrgenommen hat, daß sie, sich mit fremden Federn zu putzen, beflissen sind. Ich weis es dem sel. Hofrath Pietsch noch Dank, daß er mich gleich im Anfange meiner poetischen Uebungen, da ich mich auch gewisser, aus andern berühmten Dichtern entlehnter Redensarten, in meiner Einfalt bediente, von dieser kindischen Art der Nachahmung abgeschrecket hat. Denn er wußte mir bey jeder Zeile zu sagen, wo ich dieses oder jenes Beywort, oder ein andres

* Ergo hoc sit primum in præceptis meis, ut demonstremus, quem imitetur; atque ita, ut quæ maxime excellant in eo, quem imitabitur, ea diligentissime persequatur. *Cicer. L. II. de Orat. c. 22.*

poetisches Blümchen her hätte: und dadurch ward mir dieses Borgen, oder die sogenannte Nachahmung so verhaßt, daß ich es weder in gebundener, noch in ungebundener Rede, jemals mehr habe wagen mögen, dergleichen entlehnte Zierrathe anzubringen.

III. §.

Fraget man mich, ob ich denn dergestalt alle Wörter zu brauchen verbiethen wolle, die schon von andern gebrauchet worden: so ist dieses freylich meine Meynung nicht. Allein es ist ein Unterscheid unter solchen Wörtern, die in allen Scribenten vorkommen, und selbst im gemeinen Leben üblich sind; und unter solchen Ausdrückungen, die dieser oder jener Schriftsteller zuerst erfunden, und als besondre Zierrathe angebracht hat. Diese sind gemeiniglich so, so sinnreich, so neu, so erhaben und edel, daß sie als Sterne hervor schimmern, und von den Lesern sehr leicht angemerket werden. Wann man sich nun mit solchen entlehnten Putzwerken behilft: so macht sich ein jeder Leser, der dieselben sonst wo gelesen hat, eine Ehre und Freude daraus, diesen Raub seinem Eigenthümer wieder zu erstatten. Und was brauchet man es doch, sich in diese Gefahr zu begeben, wenn man selbst einen Kopf voller Gedanken hat? Heißt es denn bey einem Redner nicht eben so wohl, als bey einem Poeten:

Verbaque prævisam rem non invita sequentur. *Hor.*

Daß müßte ja wunderlich seyn, daß man nicht Worte finden könnte, die seine Gedanken auszudrücken geschickt wären! Ueberdem schicken sich auch fremde Redensarten zu unsern Einfällen selten so gut, daß man es ihnen nicht anmerken sollte, daß sie nicht recht für einander gemachet sind. So selten ein fremdes Kleid sich auf unsern Körper schicket: so selten gelingt es auch den Freunden solcher Nachahmung mit ihrer Bemühung. Mir gefällt hier des Angelus Politianus Ausspruch sehr*: Das nämlich solche Nachahmer nur

den

* Mihi certe, quicumque tantum componunt ex imitatione, similes esse vel psittaco, vel picæ videntur, proferentibus, quæ

nec

den Papageyen und Dolen zu vergleichen sind, die nur Worte reden, die sie doch nicht verstehen; zumal wenn sie, wie insgemein geschieht, nur das fehlerhafte * großer Leute nachäffen, daß gute aber nicht erreichen können. S. oben im Capit. von der guten Schreibart die Stellen des Seneca, von dem Nachahmer des Salustius. Haben wir nicht auch schon solche Leute, die nur von gewissen Schweizern die Sprachschnitzer nachahmen?

IV. §.

Die andere Art der Nachahmung heißt die männliche; weil zu ihr schon ein reiferer Verstand und eine fast männliche Beurtheilungskraft gehöret. Was nun die Erlernung der lateinischen Sprache anbetrifft, so gebe ich es gern zu: daß man sich daselbst schöne Stellen, aus einem oder mehrern guten Scribenten zur Nachahmung erwählen; und sich bemühen müsse, wie Plinius in dem oben angezogenen Briefe räth, ihre Art sich auszudrücken, und die Gedanken zu verbinden, ihre Lebhaftigkeit und ihre Figuren nachzumachen. Denn wer kein sogenanntes Küchenlatein schreiben will, der muß nicht nur lateinische Wörter, sondern auch eine bey den Lateinern übliche Ordnung, Folge und Verbindung derselben beobachten: das heißt, er muß auch nach Art der Lateiner denken können. Siehe des sel. M. Langens Inst. Stili Romani, P. III. c. V. Allein, da wir hauptsächlich einen deutschen Redner zubereiten wollen: so fraget sichs, ob man auch die besten Scribenten in seiner Muttersprache nachahmen solle? Doch ich bin hier eben der Meynung, als oben bey der kindischen Nachahmung; nämlich

nec intelligunt. Carent enim, quæ scribunt isti, viribus & vita, carent actu, carent affectu, carent indole; jacent, dormiunt, stertunt! Nihil ibi verum, nihil solidum, nihil efficax! v. *L. IX. Ep. ultima ad Paull. Cortesium.*

* Multos imitatores sæpe cognovi, qui aut ea, quæ facilia sunt, aut etiam illa, quæ insignia ac pæne vitiosa, consectantur imitando. *Cic. ibid.*

ich widerrathe es allen, sich an dergleichen unnöthige und schädliche Uebungen zu machen. Nicht als wenn ich der Jugend alle Schriften guter Redner aus den Händen reißen; und ihnen verbiethen wollte, dieselben zu lesen. Nein, ich rathe dieses vielmehr allen und jeden an. Sie müssen sich allerdings durch das Bücherlesen den gehörigen Reichthum, die Schönheit und den Nachdruck in ihrer Mutterspracheangewöhnen, den sie gewiß aus dem täglichen Gebrauche niemals recht lernen würden. Denn wie elend schreiben doch diejenigen deutsch, die niemals etwas anders, als lateinische und französische Bücher gelesen haben?

V. §.

Nur das behaupte ich, daß man, im Schreiben selbst, sich keine Stelle eines berühmten Scribenten zum Muster vorlegen, und dieselbe nachzukünsteln suchen müsse. Die gute Schreibart eines Redners muß nicht einem Springbrunnen ähnlich seyn, den sein Meister durch allerhand künstlich gewundene Röhren, wider seine Natur in die Luft zu spritzen, zwingt; sondern einer wasserreichen Quelle, die aus einer Höhe, von sich selbst in ein Thal herab fließt, die Auen bewässert, die Felder fruchtbar macht, und ganzen Ländern und Städten Vortheil bringet. Wie nun kein Fluß mit einem andern ähnliche Krümmungen, Breiten, Fälle und Ufer hat: so darf auch kein Scribent gerade so, wie ein anderer schreiben. Ein jeder muß seinen eigenen Character, sein eigen Naturell ausdrücken. Wie sehr sind nicht alle alte Scribenten, auch die zu einem Alter gerechnet werden, unterschieden? Und wenn gleich Cicero meynet, Perikles, Alcibiades und Thucydides, die zu einer Zeit gelebet, hätten auch einerley Schreibart gehabt; weil sie einander nachgeahmet hätten *: so halte ich doch dafür, dieses sey damals der

* Pericles atque Alcibiades, & eadem ætate Thucydides, subtiles, acuti, breves; sententiis magis quam verbis abundantes. Non potuisset accidere, ut unum esset omnium genus, nisi aliquem sibi proponerent ad imitandum. *L. II. de Orat.*

der gemeine Character der Athenienser im Reden gewesen, kurz und nachdrücklich zu schreiben; so wie auch bey uns zu Luthers Zeiten, alles so körnigt und derb heraus, ohne viele Umschweife, geschrieben worden. Schreibt wohl Cäsar wie Livius? Schreibet Cornelius wohl so, wie Sallustius? Bemühet sich wohl Livius, dem Cicero in der Schreibart nachzuahmen? Wo hat Xenophon einem Thucydides; Demosthenes dem Isokrates, oder Aristoteles dem Plato, im Schreiben nachgeäffet? Ein jeder von diesen Männern schrieb aus seiner eigenen Einsicht, und brauchte seine eigene Geschicklichkeit im Denken, und im Ausdrucke seiner Gedanken. So müssen wir es auch machen, wenn wir nicht gezwungen, verstellt, oder affectirt schreiben wollen: wie z. E. Boileau zum Spott, des Balzac und Voitüre Schreibart, in ein Paar Briefen an den Marschall von Vivone, nachgeäffet hat.

VI. §.

Will man mir einwenden: daß gleichwohl Plinius der jüngere, in seinem II. Br. des I. B. gesteht, er habe den Demosthenes, und anderwärts, er habe den Cicero nachgeahmet; und daß dieser im zweyten Buche vom Redner im 2. und folgenden Cap. die Nachahmung angerathen: so werde ich es zugeben, daß man nachahmen könne; allein auf eine ganz andre und dritte Art. Ich nenne dieses die oratorische Nachahmung, die weder die Wörter, noch die Sätze und ihren Zusammenhang; sondern die ganze Art und den Character der Beredsamkeit, das ist die Freyheit der Gedanken, die Liebe zur Wahrheit, die Ehrlichkeit des Gemüthes, die Munterkeit und den Eifer im Vortrage seiner Vorstellungen, nachmachet und auszudrücken suchet. Von einer solchen Nachahmung war auch Cicero ein Freund; und davon redet er in der kleinen Schrift, von der besten Gattung der Redner, im II Hauptstücke. Es ist also wohl kein Redner zu finden, schreibt er, der nicht gern

dem Demosthenes ähnlich seyn wollte*. Und in dem folgenden Capitel schreibt er so**: „Denn da es nur eine einzige gute Gattung von Rednern giebt, so fraget es sich, „welche es sey? Es ist aber diejenige, die zu Athen geblühet hat, von welcher uns der Nachdruck der attischen Redner zwar unbekannt, ihr Ruhm aber weltkündig ist. „Diese sind nicht nur ohne alle Gebrechen, sondern sie sind „nicht einmal mit einer guten Gesundheit zufrieden: sie „wollen auch viel Stärke, gewaltige Arme, Blut und „Geister haben, ja noch eine angenehme Farbe dazu. „Diese lasset uns nachahmen, wenn wir anders können: wo „nicht, doch lieber diejenigen, die von unverletzter Gesundheit sind, wie die attischen Redner; als die einen schädlichen Ueberfluß zeigen, dergleichen Asien viele hervorgebracht hat." Hier sehen wir, was uns Cicero für eine Nachahmung empfiehlt. Wir sollen uns die attischen Redner in ihrer fehlerfreyen, gesunden, starken, gewaltigen, vollblütigen und angenehmen Beredsamkeit, zu Mustern nehmen. Und von dieser seinen Römern einen Geschmack beyzubringen, hat er selbst die Reden, die Demosthenes und Aeschines von der Krone gehalten haben, lateinisch übersetzet.

VII. §.

Allein so leicht dieses gesaget ist: so schwer ist es auszuüben. Man muß in den Sprachen und Schriften derjenigen, die man nachahmen will, gleichsam erzogen seyn. Man

* Itaque nemo est orator, qui se Demosthenis similem esse nolit.

** Vnum enim quum sit genus, id quale sit, quærimus? Est autem tale, quale floruit Athenis, ex quo atticorum oratorum ipsa vis ignota est, nota gloria. -- -- Qui cum careant omni vitio, non sunt contenti quasi bona valetudine; sed vires, lacertos, sanguinem quærunt, quandam etiam suavitatem coloris. Eos imitemur, si possumus: sin minus, illos potius, qui incorrupta sanitate sunt, quod est proprium Atticorum, quam eos, quorum vitiosa abundantia est, quales Asia multos tulit.

Man muß ihre Art zu denken und zu reden, sich geläufig und gleichsam eigen gemachet haben; so daß man nicht mehr daran denken darf, daß man sie nachahmen will, und dennoch eben so schreiben und reden kann, als sie geredet und geschrieben haben. Weil es nun nicht eines jeden Liebhabers der Beredsamkeit seine Sache ist, sich mit diesen Mustern der Griechen und Römer so bekannt zu machen: so haben Italiener, Franzosen und Engländer die besten Reden des **Demosthenes** und **Cicero** in ihre Sprache übersetzet, und sind also in des großen **Tullius** Fußtapfen getreten. Ich selbst habe mich ein gleiches unterstanden, als ich 1728 meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Beredsamkeit ans Licht stellete; indem ich ein paar Stücke von jedem der obbenannten Redner deutsch übersetzet beyfügte. Meine Absicht war gleichfalls, unsern Deutschen nur zu zeigen, wie die gesunde, starke und natürlich schöne Beredsamkeit der Alten aussähe; und sie zu Verwerfung des schwülstigen und aufgeblasenen, oder auch zusammengestoppelten Zeuges zu bewegen, welches gar zu lange bey uns geherrschet hat. Ich muß aber von meinen Bemühungen, ebenfalls mit dem **Cicero** gestehen, daß ich sie nicht, als ein ängstlicher Dollmetscher, sondern als ein Redner übersetzt habe; indem ich nicht sowohl jedes Wort, sondern vielmehr den Nachdruck ganzer Sätze auszudrücken bemüht gewesen bin*. Dieses mögen sich diejenigen zur Lehre und Antwort dienen lassen, die als ängstliche Schulmeister schreyen, daß bald hier, bald da eine Sylbe des Griechischen und Lateinischen nicht recht ausgedrückt sey; da sie doch selbst nicht einen einzigen Satz der Alten in einem leidlichen Wohlklange, oder mit oratorischem Feuer rein deutsch zu geben wissen.

VIII. §.

* Nec converti ut interpres, sed ut orator, sententiis iisdem & earum formis, tanquam figuris, verbis ad nostram consuetudinem aptis; in quibus non verbum pro verbo necesse habui reddere, sed genus omnium verborum vimque servavi. Non enim ea me annumerare meo Lectori putavi oportere; sed tanquam appendere.

VIII. §.

Soll ich nun auch Vorschläge thun, wie man sich am besten auf diese Art, die Alten nachzuahmen, legen könne: so kann ich nichts bessers rathen als dieses: Man wähle sich irgend einen Fall, wo man es bey den Geschichtschreibern erzählet findet, daß dieser oder jener alte Held, dieses oder jenes geredet haben soll. Den Inhalt ihrer Reden, und die Umstände der Zeit, des Ortes, der Absichten, und Veranlassungen stelle man sich, durch ein eifriges Nachdenken, so lebhaft vor, als man kann. Alsdann lese man, mit einer muntern und lauten Stimme, irgend eine andre aus den Alten übersetzte Rede durch: und wenn man sich dergestalt die Einbildungskraft erhitzet hat; so mache man sich an seine Arbeit. Man rede, so viel möglich ist, eben so frey, natürlich, ungezwungen, nachdrücklich und feurig, als der obgedachte Held in seinen Umständen geredet haben würde. Ich kann aus der Erfahrung die Versicherung geben, daß dieses ein treffliches Mittel ist, die Beredsamkeit der Alten, wo nicht zu erreichen; doch wenigstens sich ihnen weit mehr zu nähern, als man sonsten zu thun fähig gewesen seyn würde. Nicht nur an geschickten Lehrlingen habe ich diesen Vorschlag bewährt gefunden: sondern ich selbst habe mich dergestalt geübet. Um eine geringe Probe davon zu geben, könnte ich eine kleine Rede hersetzen, dazu mir ein gelehrter Mann und großer Kenner und Liebhaber der Alten, in der vertrauten Rednergesellschaft allhier, vor etlichen Jahren Gelegenheit gab. Denn da er eine Rede gehalten hatte, wodurch sich **Catilina** gegen die erste catilinarische Rede **Ciceros** hätte vertheidigen können: so nahm ich dabey Anlaß, zu dichten, als ob **Cato** der jüngere, der dabey zugegen gewesen, eine Antwort darauf gegeben hätte, den **Cicero** zu vertheidigen. Sie steht nunmehr in meiner akademischen Redekunst a. d. S. weswegen ich sie hier weglassen kann. Ich überlasse verständigen Lesern das Urtheil, ob ich theils den besondern Character des Cato, theils die Beredsamkeit der Alten überhaupt, einigermaßen ausgedrücket

gedrücket habe: ich will aber zu dem Ende auch die beyden ciceronischen Reden, davon ich oben gedacht habe, hieher setzen: damit man von meiner Nachahmung desto besser urtheilen könne.

M. T. Cicerons Vertheidigungsrede
für den Poeten A. Licin. Archias.

Dafern ich, ihr Richter, einigen Witz besitze, wiewohl ich selbst am besten weis, wie gering er ist; oder dafern ich in der Beredsamkeit etwas gethan habe, davon ich denn nicht läugnen will, daß ich nicht einiger maßen darinn geübet wäre; dafern endlich der erste Grund zu dem allen, durch den Fleiß und die Unterweisung in freyen Künsten, gelegt worden, davon ich denn frey gestehe, daß ich mein lebenlang keinen Abscheu davor gehabt habe: so sollte von rechtswegen itzo Archias Licinius, die Früchte des allen von mir zu gewarten haben. Denn so weit ich immermehr zurück denken und mich der vergangenen Zeiten meiner ersten Kindheit erinnern kann: so sehe ich, daß derselbe mein erster Anführer gewesen ist, und mir diese Art des Studirens zuerst angewiesen hat. Ist nun diese meine Sprache, die auf sein Anrathen und durch seine Vorschrift, ins Geschick gebracht worden, schon so manchem andern heilsam gewesen: so ist es ja nicht mehr als billig, daß ich auch demjenigen dadurch beystehe, und den, so viel an mir ist, zu erhalten suche, von welchem mein ganzes Vermögen, andern zu helfen, den Ursprung hat. Es darf auch niemanden Wunder nehmen, wenn ich dieses sage: weil etwa Archias eine ganz andre Art der Gemüthsgaben besitzet; und weil er sich nicht auf die Redekunst geleget hat. Denn auch ich habe mich niemals so ganz und gar derselben ergeben; daß ich mich nicht zugleich in andern Sachen umgesehen hätte. Es sind nämlich alle Künste und Wissenschaften, die uns zu rechten Menschen machen, gewisser maßen mit einander verknüpfet, und, so zu reden, durch eine nahe Verwandschaft unter einander verbunden.

Be-

Befremdet es indessen jemanden, daß ich in einer ordentlichen Streitfrage vor öffentlichem Gerichte, wo die Rechtssache vor einem Stadtrichter des römischen Volkes, einem recht wackern Manne; vor so strengen Beysitzern, und in einer so volkreichen Versammlung, vorgetragen wird, mich dieser ungewöhnlichen Art zu reden bedienen werde; die vor Gerichte unerhöret ist, und die mit der auf dem Rathhause eingeführten Sprache gar nichts gemein hat: so ersuche ich euch alle, daß ihr mir solches vergeben wollet. Erlaubet mir dießmal eine Rede zu halten, die sich für den Beklagten schicket; und die euch, wie ich hoffe, nicht beschwerlich fallen wird. Vergönnet mir, daß, da ich, zur Vertheidigung dieses gelehrten Mannes, vor einer so großen Anzahl studirter Leute; bey eurer eigenen Leutseligkeit; und endlich vor einem solchen Richter, als der gegenwärtige ist, reden soll; ich auch von den freyen Künsten und Wissenschaften etwas freyer, als gewöhnlich ist, reden möge. Denn, was ist es Wunder, daß ich bey einer solchen Person, die des Studirens und der gelehrten Ruhe halber, niemals vor Gerichte, oder in Gefahr gewesen, mich auch einer neuen und ungewöhnlichen Art des Vortrages bedienen werde?

Der Hauptsatz.

Bin ich nun so glücklich, daß mir dieses von euch verstattet und zugestanden wird, so verspreche ich darzuthun: „daß man diesen Archias, nicht nur aus der Zahl der Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verstoßen soll; „sondern daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl „gewesen wäre, noch itzo in dieselbe aufzunehmen verbunden seyn würde.

Erzählung.

Denn so bald Archias die Kinderschuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen bey Seite gesetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrsamkeit pflegen vorbereitet zu werden; hat er sich mit allem Fleiße aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu

Antiochia,

Antiochia, einer vormals sehr berühmten und reichen Stadt, wo ein großer Zufluß von gelehrten Leuten ist, und wo alle freye Künste blühen, ist er aus einem edlen Geschlechte gebohren: und hier hat er sich zu allererst, durch seinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals ist in allen Theilen von Asien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, so viel aus ihm gemachet worden: daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von seinem Geiste war gerühmet worden; und bey seiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man vorhin gehoffet hatte. Die griechische Gelehrsamkeit hatte damals ganz Wälschland erfüllet, und die freyen Künste wurden zu der Zeit weit eifriger getrieben, als itzo in eben den Städten geschieht. Ja auch in Rom wurden sie, wegen der damaligen Ruhe des gemeinen Wesens, nicht versäumet. Daher kam es, daß so wohl die Tarentiner, als die Rheginer und Neapolitaner, diesem **Archias** das Bürgerrecht und alle übrige Belohnungen zugestunden; und daß alle Kenner guter Köpfe ihn ihrer Bekanntschaft würdig achteten, und ganz willig in ihre Häuser aufnahmen.

Als er nun durch diesen Ruhm auch Abwesenden bekannt war, kam er unter des **Marius** und **Catulus** Consulate nach Rom; und fand also solche Häupter, davon der eine ihm recht große Thaten zu beschreiben an die Hand gab; der andre aber nebst den Thaten, auch Gelehrsamkeit besaß, und gern etwas wohl geschriebenes hören mochte. So gleich nahmen ihn die **Luculler** in ihr Haus, ob er gleich nur noch ein Jüngling war. Und das zwar, nicht nur etwa seines Witzes und seiner Wissenschaft wegen, sondern auch seines guten Naturells und seiner Tugend halber: so daß dieses Haus, welches in der Jugend sein erstes gewesen, ihm auch im Alter das allerbekannteste und vertrauteste geblieben. Er war damals bey dem **Q. Metellus**, der numidische genannt; und bey dem **Pius** seinem Sohne sehr wohl gelitten. **Marc. Aemilius** hörte ihn: **Q. Catulus**, Vater und Sohn, giengen mit ihm um. **L. Crassus**

hielt

hielt viel auf ihn: und da er mit den Lucullern, dem Drusus, den Octaviern, dem Cato und der ganzen hortensischen Familie in genauer Bekanntschaft stund: so wiederfuhr ihm sehr viel Ehre; weil nicht nur diejenigen ihn verehrten, die in der That Lust hatten, etwas zu lernen, sondern auch andre, die nur dafür angesehen seyn wollten.

Nach einer geraumen Zeit, als er mit dem L. Lucullus nach Cilicien gegangen war; und da dieser sein Amt daselbst niederlegte, mit ihm wieder zurücke gieng, kam er nach Heraklea. Weil diese Stadt sehr billige Gesetze und Rechte hatte: so trug er ein Verlangen, unter die Zahl ihrer Bürger aufgenommen zu werden. Und da er theils an sich selbst dieser Ehre würdig geschätzet, theils durch das Ansehen und die Gewogenheit Luculls unterstützet wurde; so fiel es ihm nicht schwer, solches von den Heraklienfern zu erlangen. Nun ward von dem Silanus und Carbo ein Gesetz gegeben, daß alle diejenigen das römische Bürgerrecht haben sollten, die es in einer mit Rom in Bündnissen stehenden Stadt erlanget hätten; wenn sie nur zu der Zeit, da das Gesetz gegeben ward, bereits ein Wohnhaus in Italien besessen hätten. Da nun unser Licinius schon seit vielen Jahren ein Haus in Rom hatte; so meldete er sich deswegen bey dem Stadtrichter Q. Metellus, der sein vertrauter Freund war.

Beweis.

Wenn ich hier nur von dem Bürgerrechte und einer Verordnung erwähne, so darf ich nichts mehr hinzusetzen: die ganze Sache ist dadurch ausgemachet. Denn sage mir Grachus, was kann von dem allen in Zweifel gezogen werden? Wilst du läugnen, er wäre nicht zum Bürger in Heraklea aufgenommen worden? Hier ist Lucullus, ein höchst ansehnlicher und redlicher Mann, der da saget, daß er solches nicht nur dafür halte, sondern gewiß wisse; der es nicht nur gehöret, sondern selbst gesehen hat; der endlich nicht nur dabey gewesen ist, sondern es selbst zuwege gebracht hat. Hier sind die

hera-

heraklienſiſchen Abgeordneten, recht wackere Männer. Dieſe ſind bloß dieſer Rechtsſache halber, mit dem Befehle, ein öffentliches Zeugniß abzuſtatten, hergekommen, und ſagen: er habe bey ihnen das Bürgerrecht gewonnen. Da foderſt du nun das heraklienſiſche Stadtbuch, welches im italiſchen Kriege mit der ganzen Kanzelley, wie wir alle wiſſen, verbrannt worden. Es iſt recht lächerlich, auf alle Beweiſe, die wir haben, nichts zu erwiedern; und nur ſolche Dinge zu fodern, die man nicht haben kann: von dem Gedächtniſſe der Zeugen kein Wort zu ſagen; und ſchriftliche Nachrichten zu verlangen: ja endlich die Aufrichtigkeit eines anſehnlichen Mannes, nebſt der eidlichen Ausſage einer redlichen Stadt, lauter glaubwürdige Zeugniſſe, darwider man gar nichts aufbringen kann! zu verwerfen; hergegen die Schriften zu begehren, die doch, deinem eigenen Geſtändniſſe nach, zuweilen pflegen verfälſchet zu werden.

Einwurf.

Ja! wirſt du ſagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt! Iſt das wohl wahrſcheinlich, da er ſo viel Jahre vor ſeinem erlangten Bürgerrechte, Rom für ſich, und ſein ganzes Vermögen, zum Aufenthalte erwählet hatte? Aber, ſprichſt du: er hat ſich nicht deswegen gemeldet! Freylich hat er ſich gemeldet; wie aus dem Verzeichniſſe erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden ſind, die größte Gültigkeit hat. Denn, da es hieß, daß des **Appius** Bücher nicht gut wären aufgehoben worden; **Gabinius** aber, ſo lange es ihm wohl gieng, durch ſeine Leichtſinnigkeit, und da er verurtheilet war, durch ſeine Trübſalen, alle Glaubwürdigkeit ſeiner Verzeichniſſe vernichtet hatte: ſo iſt hingegen **Metellus**, der gewiſſenhafteſte und beſcheidenſte Mann von der Welt, ſo ſorgfältig geweſen; daß er zu dem Stadtrichter **L. Lentulus**, und den übrigen Richtern gekommen, und bezeuget hat: daß ihm ein einziger verloſchener Namen ſehr nahe gegangen. In dieſem Verzeichniſſe nun ſieht man bey dem Namen **A. Licinius** nicht das geringſte verloſchen.

Und wie kann man bey dem allen an seinem Bürgerrechte noch einigen Zweifel tragen? zumal er es auch in andern Städten vorhin schon genossen hatte.

2. Beweis.

Denn da man in Griechenland auch sehr mittelmäßigen Leuten, die entweder keine, oder doch eine sehr geringschätzige Kunst verstanden, das Bürgerrecht oft umsonst zugestanden: sollten denn wohl die Rheginer, oder die Lokrenser, oder die Neapolitaner, dasjenige, was sie wohl eher den Schauspielern und Seiltänzern verstattet, diesem, wegen seiner besondern Geschicklichkeit so berühmten Manne versaget haben? Ja, da viele, nicht nur nach zugestandenem Bürgerrechte, sondern auch nach dem papischen Gesetze, sich auf gewisse Art in die Register dieser Städte eingeschlichen: sollte denn dieser, der sich doch auf die Verzeichnisse, darinn sein Namen befindlich ist, nicht einmal berufet; weil er sich allezeit für einen Heraklienser gehalten wissen wollen: sollte denn dieser, sage ich, verworfen werden?

Vieleicht foderst du die Aufzeichnung der gezählten Bürger? Gerade! als ob es unbekannt wäre, daß Licinius unter den neulichen Censoren, mit dem berühmten Feldherrn Lucullus bey dem Heere gewesen; unter den vorigen aber bey eben demselben, da er Renntmeister war, sich in Africa aufgehalten; unter den allerersten endlich, nämlich Julius und Crassus, kein einziger Theil des Volkes abgezählet worden. Weil aber die Aufzeichnung keinem das Bürgerrecht bestätiget; sondern bloß anzeiget, daß derjenige, der aufgezeichnet worden, sich bereits als ein Bürger verhalten habe: so muß er ja wohl auch zu der Zeit, die du ihm vorrückest, die Rechte der römischen Bürger schon genossen haben; da er oft nach unsern Gesetzen Testamente gemachet, von römischen Bürgern Erbschaften angenommen, und aus der öffentlichen Schatzkammer, unter dem Stadtrichter und Bürgermeisteramte Luculls, Belohnungen erhalten hat. Suche derowegen Beweisgründe auf, wenn du kannst: denn nimmermehr

mehr wirst du ihn, weder durch sein eigenes Geständniß, noch durch die Aussage seiner Freunde überführen können.

Einwurf, und Erläuterung.

Fragst du, Gracchus, warum ich so viel auf diesen Mann halte? Darum, weil er mir das Gemüth nach dem Tumulte und Geräusche des Rathhauses erquicket, und die vom Anhören so vieler Lästerungen ermüdeten Ohren, wieder belustiget. Meynest du ferner, daß ich Materien genug im Vorrathe haben würde, täglich von so vielerley Sachen Reden zu halten; wenn ich nicht meinen Verstand durch Wissenschaften aufklären sollte? Oder glaubest du, daß ein Gemüth solche starke Beschäfftigungen aushalten würde, wenn man es nicht durch die Gelehrsamkeit wiederum beruhigen möchte?

Ich gestehe es nämlich frey heraus, daß ich den freyen Künsten ergeben bin. Diejenigen mögen sich schämen, die sich in solche Wissenschaften vertiefet haben, die sie weder zum öffentlichen Nutzen anwenden, noch ans Tageslicht bringen können. Was sollte ich mich aber schämen? der ich schon so viele Jahre lang so lebe, ihr Richter! daß mich weder meine Ruhe, noch meine Wollust, noch mein Schlaf jemals gehindert haben, jemanden von meinen Freunden beyzustehen, oder behülflich zu seyn. Wer will mich denn nun tadeln, oder wer kann mirs mit Recht übel deuten, daß ich diejenige Zeit, die andern zu ihren Hausgeschäfften, zu Feyertagen und Schauspielen, zu andern Ergetzlichkeiten, ja selbst zur Gemüths- und Leibesruhe zugestanden wird; daß ich diejenige Zeit, die von andern auch zu mäßigen Gastmahlen, ja zum Würfel- oder Ballspiele angewendet wird, für mich, zur Wiederholung dieser Wissenschaften ausetze?

Man sollte mir dieses um so viel mehr zugestehen, da sich aus eben diesen Beschäfftigungen meine ganze Beredsamkeit herschreibt; welche, nach dem wenigen Maaße, darinn ich sie besitze, niemals meine Freunde hat in Gefahr stecken lassen. Dünket nun dieselbe jemanden etwas geringes zu seyn; so sehe

ich doch wohl, woher auch dasjenige seinen Ursprung habe, welches unstreitig das allervortrefflichste ist. Denn hätte ich mich nicht von Jugend auf, durch vielen Fleiß im Studiren, zu überzeugen gesuchet: man müsse in dieser Welt nach nichts anders so sonderlich streben, als nach Ehre und Ruhm; und daß, in der Bemühung darnach, alle Marter des Leibes, alle Gefahr des Todes und der Landesverweisung, für nichts zu achten sey: nimmermehr würde ich mich für eure Wohlfahrt, in so viele und wichtige Streitigkeiten verwickelt, und den täglichen Anfällen der allerruchlosesten Menschen dargestellet haben. Aber alle Bücher sind voll davon; alle Sprüche der Weisen handeln davon; alle Exempel des Alterthums bezeigen es häufig: als welche insgesammt im Finstern liegen würden, wenn sie nicht durch das Licht der Gelehrsamkeit bestralet würden. Was haben uns nicht die griechischen und römischen Scribenten für herrliche Vorbilder tapferer Männer, schriftlich hinterlassen: die sie gewiß nicht nur zum Anschauen, sondern zur Nachfolge abgeschildert haben? Diese habe ich mir, in Verwaltung der Republik, allezeit zu Mustern vorgestellet, und dabey alle mein Tichten und Trachten, nach den Meynungen vortrefflicher Männer, eingerichtet.

Einwurf.

Fraget jemand: Wie? haben denn die großen Leute, deren Tugenden in Schriften aufgezeichnet worden, diejenigen Wissenschaften und Künste auch verstanden, die du so rühmest und erhebst? Es ist freylich schwer, dieses von allen zu behaupten: aber ich weis schon, was ich antworten will. Ich gestehe es, daß es viel wackere Männer, voller Großmuth und Tugend gegeben, die auch ohne die Gelehrsamkeit, durch eine fast übermenschliche Vortrefflichkeit ihres Naturells, von sich selbst, gelassen und gesetzt geworden sind: ja ich setze noch dieses hinzu, daß es der Natur öfter ohne die Wissenschaft, als der Wissenschaft ohne das Naturell gelungen sey, Lob und Ehre zu erwerben. Aber ich behaupte doch:

doch: daß wenn zu einem trefflichen und sonderbaren Naturelle, auch die Anleitung der Gelehrsamkeit gesetzet worden: daß sage ich, alsdann recht etwas herrliches und ungemeines daraus zu entstehen pflegt. Zu dieser Art gehöret Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsere Väter noch gekannt; dahin gehören L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehöret jener alte M. Cato: welche alle wahrhaftig nimmermehr das Studiren geliebet haben würden, wenn ihnen nicht die Gelehrsamkeit zur Tugend behülflich gewesen wäre.

Erläuterungen. 1. Ein Lehrspruch.

Gesetzt aber, daß man keinen so großen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt, daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: nichts destoweniger würdet ihr doch diese Beschäfftigung des Gemüthes für etwas edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nämlich schicket sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort: die freyen Künste hergegen nähren die Jugend, und belustigen das Alter; sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke; sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns in der Fremde nicht; sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens schmecken und empfinden; so müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

2. Aehnlicher Fall.

Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäurischem Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Komödianten Roscius nicht wäre gerühret worden? Der, ob er gleich ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen seines Leibes,

bey uns allen so viel Liebe erworben: wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht gesehen, ihr Richter, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge der schönsten Verse, von allerley vorfallenden Sachen aus dem Kopfe hergesaget? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn gestöret worden, wiederum von eben den Materien, doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muße zu dichten, so hat er solchen Beyfall dadurch erhalten, daß er fast den alten Scribenten gleich geschätzet worden. Sollte ich nun denselben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern? Sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weise zu vertheidigen suchen?

Zeugnisse.

Wir haben es ja von den größesten und gelehrtesten Leuten gehöret, daß gewisse Gattungen der Wissenschaften auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent habe, durch die eigene Munterkeit seines Gemüthes angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe gereget werde. Unser Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer: weil es das Ansehen hat, als ob sie uns, durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenk mitgetheilet und empfohlen würden. So lasset doch derowegen bey euch, ihr Richter! als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen eines Poeten heilig seyn, den gewiß noch keine Barbaren verletzet hat. Felsen und Wüsteneyen geben einen Wiederhall; ungezähmte Bestien werden durch den Gesang besänftiget, und stehen stille: wir aber, die wir doch wohl erzogen, und zu den artigsten Dingen angeführet worden, wir sollten nicht durch die Stimme eines Poeten gerühret werden?

Wiederspiele.

Die Kolophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann; die Chier geben ihn für den ihrigen aus; die Salaminier eignen ihn sich zu; die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden, auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet gewesen: wir aber, wollen diesen Lebendigen verstoßen; der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der Unsrige ist?

Bewegungsgrund.

Hierzu kömmt noch, daß Archias seine ganze Fähigkeit angewandt hat, die Ehre und das Lob des römischen Volkes zu preisen. Er hat nämlich schon in seiner Jugend, vom cimbrischen Kriege geschrieben; und ist auch so gar bey dem C. Marius beliebt gewesen, der doch sonst gegen diese Art der Gelehrsamkeit etwas hart zu seyn geschienen hat. Denn solch ein abgesagter Feind der Musen ist wohl niemand, daß er es nicht sollte leiden können, wenn ein ewiges Lob seiner Thaten in Versen beschrieben würde.

Beyspiele.

Als man den Themistokles, jenen großen Athenienser, befraget: Was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? so soll er gesaget haben: dessen, der seine Tugend am besten preisen könnte. Und jener Marius hat gleichfalls den L. Plotius geliebet; weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten.

Erregung des Affects der Ehrliebe.

Nun hat aber Archias den ganzen mithridatischen Krieg, der so groß und schwer war, und auf so mannigfaltige Weise, zu Lande und zu Wasser geführet worden, von Anfang bis zum Ende beschrieben: welche Bücher gewiß nicht nur den

den L. Lucullus, einen tapfern und berühmten Helden, sondern auch den Namen des römischen Volkes verherrlichen. Denn das römische Volk hat, unter Luculls Anführung, zuerst Pontus eröffnet, eine Landschaft, die vormals mit königlichen Kosten, ja selbst durch die Natur der Gegenden befestiget war. Des römischen Volkes Kriegesheer hat unter eben diesem Anführer, mit einer mäßigen Anzahl, die unzählbare Macht der Armenier in die Flucht geschlagen. Das römische Volk hat den Ruhm, daß es die wohlgesinnte Stadt der Cyzicener, auf Anrathen eben desselben, von allen königlichen Anfällen befreyet, ja sie, so zu reden, dem Kriege aus dem Rachen gerissen und erhalten hat. Unsre unglaubliche Seeschlacht bey Tenedus wird allezeit gelobet und gepriesen werden, da L. Lucullus so tapfer gefochten, daß die Heerführer der Feinde erschlagen, und ihre Flotte sammt ihnen versenket worden. Unsre Siegeszeichen, unsre Ehrenmäler, unsre Triumphe, sage ich, werden in stetem Andenken bleiben. Von welchen Scribenten nun diese Dinge beschrieben werden, von denen wird auch der Ruhm des römischen Volkes gepriesen.

Unser Ennius ist bey dem ältern Scipio Africanus wohl gelitten gewesen: ja man meynet, in dem scipionischen Grabmaale stehe er in Marmor gehauen. Durch dergleichen Lob aber, werden nicht nur die gelobet, welche ausdrücklich gelobet werden; sondern es wird auch der ganze römische Namen dadurch gepriesen. Wird Cato, der Aeltervater des itzigen, bis in den Himmel erhoben; so wird auch dem Ruhme der Römer dadurch ein großer Glanz zugezogen: ja es werden auch alle die Maximer, Marceller und Fulvier niemals gerühmet; ohne daß uns allen dadurch ein allgemeines Lob zuwachsen sollte. Haben nun unsre Vorfahren einen rudischen Mann, den Ennius, der dieses alles ins Werk gerichtet, zum Bürger aufgenommen: wollen wir denn diesen Heraklienser, den so viele Städte gern bey sich gehabt hätten, und der durch unsre Gesetze wirklich für einen Bürger erkannt worden, aus Rom verbannen?

Ein-

Einwurf.

Diejenigen irren sehr, die dafür halten, daß griechische Verse von geringerm Nutzen wären, als lateinische: denn was griechisch ist, das wird in aller Welt gelesen; das Latein hingegen ist in gewisse Schranken, die gewiß ziemlich enge sind, eingeschlossen. Wenn also gleich unsre Thaten selbst noch in gewisse Landschaften des Erdbodens eingeschränket sind; so sollen wir doch ein Verlangen tragen, daß unser Ruhm auch dahin dringen möge, wohin unsre Fäuste und Schwerter noch nicht gedrungen sind. Dieses würde nicht nur für das ganze Volk, dessen Thaten beschrieben werden, etwas herrliches seyn; sondern auch denen, die des Ruhms halber ihr Leben in Gefahr setzen, ein besondrer Sporn und Antrieb zu allen Unternehmungen und Beschwerlichkeiten werden. Wie viel Scribenten seiner Thaten soll nicht jener große Alexander bey sich gehabt haben? Doch hat derselbe, da er bey dem trojanischen Vorgebirge Sigäus, am Grabe des Achilles gestanden, ausgerufen: O beglückter Held, der du den Homer zum Herolde deiner Tapferkeit gefunden hast! Und darinn hatte er ganz recht: denn wäre das Heldengedicht Ilias nicht geschrieben worden, so würde eben das Grab, welches seinen Leichnam bedecket hat, auch zugleich seinen Namen verscharret haben.

Und was sage ich viel? Hat nicht so gar unser großer Pompejus, dessen Glück seiner Tapferkeit gleicht, den Scribenten seiner Thaten, Theophanes von Mytilene, in der Versammlung seines Heeres, mit dem Bürgerrechte beschenket? Und haben nicht unsre tapfre Krieger, ob sie gleich Landleute und Soldaten waren, von einer gewissen Süßigkeit des Lobes getrieben, durch ein großes Freudengeschrey ihren Beyfall darüber bezeuget, als wenn sie nämlich an der Ehre mit Theil haben sollten?

3. Beweis.

Ich glaube also fest: wenn Archias nicht bereits nach den Gesetzen einer römischer Bürger wäre; so würde er es

ja leicht durch irgend einen Feldherrn haben werden können. Da Sylla die Spanier und Gallier mit dem Bürgerrechte beschenket hat; so würde er gewiß diesen abgewiesen haben! Sylla, sage ich, den wir doch gesehen haben, daß, als ihm ein elender Poet ein kleines Sinngedicht auf ihn, nur in vermischten langen und kurzen Versen, mitten aus dem Volke zugeworfen; er gleich darauf befohlen, ihm etwas von den Sachen, die damals verkaufet wurden, zur Belohnung zu reichen: doch mit Bedinge, daß er ins künftige nichts mehr schreiben sollte. Sollte nun derjenige, der auch eines schlimmen Poeten Arbeit und Mühe belohnenswerth geachtet, dieses Licinius Geschicklichkeit, Nachdruck und Reichthum im Schreiben nicht geliebet haben?

Was noch mehr? Sollte er von dem frommen Q. Metellus, als seinem vertrauten Freunde, der so vielen andern das Bürgerrecht geschenket, weder durch sich selbst, noch durch die Luculler, dasselbe nicht erlanget haben? Von dem Metellus, der es doch so gern sah, wenn von ihm geschrieben ward, daß er auch Dichtern, die zu Corduba gebohren worden, und also etwas hochtrabendes und fremdes an sich hatten, dennoch Gehör zu geben pflegte? Denn warum soll man das läugnen und verhelen, was doch nicht kann verhelet werden? Man gestehe es lieber: wir lassen uns alle gern loben: und je edler ein Gemüth ist, desto mehr läßt es sich durch Ruhm und Ehre lenken. So gar diejenigen Weltweisen, die von Verachtung der Ehre schreiben, setzen auf eben die Bücher ihre Namen, und wollen eben deswegen gerühmet und genennet werden; weil sie den Ruhm und Preis verachten.

Beyspiele.

Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten seines Freundes Attius, so gar die Eingänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius, mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute,

die

die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben; da sollten ja wohl die politischen Richter, vor der Ehre der Musen, und der Wohlfahrt der Poeten keinen Abscheu haben. Und damit ihr dieses desto williger thun möget, ihr Richter, so will ich mich euch selbst darstellen, und von meiner eigenen Ehrliebe, die vieleicht gar zu stark, aber doch ehrbar ist, ein Bekenntniß ablegen.

Denn was ich in meinem Consulate, zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum Besten der ganzen Republik gethan, das hat dieser **Licinius** in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn, darinn fortzufahren: weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Lob und Ehre. So bald aber dieses wegfällt, ihr Richter! was verlohnet sichs denn der Mühe, das wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts künftiges vorher sehen könnten, und das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel stecken sollte: so würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime Kraft, die das Herz Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und uns die Erinnerung giebt: man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen, sondern bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt und kleinmüthig? wir, sage ich, die wir der Republik halber, in so vieler Arbeit und Gefahr schweben; daß, da wir bis an unsern letzten Athem keinen ruhigen Augenblick genossen, wir dennoch dafür halten sollten: es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder, da viele treffliche Leute ihre Säulen und Bil-

der,

der, die doch nur den Leib, und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben; sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unserer Klugheit und Tugend solche Abbildungen nachzulassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? Zum wenigsten habe ich mir eingebildet, daß alles, was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken, der ganzen Welt kund gemachet und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles, mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn; oder auch alsdann, nach der Meynung der weisesten Männer, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: so belustige ich mich doch itzo schon, in Gedanken und in der Hoffnung daran.

Wiederholung.

Ey so erhaltet denn, ihr Richter, diesen **Archias**, der eine solche Schamhaftigkeit besitzet, die durch die Zuneigung seiner Freunde so wohl, als durch ihren eigenen Werth und ihre besondre Schönheit gebilliget wird; den **Archias**, dessen Geist und Witz so groß ist, als man dasjenige schätzen muß, was von so vielen großen Männern geliebet worden; den **Archias**, dessen Sache endlich so beschaffen ist, daß sie durch die Gesetze, durch das Ansehen einer Stadt, durch das Zeugniß Luculls, durch das Register Metells bestätiget worden. Da es nun mit dem allen seine Richtigkeit hat, so bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwa in so wichtigen Sachen nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein göttlicher Fürspruch nöthig ist: daß ihr denjenigen, der euch, der eure Feldherren, der die Thaten des römischen Volkes allezeit gepriesen, der auch in dieser neuen Gefahr, die so wohl mich als euch ins besondre betrifft, uns auf ewig ein rühmliches Zeugniß zu geben verspricht; und der endlich in die Zahl derer gehöret, die allezeit für heilig gehalten, und so genennet worden, dergestalt in euren Schutz nehmen wollet; daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterstützet, als durch eure Schärfe verletzet zu seyn scheinen möge.

Beschluß.

Ich habe von dieser Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und schlechtweg geredet, und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gerichte ungewöhnliche Weise, von dem großen Witze dieses Mannes, und überhaupt von der Dichtkunst erwähnet habe: davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch, ihr Richter, zum Besten gedeutet werden; so wie ichs von demjenigen, der das Gericht hält, ohne dieß schon völlig versichert lebe.

Des M. T. Cicero Vertheidigungsrede für den Ligarius, an den Cäsar gehalten.

Eingang.

Es ist ein ganz neues, und bis auf diesen Tag unerhörtes Laster, theurer Cäsar, welches mein Anverwandter Qu. Tubero dir vorgebracht hat, daß nämlich Q. Ligarius in Africa gewesen sey. Hierzu kömmt noch, daß C. Pansa, ein Mann von großem Verstande, vielleicht aus Zuversicht auf die sonderbare Vertraulichkeit, der du ihn würdigest, kein Bedenken getragen, solches durch sein Zeugniß zu bekräftigen.

Bey solchen Umständen weis ich weder aus noch ein. Denn da du dieses weder selbst wissen, noch von jemanden anderm hättest erfahren können: so kam ich in der Absicht und mit dem Vorhaben her, mich deiner Unwissenheit zur Erhaltung eines Elenden zu misbrauchen. Weil aber durch die Sorgfalt des Widersachers das verborgene schon ans Licht gebracht worden: so werde ichs meines Erachtens auch wohl gestehen müssen; sonderlich, da mein Blutsfreund C. Pansa gemachet hat, daß mein Läugnen gewiß zu spät kommen würde. Ich will mich also in keinen Streit einlassen, und meine ganze Rede bloß an deine Gnade richten: an deine Gnade sage ich, von welcher schon so viele sind erhalten worden; wenn sie dich nur nicht um die Vergebung

ihrer

ihrer Frevelthaten, sondern um die Verzeihung ihrer Fehler angeflehet haben.

Abhandlung.

Da höreſt du nun, Tubero, was sich ein Kläger am meisten zu wünschen pfleget; ich meyne einen Beklagten, der sein Verbrechen gesteht: der es aber so gesteht, daß er eben derjenigen Partey zugethan gewesen, welcher du selbst, ja dein eigner Vater, ein wackerer und rechtschaffener Mann, auch angehangen. Ehe ihr also den Ligarius einer Uebelthat beschuldigen wollet, müsset ihr euer eigenes Verbrechen gestehen. Die ganze Sache verhält sich so.

Erzählung.

Als neulich noch niemand an einen Krieg gedachte, ward Qu. Ligarius mit dem C. Considius, als ein Gefährter und Gehülfe nach Africa gesandt: in welcher Bestallung er sich auch bey Bürgern und Bundsgenossen so beliebt gemachet hat, daß Considius, als er die Provinz verließ, ihnen insgesammt keinen größern Gefallen erweisen konnte; als indem er ihn, und keinen andern, an seiner Stelle zurücke ließ. Ligarius schlug dieses Amt sehr lange aus; doch da er nichts damit ausrichtete, übernahm er endlich, wiewohl ungern, die Regierung der Provinzen. Er hat auch dieselben in währendem Frieden so verwaltet, daß seine Redlichkeit und sein gewissenhaftes Wesen, bey Einheimischen und Auswärtigen überaus beliebt gewesen.

Doch siehe! von unverhofft entbrannte das Kriegsfeuer, und zwar so plötzlich; daß man in Africa eher von Feldzügen und Schlachten, als von den Zurüstungen Zeitung bekam. Kaum war diese Nachricht erschollen, als die Africaner, theils aus Unbesonnenheit, theils aus blinder Furcht einen Anführer suchten; anfangs zwar, bloß für ihre Wohlfahrt zu kämpfen, hernach aber auch ihrer besondern Parteylichkeit ein Gnügen zu thun. Ligarius dachte indessen nach Hause, und ließ sich also in keine Weitläuftigkeiten ver-

verwickeln; weil er entschlossen war, sich zu den Seinigen zu begeben.

Zu eben der Zeit kömmt P. Acc. Varus, den man als Prätor nach Africa geschicket hatte, nach Utica; und alsbald läuft alles bey demselben zusammen. Niemand war begieriger die Regierung zu übernehmen, als eben dieser: dafern das eine Regierung heißen kann, welche einem Privatmanne, und zwar durch das bloße Geschrey des unverständigen Pöbels, ohne irgend einen deswegen öffentlich abgefaßten Schluß, aufgetragen wurde. Und also war Ligarius, der sich in dergleichen Händel gar nicht zu mischen dachte, bey der Ankunft des Varus eine Zeit lang ganz stille.

1. Beweis.

Bis hieher, theurer Cäsar, ist also Ligarius noch ohne alle Schuld. Er ist von Hause gezogen, nicht nur, als noch kein Krieg war; sondern als man nicht einmal einen Krieg vermuthen konnte. Da er zur Friedenszeit, als ein Unterstadthalter versandt worden, hat er sich in seiner ruhigen Provinz so aufgeführet, daß es ihm zuträglich war, sie im Frieden zu erhalten. Zum wenigsten kann also seine Abreise dir nicht zuwider seyn. Sollte dir denn etwa sein Verweilen misfallen? Noch vielweniger. Denn seine Abreise geschah aus keiner strafbaren Absicht: sein Aufenthalt aber in Africa, hatte so gar eine tugendhafte Nothwendigkeit zum Grunde. So hat man ihm denn in diesen beyden Gelegenheiten nichts vorzurücken: da er nämlich zuerst als Unterrichter aus Rom abgegangen; zum andern, aber, auf flehentliches Ansuchen der Provinz, zum Stadthalter über Africa gesetzet worden. Die dritte ist diejenige Zeit, da er nach der Ankunft des Varus in Africa geblieben: und dafern hiebey was Lasterhaftes zu finden ist; so wird es auf die Nothwendigkeit selbst, nicht aber auf die Bosheit seines Willens, zurücke fallen.

Man bedenke es nur, wäre es ihm nur einigermaßen möglich gewesen, sich davon zu machen; würde er nicht lieber in Rom, als in Utica; lieber bey seinen liebsten Brüdern, als

bey

bey dem P. Accius; lieber bey den Seinigen, als in der Fremde, gelebet haben? Die Verschickung selbst war ihm verdrüßlich und unangenehm gewesen, wegen der unglaublichen Liebe und Einigkeit, darinn er mit seinen Brüdern lebte: hätte er denn wohl gutes Muths seyn können, wenn ihn die Unruhe des Krieges von ihnen getrennet hätte? O Cäsar! du hast also noch kein einziges Merkmaal, daß Ligarius dir zuwider gewesen seyn sollte.

Leidenschaften.

Erwäge nur, wie redlich und aufrichtig ich seine Sache vor dir vertheidige, da ich mich selbst dabey verrathe. O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit! die gewiß so ruhm- und preiswürdig ist, daß sie in Schriften und Ehrenmälern erhoben werden sollte. Cicero behauptet vor dir, daß ein anderer derjenigen Partey nicht zugethan gewesen, der er doch selbst, seinem eigenen Geständnisse nach, angehangen, und befürchtet dabey deine heimliche Gedanken nicht; besorget auch nicht, was dir, indem du von einem andern reden höreſt, von ihm selber einfallen möchte. Siehe nur, wie wenig ich mich davor scheue! Siehe, welch ein Stral deiner Gnade und Weisheit gehet mir auf, indem ich vor dir rede! Ich will dieses so laut ausrufen, als es mir möglich ist, damit es das ganze römische Volk hören möge.

Als der Krieg, o Cäsar, angefangen, ja großen Theils vollendet war, bin ich, ganz ungezwungen, mit Wissen und Willen, zu demjenigen Heere abgegangen, welches wider dich zu Felde gezogen war. Allein vor wem rede ich dieses? Ist es nicht derjenige, der, da er solches wohl wußte, mir dennoch, und zwar ehe er mich noch gesehen, wiederum nach Rom zu kommen erlaubet hat? Ist es nicht derjenige, der aus Aegypten an mich geschrieben, daß ich bleiben sollte, was ich sonst gewesen war? Ist es nicht derjenige, der, da er allein im ganzen römischen Reiche Befehlshaber war, mich den nächsten nach ihm hat seyn lassen; derjenige, von welchem ich, vermöge der Bothschaft dieses gegenwärtigen C. Pansa, die

mit

mit Lorbern umwundenen römischen Beile erhalten habe; der endlich dafür gehalten, daß er mich dann allererst vollkommen begnadiget dafür gehalten, wenn er mich in alle meine vorige Ehrenämter wieder eingesetzet hätte.

Siehe, Tubero, wie ich mich fürchten werde, des Ligarius Verhalten zu gestehen, da ich kein Bedenken trage, von meinem eigenen zu reden. Ich habe es aber deswegen von mir selbst gesaget: damit Tubero es mir nicht übel nehmen könnte, wenn ich von ihm eben das sagen würde; von ihm, dem ich doch theils wegen der nahen Anverwandschaft, theils wegen des Vergnügens, das mir seine Gemüthsart und Aufführung verursachet, sehr zugethan bin: ja dem ich deswegen allen Ruhm gönne, weil das Lob eines so nahen Verwandten, mir selbst einigermaßen zum Vortheile gereichet.

Aber das frage ich nur: wer ist es denn, der es für ein Verbrechen hält, daß Ligarius in Africa gewesen ist? Ist es nicht derjenige, der selbst gern in Africa gewesen wäre, und sich nur beklaget, daß er vom Ligarius daran gehindert worden; ja der wirklich selbst mit dem Degen in der Faust wider den Cäsar gefochten? Denn, sage mir, Tubero, was machte dein entblößtes Schwert in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Körper sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen deine Gedanken? deine Augen? deine Hände? deine brennenden Begierden? Was wünschtest du? Was verlangtest du? Ich dringe gar zu scharf auf ihn ein: es scheint, der junge Mensch sey gerühret worden: ich will nur wieder auf mich selbst kommen. Ich selbst bin auf deiner Partey gewesen! Was war aber sonst unser aller Absicht, o Tubero, als diese, daß wir alle diejenige Macht erlangen möchten, die der gegenwärtige Cäsar erlanget hat?

Soll nun aber, o Cäsar, die Rede dererjenigen dich zur Grausamkeit reizen, die eben dadurch, daß sie ungestraft geblieben, einen Beweis von deiner Gnade ablegen? In dieser ganzen Sache, o Tubero! habe ich nicht sowohl an deiner, als vielmehr an deines Vaters Klugheit etwas auszusetzen: welcher als ein so verständiger, und trefflicher gelehrter Mann, die

Beschaffenheit der ganzen Sache nicht besser eingesehen hat. Denn hätte er sie eingesehen: wahrlich! er würde dich lieber, wer weis wie; als auf solche Weise, die Anklage haben einrichten lassen.

Du beschuldigest ihn dessen, was er er gesteht: aber nicht genug. Du klagest denjenigen an, dessen Sache entweder besser ist, als die deinige, wie ich dafür halte: oder die doch der deinigen ganz gleich ist, wie du vermeynest. Das ist schon sehr wunderlich: aber noch weit seltsamer ist das, was ich noch hinzusetzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft, den **Ligarius** verdammen, sondern ihn ums Leben bringen zu lassen. Dergleichen nun hat vor dir, noch kein römischer Bürger gethan. Das ist ein ausländisches Verfahren! Die leichtsinnigen Griechen, oder die grausamen Barbarn, pflegen in ihrem Hasse so blutdürstig zu werden. Denn was ist wohl sonst deine Absicht? Soll er nur bloß nicht zu Rom leben? Soll er nur sein Haus meiden? Soll er nur mit seinen liebsten Brüdern, nur mit diesem gegenwärtigen **T. Brochus**, als seinem Vätter, nur mit dessen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orten leben? Soll er sich nur nicht in seinem Vaterlande aufhalten? Sage mir, ist er denn itzo darinn? Kann er wohl aller dieser Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo schon ist? Er ist ja aus Italien schon verbannet; er lebet schon in der Fremde. So willst du ihn dem nicht seines Vaterlandes, dessen er schon beraubet ist, sondern seines Lebens berauben! So hat wahrlich, niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehäßig war, am Leben strafete. Er selbst befahl umzubringen, ob es gleich niemand verlangte; ja er setzte wohl gar Belohnungen darauf: wiewohl doch diese Grausamkeit, von dem gegenwärtigen **Cäsar**, den du itzo gern grausam machen willst, gerächet worden.

Einwurf, und Beantwortung.

Nein, wirst du vieleicht sagen, das verlange ich nicht! Ich glaube es selbst wohl, **Tubero.** Denn ich kenne dich,

ich

ich kenne deinen Vater, ich kenne dein ganzes Haus und Geschlecht. Ferner ist mir die Gemüthsart eurer ganzen Familie, ihre Tugend, ihre Leutseligkeit, ihre Gelehrsamkeit in so vielen herrlichen Künsten und Wissenschaften; alles mit einander ist mir bekannt. Daher weis ich es nun gewiß, daß ihr nicht nach Blute dürstet: aber ihr sehet nicht recht, was ihr thut. Denn alles geht dahin, daß ihr mit derjenigen Strafe, darinn **Ligarius** schon stecket, nicht zufrieden zu seyn scheinet. Was ist nun noch sonst für eine vorhanden, als der Tod? Denn da er im Elende ist, wie er es denn gewiß ist: was fodert ihr mehr? Soll er etwa nicht Gnade erlangen? das ist ja in Wahrheit noch viel schärfer, noch viel härter, als jenes!

Willst du denn streiten, daß wir dasjenige nicht erlangen sollen, was wir daheim, mit Bitten und Flehen, zu den Füßen **Cäsars**, nicht so wohl aus Zuversicht auf unsre gute Sache, als aus Vertrauen zu seiner Gnade zu erhalten suchen? Willst du unsere Seufzer unterbrechen? Willst du uns hindern, fußfällig um Vergebung zu bitten? Wenn du nun, da wir dieses zu Hause würklich thaten, und, wie ich hoffe, nicht vergeblich gethan haben; uns plötzlich ins Wort gefallen wärest, und angefangen hättest zu schreyen: **Nein Cäsar! verzeihe ja keinem! Habe ja kein Mitleiden mit Brüdern, die für ihren Bruder Gnade suchen!** Was dünket dich, würdest du nicht ein Unmensch gewesen seyn? Aber wie viel härter ist es nicht, dasjenige auf öffentlichem Markte zu bestreiten, was wir zu Hause gesuchet haben, und also in einem solchen Elende, ihrer vielen die Zuflucht zur Barmherzigkeit abzuschneiden?

Ich will dir meine Gedanken frey eröffnen, o Cäsar. Wäre bey deinem großen Glücke, deine Gelindigkeit nicht so groß gewesen, als du sie von dir, von dir selbst, sage ich, schon besessen hast, (ich weis gar wohl, was ich rede): so würde dein neulicher Sieg, gewiß das bitterste Trauren und Klagen nach sich gezogen haben. Denn wie viele würden sich nicht unter den Unberwindern finden, die es gern sehen möchten, daß du grausam wärest; da es sogar unter den Ueberwundenen

dergleichen Leute giebt? Wie viele würden nicht deine Gnade hindern, und haben wollen, daß du niemanden verzeihen solltest, da selbst diejenigen, denen du Vergebung hast wiederfahren lassen, es nicht leiden wollen, daß du gegen andre barmherzig seyn sollst?

Wenn wir es dem Cäsar erweisen könnten: **Ligarius** wäre gar nicht in Africa gewesen; wenn wir durch eine so unsträfliche und mitleidige Lüge, der Wohlfahrt eines unseligen Bürgers zu statten kommen wollten: so würde es dennoch keinem Menschen obliegen, unsre Lüge zu entdecken und zu widerlegen. Ja gesetzt, daß es jemanden zustünde, so müßte es zum wenigsten kein solcher seyn, der von eben der Partey und in eben den Umständen gewesen ist. Aber es ist ganz was anders, nicht zu wollen, daß Cäsar irre; als nicht zu wollen, daß er Barmherzigkeit übe. Alsdann könntest du sprechen: **Glaube es nicht, o Cäsar! Ligarius ist in Africa gewesen: er hat gewiß wider dich gestritten.** Aber wie sprichst du itzo: **Verzeihe ja keinem!** So pflegt kein Mensch gegen andere Menschen zu sprechen: und wer sich, o Cäsar, solcher Worte gegen dich bedienen wird, der wird viel leichter seiner eigenen Menschlichkeit entsagen, als dir die deinige abdringen.

Der erste Antrag und die erste Forderung des Tubero war, wie mich dünkt, diese: er wollte von dem Verbrechen des **Ligarius** handeln. Ohne Zweifel wirst du dich gewundert haben, warum nicht etwa sonst jemand einen andern angeklaget; oder warum es eben ein solcher gethan, der in gleicher Verdammniß gewesen: oder was er etwa für ein neues Bubenstück anzugeben hätte? Du nennest es ein Verbrechen, **Tubero.** Warum denn das? Denn bisher hat man die Sache so noch nicht genennet. Einige nennen es ein Versehen; andre eine Blödigkeit. Die es hart nennen wollen, heißen es eine Hoffnung, eine Begierde, einen Haß, eine Beständigkeit. Die es am allerhärtesten benamen, nennen es eine Verwegenheit: ein Verbrechen aber hat es, außer dir noch niemand geheißen.

Verlanget indessen jemand den wahrhaften Namen dieses Uebels zu wissen, so scheint uns, meines Erachtens, ein unvermeidliches Unglück betroffen, und die unvorsichtigen Gemüther der Menschen so eingenommen zu haben, daß es kein Wunder ist, wenn alle menschliche Anschläge von einer höhern Gewalt überwältiget worden. Lasset uns doch nur elend daran seyn: wiewohl wir es unter einem so gnädigen Sieger nicht seyn können. Doch ich rede nicht von uns; von denen rede ich, die umgekommen sind. Sie mögen begierig, sie mögen zornig, sie mögen eigensinnig gewesen seyn: man beschuldige nur den todten **Pompejus**, man beschuldige nur auch so viele andre keines Lasters oder Verbrechens, keiner Raserey, keines Vatermordes.

Wer hat das jemals von dir gehöret, o Cäsar! oder was haben deine Waffen anders gesuchet, als wie sie den Schimpf von dir abwenden möchten? Was hat dein unüberwindliches Kriegesheer anders gethan, als daß es sein Recht und dein Ansehen beschützet hat? Ja was noch mehr ist: da du Frieden machen wolltest, war es dir um die Freundschaft boshafter, oder redlicher Bürger zu thun? In Wahrheit! Cäsar, deine großen Verdienste gegen mich, würden mir so groß nicht vorkommen, wenn ich glaubte, daß ich als ein Boshafter von dir wäre erhalten worden. Und wie hättest du dich um die Republik wohl verdient machen können, wenn du so viel Bösewichter unverrückt in ihren Würden gelassen hättest?

Fortgesetzte Erzählung.

Im Anfange sahest du es, o Cäsar, für eine Trennung, nicht aber für einen Krieg an; nicht für ein feindliches Wesen, sondern für eine bürgerliche Uneinigkeit: da beyde Theile die Republik erhalten wollten, aber theils durch ihre Anschläge, theils durch ihre Neigungen des rechten Zieles verfehleten. Das Ansehen der Anführer war beyderseits fast gleich; dererjenigen aber, die ihnen anhiengen, vielleicht nicht so gleich. Die Sache selbst war damals zweifelhaft, weil auf beyden

Theilen etwas zu loben war: „nun aber muß man wohl zwei„felsfrey diejenige für die beste halten, die selbst den Beystand „der Götter genossen hat.“ Denn nachdem man nunmehr deine Gnade kennen gelernet hat: wer wollte denn deinen Sieg nicht billigen, nach welchem keiner ums Leben gekommen, als der im Kriege geblieben ist?

Doch wir wollen die allgemeine Sache bey Seite setzen, und wieder zu der unsrigen kommen. Meynest du denn, **Tubero**, daß es dem **Ligarius** leichter gewesen seyn würde, Africa zu verlassen, als es euch war, nicht nach Africa zu gehen? Stund es denn in unserm Vermögen, wirst du sagen, da es der Rath beschlossen hatte? Frageſt du mich also: so sage ich: ganz und gar nicht! Aber gleichwohl hatte eben derselbe Rath den **Ligarius** auch dahin geschicket. Und er gehorchte demselben zu der Zeit, da man dem Rathe nothwendig gehorchen mußte: ihr aber seyd ihm gehorsam gewesen, da ihm sonst niemand gehorchte, als wer da wollte. Tadle ich dich deswegen? Mit nichten! Eure Familie, euer Namen und Geschlecht und eure Lebensart ließen es nicht anders zu. Nur das verstatte ich nicht, daß ihr andre deswegen tadeln sollet, wessen ihr euch doch selber rühmet.

Dem **Tubero** fiel sein Looß, als er abwesend war, ja krank darnieder lag. Er hatte sich vorgenommen, sich zu entschuldigen. Dieses weis ich wegen meiner Blutsfreundschaft mit dem **L. Tubero**. Denn wir sind zu Hause mit einander unterrichtet, im Felde Kameraden gewesen, hernach Schwäger geworden, und allezeit vertraute Freunde geblieben. Auch das ist endlich ein festes Band, daß wir allezeit einer Partey angehangen haben. Ich weis es derowegen, daß **Tubero** zu Hause bleiben wollte. Aber es ward ihm von jemanden so zugeredet, und er ward durch den heiligen Namen der Republik so hart beschworen, daß er solchen nachdrücklichen Vorstellungen weichen mußte, ob er schon gar nicht Lust dazu hatte. Er gab also einem ansehnlichen Manne nach, oder er gehorchte ihm vielmehr. Er reisete mit denen zugleich ab, die seiner Partey zugethan waren: die Reise aber gieng so lang-

sam

kam fort, daß er nicht eher nach Africa kam, als bis selbiges schon von andern eingenommen war.

Zweyter Beweis.

Daher kömmt nun das ganze Verbrechen des Ligarius, oder vielmehr der ganze Zorn gegen ihn. Ist es nun jemals ein Verbrechen, etwas gewollt zu haben; so ist es gewiß ein eben so großes, daß ihr Africa, die hauptsächlichste von allen unsern Provinzen, die dazu gemachet ist, daß sie unsre Stadt bekriegen soll, habt einnehmen wollen; als daß ein andrer dieselbe lieber behalten wollen. Und gleichwohl ist dieser andre nicht Ligarius gewesen! Varus sagte, daß er die Herrschaft darüber hätte; zum wenigsten hat er die Beile gehabt. Dem sey aber, wie ihm wolle, was gilt doch eure Klage, o Tubero? **Man hat uns nicht in die Provinz aufgenommen!** Wie nun? wenn ihr aufgenommen wäret; würdet ihr sie wider ihn behauptet haben?

Erläuterung.

Siehe doch, o Cäsar! wie frey, oder wie verwegen uns vielmehr deine Gnade machet! Antwortet Tubero, daß sein Vater Africa, wohin ihn der Rath geschicket hätte, dir würde übergeben haben; so werde ich kein Bedeuken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben: obgleich dir solches damals zuträglich gewesen wäre. Denn darum, daß es dir angenehm gewesen seyn würde, wäre es noch nicht zu billigen gewesen. Allein ich will das alles bey Seite setzen, nicht sowohl aus Furcht, deine geduldigen Ohren zu beleidigen; als vielmehr, damit es nicht scheinen möge, Tubero würde etwas gethan haben, was ihm doch niemals in den Sinn gekommen war.

Fernerer Beweis.

Ihr kamet also in die africanische Provinz, als in eine solche, die dem neulichen Siege vor andern widerstund; darinnen ein mächtiger König dieser Partey gehäßig, der Bundesgenossen

nossen Neigung aber ganz widerwärtig war; und wo sich zahlreiche und große Zusammenkünfte in den Städten beysammen fanden. Hier frage ich, was ihr gethan haben würdet? Doch was darf ichs fragen, was ihr würdet gethan haben; da ich sehe, was ihr in der That gethan habet? Man hinderte euch eure Provinz mit einem Fuße zu betreten; und wie ihr vorgebet, so that man solches mit dem größten Unrechte. Wie verhieltet ihr euch? Wem habt ihr die Klagen darüber vorgebracht? Ohne Zweifel demjenigen, dem ihr anhinget, und vor dessen Partey ihr mit zu Felde gezogen waret. Wäret ihr dem Cäsar zu gut in die Provinz gekommen; so würdet ihr gewiß zu ihm gekommen seyn, da man euch nicht hinein lassen wollte. Aber ihr kamet zum **Pompejus**!

Was ist denn nun das für eine Klage vor dem Cäsar, da ihr denjenigen anklaget, der euch verhindert haben soll, wider den Cäsar, Krieg zu führen? Meinet halben möget ihr euch, wenn ihr wollet, hier auch mit Unwahrheit rühmen, daß ihr die Provinz dem Cäsar übergeben hättet; wenn ihr nicht von dem **Varus** und etlichen andern wäret verhindert worden. Ich hingegen werde gestehen, **Ligarius** habe Schuld daran, daß euch diese Gelegenheit zu einem solchen Ruhme entzogen worden. Aber siehe, o Cäsar! die Standhaftigkeit dieses wackern Mannes, des L. Tubero: welche, wiewohl ich sie selbst dargethan und erwiesen habe, ich dennoch nicht angeführet haben würde; wenn ich nicht wüßte, daß diese Tugend vor allen andern von dir pflegt hoch geachtet zu werden.

Wo ist wohl jemand in der Welt so standhaft gewesen? Was sage ich aber standhaft? Ich weis nicht, ob ich nicht lieber geduldig sagen sollte. Denn wer würde wohl sonst das gethan haben, daß er in einem bürgerlichen Zwiespalte, wo er von der einen Partey nicht nur nicht aufgenommen, sondern auch aufs grausamste verworfen worden; sich dennoch wieder zu eben der Partey halten sollte? Das zeiget ein großmüthiges Herz, und einen solchen Geist an, den keine Beschimpfung, keine Gewalt, keine Gefahr von der einmal gefaßten Absicht und erwählten Partey abwendig machen kann.

Denn

Denn gesetzt: Tubero und Varus wären sonst in allen Stücken mit einander gleich gewesen, nämlich an Ehre, an Adel, an Ansehen, am Verstande; welches doch in der That nicht war: so war doch dieses das hauptsächlichste, daß Tubero, auf Befehl des Raths, mit rechtmäßiger Herrschaft nach Africa kam. Da er nun hier abgewiesen war, gieng er nicht zu Cäsarn über, damit er nicht für zornig; nicht nach Hause, damit er nicht für faul; nicht in eine andre Gegend, damit er nicht für einen solchen gehalten würde, der von seiner Partey abgewichen wäre: sondern er kam nach Macedonien, ins Lager des Cn. Pompejus, zu eben derjenigen Partey, von welcher er so schimpflich war verworfen worden.

Noch mehr! da dieses das Gemüth des Feldhern, zu welchem ihr zurücke kamet, nicht im geringsten rührete; wurdet ihr etwa dadurch kaltsinnig in eurem Eifer? Bliebet ihr etwa nur im Lager liegen, und hatte das Gemüth etwa vor seiner Partey einen Abscheu? Oder war nicht vielmehr bey euch so wohl, als bey uns allen, eine heftige Begierde zu siegen, wie es in Bürgerkriegen herzugehen pflegt? Ich habe zwar allezeit zum Frieden gerathen; aber damals war es zu spät: denn es wäre unsinnig gewesen, an den Frieden zu gedenken, da man das Treffen vor Augen sah. Wir alle, sage ich, wollten siegen; du aber insonderheit, der du dahin gekommen warest, wo du entweder siegen, oder umkommen mußtest: wiewohl ich nicht zweifle, daß du nicht den itzigen Umständen nach, deine nunmehrige Wohlfahrt jenem Siege vorziehen solltest.

Dieses alles würde ich nicht sagen, Tubero, wenn euch entweder eure Beständigkeit; oder dem Cäsar das Verzeihen leid wäre. Nun aber frage ich: ob ihr eure eigene Beleidigungen, oder die der Republick wiederfahren sind, zu rächen suchet? Ist das letztere; was wollt ihr denn von euer Beständigkeit auf der Partey des Pompejus antworten? Ist aber jenes; so hütet euch ja vor den irrigen Gedanken: Cäsar würde auf eure Feinde zürnen, da er seinen eigenen alles vergeben hat.

Was dünket dich also, Cäsar? Meynest du, daß ich den Ligarius vertheidige? von seiner That allein rede? Nein, alles was ich gesaget habe, läuft einzig und allein auf deine Leutseligkeit, oder Gnade, oder Barmherzigkeit hinaus.

Erregung des Mitleidens.

Ich habe mein Tage schon manche Sache ausgeführet, und das zwar mit dir selbst, Cäsar, da deine Bedienungen dich noch auf dem Rathhause beschäfftigten. Mein lebenlang aber habe ich nicht gesaget: Vergebet ihm doch, ihr Richter! er hat sich versehen! es ist ein Irrthum! er hat es so böse nicht gemeynet! er wird es niemals mehr thun! Gegen einen Vater pflegt man so zu reden; gegen die Richter aber heißt es: Er hat es nicht gethan! es ist ihm nicht in den Sinn gekommen! es sind falsche Zeugen! das Laster ist erlogen! Sage nur einmal, o Cäsar! du wollest von der That des Ligarius, als ein Richter sprechen; und frage, von welcher Partey er gewesen ist? Ich werde kein Wort sagen, und nicht einmal dasjenige hervor suchen, was vieleicht auch vor einem Richter zu seiner Entschuldigung dienen könnte. Vor dem Anfange des Krieges ist er als Unterrichter abgereiset, im Frieden da gelassen, im Kriege unterdrücket worden; bey dem allen aber gar nicht heftig und eifrig, sondern dir von ganzem Herzen zugethan gewesen.

So pflegt man gegen Richter zu sprechen; aber ich habe mit einem Vater zu thun. Ich habe gefehlet! er hat unrecht gehandelt! es ist ihm leid! Ich nehme meine Zuflucht zu deiner Gnade, ich bitte um die Verzeihung des Fehlers! Vergib ihm, bitte ich! Hat sonst niemand Gnade erlanget, so bitte ich freylich zu frech: sind aber viele so glücklich gewesen; so hilf auch uns, wie du uns Hoffnung dazu gemachet hast. Sollte denn Ligarius nicht einmal hoffen dörfen; da ich doch selbst die Freyheit habe, gar für andre zu bitten?

Einschmäuchelung.

Wiewohl, unsre Hoffnung bey dieser Sache, gründet sich weder auf diese Rede, noch auf die Bemühung derer, die

für

für den Ligarius bey dir bitten, und deine Blutsfreunde sind. Ich habe es nämlich gesehen, ich habe es erkannt, worauf du am meisten zu sehen pflegst, wann viele für einen bitten. Du siehst mehr auf die Sachen, als auf die Angesichter; und giebst nicht so wohl Acht, wie nahe dir derjenige verwandt sey, der die Fürbitte ableget; als wie nahe er mit demjenigen verknüpft sey, für den er sie ablegt. Daher ertheilest du deinen Angehörigen so viel Gutes, daß mir oft diejenigen glücklicher vorkommen, die deiner Freygebigkeit genießen, als du selbst, der du sie so reichlich ausübest.

Fernere Erregung des Mitleidens.

Wiewohl ich sehe doch, wie ich bereits erwähnet habe, daß die Rechtssachen der Parteyen dich mehr bewegen, als ihr Bitten und Flehen: und daß du von denen am meisten gerühret wirst, die dich aus einem gerechten Schmerze bitten. Erhältst du den Ligarius, so wirst du vielen von deinen nächsten Freunden einen Gefallen thun: aber erwäge dabey nur das, was du sonst zu erwegen gewohnet bist. Ich kann dir die tapfern Sabiner, denen du so viel zutraust, ja das ganze sabinische Gebieth, den Kern von Italien, und den rechten Arm der Republik, vorstellen. Du kennest diese Leute sehr wohl; aber siehe nur, wie betrübt und bekümmert sie sind. Siehe nur die Thränen dieses T. Brochus, und die Traurigkeit seines Sohnes an, denn ich weis wohl, wie er bey dir angeschrieben steht. Und was soll ich von seinen Brüdern sagen?

Halte doch nicht dafür, Cäsar, daß es hierbey nur auf einen Kopf ankomme. Du mußt entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen oder drey Ligarier darinnen behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin, verbannet seyn, als ihr Vaterland, ihr Haus und Hof und ihre Heiligthümer behalten; wenn nur dieser einzige in der Fremde leben muß. Handeln sie nun darinn als Brüder; handeln sie gottsfürchtig; thun sie es mit Schmerzen: so laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen! Laß doch das Wort itzo gelten, womit du neulich siegtest. Wir hörten

ten ja von dir sagen: Wir, hielten alle die für unsre Widersacher, die nicht bey uns wären; du aber, hieltest alle für deine Freunde, die nicht wider dich stritten.

Siehst du denn nicht diese ansehnlichen Leute, dieses ganze brochische Geschlecht, diesen L. Marcius, C. Cäsetius, L. Corfidius, alle diese römische Ritter, die mit veränderter Kleidung zugegen sind; die du wohl kennest, und auf welche du so viel hältst. Diese sind auf deiner Partey gewesen: auf diese waren wir sonderlich erzürnet; diese suchten wir auf; diesen ward auch von einigen unter uns gedrohet. Erhalte also den Deinigen die Ihrigen, damit so wohl dieses, als alles übrige, was du gesaget hast, wahr befunden werde.

Wenn du recht wüßtest, wie einträchtig die Ligarier mit einander leben, so würdest du dafür halten, daß sie alle bey dir gewesen wären. Kann wohl jemand zweifeln, daß Ligarius, wenn er in Italien hätte seyn können, nicht auf eben der Partey gewesen seyn sollte, auf welcher seine Brüder gestanden? Wem ist ihre recht brüderliche Einigkeit und Uebereinstimmung nicht bekannt? Wer begreift es denn nicht, daß eher, wer weis was, geschehen wäre, als daß diese einhälligen Brüder sich zu verschiedenen Parteyen hätten schlagen sollen? Im Herzen haben sie dir alle angehangen: einer ist durch einen Zufall abwendig worden; der aber dennoch gleich den übrigen würde begnadiget worden seyn, wenn er es schon mit gutem Bedachte gethan hätte.

Aber gesetzt, er wäre zu Felde gezogen; gesetzt, er hätte sich nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern getrennet: dessen ungeachtet bitten diese, die dir anhangen, für ihn. Da ich allen deinen Geschäfften beygewohnet habe, so weis ich es noch sehr wohl, wie T. Ligarius als römischer Rentmeister gegen dich gesinnet gewesen. Aber das ist etwas wenigers: ich hoffe auch, daß du, der du nichts eher, als Beleidigungen zu vergessen pflegest, weil solches deiner Gemüthsart gemäß ist; ich hoffe, sage ich, daß du dich, bey der Erinnerung seines Rentmeisteramtes, auch auf einige andre Rentmeister besinnen werdest.

Eben

Eben dieser T. Ligarius nun, der sich damals nichts anders angelegen seyn ließ, (denn errathen konnte ers ja nicht) als daß du ihn für einen fleißigen redlichen Mann halten möchtest; der bittet itzo um die Begnadigung seines Bruders. Ertheilest du nun dieselbe allen beyden, auf ihren Fürspruch: so wirst du drey ehrliche rechtschaffene Brüder auf einmal, nicht nur ihnen selbst, nicht nur allen anwesenden vortrefflichen Männern, nicht nur uns, als ihren Blutsverwandten; sondern der ganzen Republik wieder schenken.

Beschluß.

Mache also, daß dasjenige, was du neulich an dem M. Marcellus auf dem Rathhause gethan, nun auch auf dem Markte an diesen, so wohl dir, als allen Anwesenden beliebten Männern geschehen möge. Wie du jenen dem Rathe wieder gegeben hast; so gieb diesen dem Volke wieder, dessen Verlangen dir allezeit werth gewesen ist. Und ist dir jener Tag herrlich, dem römischen Volke aber angenehm gewesen: so trage doch kein Bedenken, o Cäsar, noch viel dergleichen rühmliche Tage zu suchen.

Nichts ist den Menschen so angenehm, als die Gütigkeit; keine von deinen Tugenden wird von mehrern bewundert und geliebet, als die Barmherzigkeit. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts größers an sich, als daß du viele erhalten kannst; dein Naturell aber nichts trefflichers, als daß du solches thun willst.

Vieleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Rede erfodert: doch wegen deiner gütigen Gemüthsart, hätte sie noch viel kürzer seyn sollen. Weil ichs also für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir selbst besprechen mögest, als daß ich, oder ein anderer mit dir rede; so will ich hier schließen, und nur dieses noch hinzusetzen: daß, wenn du jenen Abwesenden begnadigen wirst, du zugleich alle, die hier zugegen sind, begnadigen werdest.

Meine Nachahmung s. in der akademischen Redekunst.

Das III. Hauptstück.

Von den großen Lobreden, oder sogenannten Panegyricis.

I. §.

Nach diesen beyden vorhergehenden allgemeinen Uebungen in der Schreibart, nämlich dem Uebersetzen und Nachahmen, weis ich weiter nichts vorläufiges zu erinnern. Ich fange also an, die gewöhnlichen Arten der Reden nacheinander durchzugehen. Zuerst nehme ich die großen Lobreden vor, die auf große Herren, Helden, Staatsbediente, und andre hochverdiente Männer, sowohl bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode pflegen gehalten zu werden. Ich setze aber dieselben nicht ihrer Leichtigkeit halber voran: sondern darum, weil sie dasjenige sind, worinn ein Redner ein rechtes Meisterstück seiner Kunst ablegen kann. Man nehme unter den alten den Panegyricus des jüngern Plinius; von den Ausländern Fleschiers Lobreden auf verschiedene große Leute, von den Deutschen aber Königsdorfs Lobrede auf den Kaiser Leopold, Neukirchs Rede auf die Königinn Sophia Charlotta, nebst Gundlings auf den König in Preußen, u. a. m. zur Hand: so wird man sich einen rechten Begriff von dieser Art der Reden machen können. Am Ende dieses Capitels will ich die besten Exempel solcher deutschen Reden anhängen, die unserm Vaterlande Ehre machen. Fleschiers Lobreden, die ich sehr anpreise, haben wir nun längst deutsch: und was ich selbst für Gelegenheiten gehabt, solche große Stücke der Beredsamkeit auszuarbeiten, das sehe man in meinen gesammleten Reden, gleich im Anfange nach; davon die zweyte Auflage unter der Presse ist.

II. §.

II. §.

Was nun die Regeln dieser Art von Reden ins besondere anlanget: so bleibt es hier fürs erste bey allen Vorschriften, die ich schon oben ausführlich gegeben habe. Denn was die Eingänge dazu betrifft; so müssen dieselben von den Gelegenheiten hergenommen werden, die den Redner veranlassen, eine solche Rede zu halten. Diese sind aber entweder Geburts- oder Namenstage großer Herren; oder Siegesfeste, Einzüge, Vermählungs- Krönungs- oder Huldigungsfeste derselben: oder es sind Gedächtnißfeyern, daran man sich über kurz oder lange, ihrer Verdienste, ihrer Thaten und Tugenden erinnert. Von dieser Art sind die Eingänge der itztgedachten Reden. Mit einem Worte, alles, was in den gegenwärtigen Umständen der Zeit, des Ortes und der Zuhörer merkliches vorfällt, und mit dem Lobe hoher Personen eine Verbindung hat, das kann hier zum Eingange dienen: genug, wenn der Eingang einem Redner so eigen ist, daß ihm kein anderer denselben abborgen kann. Und hat gleich Fleschier von einem biblischen Spruche den Anfang gemachet: so ist doch dieses den Gewohnheiten seiner Kirche, seinem bischöflichen Amte, und dem Orte, wo er seine Reden gehalten hat, nämlich der Kanzel, zuzuschreiben. Uebrigens hat er die gegebene Regel eben so gut beobachtet, als Plinius; der von dem Rathsschlusse die Gelegenheit zu seiner Lobrede herleitet, dadurch es ihm war anbefohlen worden, dieselbe zu halten.

III. §.

Den Hauptsatz seiner Lobreden muß ein Redner ohne alle Kunst machen. Er darf nur schlechtweg sagen, er wolle seinen Helden loben; oder wenn er sich ja etwas näher erklären will: so darf er nur melden, daß er denselben als einen vollkommenen Kaiser, König, Regenten, Feldherrn, Staatsmann, u. s. w. darstellen wolle, So haben es Plinius, Flechier, Gundling, und alle gute Lobredner gemacht. Die künstlichen Einfälle hergegen, die eines allegorischen oder metaphorischen Ausdruckes nöthig haben, müssen aus einer vernünftigen Lobrede verwiesen seyn. Abtheilungen kann ein

Redner

Redner bey dem Hauptsatze zwar machen: doch müssen sie regelmäßig seyn, und auf eine ungezwungnere Art vorgetragen werden, als auf den Kanzeln zu geschehen pflegt. So hat uns **Fleschier** ein Muster gegeben, welches schon oben im Haupst. von den Hauptsätzen angeführet worden: und selbst in **Gundlingen** ist eine Spur davon zu finden. Aber man darf sich auch zu keiner Abtheilung zwingen: denn es ist weder eine Nothwendigkeit, noch ein besondrer Zierrath, dergleichen zu machen.

IV. §.

Was die Erklärungen in Lobreden seyn können, das ist oben bereits gemeldet worden. Sie sind nämlich größtentheils Erzählungen von den merkwürdigen Umständen desjenigen, den man loben will. Denn es fraget sich zuförderst, wer ist denn derjenige, dem zu Ehren man die Lobrede hält? Kennen ihn die Zuhörer gleich, dem Namen nach, schon alle: so muß doch der Redner noch einen weit ausführlichern und vortheilhaftern Begriff von ihm zu machen wissen, ehe er ihn recht loben kann. Daher fodert er mit Recht den kurzen Lebenslauf eines Verstorbenen; ehe er das Werk angreifen kann. Eben das wird man in allen obgedachten Reden finden. Von einem lebendigen Helden muß man sich selbst die Thaten und Tugenden bekannt gemachet haben, und alles zusammen nehmen, was zu dessen Ehren gereichen kann. Man halte sich aber dabey nicht gar zu lange auf, aus was für einem Geschlechte er entsprossen ist: wie es **Riemer** in seiner Lobrede auf den großen **Friedrich Wilhelm** gethan hat, der fast die ganze brandenburgische Genealogie erzählet. So groß auch dasselbe seyn möchte, so ist es doch allemal der geringste Ruhm eines großen Mannes. Auch dieses hat **Fleschier** sehr wohl beobachtet. Diese Erzählung nun muß, nach denen oben schon gegebenen Regeln, eingerichtet, kurz gefasset, edel, und dem Zwecke des Redners gemäß seyn. Sie darf auch nicht in einem fortgehen, sondern muß mit allerley Lehrsprüchen und guten Einfällen, ja gar mit den Gründen der Lobeserhebung selbst, untermischet und abgewechselt werden.

Das

Das Prädicat des Hauptsatzes, nämlich was ein vollkommener Kaiser, König, Feldherr ꝛc. sey, oder seyn solle, das muß auch mehrentheils in einer philosophischen Umschreibung erkläret werden; damit man hernach den Beweis darauf gründen könne, wie Königsdorf und Gundling in ihren Lobreden gethan. Und diese Art der Erklärung, ist gleichfalls oben schon weitläuftig genug abgehandelt worden.

V. §.

Der Beweis in den Lobreden muß, wie schon gedacht worden, bloß aus dem Leben, den Tugenden und Thaten des Helden, und aus dem Begriffe, den man von ihm geben will, daß er ein guter Regent, Soldat ꝛc. gewesen sey, nicht aber aus Namen, Wappen, Geburts- und Sterbetagen, u. d. m. herfließen. Diesen nun zu erfinden, dazu gehöret eine Kenntniß aller menschlichen und bürgerlichen Pflichten, aus der Sittenlehre, und Staatskunst ꝛc. Er muß auch so beschaffen seyn, daß er die Gemüther der Zuhörer einnehmen, und ihnen eine Hochachtung gegen denjenigen, den man rühmet, abnöthigen kann. Daher wird denn hauptsächlich die Wahrheit, oder zum wenigsten die Wahrscheinlichkeit der Umstände, darauf er sich gründet, in einem hohen Grade erfodert. Auch muß man die Beweise nicht mager und trocken, sondern recht ausführlich und vollständig vortragen. Ein Redner thut hier vielmehr als ein Philosoph, der alles aufs kürzeste fasset. Wenn dieser also mit der Faust schlägt, so braucht jener die flache Hand; deren Schlag mehr klatschet, ob er gleich nicht so wehe thut. Die Anzahl der Beweise ist unbestimmt, und kann von dem Redner, nach Erfoderung der Sache, verändert werden. In meiner opitzischen Rede habe in einen einzigen Beweis gebraucht: in der Jubelrede auf die Buchdruckerkunst aber drey Beweise angebracht. In der Lobrede auf des Durchl. Churprinzen Königl. Hoheit sind gleichfalls drey Beweise. Man darf auch nicht eben alle Beweise unmittelbar hinter einader setzen, vielweniger dieselben seinem Zuhörer zuzählen. Vielmehr ist es gut, daß man sie mit den Erklärungen, d. i. Beschreibungen und Erzählungen, abwech-

selt; ja selbst in den Förderſätzen jedes Schluſſes alle Gelegenheit ergreift, das Dunkle zu erklären. Uebrigens richte man sich nach dem, was oben schon überhaupt von Beweisen gesaget worden.

VI. §.

Die Beantwortung der Einwürfe, die hieher gehöret, muß auf eine unvermerkte Art, bey jedem Beweise angehänget werden. Denn weil es dem Helden oft nicht vortheilhaft seyn würde, wenn man die Gegenmeynung von seinem Lobe, mit großer Weitläuftigkeit und Wahrscheinlichkeit, vorbringen wollte: so muß der Redner diesen widrigen Vorwürfen überall, wo sie dem Zuhörer einfallen möchten, auf eine geschickte Art, zuvor kommen. So hat es **Gundling** mit großer Kunst gemachet, als er vorher sah, daß man seinem Helden den Haß gegen die Gelehrten, und die große Liebe zu den Soldaten, imgleichen den eingezogenen Staat an seinem Hofe vorrücken konnte. Darum beantwortet er dieses alles schon zum Voraus; ohne den Gegner selbst zum Worte zu lassen. Ja, ein geschickter Redner wird oft dasjenige, was ihm entgegen zu stehen scheint, seinem Helden zum Besten zu brauchen wissen, und ihm manches zum Lobe machen können, was ihm andre zur Last legen; wenn er nur auf die Umstände der Zeiten, der Oerter und andrer Zufälle Acht hat. Wäre aber ja zuweilen ein Fehler nicht zu läugnen; als wenn z. E. an dem Herzoge von **Marlborough** der Geiz getadelt werden könnte: so kann ein Redner leicht zeigen, daß der Fehler der Verschwendung an einem Feldherrn noch weit schädlichere Folgen nach sich ziehe, und also die Gedanken der Zuhörer vom vorigen abwenden.

VII. §.

Die Erregung der Affecten besteht hier in Erweckung der Ehrfurcht und Bewunderung gegen den gepriesenen Helden; in Ermunterung zur Freude über dessen Regierung, Leben, Sieg, Genesung, Vermählung, Geburt der Prinzen ꝛc. Bey Lei-

chen,

chen, in Erregung der Traurigkeit, und der Furcht vor künftigen Fällen; oder bey guten Gelegenheiten, der Hoffnung. Alle diese gehen nun nach den obigen Regeln, von diesen Gemüthsbewegungen, und müssen gegen das Ende einer solchen Rede versparet werden. Im Fleschier kann man ein Exempel von Trauren und Furcht, im Gundling von der Freude, im Plinius von der Hoffnung lesen, und sich daran ein Muster nehmen. Doch muß man die Behutsamkeit brauchen, daß man nicht gar zu hochgetriebene und unnatürliche Klagen führe, die niemand für ernstlich oder wahrhaftig halten kann. Um viele Verstorbene klaget fast niemand von Herzen: und hier muß auch der Redner kein großes Geschrey anheben; vielweniger den Tod, oder die Vorsehung zur Verantwortung fodern. Mit einem Worte, ein Redner muß so wohl die Betrübniß, als das Lob des Verstorbenen recht wahrscheinlich zu machen wissen; so daß auch die gleichgültigsten Gemüther ihm Beyfall geben: oder er muß lieber beydes unterlassen. Eben so geht es mit dem Beschlusse. Bald wird derselbe ein brünstiger Wunsch für die Wohlfahrt eines hohen Hauptes, für die Erhaltung des Friedens, für den Flor der Länder u. s. w. Bald eine Betheurung wegen des ewigen Andenkens, so man einem Verstorbenen widmen will; oder was sonst in verschiedenen Gelegenheiten einem Redner nöthig und nützlich zu seyn dünken kann.

VIII. §.

Nichts ist übrig von großen Lobreden zu sagen; als daß die Schreibart darinnen die edelste und erhabenste seyn muß, die nur ein Redner in seiner Gewalt hat. Es müssen viel neue und schöne Gedanken, metaphorische und andre tropische Ausdrückungen; auch viele lebhafte Beschreibungen und Bilder darinnen vorkommen: ob er gleich nicht lauter Zucker und Spielwerke brauchen muß. Vor allen Dingen aber muß ein Redner so zu reden suchen, daß sein Zuhörer glaube, es sey ihm ein Ernst, diesen Helden, den er lobet, recht groß zu machen. Das Herz muß bey ihm reden, nicht nur der

Verstand und der Witz. Alle Redensarten müssen daher ein gewisses Merkmaal der innern Ueberzeugung bey sich führen. Dieses geschieht, wenn muntre Figuren die Schreibart beleben; und zwar solche, die die Natur selbst einen lehret, wenn man im Eifer ist, die Vorzüge einer Person, die man hoch schätzet, andern beyzubringen. Die Lobrede des **Plinius** auf den Trajan, und von neuern ein paar Reden, die auf den höchstseligen König August gehalten worden, können hier zum Beyspiele dienen; ob sie gleich theils lateinisch, theils französisch verfasset waren, und nur deutsch übersetzet worden sind. Die eine ist vom Herrn D. **Lengnich** in Danzig, die Herr M. **Schwabe** verdeutschet hat; die andere aber von Herrn **Coste**, einem beredten französischen Geistlichen allhier, die ich selbst übersetzet habe, und die in meinen Reden befindlich ist. Die übrigen Fehler der Schreibart sind in dem Isten Theile schon angemerket worden. Man besehe aber noch die Beurtheilung von des **Dionysius** von **Halikarnaß** Regeln der Lobreden, die ich den sämmtlichen Lobreden **Fleschiers**, als eine Vorrede vorgesetzet habe. Um Exempel von solchen Lobreden zu geben, will ich meine Zuflucht zu **Königsdorfs** Rede auf den Kaiser Leopold, und etlichen andern nehmen, die ich schon oben namhaft gemacht habe. Denn ich will auch allhier, so wie ich in meiner kritischen Dichtkunst gethan, lauter fremde Arbeiten anpreisen; hoffe auch, daß nach den Erinnerungen, die ich schon oben wegen der Schreibart dieser ersten, und von **Neukirchs** Rede auf die Königinn von Preußen gemachet habe, dieselben niemanden verführen werden. Das meiste darinnen bleibt nämlich dennoch gut und schön, wenn gleich etliche Stellen tadelhaft sind.

Lobrede

auf

Kaiser Leopold den Großen,

als derselbe 1705.

im 65sten Jahre seines Alters in Gott selig entschlafen,

gehalten zu Breßlau,

von

Herrn Samuel von Königsdorf,

ermeldter Stadt Breßlau Syndico.

Der Erdkreis ist niemals in einer größern Bestürzung gewesen, als er sich in gegenwärtigen Zeiten befindet. Die Regiersucht hat fast alle Völker erreget, und die Königreiche wider einander gestoßen; und wollte gern aus derselben Zerdrümmerung sich ein Reich aufbauen, dessen Beherrscher die Borbonier, und ihre Unterthanen das menschliche Geschlecht seyn sollen. Europa rauchet allenthalben von dem angelegten Feuer. Selbst America haben die um sich fressenden Flammen angezündet: und das weite Meer hat nicht genugsames Wasser, solches zu löschen. Europa soll eine neue, und America eine alte, oder vielmehr eine neuere Welt werden: so gar sind die Länder verwüstet, und die Städte umgekehret, daß die Erde ihre vorige Gestalt verlohren; und den Einwohnern nichts, als das allgemeine Elend, übrig verblieben! Die Wasser sieht man von Blute aufgeschwellet: und der Ocean wird bald dem rothen Meere seinen Namen zweifelhaft machen. Seine Fluthen verschlingen ganze Flotten; dadurch wird der Abgrund seicht: auch in den Häfen verursachet der schreckliche Sturm Schiffbrüche. Die Gefahr

hält allen das Meer verschlossen: nur dem Verderben und Untergange stehet es offen.

Bey diesen Bekümmernissen ist das empfindlichste Unglück, daß der starke Atlas, welcher die fallende Welt aufgehalten, der allerdurchlauchtigste, großmächtigste und unüberwindlichste Fürst und Herr, Herr **Leopold der Große**, erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien, ꝛc. König, Erz-Herzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund, Marggraf in Mähren, Herzog zu Lützelburg, in Schlesien, zu Braband, Steyer, Kärndten, Krain, Würtemberg und Teck, Fürst in Schwaben, Marggraf in Ober- und Nieder-Lausitz, Gefürsteter Graf zu Habspurg, Tyrol, Pfirt, Kyburg und Görz, Landgraf im Elsaß, Marggraf des Heil. Röm. Reichs ob der Enß und zu Burgau, Herr der Windischen Mark, zu Portenau, und Salins, ꝛc. ꝛc. mein im Leben gewesener allergnädigster Herr, durch den Tod entkräftet worden.

Der Unterthan hat seinen wahren Landesvater, der hohe Bundsgenoß seinen beständigen Freund, Europa seinen mächtigsten Beschützer, und der ganze Erdkreis seinen größten Fürsten verlohren. Das treue Schlesien ist um so viel mehr verpflichtet, diesen Todesfall zu betrauren, nachdem es die Süßigkeit seiner Regierung fast funfzig Jahre geschmecket, und unter dessen kluger Beherrschung, bey so schweren Verhängnissen, welche andere benachbarte Länder betroffen, zum Erstaunen aller Menschen, wie ein Salamander in der Glut, erhalten worden. Der Ackersmann hat noch kein Eisen, außer zum Feldbaue, und der Bürger kein Geschoß, als nur zu Freudenbezeugungen, gebrauchet. Insonderheit hat dessen Hauptstadt Breßlau ungemeine Ursache, diese glückselige Zeiten zu erkennen. Seine Mauren und Wälle hat keine feindliche Kugel durchlöchert; sie sind noch verbessert und verstärket, und seine Freyheiten und Gerechtsamkeiten von ihm vermehret worden.

Solchem

Solchem nach erfoderts dankbarer Unterthanen Pflichtschuld, ihrem glorwürdigsten Kaiser, Könige und Erzherzoge, ein Denkmaal zu stiften, welches dessen Vollkommenheiten den Nachkommen zur immerwährenden Verwunderung bekannt machen könne. Es ist aber nichts dauerhafters wider die Vergänglichkeit, als die Arbeit der Gelehrten. Die Ehrensäulen leuchten zwar sehr in die Augen; aber nur denen, welche sie sehen. Und ob gleich unser Riesengebirge Stein und Erz genug hätte, diesen großen Helden abzubilden: so würden doch die entfernten Ausländer von dessen Aehnlichkeit so wenig urtheilen, als unsere Dankbarkeit erkennen können. Die Gedächtnißmäler stellen auch mehr die Eigenschaften des Leibes, als die Vortrefflichkeiten des Geistes vor unsere Augen. Ueberdieß sind keine Erze noch Steine so hart, daß sie nicht der scharfe Zahn der Zeiten zermalmen, oder die Undankbarkeit und Barbarey zerbrechen könnte. Dem Demetrius wurden zu Athen drey hundert und sechzig aufgesetzet; aber auch widerum niedergerissen: und die Barbaren haben in Wälsch- und Griechenland derselben mehr zerstöret, als alle gesittete Völker aufbauen werden. Hingegen haben die Schriften des Livius alle Ehrenbilder ihrer Helden überlebet. Die dem Trajan verfertigte Lobschrift ist noch viel vollkommener, als die ihm aufgerichtete Spitzsäule: und diese würde niemand unter den Römischen Steinhaufen erkennet haben, wenn nicht der gelehrten Griffel ein Merkmaal darauf hinterlassen hätte. Nur ist zu beklagen, daß kein Plinius vorhanden ist, der den Trajan unserer Zeiten würdig beschreiben könnte. Das Alterthum hat den Vorrath der Beredsamkeit ganz verzehret: und die kalten Einflüsse des schlesischen Himmels sind viel zu ohnmächtig, unsere erstarreten Lebensgeister zu bewegen. Das schmerzliche Betrübniß, über den Verlust unsers innigst geliebtesten Landesvaters, lähmet die Zungen und zerstöret die Gedanken. Die Thränen schwächen so gewiß die Kräfte der Seelen, als der Augen: und des Parrhasius Gemählde würden zu der berühmten Schönheit nicht gelanget

seyn, wenn er bey deren Verfertigung, an statt des Singens, geweinet hätte.

Dafern ich das Glück hätte, diesen großen Fürsten noch auf seinem Kaiserthrone, und wie der Höchste durch ihn den Reichen und Ländern die Verhängnisse austheilte, zu sehen; würde der majestätische Glanz seiner Herrlichkeit meinen verfinsterten Verstand erleuchten, und sein beredter Mund meine Zunge zu seinem Lobe geschickt machen. Nachdem er aber im Sarge liegt, und seine Kronen und Zepter eine Zierde der Gruft sind; so können ohne das erstorbene Haupt die Glieder des Staatsleibes nicht leben. Kein Adler schwinget sich nach der Sonnen Untergange in die Höhe: wie vielmehr müssen sich die Tauben in der Finsterniß verirren? Des Crösus stummer Sohn fieng wohl allererst an zu reden, als er seinen Vater sollte sterben sehen: viel andere hingegen haben bey großen Unglücksfällen Sprache und Verstand zugleich verlohren. Jenes ist eher einem Wunderwerke, welches seltsam ist; dieses aber mehr dem Laufe der Natur, so täglich geschieht, zuzuschreiben. Es sind auch die Heldenthaten unsers Monarchen so beschaffen, daß sie schwerlich von einem Redner können vorgestellet werden. Wenn ich gleich in den Friedenskünsten erfahren wäre, so ermangeln mir doch die Wissenschaften des Krieges: unser großer Kaiser aber ist in beydem unvergleichlich gewesen. Xenophon hat zwar des Cyrus Tapferkeit und Staatsklugheit vollkommen ausgeführet; er war aber selbst ein großer Feldherr, und noch größerer Geschichtschreiber; und verstund den persischen Säbel so gut, als die griechische Feder. Nur Aratus hat ein gelehrtes Gedicht von dem Gestirne gemachet; und doch nichts von der Sternkunst verstanden: hingegen haben viele Redner in Ausbreitung anderer Ehre, die eigene verlohren.

Bey diesen Umständen würde es eine Vermessenheit seyn, mein Vorhaben fortzusetzen: wenn ich nicht sonderbare Vortheile, solches zu bewerkstelligen, vor mir hätte. Die Thaten unsers Kaisers sind so beschaffen, daß sie an sich selbst Verwunderung verursachen. Die bloßen Erzählungen der gewonne-

wonnenen Schlachten, eroberten Länder, geretteten Königreiche, erhaltenen Bundsgenossen, und der beschützten Unterthanen, sind beredt genug, das Ehrenlob unsers Monarchen auszubreiten; und haben so wenig, als die Schönheit, einen Anstrich vonnöthen.

Es mögen andere Redner andere Fürsten loben; und in Ermangelung großer Werke, ihnen aus den kleinen einen Ruhm bereiten. Ich werde dem Künstler Nicias nachahmen, welcher nur Schlachten und große Begebenheiten gemalet, und dadurch seinen Schildereyen ein Ansehen gemachet. Ich habe nicht nöthig, meinem Vorhaben durch scheinbare Farben einen Glanz zu geben. Große Thaten sind wie der Marmor und Porphyr, welche keine Farben annehmen; die Kunst muß der Vortrefflichkeit ihrer Natur ausweichen.

Diese, oder vielmehr Gott, hatten unserem Kaiser ein sanftmüthiges Herz gegeben, das von allem Blutvergießen, so weit, als die österreichischen Regenten von den Tyrannen, entfernet gewesen. Sein Herr Vater, Ferdinand der dritte, Glorwürdigsten Andenkens, hinterließ ihm auch eine friedliche Regierung: und wie er dem Salomon an Weisheit ähnlich war, so hoffte ein jeder, er würde auch in einer ruhigen Beherrschung seiner Länder ihm gleich werden. Es hat aber die Regiersucht und Untreue so viel Kriege und Empörungen wider ihn erwecket, daß niemand den Frieden mehr geliebet, und weniger genossen, als er. Seine funfzigjährige Regierung ist ein beständiger Schauplatz der Waffen, und entweder mit einem offenbaren Kriege; oder doch mit einer Vorbereitung zur Gegenwehr, beschäfftiget gewesen.

Frankreich und Schweden hatten sich zu Münster und Oßnabrück mit dem römischen Reiche zwar verglichen: jedoch setzte jenes den alten Krieg mit Spanien fort, dieses aber fieng einen neuen mit Polen an. Die Feindseligkeiten zwischen Spanien und Frankreich waren größer, als die pyrenäischen Gebirge: und der Ronzeval war leichter, als die Schwierigkeiten, zu übersteigen. Die schwedischen Waffen aber drungen in Polen allenthalben durch, und ihr Fortgang war

so wunderbar, daß ihnen niemand mehr, als nur mit der Flucht, widerstehen dorfte. Der regiersüchtige Ragotzi schmiedete schon in seinen Gedanken eine Krone, welche er mit seinem Fürstenhute verwechseln wollte; und das freye Sarmatien, so kaum einen König ertragen kann, sollte von zwenen beherrschet werden. König Johann Casimir, setzte sein eigenes Königreich in die äußerste Gefahr, daß er den Titel von einem fremden führen möchte. Denselben mußten alle, und er alles verlassen, und in unser Schlesien fliehen: um bey den Fremden Sicherheit zu suchen, welche bey den Seinigen nicht zu finden war. Diese waren dem Schatten gleich, der den Menschen nur so lange begleitet, als ihn die Sonne anscheint, und wenn diese untergegangen, verschwindet. Er hatte von der polnischen Krone nichts, als das rundgebogene Gold noch übrig; und der Zustand war so verzweifelt worden, daß er gewiß sein Königreich verlohren, wenn er es nicht verlohren hätte.

Unser Monarch, als das oberste Haupt der Christenheit, nahm sein großes Amt in acht, und sein mitleidendes Herz erbarmte sich über einen unglückseligen Fürsten. Seine Tapferkeit setzte den polnischen König wieder in sein Reich, und seine Unterthanen in den Ruhestand. Friedrich der dritte, König in Dännemark, hatte zwar ein gleiches Absehen, aber ungleiches Glück. Der schwedische Mars brachte denselben in ein solch Gedräng, daß seine Macht viel enger, als das baltische Meer von dem Oresund, eingeschränket wurde. Dieser herzhafte König konnte seinen Feinden mit nichts, als mit seinem unerschrockenen Herzen entgegen gehen. Der Winter, welcher sonst die Ohnmächtigen beschützet, und die Kriegsverrichtungen, wie die Flüsse, stillstehend machet, bewegte die Gothen zu ihren Unternehmungen: und die Kälte erhitzte ihre kriegerischen Gemüther. Selbst das Meer veränderte seine Eigenschaft, und dienete dem Ueberwinder zu einer Brücke, in die dänischen Inseln zu dringen, welche von Anfange der Welt bis dahin unzugänglich gewesen. Unser Kaiser, der kaum einen Bundsgenossen von dem Untergange errettet,

rettet, und den andern in gleicher Gefahr sah, nahm sich der Bedrängten an, und vermittelte es dahin: daß zwischen den Streitenden, zu Copenhagen und im Kloster Olive, mit allerseits Vergnügen, ein Friede geschlossen, und die Lorbern in Olivenkränze verwandelt wurden. Für alle diese kostbaren Bemühungen hat unser großmüthiger Kaiser nichts verlanget, als die Ehre: daß er dem einen Könige die entfallene Krone wieder aufgesetzet, und dem andern die wankende befestiget hatte.

Insonderheit aber hat dessen Heldenmuth gegen die zween Erbfeinde seines allerdurchlaucht. Hauses, die ottomannische Pforte und die Krone Frankreich, sich unüberwindlich erwiesen. Bisher hatte unser Kaiser seinen Nachbarn Hülfe geleistet; nunmehr sollte er auch seine Unterthanen beschützen. Itzt hatte sein starker Arm den Unterdrückten aufgeholfen; nun sollte derselbe die Hochmüthigen niederschlagen. Das türkische Reich ist durch die Eroberung des morgenländischen Kaiserthums zu einer solchen Macht gelanget: daß allein die Benennung desselben allen Völkern entsetzlich gewesen. Dessen zwischen zweyen Meeren gelegener Hauptsitz, Constantinopel, ist so vortheilhaftig, daß es daraus stets ein offenes Thor in die Christenheit, und eine Brücke in Asien behauptet. Es hat etliche Jahrhunderte keinen Krieg angefangen, in welchem es nicht allezeit ein Land unter sein Joch gebracht. Zu verschiedenen malen hat es wohl eine Niederlage erlitten: jedoch war seine Macht so groß, daß es das Ansehen hatte; die Türken könnten länger verderben, als die Christen überwinden. Die edelsten Theile der Welt seufzen in der türkischen Dienstbarkeit, und die Grausamkeit ist daselbst zu einer Staatsregel geworden. In sich hat es nur einen großen Herrn: und die andern alle sind Sclaven. Dieser bindet sich an kein Gesetz, als nur an dieses, daß er keines halten wolle; und der ist schon des Todes schuldig, der des Beherrschers Bruder ist. Der Geldgeiz ist daselbst unersättlich: und der das Glück hat, reich zu seyn, ist der größte Uebelthäter. Das Königreich Hungarn ist von dessen unzählbaren Heeren, und dem davon erfolgten

Blut-

Blutvergießen mehrmals überschwemmet worden: und auch Deutschland hat schon zu zweyenmalen seine Vormauer und den Sitz seiner Kaiser in der äußersten Gefahr gesehen. Diesen grimmigen Feind hat unser großer Kaiser in zwenen Kriegen überwunden, und seinen unerträglichen Hochmuth gedemüthiget.

Die erfochtenen Siege bey Lewenz, an der Raab, bey Wien, Barkan, Salankement und Zenta sind die Kennzeichen seiner Herzhaftigkeit: und die Eroberung Sclavoniens, Croatiens, Siebenbürgens und des größten Theils von Hungarn, die Belohnung seiner Tapferkeit. Die Furcht und Verzweifelung war unter diesen Barbarn so groß, daß sie selbst Constantinopel für verlohren hielten; und es würde gewiß daselbst auf dem Sophientempel, statt des Mondes, ein Kreuz stehen, und der ungläubige Muselmann in dem wüsten Arabien sein Elend bauen müssen: wenn nicht das neidische Frankreich dieses heilige Vorhaben unterbrochen hätte.

Diese Krone, welche eine Zierde der Christenheit, und ein Werkzeug zur Ausrottung des Heydenthums seyn sollte, ist eine Beförderung des mahometanischen Aberglaubens geworden. Ihre Grundgesetze kommen mit den türkischen zwar fast überein: in der List und Spitzfindigkeit aber geht sie ihnen weit zuvor. Sie vermischet die Höflichkeit mit der Grausamkeit, und bezwinget dadurch die Einfältigen und Furchtsamen. Die Aufrührer in Neapolis, Sicilien, Catalonien und Hungarn, hat sie öffentlich unterstützet; und ins geheim in England, Schottland und Irrland die Unruhigen zu dergleichen strafbaren Verbrechen angefrischet. Ihr Frevel würde noch gefährlicher seyn, wenn sie nicht mit dem, daß sie fremde Unterthanen wider ihre Oberherren aufwiegelt, die eignen zur Nachfolge anführte. Der Krieg ist ihr Vergnügen, und Raub, Mord und Brand, sind ihre Lustspiele. Wälschland, das Elsaß, der Rheinstrom, Schwaben und Niederland, haben die Probe davon ausgehalten; und die ausgeplünderten, eingeäscherten Städte und Dörfer sind Zeugen ihres Wütens und Mordens. Im Glauben zeiget sie einen ungemeinen Eifer, und schändet

doch

doch die Kirchen, und raubet daraus die Gott gewidmeten Gefäße. Den Pabst, Alexander den Siebenten, zwang sie, seine Leibwache abzudanken; und eine Säule, mehr zur Schmach der päbstlichen Würde, als der Corsaren, aufzurichten: um welche die Römer, wie die Rhodiser um der Königinn Artemisia Siegeszeichen, einen Abaton gern aufgeführet; wenn sie nicht die Gewalt der Franzosen darinn verhindert hätte.

Wenn sie die Lebendigen erwürget hat, kündiget sie den Verstorbenen den Krieg an. Gegen die Gräber verübet sie Feindseligkeiten, in welchen doch alle ein Ende nehmen. Darinnen suchet sie Reichthum, und misgönnet den Todten einen Sterbekittel. Die uralten Kaiser haben in ihren Ruhekammern keine Ruhe: und sie zerstreuet ihre ehrwürdige Asche, welche doch die Barbarn aufsammlen würden. Sie könnten von Menschenhäuptern, wie die Perser von Ziegenköpfen, einen Thurm aufbauen, und mit dieser Ueberbleibung der Sterblichkeit ihr schönes Gedächtniß verewigen. Es ist aber schon die Zeit gekommen, in welcher die beraubten Todtengerippe, viel gewisser, als die auf dem Meere aus Aegypten gebrachten Mumien, ein Ungewitter zu der Franzosen Untergang erregen werden. Sie haben sich jederzeit wider alle löbliche Unternehmungen des Hauses Oesterreich gesetzet, und dieses zu einem Grundgesetze ihres Staats gemachet.

Die Friedensschlüsse, so die alten Händel beylegen sollen, dienen ihnen, neue anzufangen. In demselben sind die klärsten Worte zweydeutig, und sie wollten gern die Oberdolmetscher der Welt seyn. Auf der Fasanen-Insel wurde zwar endlich der Friede zwischen Spanien und Frankreich geschlossen, und eine tugendhafte Infantinn zum Pfande der ewigen Freundschaft, in die Arme des Königs von Frankreich hingegeben. Es war aber dessen Tod schon eine Ursache zum Kriege, und die Liebe eine Gelegenheit zur Feindschaft. Die fromme Königinn mußte eine Erbinn der Niederlande seyn, welche doch der Erbschaft der ganzen spanischen Monarchie sich eidlich verziehen hatte.

Unser Kaiser, der die Unschuld stets beschützet, vertheidigte auch den unmündigen spanischen König, und sendete etliche tausend Mann seiner streitbarsten Völker demselben zu Hülfe; welche den Feind einen Frieden zu schließen zwungen. Hierdurch erwies unser Kaiser, daß er mehr, als ein Blutsverwandter, von dem königl. spanischen Hause sey; und das Verhängniß dem Könige Carl seinen Herrn Vater nicht genommen, sondern nur vertauschet habe. Die vereinigten Niederlande, welche zu diesem Frieden viel beygetragen, und deswegen sich bey der ganzen Welt einen unsterblichen Ruhm erworben, beleidigten Frankreich so sehr, daß es auf nichts anders, als ihren Untergang gedachte. Solchen zu bewerkstelligen, fiel es mit vereinigten Kräften seiner Bundsgenossen, die Holländer zu Lande und zu Wasser an, und es fehlete nicht viel, so wäre dieser mächtige Staat in einem Feldzuge überwältiget worden. Es ist unnöthig, allhier den Zweifel zu erörtern: ob die Holländer dazumal ihren Staat in die gehörige Verfassung gesetzet? Gewiß ist dieses: daß der Feinde Macht ihnen so weit überlegen gewesen, daß sie ohne Hülfe ihr Elend verlängern, und den Untergang verzögern, aber nicht hätten vermeiden können. Unser Kaiser, der das schädliche Absehen Frankreichs, durch die Eroberung Hollands, das Christliche Europa unter seine Beherrschung zu bringen, allzuwohl merkte, kam den Holländern zu Hülfe; und brachte durch seine sieghafte Waffen die Franzosen dahin, daß sie nicht einen Fußbreit Erde in Holland behaupten konnten, sondern Frieden machen mußten.

Von dieser Zeit an hat Frankreich kein Versprechen mehr gehalten; sondern alle Treue und Glauben dem Abgotte des Ehrgeizes aufgeopfert. Luxemburg und Straßburg nahm es mitten im Frieden ein, und zu Kölln wollte es einen geistlichen Churfürsten mit Feuer und Schwert erwählen. Diesem blutigen Beginnen widersetzete sich unser gewissenhafter Kaiser; er behauptete das Recht der Geistlichkeit, und ob er gleich einen schweren Krieg wider den Türken führete, mußte doch der König von Frankreich von seinem Vorhaben abstehen.

Endlich,

Endlich, als, nach dem merkwürdigen Todesfalle Königs Carls in Spanien, das erstaunende Werk der von Frankreich schon längst abgezielten allgemeinen Herrschaft hervor gebrochen, und die ganze Christenheit darüber in Furcht und Schrecken verfallen, hat unser unerschrockener Kaiser allein seinen Heldenmuth behalten, die Feinde in dem Venetianischen und dem Herzogthume Mantua angegriffen, und heraus geschlagen; dadurch aber seinen Bundsgenossen ein Herz gemachet, daß sie die Freyheit von Europa zu verfechten sich anschicken können. Deutschland verfiel zwar dabey in die äußerste Gefahr: die zweyen merkwürdigen Siege bey Donawerth und Höchstädt aber brachten es nicht allein wieder zurecht, sondern stürzten auch den feindlichen Hochmuth. Diese Schlachten sind die wahren Zwillingsfeuer Castor und Pollux, so sich auf dem Staatsschiffe des deutschen Reiches zu gleicher Zeit sehen lassen. Der Sturm wird sich legen, und die angetretene Schifffahrt unfehlbar glücklich seyn, auch endlich eine Windstille erfolgen. Bayern ist völlig gedämpfet, und wir bekriegen die Feinde mit ihren eigenen Waffen: der König in Frankreich aber hat hierdurch allen, von mehr als funfzig Jahren erworbenen Kriegesruhm verspielet.

Wenn ich die andern in diesen Kriegen erhaltenen Siege und und eroberten Vestungen erzählen sollte, würde ich zwar der Wahrheit, nicht aber meinem Vorhaben, ein Genügen leisten, und das Ziel einer Rede überschreiten müssen. Es ist genug, zur Ehre unsers Kaisers anzumerken: daß er alle seine Kriege aus einer Nothwehre geführet. Das ist kein Werk eines Helden, schwächere Fürsten, so unter dem Schirme des Friedens sicher leben, unversehens überfallen, die Unterthanen wider ihre Obern aufhetzen, die Vestungen mit Verrätherey bezwingen, alles mit Feuer anzünden, und mit Blut auslöschen. Die großen Weltstürmer, Attila und Tamerlan, haben ihre Bosheiten viel verantwortlicher ausgeführet; und doch keinen andern Namen verdienet, als daß sie Misgeburten der Natur und Geißeln des menschlichen Geschlechts genennet werden. Die Gesellschaft der Menschen hat nicht zu ihrer Ausrot-

tung,

tung, sondern Erhaltung, sich Oberherren erwählet. Das Amt eines Fürsten besteht nicht im Kriegen, sondern im Herrschen. Er soll den Frieden unterhalten, und seine Länder beschützen, nicht aber andere verwüsten. Er muß den Degen ohne Noth nicht ausziehen, und ohne Ehre nicht einstecken. Hernach ist unser Kaiser an Mannschaft allemal schwächer, als seine Feinde gewesen. Sie waren ihm an der Zahl, er aber ihnen an Herzhaftigkeit überlegen. In Hungarn hat er oft mit dreyßig tausend Mann, hundert und mehr tausend Türken geschlagen; und in Wälschland trieb er mit vier und zwanzig tausend Deutschen, sechzig tausend Franzosen von der Etsch bis in Mayland. Mit großer Macht große Sachen ausführen, ist etwas leichtes. Ein Riese verdienet mehr Spott als Ehre, wenn er einen Zwerg zu Boden schlägt; mit einem stärkern aber kämpfen, und ihn bezwingen, ist die wahre Eigenschaft eines Leuen.

Dieses sind nun wohl verwunderungswürdige Thaten, welche unsern streitbaren Kaiser im Tempel der Ehren über den Alexander und Cäsar setzen; sie sind doch aber nichts zu rechnen, gegen derjenigen Tapferkeit, welche nicht sowohl im Thun, als im Leiden besteht. Diese ist eine harte Speise, so nur die stärksten Mägen verdauen können. Die erste hat das Glück zur Schwester, die andere aber das Unglück zur Mutter. Jene kann mit weniger Beyhülfe viel ausrichten; diese aber mit nichts, und ganz allein, alles überwinden. Zu jener gelangen auch die Kleinmüthigen, wenn es ihnen glücklich ergeht: diese aber besitzen nur die großmüthigsten Seelen. Sie ist ein Stern bey trüben Nächten, und eine Magnetnadel auf dem stürmenden Staatsmeere. Der Glückselige flieht vor ihr; und sie vor dem Glückseligen. Deswegen ist sie unter den Königen ein Phönix, welcher in vielen Zeiten keinen andern erzeuget. Kaiser August hatte die ganze bekannte Welt, und doch diese Tugend nicht; denn sonst würde er, bey dem Verluste dreyer Legionen, nicht den Kopf wieder die Wand gestoßen haben. Der ist kein vollkommener Mensch, der sich nur in den Wohlstand

schi-

schicken; und derjenige ein schlechter Schiffmann, so nur mit dem vollen Winde segeln kann. Ein Ungewitter aushalten, die zerdrümmerten Schiffe aufsuchen, das schwimmende Volk retten, und bey den größten Unglücksfällen unbeweglich stehen, ist eine Tugend, so die Helden aus dem Hause Oesterreich besitzen.

Carl der fünfte hat solches in dem Hafen vor Algier, Philipp der zweyte bey dem Verluste seiner unüberwindlichen Flotte, und Ferdinand der zweyte bey dem Aufstande seiner Länder erwiesen. Das undankbare Hungarn, zu dessen Befreyung von dem türkischen Joche, unser Kaiser seine Erbländer an Geld und Volk erschöpfet, hat zu zweyen malen die gefährlichsten Empörungen wider ihn angesponnen. Die erste begleiteten die Türken mit hundert und funfzig tausend Mann; und die andere beförderte die gesammte französische und bayerische Macht. Beyde male drungen sie bis vor Wien, und in den Mittelpunkt der Erbländer: und es hatte das Ansehen, als wenn das Haus von Oesterreich zu Grunde, und Krone und Zepter verlohren gehen sollte. Alles war in der äußersten Bestürzung, außer unserm Kaiser. Er hörete diese Zeitungen an, als wann sie ihn nicht angiengen. Wann ihm eine traurige Bothschaft über die andere gebracht wurde, sagte er: Es wird noch viel ärger werden, ehe es besser werden wird. Diese Unruhen störeten seine Gedanken so wenig, als Syracusens Plünderung des Archimedes Zirkel. Sie ermunterten vielmehr sein ohne dieß wachsames Gemüth. Er machete heilsame Anstalten, den Feinden zu begegnen; und gab nachdrückliche Befehle, die Rathschläge zu vollziehen. In seinem geheimen Rathszimmer wurde nichts übereilet; und im Felde nichts verabsäumet. Seine Standhaftigkeit war den Staatsleuten und Feldobersten ein Pharus, bey der Nacht dieser Zeiten, die Segel ihrer Anschläge nach dem Hafen der Vorsichtigkeit zu richten. Hiermit hat unser Kaiser, selbst die Vorfahren seines allerdurchlauchtigsten Hauses übertroffen. Denn Kaiser Carl und König Philipp verlohren zwar ein jeder eine Flotte; sie hatten

aber so viel Vermögen, daß sie eine andere bauen konnten: und Kaiser Ferdinand hatte nur mit seinen Unterthanen, welche ihren Fehler zeitlich erkannten, zu thun, und die große spanische Monarchie zu seinen Diensten; da hingegen unser Kaiser bey seiner leeren Schatzkammer, die untreuen Hungarn zum Gehorsam bringen, und auch zugleich die mächtigsten Feinde seines Hauses bezwingen mußte.

Solchergestalt nun verschaffete er sich und den Seinigen mit dem Degen Recht; er ließ aber dabey die Gesetze nicht veralten. Es ist eine irrige Meynung, daß unter dem Geräusche der Waffen die Gesetze still schweigen müssen. Sind doch die ersten zehn Gesetze unter Blitz und Donner gegeben worden; und das letzte Gericht wird bey dem Krachen der untergehenden Welt geheget werden. Die Gerechtigkeit ist auch bewaffnet: sie führet ein Schwert in der Hand, und ihr eigentliches Amt ist; die Bösen bekriegen, und die Streitenden zum Frieden nöthigen. Ein Fürst muß zwar seine Feinde stets vor Augen haben; dabey aber seine Unterthanen nicht übersehen. Er muß den Zepter aus der einen Hand nicht weglegen, wenn er mit der andern nach dem Degen greift; noch seine Richterstühle über einen Haufen werfen, wenn er die Zelte aufschlägt. Der meyneidige Feind erfodert nicht mehr Aufsicht, als der treue Unterthan Fürsorge. Es wird deswegen vornehmlich der Krieg geführet, damit der Untergebene mit seinem Vermögen erhalten werde; folglich muß ihn nicht sein eigner Herr, durch Nachläßigkeit, dessen entsetzen.

Es ist nichts vortrefflichers, als mit den Feinden Krieg führen, und zugleich unter den Bürgern Frieden stiften. Unser gerechter Kaiser hat dieses genau beobachtet. In den größten Unruhen hat er nicht allein die Gesetze, wie im Frieden, gelten lassen; sondern dieselben noch darzu verbessert. Gleich zu der Zeit, als die verwägenen Hungarn bis vor Wien streiften, und das französische Bayern auf der andern Seite Oesterreich beunruhigte, ist Schlesien mit einer unvergleichlichen Gerichtsordnung beglückseliget worden. Die

Bosheit etlicher Sachwalter hatte den Lauf des Rechtes fast ganz gehemmet: die Gesetze, so man zum Troste der Menschen erfunden, waren ihnen zu einer Marter geworden, und die Gerichtsordnungen dieneten nicht, die Rechtshändel zu befördern, sondern zu verlängern. Man konnte keine Klage anfangen, vielweniger zu Ende bringen. Denn bald bey der ersten Ladung bezog sich der Beklagte auf ein Obergericht: so daß oft vor der Klage ein Urtheil gefället werden mußte. Wider die kläresten Schuldverschreibungen wurden Einwendungen erdichtet, und die Sachen dahin verdrehet; daß die Gläubiger immer wahre Schuldbriefe behalten sollten, auf welche nämlich keine Zahlung erfolgte. Die Hauptsache aufzuhalten, wurden Nebenhändel ersonnen; und wenn der Richter kaum einen entschieden, waren schon wieder andere vorhanden. Bey Streitigkeiten erregten sich Ehrenhändel, und erhitzten die ohnedieß allzufeurigen Gemüther noch mehr: wodurch sie aber diesen Vortheil erjagten, daß keine Sache verglichen; sondern zu ihrem Gewinnste zweyerley Händel getrieben worden.

Bey den alten Römern beschwerete man sich, daß die Rechtsgelehrten, vermittelst ihrer Schmäucheley, die Richter gewinnen; und durch das Gewicht der Beredsamkeit die Wageschale der Gerechtigkeit beugen könnten. Hingegen bey unsern Zeiten, macheten sie ein Kunststück aus der Grobheit; sie beleidigten die Richter, und bemüheten sich, durch Verläumdungen das Richteramt in Verdacht zu bringen, und folglich den Richtern die Wageschale gar aus den Händen zu reißen. Es war dahin gekommen, daß die Oberkeiten nur Zuschauer und nicht Richter der Streitsachen waren; die Unterrichter wurden für unnöthig, und die ehrlichen Rechtsfreunde für einfältig gehalten. Die lernäische Hydra ist an giftigen Köpfen nicht so fruchtbar, als diese Leute an schädlichen Erfindungen gewesen. Unser Herkules aber hat diese Schlange erleget, den Oberkeiten ihr altes Ansehen, den redlichen Rechtsgelehrten ihre vorige Ehre, und den Nothleidenden die schuldige Hülfe wieder erstattet.

Die kaiserliche Burg steht zwar allen, wie der Himmel, offen; und zu dem Throne der Gerechtigkeit müssen alle einen freyen Zutritt haben: die andern Oberkeiten aber, müssen deswegen nicht stumme noch unbewegliche Bilder seyn. Die Augen mag man ihnen zwar verbinden, aber weder das Ohr noch den Mund verstopfen. Sie sind Stadthalter der Majestät, und Befehlshaber der obersten Macht. Der Fürst giebt die Gesetze, sie aber richten darnach; er ist die Quelle, sie aber sind die Bäche der Gerechtigkeit. Ihr Ansehen kann nicht fallen, wenn des Fürsten seines soll stehen bleiben. Es ist aber nicht genug, die Umtriebe der Gerichtshändel einzuschränken; sondern man muß auch die Sache selbst, nach der Gerechtigkeit entscheiden. Der Unschuldige leidet einen zweyfachen Verlust, wann er mit seinem Streite befördert, endlich aber sachfällig wird. Mit starkem Winde segeln, darüber aber zu Grunde gehen, ist viel schädlicher, als bey widerwärtiger Luft und Wetter auf dem Meere schwimmen, und zurück getrieben werden. Denn das Meer kann endlich ruhig werden, und das Schiff in einen Hafen laufen. Dabey muß aber so wenig ein Ansehen der Sache, als der Person beobachtet werden.

Es hat Fürsten gegeben, welche große und wichtige Streithändel mit aller Vorsicht untersuchet, und darüber, was Rechtens gewesen, ergehen lassen; die kleinern aber, als ein der Majestät unanständiges Werk, außer Augen gesetzet: gleich, als wenn nicht Ahab wegen eines Weinberges um Kron und Leben gekommen wäre. Der Gerechtigkeit Amt ist, einem jeden das Seine zuzueignen. Davon sind nicht die schlechten, und der Armen Klagen ausgeschlossen. Ihrentwegen sind vornehmlich die Richterstühle in der Welt aufgerichtet, damit sie nicht von den Mächtigen unterdrücket werden sollen. Nicht allein das Gewissen, sondern auch die Vernunft erfodert, daß ihnen geholfen werde. Sie sind der größeste und dabey der kränkste Theil des Staates: deswegen brauchen sie mehr einen Arzt, als die Reichen. So nützlich, als dieser Schätze sind, so nöthig sind jener Hände; denn sie sind

ge-

geschickt, im Frieden zu arbeiten, und im Kriege den Degen zu führen.

Es ist nicht auszusprechen, mit was für Sorgfalt unser Kaiser die Gerechtigkeit gehandhabet hat. Ein Streit um ein Fürstenthum, oder Dorf, um einen Pallast, oder eine Hütte, machte ihm einerley Bemühung. Es ist kein Spruch von seinem Throne gekommen, den er nicht gesehen und eigenhändig unterzeichnet hat; welches in Erwägung der vielen Sachen, etwas mehr als menschliches ist. Im römischen Reiche hatte er Justinians, in Böhmen Ferdinands des zweyten, in Schlesien der Sachsen, und in andern Königreichen und Ländern andere: allenthalben aber die göttlichen und natürlichen Rechte, zu seiner Richtschnur. Daher ist es gekommen, daß er verschiedene verbessert, oder wohl gar abgeschaffet. Denn etliche Gesetze sind mehr auf die Spitzfindigkeit, als auf Billigkeit gegründet; etliche aber so unvernünftig, daß sie auch den Zweykampf, und also den Todschlag, zulassen.

Frankreich hat nicht allein Ursache zu klagen gehabt; daß im Frieden mehr adeliches Blut, als im Kriege, vergossen worden: die Mordlust hatte auch in Schlesien viele eingenommen. Es ist zwar ruhmwürdig und weltkündig, daß der schlesische Adel voller Herzhaftigkeit sey: er scheuet keinen Feind, und fürchtet keine Gefahr. Weil er die Gelehrsamkeit mit der Tapferkeit vereinbaret, so unterfängt er die schweresten Dinge, und führet sie glücklich hinaus. Ehe er zu Hause müßig sitzet, geht er in fremde Dienste, und suchet mehr seine Ehre, als sein Vermögen zu vergrößern. Kein Land ist in Europa, woselbst er nicht Denkmale seines Heldenmuths gestiftet. Es ist aber zu beklagen, daß ihrer viele nicht allezeit ihr Blut dem Landesfürsten, oder dem Vaterlande, sondern der eigenen Rache aufopfern; und wegen eines Feindes, alles, was ihnen lieb ist, in Gefahr setzen. Dieser Ehre kann ein unbedachtsames Wort, oder eine unangenehme Gebärde so beflecken, daß sie nur mit Blut muß abgewaschen werden. Seinen ehrlichen Namen mag man wohl

vertheidigen, aber mit zuläßigen Mitteln. Der Zweykampf vermindert ihn mehr, als daß er ihn wieder erstatten sollte. Denn jemand zum Kampfe fodern, ist eben so viel: als die Ehre retten wollen, und darüber zu Todschlägern werden. Unser Kaiser hat dieser blutdürstigen Rache einen Kappzaum angeleget, und ein heilsames Gesetz gemachet, welches den Uebertretern so schrecklich, als dem Gesetzgeber rühmlich ist. Itzt wird man sehen, daß die Rache zwar eine Freude der Traurigen ist, wenn sie zu vollziehen; aber auch eine Traurigkeit der Fröhlichen sey, wenn sie vollzogen worden.

Gleichwie er nun die unvollkommenen Rechte in bessern Stand setzte; also hingegen veränderte er nichts an den alten wohlhergebrachten Gerechtsamkeiten. Die hochlöblichen Herren Fürsten und Stände dieses Landes, sind von uralten Zeiten berechtiget, ein Ober- und Fürstenrecht zu halten; bey dessen Ausspruche es nothwendig verbleiben muß, und keinem, an ein höheres Gerichte zu gehen, erlaubet ist. Dieses hat unser allergnädigster Kaiser dem Vaterlande bestätiget; und dadurch ein Stück seiner majestätischen Vorrechte den treugehorsamsten Fürsten und Ständen mitgetheilet: welches er um so viel sicherer thun können, weil diesem großen Fürstenrechte nur gerechte Aristiden, gewissenhafte Papiniane, aufrichtige Labeonen, und scharfsinnige Ulpiane, vorstehen.

Wie nun ein Fürst einem jeden das Seine lassen, den Bedrängten helfen, und die Bösen bestrafen soll; so muß er auch darauf bedacht seyn, daß die Wohlverdienten belohnet werden. Gott hat ihn zu seinem Schatzmeister verordnet, den Reichthum der Erden unter die Würdigen auszutheilen. Die Flüsse würden bald austrocknen, wenn das Meer das empfangene Wasser; und die Unterthanen verarmen, wenn der Oberherr die gesammleten Schätze, allein für sich behalten sollte. Der cyprische König Ptolemäus machte mit seinen Reichthümern die Unterthanen elend, und sich selbst unglückselig; sie verlohren ihr Vermögen, er aber das Leben. Diejenigen Fürsten sind nicht reich, so volle Schatzkammern, und leere

Unter-

Unterthanen haben. Es ist viel glückseliger, reich machen, als werden. Ein Fürst hat die beste Gelegenheit, beydes zu erlangen. Jenes muß er beobachten, und dieses nicht verabsäumen. Denn so wenig der natürliche Leib ohne den Umlauf des Geblütes gesund seyn kann: so wenig kann der Staat ohne den Ab- und Zufluß des Geldes, bey seinen Kräften verbleiben. Es ist wohl gut, wenn ein Fürst einen großen Schatz im Vorrathe hat, womit er, bey zustoßenden Nothfällen, seinem Staate zu Hülfe kommen kann; es ist aber viel besser, vermögende Völker und Unterthanen haben. Denn diese nehmen bey gefährlichen Zeiten mehr Theil an der Rettung des gemeinen Wesens; sie verfechten alsdann die allgemeine und eigene Wohlfahrt zugleich: dahingegen der Arme und Elende lieber eine Veränderung, als Erhaltung des Staats wünschet. Dem allerdurchlauchtigsten Hause von Oesterreich muß mit Wahrheit nachgerühmet werden, daß es allezeit auf die Bereicherung seiner Völker bedacht gewesen, und dessen Beschwerden so leicht gemachet, daß es vielmehr eine Lust, als Last war, solche zu entrichten.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß in unsers Kaisers Regierung die letztern Jahre etwas schwer gefallen; jedoch aber nothwendig anzumerken: daß in vielen Jahrhunderten die Länder nicht in größerer Gefahr gestecket, und mehr ausgerichtet worden. Wenn man Königreiche und Landschaften nicht allein vom Untergange errettet, sondern noch neue darzu gewinnt, so erfodert es gewiß Unkosten. Es ist aber besser, daß das Kriegsfeuer die Gelder zerschmelze, als die Städte und Dörfer in Aschenhaufen verkehre; weil doch jene mit diesen verderben müßten: wie denn auch ein jeder gestehen muß, daß der treue Unterthan alles, was er gehabt, beygetragen. Dieses hat er um so viel williger hergegeben, weil er gesehen: daß sein Kaiser die eigenen Mittel nicht verschonet, alles wohl angeleget, und sich dabey versichern können, daß er seinem Oberherrn nichts geschenket, sondern nur geliehen habe; sein ruhmwürdiger Nachfolger aber solches tausendfältig ersetzen werde. Unser Kaiser selbst würde unfehlbar

fehlbar solches gethan haben, dafern uns das Verhängniß diesen gütigsten Fürsten hätte länger gönnen wollen.

War doch sein ganzes Leben nichts anders, als ein stetes Wohlthun. Er konnte keine Noth ohne Hülfe, und keine Verdienste ohne Belohnung sehen. Seine Kammergüter würden viel ansehnlicher seyn, wenn er die offenen Lehne sich so wohl, als seinen Unterthanen zugeeignet hätte. Ihm war ein redlicher Lehnsmann viel werther, als die schönste Herrschaft: weil er wohl wußte, daß dieses der größte Gewinnst sey, Geld und Güter verlieren, dafür aber treue Diener erlangen. Mit den vielen Gnadenketten, so unser freygebiger Kaiser verschenkte, fässelte er dergestalt die Herzen und Gemüther, daß kein verführischer Anlauf sie von der Grundfeste der Treue verrücken konnte. Seine Reichthümer aber theilete er nicht ohne Unterscheid, sondern mit Bedacht aus; und widmete sie nur denjenigen, so sich um ihn und seine Länder verdient machten. Unwürdigen große Wohlthaten geben, das heißt die Schätze verschwenden, nicht anwehren. Zu vielen malen ist die verborgene Untreue dadurch noch gestärket; und, wie die gefrornen Nattern, bey erfolgender Erwärmung fähiger gemacht worden, Schaden zu thun. Carl, der erste, hätte im Purpur, und nicht im Blute sein edles Leben beschlossen; wenn er in Austheilung der Gnaden gegen seine Engländer, sparsamer gewesen wäre. Das Gift der Undankbarkeit steigt zwar weder jederzeit so hoch, noch ist es so mächtig, daß es das Haupt oder das Herz des Staates allemal angreift; doch sind seine Verletzungen so schädlich, daß ohne Empfindung des ganzen Leibes kein Glied davon kann berühret werden.

Die Weisgeit unsers Kaisers erkundigte den Abgrund der Gemüther, und prüfete die Menschen, wie der Scheidemeister das Erzt. Er ließ, wie die erfahrnen Aerzte, das Eisen schneiden, wo der Balsam nicht anschlagen wollte: hingegen war ihm nichts zu kostbar, noch zu angenehm; dessen er sich nicht entäußert, und seine bewährten Diener habhaft gemachet. Denn Fürsten sind doch wie die Sonne, welche

die

die Dämpfe nur deswegen von der Erden zieht, damit sie solche in einem fruchtbaren Regen wieder geben könne; die andern Menschen aber, wie die Ampeln, welche, wenn sie brennen sollen, mit Oel stets unterhalten werden müssen. Mit dieser Weisheit begriff er alle Dinge, und erforschte die verborgensten Geheimnisse. Ihm eröffnete seine Andacht den Himmel, und sein Verstand die Erde. Die Naturkündiger ließen sich bey ihm belehren, und die Weltweisen waren in seiner Gegenwart unwissend. Es ist keine Wissenschaft, so er nicht verstanden: und es sind wenig Sprachen in Europa, so er nicht so gut, als die Deutsche geredet hätte. Die den Fürsten anständige Beredsamkeit besaß er völlig, und hatte nicht nöthig, sich fremder Zungen zu bedienen; dieses aber vor allen Rednern voraus, daß seiner scharfsinnigen Reden Nachdruck, durch seine majestätische Person allemal verdoppelt ward. Er las nicht allein die Zeitregister, sondern besoldete auch kluge Geschichtschreiber, und machte sich dadurch zweyfach bey der Nachwelt verdienet: daß er schreibenswürdige Sachen selbst gethan, und durch andere aufzeichnen lassen. Denn ohne die Geschichtschreiber werden alle Thaten mit der Zeit unsichtbar; sie machen das Vergangene gegenwärtig, und die Todten gleichsam lebendig. Ihre Federn sind Trompeten, mit welchen sie der abgelebten Helden Ruhm der Welt ausblasen; und ihre Dinte das wahre Cederöl, ihr Gedächtniß vor der Vermoderung zu bewahren. Sie sind um so viel mehr schuldig, das Andenken unsers Kaisers zu verewigen: weil er bey Ausübung großer Heldenwerke, auch die Wissenschaften und ihre Vorsteher, gelehrte Leute, geliebet; und es für einen mindern Ruhm gehalten, daß er die Gränzen seiner Königreiche, als des menschlichen Verstandes, erweitert habe.

Er brachte aber seine Zeit nicht etwan mit tiefsinnigem Nachdenken, oder, wie Alphonsus, mit der Sternkunst zu. Er brauchte seine erleuchtetste Vernunft hauptsächlich zu Regierung seiner Völker. Die Weisheit ist wohl eine schöne

Tochter des Allerhöchsten; sie hat aber an der Klugheit eine noch viel schönere Schwester. Jene vergnüget sich mit sich selbst, und liebet die Einsamkeit; diese aber die Gesellschaft, und suchet ihre Freude in dem, daß sie andern gefallen und nützlich seyn möge. Ihre Liebhaber machet sie glückselig, und die sie bedienen, zu großen Herren. Der List und Betrügerey ist sie feind, beyden aber an Vorsichtigkeit überlegen. Sie giebt gute Anschläge, und führet sie auch glücklich aus: wer mit ihr das Steuerruder führet, der wird nimmermehr scheitern. Sie ist eine Zierde der Höfe, und ein Schmuck der Fürsten; ohne sie aber die Welt ein Labyrinth, und die Tugend selbst nichts. Unser unvergleichlicher Kaiser hat sie so hoch gehalten, daß er es für vielweniger geschätzet, der größte Fürst, als der klügste Mensch zu seyn. Seine Rathschläge fassete er mit reifem Bedachte ab, und eilte ohne Noth mit keiner Sache. Denn ein jedes Geschöpf muß zu seiner Fortpflanzung eine zulängliche Zeit haben. Nur die Erdschwämme werden in einer Nacht reif, in der andern aber auch wieder wurmstichicht. Die Geburten der Vernunft sind viel schwerer, als der andern Dinge, wenn sie wohl gestaltet seyn sollen. Minerva, so aus dem Gehirne Jupiters entsprossen ist, hat ihm langes Kopfweh verursachet. Wann sich aber Zufälle eräugeten, welche keinen Verzug verstatteten, so war niemand hurtiger als er, solchen zu begegnen.

In solchen geschwinden Rathschlägen besteht der Kern von der Klugheit. Derselben Wirkungen nennet man Staatsstreiche; so man eher empfindet, als sieht. Ihre Eilfertigkeit hat den Vortheil, daß sie nicht leichtlich können verrathen werden: und deswegen haben sie einen so glücklichen Ausgang, daß es ein Wunderwerk ist, wenn sie nicht Wunderwerke verrichten. Es finden sich zwar oft Begebenheiten, denen man, dem ersten Ansehen nach, fast gar nicht abhelfen kann. Sie sehen den Mohren ähnlich, so durch den ganzen Leib schwarz seyn. Diese machen die mittelmäßigen Gemüther furchtsam, und die kleinmüthigen verzweifelt.

zweifelt. Der Staatskluge aber wird doch endlich, wenn er sie genau untersuchet, und ihnen den Mund aufsperret, noch weiße Zähne finden. Unserm Kaiser waren keine Zweifelsknoten so verwirret, daß er sie nicht aufgelöset. Sein Verstand ergründete alle Schwierigkeiten, wie der Lotsmann die Tiefe des Meeres. Hieraus folgte, daß, was er einmal beschlossen, ohne erhebliche Ursache niemals geändert habe. Wenn es aber die Zeit und unvermuthete Zufälle erforderten; so ließ er seinen Willen so wenig, als seine unumschränkte Macht, mit etwas binden. Denn dieß sind die schädlichsten Rathschlüsse, welche nicht können wiederruffen werden. Er kannte seine Kräfte, und nahm über dieselbigen nichts vor.

Ein Fürst soll kein größeres Herz, als Gehirn; oder nicht mehr Muth, als Verstand haben. König Sebastian in Portugall hätte mit seinem Leben sein Königreich nicht verlohren, sondern noch eines dazu gewonnen, wenn er diese zwey Stücke in einem gleichen Gewichte gehalten hätte. Die Herzhaftigkeit hat sich mehrmals an die Klippe gestoßen, daß sie ihr mehr zugetrauet, als die Vernunft eingerathen. Ein Fürst muß seinen Ländern zwar gewachsen, aber nicht überlegen seyn. Wenn ein Herr seinen Staat, oder der Staat seinen Herrn überwiegt; ist eines so gefährlich, als das andere. Die allzu kriegerischen setzen sich in Haß; die gar zu friedfertigen in Verachtung, beyde aber in die äußerste Gefahr. Die ersten helfen sich bisweilen zwar wieder heraus; sie sind aber denjenigen Schiffleuten zu vergleichen, welche ihre volle Ladung in das Meer werfen, und dadurch sich vom Schiffbruche befreyen. Es ist zwar ein ungemeines Glück, wenn ein Fürst, wie unser Kaiser, ein Reich, seinem großen Geiste gemäß, beherrschet. Ein solcher Fürst kann Sachen ausführen, woran andere nicht gedenken dörfen. Gleichwohl muß man unserm Kaiser nachrühmen, daß er sich jederzeit mehr seiner Klugheit, als Macht, gebrauchet habe.

Die Macht ist ein Irrlicht, so die Menschen oft in das Verderben führet: die Klugheit aber der wahre Angelstern,

so

so niemals von seiner Stelle weicht; sondern stets denen auf dem Staatsmeere Schiffenden, zu einer unbetrüglichen Richtschnur dienet. Die persische Gewalt ward von dem macedonischen Witze zerstöhret: und das kleine Arragonien, unter der vorsichtigen Aufführung des katholischen Ferdinands, eine Beherrscherinn von Spanien und der neuen Welt. Die Macht kann wohl eine Sache anfangen, nur die Klugheit aber kann sie zu einem gewünschten Ende bringen. Die mächtigsten Fürsten sind zwar die verwägensten; die klügsten aber die glückseligsten. Das gewisse Kennzeichen eines staatsklugen Fürsten ist, wenn er sich in die Zeit und Gelegenheit schicken kann. Diese aber müssen sich von sich selbst anbiethen, und weder übereilet, noch erzwungen werden. In dem Frühlinge können wir keine Früchte brechen, sondern wir müssen uns mit der Blüthe vergnügen; sollten aber einige reif werden, sind sie doch von keiner Dauer. Wie viel Fürsten würden in den Zeitbüchern über dem Alexander stehen; wenn sie Zeit und Gelegenheit hätten erwarten können!

Unser kluger Kaiser hat sich derselben unvergleichlich zu bedienen gewußt, und es schon in seiner Jugend wahr gemachet: daß auch die jungen Adler weiter, als alle andere Vögel sehen können. Denn als sein Herr Vater, glorwürdigsten Andenkens, selig verblichen, und ein neuer römischer Kaiser sollte erwählet werden; Frankreich aber ihn um die römische Krone zu bringen sich bemühete, auch bey einigen Churfürsten, vermittelst scheinbarer Vorstellungen, Gehör gefunden: begab sich unser König bey dem härtesten Froste, und zu der Zeit, da der gothische König Carl Gustav über den Belt gieng, auf die Reise; und hintertrieb mit seiner Gegenwart zu Frankfurt am Mayn, alle schädliche Anschläge. In welcher Verrichtung er um so viel glückseliger vor König Carl Gustaven gewesen: so viel es mehr ist, ein Reich erwerben, als zerstören.

Etliche Fürsten geben wohl Achtung auf alle Gelegenheiten; sie können aber nicht die Zeit erwarten. Diese zwey Dinge scheinen wohl, dem ersten Ansehen nach, eines

zu seyn; in der Staatslehre aber sind sie weit von einander unterschieden. Es biethen sich oft zu großen Thaten Begebenheiten an: es ist aber nicht allemal Zeit, sie zu unternehmen. Unser Kaiser hätte mehrmalen die schönste Gelegenheit gehabt, das seinen königlichen Vorfahren mit ungerechter Gewalt abgenommene Pannonien wieder zu erobern. Die ottomannische Pforte hatte sich bey unsers Kaisers langer Regierung mit ihren Nachbarn in gefährliche Kriege verwickelt, und etliche empfindliche Niederlagen erlitten. Dazumal war die beste Gelegenheit, mit vereinigten Kräften das Verlohrne wieder zu suchen. Allein die Zeit war noch nicht reif worden: der mit dem Großtürken geschlossene Waffenstillstand war noch nicht geendet. Er ließ eher den Vortheil, als sein Versprechen fahren; weil er wohl wußte, daß auch den Barbarn und Ungläubigen die Zusage zu halten sey. Solche Fürsten, die der rechten Zeit erwarten, sind allezeit die größten in der Welt geworden. Der Himmel segnet ihre Waffen, und die Erde giebt ihren Unternehmungen Beyfall.

Er bediente sich aber nicht allein für sich, der Zeit und Gelegenheit; sondern erlaubte auch seinen Feldherrn, sich derselben zu gebrauchen. Dafern ein Fürst, wie unser Kaiser, vorsichtig in Erwählung seiner Feldobersten ist, kann er nicht fehlen, wenn er ihnen Erlaubniß zur Schlacht ertheilet. Ist die Gelegenheit bey Hofe in Acht zu nehmen: so muß sie wohl noch weniger im Felde aus den Händen gelassen werden. Wann jemand dieselbige abschildern wollte, müßte er sie für die geheimen Rathszimmer mit behenden Füssen, für die Kriegszelte aber mit Flügeln abmalen. Wer die Befehle, den Feind anzugreifen, aus dem Staatsrathe holen will, wird mit der Antwort jederzeit zu spät kommen. Den Feldherren solchergestalt die Hände binden, ist so viel, als den Adlern die Flügel verschneiden. Oft zeiget sich kaum eine Stunde, dem Feinde etwas abzugewinnen. Diejenigen hohen Kriegsbefehlshaber, so bey umschränkter Gewalt den Krieg führen müssen, haben ihrem Fürsten mehr Scha-

den

den als Nutzen verursachet: hingegen die drey Söhne des Mars, Marggraf Ludwig von Baden, Prinz Eugen von Savoyen, und der Herzog von Marlboroug haben dargethan, daß auf der freyen Gewalt den Feind anzugreifen, das Glück eines Monarchen, das Heil des gemeinen Wesens, und die Ehre eines Feldherrn beruhe. Der Ausgang hat es auch erwiesen, daß unser Kaiser damit nicht geirret, und er durch seine Befehlshaber so viel, als wenn er selbst gegenwärtig gewesen wäre, ausgeübet.

Dieses Vertrauen aber schläferte seinen Verstand nicht ein, sondern er gab auf alle Bewegungen der Völker Achtung. Die Sicherheit des Staats besteht in dem, daß man niemals sicher sey. Auf dem Meere ist auch die Windstille verdächtig; und bey dem größten Glücke, die größte Gefahr. Palinurs Vorsichtigkeit ist oft durch die Heiterkeit des gestirnten Himmels betrogen worden. In dem Frieden soll man die Waffen nicht verrosten lassen, sondern bey dem Sonnenscheine, sich vor dem Regen verbauen. Er kannte die regierfüchtigen Fürsten, und deswegen konnten keine Vorstellungen seine scharfsinnigen Augen blenden. Dennoch aber nahm er nichts, so von einiger Wichtigkeit war, allein vor; sondern hörete auch seine treuen Staatsdiener.

Es ist eines von den größten Geheimnissen der Herrschenskunst: daß ein Fürst kein wichtiges Werk allein auf sich nehmen solle. Denn die menschlichen Anschläge, wenn sie gleich auf die behutsamste Weise abgefasset werden, haben doch keinen versicherten Fortgang. Die irrdische Weisheit ist der himmlischen unterworfen, und aller Weltsachen Glück und Unglück in Gottes Händen. Dafern ein Fürst mit Einrathung seiner Staatsdiener etwas anfängt, und es hernach unglücklich ausfällt, ist doch seine Ehre in Sicherheit. Die Unterthanen haben alsdann ein Mitleiden mit ihrem Herrn, und laufen von sich selbst zur Rettung des gemeinen Wesens: da hingegen die eigensinnigen Fürsten ein Abscheu ihres Volkes, und ein Gespött ihrer Feinde sind. Solche Fürsten, die nicht alles für sich thun, theilen nicht ihre Majestät, sondern nur ihre

Bemü-

Bemühungen; der letzte Machtspruch bleibt ihnen doch voraus, und sie bekommen dadurch Gelegenheit, ihrer Räthe Treue und Fähigkeit zu prüfen.

Es machte aber unser Kaiser einen Unterscheid zwischen seinen Räthen. Diejenigen Staatshändel, welchen der Verzug nicht schädlich war, ließ er dem ganzen geheimen Rathe vortragen. Ein Werk von sonderbarer Wichtigkeit kann nicht genugsam untersuchet werden. Argus selbst hätte viel zu wenig Augen, alle dessen Tiefen und Krümmungen zu besehen. Je mehrere nun darüber rathschlagen, je zuverläßiger ist der Entschluß zu fassen. Wohlüberlegte Rathschläge sind wie das Wasser eines steinigten Baches; welches, je mehr es Anstoß leidet, je klärer es fließt. Wann aber die Zufälle keinen Anstand leiden wollten, vertrauete er solche nur seinen geheimtesten Räthen. Denn die Vielheit der Rathgeber, ist den geschwinden Verrichtungen eine Hinderniß. Alle Rathschläge allen offenbaren, ist so schädlich, als alle von allen ausschließen. Ich verschweige dieser großen Staatsleute berühmte Namen, um allem Verdachte einer Schmäucheley zu entgehen. Sie leben ohne dieß in der Welt auf allen Zungen: ihre Verdienste aber werden sie unsterblich machen, und unter die Gestirne versetzen.

Vornehmlich hat unsers Kaisers kluger Verstand sich in dem bezeiget, daß er ein Reich von vielen unterschiedenen Völkern beherrschet hat. Er war im römischen Reiche ein Kaiser; in Böheim, Hungarn, Croatien, Sclavonien, und Dalmatien ein König; in Oesterreich ein Erzherzog; in Schlesien ein Herzog, und ein Marggraf in Mähren, allenthalben aber ein vollkommener Fürst. Ein einfaches Reich zu regieren, erfodert nicht so viel Geschicklichkeit, als diejenigen so aus verschiedenen Völkern zusammen gewachsen. Vielerley Sprachen, Gesetze, Sitten und Neigungen zu vereinigen, ist mehr, als das Weltmeer mit dem mittelländischen zu vereinbaren. Friedrich Wilhelm der Große, Churfürst zu Brandenbug, that zwar viel, als er den Oderstrom mit der Elbe vermählte; aber ein weit mehrers, als er so viel

entle-

entlegene Länder zusammen brachte, und sie klug beherrschete.

Diese Vollkommenheiten verursachten keine Veränderungen in unsers Kaisers Gemüthe. Den König in Frankreich hat seine Herzhaftigkeit und sein Witz berühmt; der Hochmuth aber unerträglich gemachet. Unser Kaiser war im Glücke nicht erhoben, noch im Unglücke niedergeschlagen; sondern sein ganzes Leben eine Mäßigung der Regungen und Begierden. Die Gemüthsregungen an sich selbst, sind der Tugend eine nöthige Sache; und wie der Stachel den Bienen, ohne welchen sie keinen Honig machen. Nur ihre böse Anwährung stiftet in der Welt viel Unheils. Wenn sie aber die Vernunft beherrschet, wird der Zorn keine Raserey, sondern ein löblicher Eifer; und die Furcht keine Verzweiflung, sondern eine Behutsamkeit. Jedoch ist es viel schwerer, seine Begierden, als ein Königreich bezwingen. Unser Kaiser bemeisterte aber mit den Begierden der Seelen, auch die Unordnungen des Leibes. Die Mäßigkeit ist die schwerste Tugend; denn sie widersteht am meisten den Neigungen des Menschen. Etliche Laster häucheln weder dem Geiste, noch dem Fleische. Die Kühnheit führet in Gefahr, die Furchtsamkeit in Verachtung, und die Thorheit in Schande; die Unmäßigkeit aber zur Wollust. Die Fehler haben vor allen andern dieses besondere, daß sie mit der Tugend etwas gemeines besitzen. Denn sie fangen mit der Freude an, womit die Tugend sich endet. Viele Ueberwinder des Erdbodens sind dadurch überwunden worden. Cäsar überwand auch wohl endlich den Wein; aber Cleopatra ihn. Je schwerer nun der Kampf ist, desto herrlicher ist der Sieg.

Unsers Kaisers Tafel war zwar jederzeit seiner Hoheit gemäß angerichtet: er brauchte sich aber der Speisen nicht zur Ueberfüllung, sondern zur Unterhaltung des Leibes; und den Wein trank er zur Stärkung, nicht zur Schwächung der Glieder. Hiemit machte er den ganzen Hof sich ähnlich, und den Orden der Mäßigkeit, welchen sein Ahnherr, Kaiser Friedrich der dritte, gestiftet, hat er durch seine Mäßig-

keit

keit erhalten. Die Beyspiele großer Herren sind viel kräftiger, als ihre Gesetze; sie haben einen solchen Zwang über die Unterthanen, daß diese ihnen auch in den Lastern nachahmen. Der gelehrte Kaiser August erfüllete sein Reich mit Gelehrten; der falsche Tiber mit Häuchlern; der fromme Constantin mit Christen; der abtrünnige Julian mit Heyden; unser Kaiser aber mit mäßigen Leuten.

Seine keusche Liebe hat er niemanden, als seinen Gemahlinnen mitgetheilet; hingegen auch von Gott, welcher die Tugend allemal belohnet, so viel Vergnügung empfangen, daß ihn seine Gemahlinn wiederum herzinnigst geliebet. Die vortreffliche Margaretha war mehr in der That, als nach dem Namen eine reine Perle. Die fromme Claudia Felicitas suchte ihre eigene Glückseligkeit in dem, daß sie ihrem Gemahl angenehm seyn mochte: beyde aber haben ihn nur einmal, als sie gestorben, betrübet. Jedoch hat die unvergleichliche Kaiserinn Eleonora Magdalena Theresia den Vorzug damit erworben, daß sie zu ihrer vollkommenen Keuschheit eine glückselige Fruchtbarkeit gesetzet, und eine neue Stammmutter des allerdurchlauchtigsten Hauses von Oesterreich geworden. Das Alterthum preiset die lacedämonische Lampido höchst glückselig, daß sie eines Königes Tochter, eines Königs Gemahlin, und eines Königs Mutter gewesen. Und Frankreich rühmet sich dessen mit seiner Blanca, Claudia und Anna. Wir können vielmehr von der Kaiserinn Eleonora sagen: daß sie eines Churfürsten, welcher den Königen zu vergleichen, Tochter, eines Kaisers Gemahlinn, eines Kaisers, eines Königes, eines Erzherzogs und sechs Erzherzoginnen Mutter, zweyer Königinnen, eines Churfürsten, acht Pfalzgrafen, und fünf Pfalzgräfinnen Schwester, und welches das meiste ist, durch Liebe und Wohlthun aller dieser Mutter worden.

Dem durchlauchtigsten Hause Pfalz haben wir dieses vortreffliche Geschenk zu danken. Die göttliche Vorsehung hat dieses Churhaus zu etwas ganz besonderm ausersehen: daß es die absterbende kaiserl. und königlichen Geschlechter von dem Untergange, und die Unterthanen von dem Weysenstande

erretten solle. Nicht allein Oesterreich, sondern auch Portugall, haben Ursache, sich Glück zu wünschen, daß sie auf ihren Thronen pfälzische Prinzeßinnen gesehen, welche Landes- und Geschlechtsmütter zugleich geworden.

Die gegenwärtige Erfahrung zeiget, was für Verwirrungen und Kriege entstehen, wenn nur ein Ast an dem Stammbaume vertrocknet; vielmehr müssen die Königreiche und Länder in Blut schwimmen, wenn ganze Geschlechter absterben, sollten. Die glückseligste Vermählung hat die getreuen Erblande, oder vielmehr das ganze wohlgesinnete Europa, mit der Geburt dreyer Erzherzoge und sechs Erzherzoginnen erfreuet. Gott hat zwar die Zahl vermindert, und von uns einen Erzherzog und drey Erzherzoginnen zu sich genommen: er machet es aber, wie die guten Gärtner, welche von den Bäumen etliche Aeste abschneiden, damit die andern desto stärker treiben können.

Unser theurer Joseph hat mit seiner tugendhaften u. schönen Aßnath, der unschätzbaren Kaiserinn Wilhelmina Amalia den Verlust zu ersetzen angefangen. Die zwo kaiserlichen Prinzeßinnen, Maria Josepha und Maria Amalia, sind die gewissen Pfänder und Versicherungen der folgenden jungen Erzherzoge. Ihre Unschuld und Schönheit machet sie zu Engeln, und die Hoffnung zu Königinnen. Sein Herr Bruder, der allerdurchlauchtigste König in Spanien, Carl der dritte, der andere Jason, ist nicht allein das goldene Vließ mit der Krone Spanien, sondern auch eine Gemahlinn, sich zu holen, ausgeschiffet: welche so klug und verständig, aber viel frömmer, als die Medea seyn wird. Die ersten drey Gratien, so mit der Treue und Frömmigkeit vorlängst aus der Welt geflohen, lassen sich nunmehr in den drey allerdurchlauchtigsten Erzherzoginnen, Marien Elisabethen, Marien Annen, und Marien Magdalenen, am kaiserlichen Hofe wieder sehen. Unser Kaiser, der die unaussprechliche Vergnügung gehabt, so wohlgerathene Erben zu küssen, empfand auch von seiner Mäßigkeit diesen Nutzen, daß er, wie bey allen Begebenheiten mit seinem Verstande gegenwärtig,

also niemals außer sich selbst gewesen, und dabey ein hohes Alter erreichet hat.

Etliche Fürsten veraltern vor der Zeit, und die überhitzten Bemühungen verzehren ihre edlen Lebenssäfte. Denn die größten Fackeln, wenn sie gegen den Wind getragen werden, müssen bald verlodern. Es ist aber nicht die Meynung, daß ein Fürst unbeweglich seyn solle. Das menschliche Leben ist gleich dem Wasser, welches bey allzugroßer Bewegung trübe, bey allzukleiner aber faul wird. Die Fürsten haben um so viel mehr einer Bewegung von nöthen, je weniger ihr hoher Stand ihnen Leibesarbeiten vergönnet. Jedoch müssen diese in den Gränzen einer jeden Natur eingeschränket werden. In den Tugenden kömmt zwar ein schwacher Leib so weit, als ein starker; in diesen Mitteldingen aber thut jener genug, wenn er wenig verrichtet. Unter allen fürstlichen Leibesübungen aber ist die Jagd die anständigste. Sie härtet den Leib ab, und machet ihn fähig, die Waffen zu tragen; das Gemüth wird durch sie beherzt, und der Geist aufgewecket. Wer ein Wild zu fällen geschickt ist, kann auch einen Feind unter die Füße bringen. Nimrod ist der erste Jäger, von dem man weis; und auch der erste Monarch gewesen. Unser Kaiser, der die Majestät auch bey den Ergetzlichkeiten niemals ablegte, hat vornehmlich diese ernsthafte Lust geliebet. Wie er nun majestätisch gelebet; so ist er auch großmüthig gestorben.

Itzt wäre zu wünschen, daß ich von seinem Tode mit solcher Standhaftigkeit reden könnte, als er ihn überstanden hat. Alle Menschen sehen denselben als einen Zerstörer der Natur an: nur die Christen wissen, daß er ein Weg zu einem bessern Leben sey. Unser himmlischer Kaiser, hatte sich dazu schon von seiner Jugend auf bereitet. Demselben war es gar leicht, die irrdischen Kronen, gegen die himmlische zu vertauschen; nach dem er in seinem Leben die ihm angetragene sarmatische nicht geachtet, sondern einem andern überlassen. Er legete seine kaiserliche Würden, und das Gepränge seiner Hoheit mit solcher Gelassenheit, wie sein Kleid, ab; und übergab seinem

herzgeliebtesten Herrn Sohne ganz willig den Zepter, dem er schon vor vielen Jahren die römische und hungarische Krone aufgesetzet. Die tödtliche Krankheit konnte nicht verhindern, das er nicht heilsame Lehren und kluge Verordnungen, welche nach seinem Tode beobachtet werden sollten, gemachet hätte. Seine liebreichen Reden erweichten die Herzhaftesten, und diese hatten mehr Wasser in ihren Augen, als er in seinem Leibe. Seine letzten Tage brachte er mit geistlichen Betrachtungen zu; und dieser sterbende Monarch lebte schon im Himmel, ehe er starb. Er starb wie die Aloe, welche, ehe sie verwelket, viel hundert schöne Blumen hervor bringet.

So ist nun unser Kaiser in seinem Leben und Tode ein verwunderns- und nachahmenswürdiger Monarch gewesen. Er hat das türkische Reich, welches bisher die Christenheit erschrecket, verächtlich gemachet. Er hat das große Sonnenbild, den französischen Kolossus, den keine Macht noch Erdbeben zerschmettern können, über einen Haufen geworfen, und dadurch erwiesen: daß Ludwig der vierzehnte keiner wahren, sondern nur einer Nebensonne zu vergleichen sey; die kaum vermögend ist, ein Land, am wenigsten mehr als eine Welt zu erleuchten; hingegen wenn die Nebel und Dünste der List und Pralerey zerschmelzen, verschwinden muß. Er ist bey den größten Unglücksfällen unerschrocken, und wie das Meer bey den heftigsten Sturmwinden, in seiner tiefen Ruhe gewesen. Er hat seine Bundsgenossen ohne Eigennutz angenommen, und es für einen gleichen Ruhm geachtet, Königreiche und Länder für sich selbst, oder für seine Freunde zu erwerben. Er ist ein Beschützer seiner Unterthanen, und mehr ihr Vater, als ihr Herr gewesen. In Handhabung der Gerechtigkeit, hat er sein Absehen auf keinen Menschen, sondern nur auf Gott und die Gesetze gerichtet. Er hat das schwere Fürstenamt mit ungemeiner Klugheit verwaltet; und ist hiemit seinen Feinden schrecklich, seinen Freunden aber ansehnlich geworden. Er hat die Begierden im Zaume gehalten; nur seinem Ruhme und seiner Ehre, hat er den Zügel

gel schießen lassen, und ist damit über alle Schranken gelaufen. Er ist ein neuer Stammvater seines Geschlechts, ein andrer Rudolph von Habspurg geworden, dessen Nachkommen die alte und neue Welt, so lange sie stehen wird, beherrschen werden. Er hat die Pflicht eines vollkommenen Fürsten erfüllet, und ist damit allen Nachkommen ein Muster und Vorbild geworden. Durch sein heldenmäßiges Leben und seinen großmüthigen Tod aber, hat er verdienet, daß er zu immerwährenden Zeiten **Leopold der Große** genennet werde.

Allein diese Vorrechte, so unser Monarch über alle andere erhalten, machen sein Gedächtniß zwar unsterblich, seinen Tod aber uns desto schmerzhafter. Seinem Ruhme hat er zwar genug, nicht aber uns und der Christenheit, gelebet. Sein Purpur wird auch wohl aus der Gruft einen Schein geben; unser Flor und Boy aber den Glanz unsrer Glückseligkeit verfinstern. Seine Seele hat sich zwar über aller Höhen Höhe geschwungen, und genießt des Anschauens Gottes: wir aber sind in das tiefste Leidwesen versunken, und sehen einen Abgrund der Bekümmerniß. Schlesien ist eine Wittib, und Breßlau eine Weyse worden. Die Fürsten und hohen Stände des Landes sind in voller Wehmuth, und die in ihre Augen aufgestiegenen Thränen, ein unverfälschtes Merkmaal des gegen ihre Oberherren aus Liebe und Treue brennenden Herzens. Der Bürger und Unterthan trauret mehr im Herzen, als in seiner Kleidung; und wünschet, daß sein Erbherr entweder leben, oder er mit ihm sterben möchte.

Jedoch! wohin verleitet mich der empfindliche Schmerz? Hat doch der **Große Leopold** einen **Großen Joseph** hinterlassen, der ein Erbe so wohl der väterlichen Tugenden, als Reiche ist. Vor dieser geheiligten Person wollen wir die Kniee beugen, und dieses Oberhaupt der Christenheit anbethen. Wir wollen ihm Hekatomben von Treue und Gehorsam opfern. Er ist nunmehr unser Kaiser, König und Erbherzog. Er hat sich mit seinen Reichen und Ländern

vermählet, und ist unser Landesvater geworden. Er ist deswegen auf den höchsten Thron gestiegen, um seiner Unterthanen Nothdurft desto besser zu besehen. Der wird sich unser annehmen, und unsere Freyheiten und Gerechtsamkeiten erhalten! Sein Heldenarm, der die stärkste Macht von Europa bey Landau zerbrochen, wird auch gewiß seine Unterthanen beschützen. Er kann Hauptvestungen, aber auch Herzen erobern. Die Feinde haben seine Tapferkeit zu fürchten; wir aber seine Huld und Gnade zu verehren.

Er wird den Bedrängten Recht schaffen, und die Gerechtigkeit gelten lassen. Die Leutseligkeit ist ihm angebohren, und die österreichische Sanftmuth sein oberster Staatsrath. Er kann beydes, den Zepter und den Degen führen; und ist mit seiner Staatsklugheit so wohl, als mit den Waffen, unüberwindlich. Er wird das große Werk von Europa vollbringen, und der ganzen Welt Freyheit bevestigen. Vor diesem **Joseph** neiget sich nicht im Traume, sondern in der That, die französische Sonne und der ottomannische Mond. Dieser andere August wird einen allgemeinen Frieden stiften, und die entwichene güldene Zeit wieder einführen. Er wird uns mit jungen Erzherzogen erfreuen, unter denen unsere späte Nachkommen, wie wir unter ihm, glückselig leben werden.

Solchemnach lassen wir unsern Kaiser **Leopold** den Großen schlafen, der so lange für unsere Wohlfahrt gewachet hat. Seine edlen Gebeine werden zwar zu Staub und Asche werden; sein preiswürdigster Namen aber kann nicht ersterben. Seiner Fürsorge und Liebe genießen wir auch damit nach seinem Tode: daß er uns einen vollkommenen Monarchen zum Erbtheile gegeben hat. Dieses ist also der kurze Begriff seines Lobes, und unsers Trostes: **Daß Joseph noch lebet.**

Lobrede

auf der ersten Königinn von Preußen,

Sophie Charlotte, Majest.

1707. von Benjamin Neukirchen.

Wenn alle unsere Gedanken Thränen, alle unsere Thränen und Seufzer Worte, und alle Worte vollkommene Redner wären: so würden sie ja wohl einigermaßen den Schmerz, aber nimmermehr den Verlust ausdrücken, welchen wir bey dem plötzlichen Hintritte, unserer nunmehr höchstseligen, ehedessen unvergleichlichen, und so lange der Kreis der Erden steht, unvergeßlichen Königinn, empfinden. Wir verlieren so viel auf einmal, daß wir kaum wissen, was wir verlieren: und es geht uns, wie den Träumenden, welche in währender ihrer Einbildung sehr viel sehen; nach ihrer Erwachung aber das meiste vergessen, oder doch nur halb vor Augen haben. Wir klagen einander unser gemeines Leid; wir klagen aber alle etwas besonderes: und so viel wir an unserer Heldinn Tugenden zählen, so viel treten auch Poeten und Redner auf, welche von einer jeden weitläuftig sprechen; wiewohl sie alle genug zu sagen hätten, wenn sie nur von einer einzigen sprächen. Denn das Leben dieser Fürstinn ist zwar sehr mäßig; aber ihre Tugenden und Gaben sind sehr übermäßig: und wie die vorigen Zeiten nichts gleiches gesehen, also dürfen auch die künftigen nichts gleicheres hoffen. Schönheit, Verstand, Freundlichkeit, Sanftmuth, welche, wenn sie gleich sonst nur einzeln sind, doch jede ihren Besitzer zum Wunder machen, stunden hier in einer sehr engen Verschwisterung: und es war eben so schwer zu sagen, welche man mit den Gedanken am ersten verlassen, als, welche man am ersten betrachten sollte.

Dieses möchte wohl billig auch mich erinnern, wie gefährlich es sey, eine Person zu loben, welche alle Höhen des Lobes übersteigen, und das Gute viel eifriger ausgeübet, als wir es mit den Augen an ihr bemerket; viel schneller gethan, als wir es mit dem Munde erzählen können. Allein außer dem, daß es natürlich ist, bey einer allgemeinen Betrübniß mit zu klagen; so ist es zugleich auch vortheilhaft, unsern Verstand in Dingen zu üben, welche ihn von der Bahn des Pöbels, auf lauter ungemeine Betrachtungen; uns aber so aus uns selber führen, daß wir manches, was wir niemals vermocht, itzt denken; manches, was wir niemals gedacht, itzt sagen; und vieles, was wir nicht sagen und denken können, zu unserer Erstaunung von andern hören. Ich bescheide mich gern, daß ich unter den Lobrednern unsrer Königinn der geringste bin: es tröstet mich aber auch hinwieder, daß ich wenig vollkommene vor mir sehe; und daß wir alle das, was die Maler klagen: von welchen, so sehr sie sich gleich darum bemühet, doch keiner dieser Heldinn wahre Gestalt getroffen. Personen von solcher Größe, können durch nichts verkleinert werden: und ihre Schönheiten sind wie die Sonne. Je schlechter wir sie entwerfen, desto heller leuchten sie in aller Augen. Ja da unser Unverstand sonst ein Fehler ist, so gereichet er hier ihnen, und uns zum Ruhme. Denn indem sie uns durch Entgegenhaltung ihres Glanzes beschämen; so machen wir sie durch Entblößung unsrer Einfalt herrlicher, und zeigen sie der Welt so, wie sie sind: da hingegen in zierlichen Ausbildungen wohl viel Kunst, aber auch zugleich viel Zweifel stecket; ob man den Lobenden, oder das Gelobte bewundern soll.

Wo nehme ich aber in meiner Rede den Anfang her? Es ist eine gemeine Gewohnheit der Redner, daß sie ihre Lobsprüche von der Geburt anheben. Und gewiß, wenn ich mich hier vertiefen wollte, so hätte ich ein so weites Feld vor mir, daß es mir eher an Zeit, als an Worten; eher an Athem sie vorzubringen, als an Stoffe zu sprechen, fehlen würde. Lüneburg, Engelland, Bourbon, deren das

erste

erste so viel berühmte Gwelfen, dieses den großen Ludewig, und jenes die Ueberwinderinn Ludwigs selbst gezeuget, geben sich alle zu Ahnen an; und machen es fast, wie die griechischen Städte, da sie sich um den Homerus zanketen. Jede wollte ihn in ihrem Schooße gebohren; jedes von diesen dreyen will an unsrer Heldinn den nächsten Antheil haben. Und was sage ich von diesen dreyen? Alle europäische Königreiche, alle große Häuser des deutschen Reiches, die sich mit diesen dreyen so oft vermählet haben, beweinen hier eine Tochter und Enkelinn: und andre, welche etwas weiter entfernet sind, bedauren es, und mögen es billig bedauren, daß sie ein solches Wunderbild nicht gesehen. Dieses alles wäre zulänglich genug, hundert und mehr als hundert Lobreden zu machen. Denn so viele Vorfahren und Verwandten auftreten, so viel finde ich auch Gutes von einem jeden zu sagen. Allein ihr Lob ist in den Geschichten bereits angeschrieben: und ich habe mir nicht vorgenommen, allhier zu zeigen, was unsere Königinn mit andern gemein; sondern, was sie vor andern voraus gehabt: nicht, was sie zu einer Prinzessinn von Lüneburg, sondern, was sie zu einem Exempel der Welt gemachet.

Die Geburt ist, so groß sie auch ist, unter allen ihren Eigenschaften doch die geringste. Unsere Heldinn hat bey ihrer Vergrößerung weit mehr gethan: und ihr Bild ist selbst so schön, daß man an die Bilder ihrer Vorfahren nicht erst gedenken; ja daß man es, ohne denenselben den Preis zu streiten, bey ihren Bildnissen nicht gar wohl stellen darf. Denn wie herrlich und berühmt sie auch sind, so würden sie doch, wenn sie leben, hören und sprechen könnten, der Vollkommenheit dieser Enkelinn gern weichen. Ich ehre derowegen die Asche so hoher Ahnen mit Stillschweigen; und wende mich zu demjenigen, wodurch unsere Königinn so weit hervor getreten: und welches, wenn sie auch keine Fürstinn gewesen wäre, sie dennoch über alle Fürstinnen erhoben hätte.

Die Natur wirket nun bald sechs tausend Jahre: und in dieser so langen Zeit, hatte sie viel vortreffliche Frauen;

unter so vielen aber noch keine gebildet, in welcher alle Seltenheiten zugleich erschienen. Semiramis war klug, aber boshaftig; Helena schön, aber auch untreu; Kleopatra holdselig, aber betrüglich; Zenobia großmüthig, aber zugleich ein Spott des Glückes. Und also hat immer einer jeden etwas gefehlet: bis endlich die Natur ihre Kräfte, der Himmel aber seine Güte versammlet, und in unsrer einzigen Heldinn das alles vereiniget, was sie in so viel tausenden bisher vertheilet hatten.

Den Grund zu einem so seltenen Bilde legten sie durch die Gestalt des Leibes. Viel alte Weltweisen sind schon der Meynung, daß ein schöner Leib nie ohne eine schöne Seele, und die ordentliche Eintheilung der Glieder, ein Spiegel des darinnen herrschenden Geistes sey. Allein ungeachtet sie merklich hierunter irren, so ist doch zwischen der Seele eines häßlichen, und der Seele eines wohlgebildeten Menschen, eben der Unterscheid, als zwischen zween Diamanten, deren der eine in Bley, der andre in einem Kasten von Golde sitzet. Die Tugend brauchet zwar keinen äußerlichen Schmuck, und ist selbst unter allen Zierrathen ihre größte Zierde; sie wohnet aber doch in einem ansehnlichen Hause viel herrlicher. Mit einem Worte: sie verdienet die Krone; das Glück giebt sie: aber ein schönes Gesicht machet, daß sie einem jeden in derselben gefällt. Wie weit die Gestalt unsrer Heldinn hervor geleuchtet, das werden so viel Ausländer am besten sagen, welche, nachdem sie alle Schönheiten Europens gesehen, bey dieser allererst in Verwirrung geriethen, und nicht wußten: ob sie solche an andern Höfen nach Würden rühmen, oder aus Furcht der Beschämung, verschweigen sollten?

Gewiß ist es, daß man sie nicht besser beurtheilen konnte, als, wann sie in einem Kreise von Schönen stand. Denn man dorfte sie nur erblicken, so ließ man die übrigen gleich aus den Augen: und es war nicht anders, als hätte sie aller Annehmlichkeit an sich gezogen; oder besser zu sagen, als wollte sie alle damit betheilen. So gar viel hatte sie vor andern voraus: und ein jeder erstaunte, wenn er diejenigen,

die

die er vorhin fast angebethet, in Gegenwart dieser Schönen, so gar geringe; und an ihr hingegen das alles fand, was er in jenen nun erst vermißte. Andere Schönheiten dringen nur in das Herz der Männer, oder doch nur solcher Frauen, an denen sich dieser Vorzug sehr sparsam äußert: hier stunden aber auch die bestürzt, welche bisher sich selbst bewundert, und außer ihrer eigenen Person nichts schönes gekannt hatten. Denn sie merkten nun erst, wie sehr sie ihr Spiegel getäuschet hatte; und daß sie kaum ein Stück von dem besäßen, was sie allhier im Ganzen sahen. Aber an statt, daß sie unsere Königinn neiden sollten, so entbrannten sie vor lauter Hochachtung, und schätzten in ihrem Herzen sich dennoch groß: weil sie von dieser himmlischen Bildung nur etwas hatten.

Ich berufe mich auf keine Zeugen. Will man aber Exempel und Zeugen haben, so frage man Frankreich, so frage man die Schönen der Niederlande. Diese alle haben sie mit Augen gesehen; sie haben sich von ihr überwunden bekannt: und dennoch haben sie nichts dabey beklaget, als, daß sie nicht auch über sie herrschen sollte. Es ist merkwürdig an dieser Schönen, daß sie für ihre Schönheit niemals gesorget. Die meisten vergrößern sie durch den Putz; oder meynen doch, wie die Gemahlinn des Kaisers Caligula, daß man sie dadurch vergrößern könne: allein unsre Königinn schien niemals prächtiger, als, wann sie am schlechtesten gekleidet war; und die Juwelen niemals geringer, als, wann sie auf diesem durchlauchtigsten Haupte saßen. Denn so gern wir auch die letzten betrachtet hätten, so gebrach es uns doch an Zeit: indem uns die lebendigen Zierrathen so verweilten, daß wir an die leblosen nicht gedenken konnten.

Ich vergehe mich zu weit, in einem Lobe, von welchem unsre Heldinn fast gar nichts machte. Die Natur hatte sie weit herrlicher ausgerüstet: und so unvergleichlich auch ihr Gesicht war, so übertraf es doch ihr Verstand. Alle Künstler, alle Gelehrte, alle Erfahrne und Weltgereisete, werden mir hierinnen Beyfall geben. Denn welchem Künstler mußte sie nicht zu sagen, was schön sey? Welchen Gelehr-

ten

ten konnte sie nicht in die Schule führen? Und wie manchen Erfahrnen und Weltgereiseten hat sie nicht oft genauer befraget, als er sich zu erklären wußte? Hören, Verstehen, Urtheilen, gieng bey ihr alles in gleichem Gewichte: und so fertig sie auch in Entscheidung der Zweifel war, so hat man doch nicht gemerket, daß sie sich jemals übereilet. Die Klügsten waren ihr im Umgange die allerliebsten; und es hat sich noch keiner beklaget, daß sie ihm eine Antwort schuldig geblieben: aber viele haben sich wohl getröstet, wenn sie ihnen dieselbe entweder borgte, oder wohl gar aus Großmuth schenkte. Bey andern Schönheiten blitzet die größte Gefahr aus den Augen; allein bey dieser hatte man auch den Verstand zu fürchten: nicht zwar, als hätte sie damit schaden wollen; sondern weil er uns oft so tief erforschete, daß wir uns des Unsrigen schämen mußten.

Diesen ungemeinen Verstand begleitete eine unermüdete Hurtigkeit. Andre sind auch wohl klug: aber sie brauchen entweder Zeit dazu, oder sie bedienen sich doch zuweilen der Ruhe. Unsre Heldinn war stets geschäfftig, und that es denen großen Sternen nach, welcher immer in einer schnellen Bewegung, und doch auch immer in guter Ordnung sind. Sie wußte von keinem Müßiggange: und das Feuer ihres Geistes war so stark, daß es ihn nur Spielwerk dauchte, wenn sie ihm die allermühsamste Arbeit gab. Sie fragte, sie sang, sie scherzte: und ungeachtet alles unter einander geschah; so klang doch jedes so auserlesen, als hätte sie darauf voraus gesonnen. So gar schwer war es, zu unterscheiden, ob man an ihrem Verstande mehr die Geschwindigkeit, oder die Tiefe bewundern; ob man seine Wirkungen der Natur, oder der Erfahrung und Kunst zuschreiben sollte. Eben diese Hurtigkeit zeigte sich auch bey ihr in äußerlichen Dingen. Das Licht ihrer Augen stund niemals stille: und wenn man meynete, daß sie sich von uns entfernten, so waren sie uns oft am allernächsten. Sie umliefen weit mehr mit einem Blicke, als andre mit vieler Mühe schauen: wenn man aber sie betrachten wollte, so streueten sie die Stralen so aus-

einan-

einander, daß man sich daran zwar müde sah, aber doch nicht begriff, was man sah. Und eben dieses hat die größten Künstler so sehr verwirret. Denn wenn sie an unsrer Heldinn gleich alles trafen, so fehlten sie doch allzeit in den Augen.

Wiewohl es war noch etwas, worinnen sie fehlten. Ein etwas, welches der menschliche Verstand nicht fassen, die Malerkunst nicht entwerfen, die Poesie nicht beschreiben kann, und das witzige Frankreich selber mit einem, ich weis nicht was, andeutet. Ich wollte es zwar Wohlstand, ich wollte es Holdseligkeit, ich wollte es Artigkeit nennen. Ich weis aber nicht, ob diese irdische Wörter ein so überirdisches Wesen erklären. Zum wenigsten waren sie alle drey darunter begriffen: und jedes war unserer Heldinn so angeboren, daß sie es nicht erst von andern lernen, und dannenher auch nicht fürchten durfte, daß sie sich wie andre, darinnen vergessen könnte. Plato hatte sich in den Aristophanes so verliebt, und war von dessen Schreibart so eingenommen, daß er glaubte: die Gratien hätten lange Zeit einen Tempel gesuchet, und endlich hätten sie ihn in dem Herzen dieses Poeten gefunden. Was hätte dieser große Mann sagen sollen, wenn er unsere Heldinn gesehen hätte: welche die Gratien nicht nur im Herzen, sondern auch im Gesichte; und auf ihren Lippen nicht allein das Honig des Aristophanes, sondern des Plato selber, führete: ja, welche mit einerley Mine ergetzen und schrecken, bitten und bewegen, nachgeben und überwinden konnte. Allein ihre Blicke waren Reden: und sie brauchte, um jemand zu gewinnen, nicht erst den Mund. Denn ehe sie sprach, so war ein jeder schon überzeuget, daß er ihr nicht widersprechen konnte. Wenn sie aber wirklich sprach, so hörte man sie mehr mit dem Herzen, als, mit den Ohren: und ehe man bedachte, was man dawider sagen wollte, so war man schon entschlossen, ihr zu gehorchen. Und dieses verstehe ich nicht von solchen Leuten, welche ihr ohnedieß gehorchen mußten; sondern von ihrem großen Gemahle selbst: welchen sie ja so weit bewogen, daß er ihr noch letztlich eine Reise erlaubet, die ihm gleich anfangs gefährlich dauchte, aber itzt viel tausend Thränen kostet. Was

Was sie in ihren Blicken und Reden war, das war sie auch in ihren Gebärden. Man hat niemals an einer Person mehr feuriges und mehr gemäßigtes; mehr freyes, und zugleich mehr sittsames; mehr artiges, und dabey mehr ungezwungenes; und kurz gesagt, mehr wider einander streitende Dinge gesehen, welche doch alle mit einander vereiniget waren. Man mochte sie lustig, oder traurig; spielend oder beschäfftiget; in Gesellschaft, oder allein finden: so war doch allezeit ihre Betrübniß mit Anmuth, ihr Spiel mit Büchern, ihre Arbeit mit Scherz, ihre Gesellschaft mit Weisheit, ihre Einsamkeit aber mit Lust vermenget. Eine jede Handlung gebahr auch eine neue Bewunderung: und sie mochte thun, was sie wollte; sie mochte es auch vornehmen, so oft sie wollte: so wurden doch die Anschauenden nie ersättiget, und trafen noch täglich etwas an, was sie vorhin nicht wahrgenommen. Sie glich hierinnen der Morgenröthe, welche so genau wir sie gleich betrachten, doch allezeit so viel zurück hält, daß wir sie von neuem zu betrachten verlangen. Zwar wenn einer allein diese Heldinn sah, so meynete er wohl, er hätte sie recht im Gedächtnisse: wenn sie aber ihrer sieben auf einmal sahen, so hörte man erst vom siebenten, wie viel die andern sechse vergessen hatten. Kurz, sie war nirgends seltsamer, als in diesem Stücke; darum ist sie auch nirgends so schwer zu loben: und ich begreife nun erst, daß der sinnreichste unter allen Griechen klüger gethan, daß er seine Helena gar nicht beschrieben; als andere, welche sie unvollkommen beschrieben haben.

Wirkten aber diese Dinge so wundersam, die wir weder verstehen, noch nennen konnten; wie sollten uns nicht diejenigen entzücken, welche uns näher in die Augen schienen, und eben dieselben Tugenden waren, die wir an allen Fürsten am meisten wünschen? Ich meyne, die große Leutseligkeit, Sanftmuth und Güte, welche bey andern gleichsam nur Gäste sind, in unsrer Heldinn aber beständig wohneten.

Die meisten würden es ihrer Hoheit verkleinerlich achten, wenn sie sich von allen sehen lassen, oder in Gegenwart der Niedrigen scherzen sollten: unsere Königinn ließ sich von

ihrem Throne so weit herunter, daß sie sich nicht allein jedermann zeigte: sondern auch oft mit ganz geringen, und zwar eben so gütig, als mit den allergrößten des Hofes sprach. Die Menschen waren in ihren Augen wie die Noten, welche, ob sie gleich zuweilen nur ein Viertheil, oder auch nur ein Sechszehntheil gelten, dennoch in ihrer Ordnung eben so nöthig, als die halben oder ganzen Tacte sind. Darum bemühete sie sich wie Trajan, einem jeglichen so zu begegnen; wie sie wollte, daß ihr eine Königinn begegnen sollte, wenn sie eine gemeine Bürgerinn wäre. Reiche und Arme, Kluge und Einfältige, Meister und Lehrlinge, empfiengen von ihr ein gleiches Gesicht: und ungeachtet sie die Kunst über alles schätzte, so hielt sie es doch nicht für fürstlich, einen Unwissenden zu beschämen. Sie beschenkte vielmehr manchen noch königlich: und wenn er an ihrem Hofe eine Beförderung suchte, die sie ihm ohne seine Beschimpfung, nicht nach seinem Wunsche, oder auch gar nicht willigen konnte; so beurlaubte sie ihn mit so vieler Gnade, als ob er sie zehenfach verdienet hätte. Und hierinn übertraf sie jenen gütigen Kaiser; welcher ja wohl das Sprüchwort hatte: Ein Fürst müßte keinen misvergnügt von sich lassen; aber auch in Worten oft mehr versprach, als er in der That zu halten pflegte. Niemand fiel bey ihr in Ungnade, und sie gieng mit ihren Bedienten viel höflicher, als diese mit ihres gleichen um. Ihre Wohlthaten durfte man nicht erst suchen; sie trug sie einem jeglichen selbst entgegen: und da andre sich freuen, wenn sie viel empfangen und nehmen können; so hielt sie es für die höchste Ehre, wenn sie viel austheilen und geben konnte. Ja wäre sie sowohl eine Beherrscherinn des Glückes, als aller Herzen und Gemüther gewesen: so hätte sie wohl keinen Menschen arm, so hätte sie keinen betrübt gelassen.

Ich weis aber nicht, welches größer war: ob ihre Wohlthaten, oder die Art, mit welcher sie dieselben zu reichen pflegte? Diejenigen, welche gleich nichts empfingen, vergnügten sich dennoch, wenn sie nur andre von ihr beschenken sahen. Denn indem diese vor Angst nicht wußten, wie sie

ihr

ihr gleich freundlich danken sollten: so hatten hingegen jene den Vortheil, daß sie sich an beyden ergetzen konnten. Und diese so freundliche Art, dieser Ausbruch ihrer so reichen Güte, war nicht, wie bey ihrer vielen gekünstelt; sondern natürlich. Unsre Heldinn konnte nicht anders seyn: und so wenig sie verdrießlich scheinen mochte, so wenig zwang sie sich zu gefallen. Aber eben darum, weil sie sich zu gar nichts zwang, gefiel sie einem jeden am allermeisten. Hätte sie zürnen, hätte sie schelten wollen, so hätte sie sich freylich zwingen müssen: allein sie hatte einen solchen Abscheu vor diesem Laster, daß sie auch den Namen nicht leiden konnte: und wenn sie gleich Ursache zu zürnen hatte, so war es ihr doch auch zur selben Zeit, eben so unmöglich sauer zu sehen; als einem Rasenden, im Zorne zu lachen.

Hiebey bilde sich niemand ein, als wäre sie nicht auch gefürchtet worden. Die Schönheit erwirbt schon Ehrerbiethung; der Verstand erfodert sie noch vielmehr; und die Freundlichkeit einer Königinn, erinnert uns zum mindesten der Behutsamkeit. Aber die Natur gieng weiter, und wie sie in unsre Heldinn etwas geleget, welches alle Herzen wie ein Bliz durchdrang; also hatte sie ihr auch etwas geschenket, welches alle Herzen in Furcht erhielt. Ich weis es so wenig, als das erste zu nennen; das aber weis ich wohl, daß dieses letzte noch mehr vermochte. Das Angenehme an unsrer Heldinn war freylich groß; denn sie unterschied sich dadurch von allen Schönen: wenn sie aber in ihrer Majestät auftrat, so unterschied sie sich auch von Königinnen; und wenn ich es ohne Schmäucheley sagen darf, von allen Königinnen der ganzen Welt. Wiewohl wir bekümmerten uns damals wenig, ob diese Majestät etwas besonderes, oder, ob sie eine Geburt der Freundlichkeit wäre.

Unsre Königinn gefiel in beyden, und war sowohl in einer, als in der andern mächtig. Je mehr sie dem Scheine nach sich vergaß, desto mehr bedachte man erst, wer sie wäre: und je weiter sie denen Niedrigen entgegen gieng, desto weiter zogen sich die Großen zurück, um eine solche Güte nicht zu misbrauchen.

brauchen. Und also wurden jene mit Liebe, diese mit Hochachtung; jene mit Vertrauen, diese mit Demuth; jene mit Wollust, diese mit Verwunderung angefüllet. Die Alten bildeten die Majestät mit Donnerkeilen, oder auf einem römischen Rathstuhle ab. Wann man sie hier vorstellen sollte, so müßte man sie in dem Bilde der Sonne malen. Denn sie zeigte uns ja wohl ihren Glanz; aber sie verbarg uns das meiste von ihrer Größe. Sie ließ uns ja wohl ihre Wirkung fühlen; aber wir hielten es für Wirkungen unsrer Liebe. Und damit ich alles in wenig Worte fasse: sie konnte schrecken, aber sie bedurfte es nicht; sie konnte zwingen, aber sie wollte nicht; sie konnte schaden, aber sie that es nicht: sondern, wie sie fest überzeuget war, daß wir sie in unserm Herzen, für etwas großes hielten; also wollte sie auch, wir sollten glauben, daß wir in dem ihrigen nichts geringes wären.

Und so weit war sie der Natur verbunden. Nun wollen wir sehen, wie viel sie sich selber schuldig war. Es ist ein alter und bekannter Streit, ob bey Ausbildung so wohl des Verstandes, als des Leibes, die Natur oder die Kunst das meiste thue? Diejenigen, welche der Wollust ergeben sind, erklären sich für die erste: aber andre, welche die Arbeit lieben, hängen sich allzusehr an die letzte. Unsre Heldinn ließ sich weder dieses, noch jenes irren. Sie konnte leicht wissen, was sie war; aber sie begehrte es nicht zu wissen: denn wo sich andre vollkommen schätzen, da fieng sie allererst an zu lernen. Ihr Leib mochte so geschickt seyn, als er wollte, so sah sie ihn doch allzeit als einen Schüler; und dieses nicht allein in der Jugend, sondern auch im königlichen Alter, an. Je mehr sie wußte, je mehr wollte sie wissen: und sie meynte, daß sie sehr viel vergessen hätte, wenn sie nicht täglich etwas neues lernte. Ja sie schämte sich nicht, auch von solchen zu lernen, welche sie mit ihrer Geschicklichkeit doch beschämte. Denn sie wußte alle Fehler so zu vermeiden, daß sie sich an keinem ärgern durfte. Kam sie aber an rechte Meister, so gab sie ihnen gewiß zu schaffen: und wann sie noch alle lebten, so würden sie auch alle bekennen: daß ihnen ja wohl nichts

angenehmer, aber zugleich nichts schwerer gewesen, als wenn sie mit ihrer Unterweisung dem Fleiße dieser Lernenden folgen sollen.

Sie fieng alles mit Eifer an, und vollendete alles mit großer Geduld. Und daher ist es auch endlich geschehen, daß sie sich eben so vollkommen gemachet, als sie von Natur gebildet war. Wer die Fertigkeit ihrer Glieder sah, der meynete, daß er etwas unvergleichliches sähe: wer aber unsre Königinn singen und spielen hörete, der hielt sie für etwas göttliches. Rik, Attillo, Bonocino, welche nicht allein unter sich selbst, sondern auch mit allen Meistern in der Welt um den Vorzug stritten, stunden oft ganz zerstöret, wenn sie ihre Künste allhier verrathen, und in unsrer Heldinn das alles fanden, warum sie mit einander geeifert hatten. Denn was ein jeder nur schönes wußte, was er nur schönes erdenken konnte, das hatte sie entweder ihm abgelernet, oder durch eigene Erfindung zuvor gethan. Und gleichwohl unterschied sie sich auch in diesem Stücke. Denn ob gleich alles sehr zierlich klang, so klang es doch mehr fürstlich, als meisterhaftig: und sie wußte die Kunst so zu verbergen, daß die Zuhörenden billig zweifelten, ob es nicht mehr was angebohrnes, als etwas mit Fleiß erlerntes wäre.

Aber alle diese Ausübungen sind noch nichts, wenn wir sie gegen die Ausübung des Verstandes halten. Ordentlicher Weise werden alle Menschen mit Verstand gebohren; und ihrer viele, haben auch großen Verstand: aber die wenigsten wissen ihn recht zu gebrauchen. Es geht uns insgemein wie den Kindern. Je schärfer in ihren Händen die Messer sind, je tiefer pflegen sie sich auch zu schneiden. Es ist nichts gefährlicher, als viel Verstand, wenn er in dem Gehirne eines Stolzen sitzt. Saul wäre vieleicht nicht gefallen, hätte er nur nicht seinem Verstande getrauet: und viel Unglück würde noch itzt zurück bleiben, wenn wir von dem unsrigen allezeit Meister wären. Ist etwas, wo unsre Heldinn sich groß gemachet, so ist es gewiß an diesem Orte. Ich habe schon vorhin von den Kräften ihres Verstandes geredet: hier

will!

will ich zeigen, wie sie ihn mit Vernunft beherrschte. Ihr Fleiß hatte sie so weit geführet, daß sie nicht allein die schönsten Sprachen, nicht allein die herrlichsten Wissenschaften, sondern auch viel erlernet hatte, was den meisten von uns verborgen bleibt. Sie kannte den Kern von guten Büchern: und es war nichts im natürlichen, oder sittlichen; im weltlichen, oder geistlichen; in nahen, oder entfernten Dingen; wovon sie nicht etwas besonders sagen, oder einen andern nachdrücklich fragen konnte.

Allein dieses konnte sie wohl gelehrt, es konnte sie vor andern berühmt, aber nicht gewiß und sicher machen. Denn sie merkte wohl, daß in diesem Haufen gelehrter Leute, eben so viel Zank und Misverstand, eben so viel Sätze und Gegensätze, ja eben so viel widrige Meynungen, als am Himmel widerwärtige Sternenzeichen, oder im Meere widereinanderstoßende Wellen wären. Darum betrachtete sie die Bücher nur als Blumen, aus welchen sie wie eine Biene das Honig sog. Sie fiel keinem mehr, als dem andern bey; aber sie wußte wohl, daß in einem jeden etwas gutes steckte. Nachdem sie nun lange Zeit nachgesonnen; nachdem sie oft weiß und schwarz, wahres und falsches, gutes und böses, Licht und Finsterniß, und mit einem Worte, alles gegen einander und zusammen gehalten: so ward sie nach und nach innen, wie weit sich der menschliche Witz verginge, und wie viel Ränke in der Welt gesponnen würden; welche ja wohl Verstand erfoderten, aber in der That doch sündlich, aber doch albern und thöricht wären. Dieses alles öffnete ihr endlich die Augen, welche so viel tausenden verschlossen bleiben: und also ward sie dahin gebracht, daß sie nichts mehr für gut, nichts für gewiß und vernünftig hielt, als, was überhaupt eine Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge; im sittlichen, mit der Natur des Menschen; im bürgerlichen, mit der Natur der Gesellschaft; im geistlichen aber, mit dem unveränderlichen Willen des Schöpfers hätte.

Und nun darf man sich nicht mehr wundern, wie ihre Weisheit so hoch gestiegen, daß sie den meisten ja wohl gefällig, den allerwenigsten aber begreiflich war. Man darf sich nicht wundern, wie unsre Heldinn so genau zu sagen wußte, was an einem Gemälde oder Gedichte schön, in der Musik rein und angenehm, in der Naturkunst zweifelhaftig, in Geschichten verfälscht, im Sternsehen ungewiß, in Staatssachen nützlich, im Leben recht, auf dem Throne durchdringend, im Umgange wohlanständig, im Christenthume nöthig, und endlich bey einbrechendem Unglücke tröstlich wäre. Man darf sich endlich auch nicht wundern, wie sie sich selbst so untersuchet, daß man an ihr nichts zu tadeln fand: und wie sie an ihrer eigenen Person das ausgeübet, was sie uns allen zur Erbauung sagte, Die Weisheit ist ein verborgenes Feuer, welches nichts ungeprüfet läßt. Sie erweist ihre Macht am Verstande; aber ihre Lagerstatt nimmt sie im Herzen, und arbeitet so lange an unsrer Seele, bis wir aus Klugen Kinder, aus Kindern Weise, aus Großen Niedrige, aus Niedrigen Große; und kurz gesagt, aus allem eins, und aus einem hinwiederum alles werden: bis wir besitzen, und nicht besitzen, lieben und zugleich verlassen, glücklich seyn und doch fürchten, verlassen seyn und doch hoffen; und mitten in dieser Eitelkeit, aller Eitelkeiten uns entschlagen können.

Ich lasse einen jeden hier selbst urtheilen, wie weit sich an unserer Heldinn dieses alles geäußert. Wo aber hat man sie jemals anders gesehen? Sie war so schön, daß sie allen Schönheiten der Welt vorgieng; gleichwohl war sie es in ihren Gedanken so wenig, daß sie kaum davon hören konnte. Sie war so klug, daß sie viel Kluge zu Schanden machte; gleichwohl schätzte sie sich nirgends klug, als wo sie ihre Dinge mit Gott anfieng. Sie saß so hoch, daß sie in die Tiefe kaum sehen konnte: gleichwohl hielt sie so viel von Demuth, daß ihr diese Tugend allzeit zur Seiten stehen, und den Thron mit der Majestät theilen mußte. Und also war sie viel, und

auch

auch wenig; alles, und auch nichts; und in ihrem Herzen eben so niedergeworfen, als die Natur und der Fleiß sie erhöhet hatten.

Ich würde meiner innerlichen Regung folgen, und dieses alles mit so vielem Eifer sagen, als ich in allem Wahrheit finde: allein ich erinnere mich, daß ich von einer Fürstinn spreche, welche in ihrem Thun nichts gewaltsames, in ihrem Munde aber die Sanftmuth führte; und dannenher auch mehr ein sittsames, als ein heftiges und starkes Lob erfodert. Ich habe schon mehr gesaget, als man von andern sagen kann. Lasset uns von den Verdiensten zum Preise schreiten, und nach so vielen Tugenden unsrer Heldinn, auch die darauf erfolgte Belohnung sehen.

Die Römer hatten den Tempel der Ehren sehr weislich geordnet: denn man konnte ihn nicht betreten, wenn man nicht durch den Tempel der Tugend gieng. Dieses gehöret zwar in die Schule: aber unsre Königinn hat doch erwiesen: daß der Himmel noch eben die Ordnung hält; und daß er die Tugend nicht nur bekrönet, sondern auch nach ihrem Werthe krönet. Wer hätte sich wohl jemals eingebildet, daß es möglich wäre, etwas zu finden, welches mit der Vortrefflichkeit unsrer Heldinn, nur einiger maßen eine Gleichheit hätte? Und sehet! der Himmel fand es doch. Ja er fand es auch gar so reichlich, daß sie selber nicht mehr verlangen, und alle andre ihr nicht mehr wünschen konnten. Ich fürchte mich, diesen Ort zu berühren; weil er nunmehr billig der betrübteste ist: und gleichwohl kann ich ihn nicht vorbey gehen. Er fand sich in dem allerdurchlauchtigsten Helden, welcher Berlin zu einer Krone der Städte, Preußen zu einem Königreiche, und seinen Staat zu einem Muster aller Staaten gemachet. Dieser allein war unserer Heldinn, gleich wie sie keines geringern, als seiner würdig. Für ihn schickte sich keine Gemahlinn, welche nicht mit ihrer Tugend Kronen verdienen; und für sie

kein anderer Gemahl, als welcher sie mit eigner Hand pflanzen konnte.

Die meisten Fürsten heurathen nach dem Nutzen des Staates. Hier kam es auf die Personen an. Und gewiß, wenn uns der Himmel gleich befraget, und alles unserm Willen überlassen hätte: so hätten wir doch nichts erwählen können, als was er bereits erwählet hatte. Denn was für eine Vergnügung war es nicht, als eine so übernatürliche Schönheit, mit einer so übermenschlichen Tapferkeit; ein so reifer Verstand, mit einer so unergründlichen Weisheit; eine so sittsame Hurtigkeit, mit einer so schnellen Bedachtsamkeit; eine so unaussprechliche Anmuth, mit einer so weltgepriesenen Treue; eine so durchdringende Sanftmuth, mit einer so heilsamen Gerechtigkeit; und damit ich nicht zu sehr mit Worten spiele, Keuschheit mit Mäßigkeit; Geschicklichkeit mit Erfahrenheit; Majestät mit Majestät; Vollkommenheit mit Vollkommenheit; und also gleiches mit gleichem vermählet ward? Was für eine Vergnügung war es nicht, wann wir in diesen hohen Vermählten alles Ruhmwürdige ihrer Vorfahren und Anverwandten, und in diesem vereinigten Schatze, alle Schätze der ganzen Erden sahen? Wenn der eine über die feindlichen Armeen, die andre über die Herzen der Feinde siegte; und kein Gesandter oder Fremder zurück gieng, welcher nicht seinem Herrn, nebst der Unüberwindlichkeit unsers Helden, auch die Unvergleichlichkeit unsrer Königinn rühmte?

Ich habe allhier nicht vor, unsers allergnädigsten Königes Lob zu preisen. Die Materie ist zu weitläuftig; und seine Thaten lassen sich besser im Herzen, als in einer förmlichen Rede sagen. Allein aus unsrer eigenen Vergnügung kann man schließen, wie sehr sich unsre Heldinn erfreuen mußte, als sie nach so vielen Vorzügen, welche sie von Natur und durch Fleiß besaß, auch ein so überschwängliches Glück umarmte. Sie blieb es aber aber nicht lange schuldig; sondern

sie

sie ward bald noch einmal glücklich, und ersetzte diese Freude durch einen Prinzen, welcher gleich in der Wiege zeigte, was wir alle mit einander itzt von ihm hoffen. Die Natur hat mit Fleiß geſorget, daß der Vorgänger dieſes Prinzen weichen, und kein andrer mehr darauf folgen mußte. Denn sie hielt es für unmöglich, zwey so vollkommene Aeltern zwey mal zu bilden; drum brachte sie beyde in eines, uud zeugte durch Verbindung dero unterſchiedenen Geiſtes, aus unſerm durchlauchtigſten Kronprinzen die dritte, und alſo eine neue Vollkommenheit. Wir ſehen in ihm einen jungen aber doch klugen Marcellus; einen beherzten und doch behutſamen Druſus; einen feurigen und doch gütigen Germanicus. Das iſt, einen Auszug derjenigen Tugenden, welche das große Rom dreymal, aber vergebens, auf dem kaiſerlichen Throne gewünſchet.

Auf ein ſo koſtbares Geſchenk, gehörte auch eine reiche Erwiederung; und ſolche konnte nächſt Gott niemand, als unſer allergnädigſter König leiſten. Dieſer mächtige Held war oft bekümmert, wie er einer ſo lieben Gemahlinn, ſo viel Angenehmes und Gutes vergelten möchte. Denn ob ſie an ihm gleich alles hatte, und durch ihre Vermählung ſchon ſo groß geworden war, daß ſie nach ihrer Meynung nicht größer werden konnte: ſo bekannte er ſich doch für ihren Schuldner, und meynte auch, daß er es ſterben müßte, wenn er ihr nicht noch etwas ſchenkte. Es ſollte aber etwas beſonders ſeyn, welches nicht allein ſeine Liebe; nicht allein ſeine Erkenntlichkeit, ſondern auch ſeine Würde und Majeſtät ausdrückte. Mit einem Worte, es ſollte eben ſo groß, als er ſelbſt, und nach allen Umſtänden ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie es von keinem andern, als von ihm, empfangen könnte. Was konnte er aber größeres ſchenken, als eine Krone? welche er nicht, wie andere ererbet, nicht wie andere mit Blute erfochten, ſondern durch ſeine Thaten verdienet; und ob er ſie gleich allzeit nehmen konnte, dennoch nicht eher ihm zugeeignet, als, bis er vorher die Feinde zerſtreuet, das Vaterland beſchützet,

schützet, die Christenheit gerettet, den Glauben vertheidiget, dessen Verfolger gestürzet, die Verjagten versorget, die Kirchen vermehret, die Gesätze geschärft, sein Land bereichert, die Städte vergrößert, den Hof verherrlichet, und also alles und jedes vollendet hatte, was zu einem Könige auf das höchste erfodert wird?

Eine solche Krone war die Belohnung unsrer großen Heldinn. Preußen hatte viel tapfere Fürsten, Deutschland viel Prinzeßinnen gehabt: aber das Verhängniß verzog mit Fleiß, damit es diese gesegnete Krone, nicht allein dem Weisesten unter so vielen Prinzen, sondern auch der Schönsten in der Welt aufsetzen möchte. Und also hatte unsre Heldinn wohl nicht zu klagen: denn sie hatte von der Hand des Glückes sehr viel empfangen. Aber das Glück wußte ihr auch nichts vorzuwerfen: denn sie hatte nichts empfangen, was sie nicht zweyfach würdig war.

Dieses alles hätte in tausend andern eine Vergessenheit ihrer selbst geboren. Allein unsre Heldinn gebrauchte sich ihres Glückes recht sittenmäßig; und gieng mit allen dessen Gütern nicht anders um, als sollte sie alle Stunden Gott Rechnung thun. Ihren allerdurchlauchtigsten Gemahl liebte sie von Grunde ihrer Seelen: und ob sie von ihrer Liebe gleich wenig sprach; so bedachte sie doch stets im Herzen, wie sie ihm täglich gefälliger werden, und seine bereits erworbene Neigung, alle Augenblicke noch mehr verdienen möchte. Ihren Prinzen hat sie durch ihre Lehren dahin gebracht, daß er schon im Rathe der Weisen sitzet; und daß wir ihn größer in seiner Jugend, als andere ihre Prinzen im Alter sehen. Auf solche Weise ward Julius Cäsar groß. Denn was er gutes und edles wußte, das hatte er alles von seiner Mutter: und sein ganzer Heldenlauf war nichts anders, als eine Vollstreckung ihrer Erinnerungen.

Die

Die Krone, welche doch sonst die meisten blendet, kam unsrer Heldinn als eine Fackel vor, welche man andern vorzuleuchten, aber nicht zur Ergetzung trägt. So wenig sie bey der Vermählung wußte, daß sie eine Königinn werden würde; so wenig wußte sie nach der Krönung, daß sie es ihren Verdiensten nach längst gewesen: und hätte sie nicht der Titel dessen erinnert, so hätte sie auch kaum gewußt, daß sie es wäre. So gar konnte sie ihre Größe vergessen, daß sie auch mitten in der Hoheit nicht weiter gieng, als ihr die Demuth zu gehen erlaubte. Es mußte ja wohl ein Unterscheid zwischen itzt, und vorhin; zwischen einem churfürstlichen und königlichen Gemüthe seyn: allein wir konnten keinen andern, als diesen finden: daß sie von Tage zu Tage gnädiger, und mit ihrer Leutseligkeit so verschwenderisch ward, daß ihr auch die allergeringsten darinn nicht folgen konnten. Sie war über alle menschliche Gesetze erhoben; gleichwohl hielt sie unter allen Gesetzen das schärfste: indem sie nichts wider die Majestät, und auch nichts wider die Regeln der Liebe that; sondern eins mit dem andern so fest verband, als wären sie dem Wesen nach, einerley. Ja, da ihre Tugenden nichts anders thaten, als, daß sie ihr den Weg zum Throne bahnten; so that sie doch auf dem Throne nichts, was einer königlichen Obermacht ähnlich sah. Und was jener Römer von der Kaiserinn Livia träumet, das konnte man hier mit Wahrheit sagen: daß niemand ihre Gewalt empfunden, als, wenn sie ihn entweder glücklich gemachet; oder wegen eines Verbrechens für ihn gebethen.

Alles übrige, was man ihr Glück oder Wohlseyn neunte, theilte sie nicht nur mit ihren Freunden; sondern auch mit ihren Unterthanen. Die Armen genossen ihrer Hülfe; die Fröhlichen ihres Zeitvertreibs. Denn wie sie keinen elend sehen konnte; also konnte sie auch selbst nicht lustig seyn, wenn sie nicht andre fröhlich sah. Ja ihre Bescheidenheit war so groß, daß sie sich auch in der Kleidung nicht unter-

schieden; und dasjenige, was sie selber trug, keinem einzigen jemals gemisgönnet. Welches, ob es gleich nur unter das Gute der Welt gehöret; dennoch einen recht christlichen Geist andeutet und folglich ein starker Beweisthum ist, daß sie alle diese Güter nicht darum geliebet, weil sie ergetzen und erfreuen konnten; sondern weil sie aus der Hand desjenigen flossen, in welchen wir uns alle erfreuen sollen.

Es ist eine der größesten Seltsamkeiten, wenn man ein Ding beständig schön; ein menschliches Gemüth beständig gleich, und absonderlich eine Königinn, einen Tag wie den andern sieht. Wir haben dieses alles hier auch gesehen. Unsre Heldinn hat sich niemals verändert; und sie war eben so schön, da sie sterben sollte, als an dem Tage, da sie vermählet ward; eben so freundlich, wenn sie beleidiget, als wenn sie nach ihrer Würde bedienet ward; eben so sanftmüthig, wenn sie strafte, als wenn sie einem Getreuen den Lohn austheilte; eben so fröhlich bey der Arbeit, als sie in der größten Gesellschaft schien; eben so vorsichtig in dem Glücke, als wenn sie zwischen Furcht und Hoffnung schwebte; und endlich eben so standhaft in dem Tode, als sie es in ihrem Leben gewesen war. Die stoischen Weltweisen hatten die Art, daß sie von ihren Affecten stets Meister blieben; aber sie mußten sich dazu zwingen: und wenn sie sich gleich nicht traurig stellten, so hatten sie doch Ursache traurig zu seyn. Unsre Heldinn blieb allezeit gleich, ohne, daß sie sich jemals verstellen durfte. Denn Zeit, Krankheit, Unglück, Unbestand, welche sonst alles in der Welt verkehren, hatten über sie nicht die geringste Gewalt: und sie hat ihren weisen Gemahl allezeit gütig, seine Waffen allezeit sieghaft, ihren Kronprinz täglich an Tugend größer, sich selbst an Kräften stets unverändert, ihr Glück blühend, seine Blüthe beständig, ihr Reich geruhig, und keines von ihren Ländern betrübt gesehen.

Was könnte ich nun weniger sagen, als daß sich unsre Heldinn vollkommen nenne? Andern giebt man diesen Namen,

men, wenn sie es nur in etwas sind: sie war es in allen und jeden Stücken; und man mochte sie anschauen, wo man wollte, so fand man sie allenthalben groß; so fand man sie so edel und ungemein, daß man aller andern dabey vergessen mußte. Wir haben es bisher für Fabeln gehalten, was die Poeten von der Gestalt der **Venus**, von **Minervens** Verstande, von **Penelopens** Tugend, und von der Hurtigkeit der **Atalanta** schreiben. Hier sahen wir alle in einer Person, und noch mit dem merklichen Unterschiede: daß unsre Königinn eine **Venus**, aber ohne Laster; eine **Minerva**, aber vermählt; eine **Penelope**, aber ohne Versuchung; eine **Atalanta**, aber unüberwindlich war, Wenn also gleich noch die meisten lebten, welche von den Griechen damals vergöttert worden: so wären sie doch nur Wunder in einer Tugend, und würden sich selber glücklich schätzen; wenn sie auch in derjenigen, worinnen sie andern zum Exempel waren, von unsrer Heldinn noch etwas erben könnten. Wo bleiben denn so viel andre Dinge, von welchen sie alle mit einander gar nichts hatten? Die von so vielen Helden abstammende Geburt; die mit so vielem Fleiße erforschte Vernunft; die so gar sonderlich erlangte Krone; die so kluge Unwissenheit eigner Macht; die so große Gleichheit in Glück und Sitten? und endlich der vor allen unschätzbare Glauben?

Fürwahr! unsre Vorfahren würden viel Mühe haben, und die Nachkommen werden sie nicht weniger haben, dieses alles in ihren Gedanken sich vorzustellen, wovon ich doch kaum die Hälfte sage. Sie werden nicht glauben, daß eine Prinzeßinn schön, und doch scherzhaft; scherzhaft, und doch züchtig; züchtig, und doch artig; artig, und doch gelehrt; gelehrt, und doch freundlich; freundlich, und doch majestätisch; majestätisch, und doch demüthig; demüthig und doch glücklich; glücklich, und doch fromm; und dieses alles eines so, wie das andre; und in einem jeden aufrichtig, frey und ungezwungen gewesen. Sie werden auch viel weniger glauben, daß wir dieses Wunder allein erlebt; und daß unter so vielen Weltaltern

altern bloß unsre Zeit; unter so vielen Welttheilen das einzige Europa, unter so vielen Reichen das einzige Deutschland, unter so vielen Städten das einzige Hannover, unter so vielen Königen der einzige Friederich, und unter so vielen Kronen das einzige Preußen, diese Heldinn gebohren, erzogen und besessen hat. Und endlich werden sie wohl gar nicht glauben, nachdem uns das Alterthum alles gewiesen, was zur Ausbildung des Leibes und Verstandes gehöret, daß es, wie es doch wahrhaftig ist, allen Künstlern und Poeten unmöglich gewesen, diese Schönheit vollständig auszudrücken.

Sie möchten es auch immerhin nicht glauben, wenn wir nur dieses unvergleichliche Kleinod entweder niemals; oder wenn es ja seyn und geschehen mußte, nicht so gar zeitlich verlohren hätten. Allein der Himmel hatte ganz andre Gedanken. Er wollte sein Werk zum Ende bringen: und nachdem er unsre Heldinn vollkommen geschaffen, so wollte er sie auch vollkommen begraben. Dieses konnte nun nicht anders, als itzt geschehen. Denn wäre sie später abgeschieden, so hätte sich zum wenigsten ihre Gestalt verändert: wäre sie gar nicht abgeschieden, so hätte sie ihren Glauben nicht zeigen können.

Solches alles begriff niemand deutlicher, als sie selbst. Darum war sie so beherzt zum Tode: und ungeachtet er ihr wenig Zeit erlaubte, so brauchte sie doch diesen Augenblick so vernünftig, als hätte sie sich viele Jahre darauf geschickt gemachet. Und sie hatte sich freylich darauf geschickt; sonst hätte sie nicht so viel Muth erwiesen. Es ist Zeit zu sterben und nicht zu weinen; sprach sie zu denen, die sie beklagten: und mit diesen Worten begab sie sich zugleich der ganzen Welt. Andre verlassen sie nach und nach. Sie warf sie auf einmal aus dem Herzen; und so bald es geschehen, wollte sie von nichts, als von Gott, mehr hören. Sie lobte ihn, sie erhub ihn, sie dankte ihm, daß er sie vor vielen Sterblichen so hoch erhoben, und vor vielen, vielen Königinnen so groß gemachet. Sie erkannte, daß sie dieses al-

les nicht würdig wäre; daß er Macht zu nehmen und zu geben hätte; und daß sie eben schuldig wäre, auf seinen Befehl den Thron zu räumen, als sie ehemals fertig gewesen, auf seinen Befehl ihn zu betreten. Darum fand sie sich so bald in seinen Willen, und gab ihm alles mit Demuth wieder, was sie mit Demuth von ihm empfangen hatte.

Und also war die Königinn abgelegt: und man sah nun nichts auf ihrem Bette, als eine seufzende und kämpfende Sünderinn. Aber da sie von allem Schmucke entblößet, des Purpurs los, der Krone abgestorben, und in ihrem erniedrigten Herzen nichts mehr war, so war sie vor Gott am allergrößten. Wo sich die Majestät sonst zeigte, da herrschte nunmehr der Glauben: und wie alle ihre Tugenden besonders gewesen; also bewies auch dieser so große Kräfte, daß sie gleich siegte, indem sie kämpfte, und eben so beherzt am Ende, als am Anfange ihrer Zerstörung war. Endlich, nachdem sie noch einen Blick auf ihren treuen Friedrich zurück gethan, und demselben auch abwesend, für den Ueberfluß seiner Liebe gedanket; den Kronprinzen gesegnet; die Bedienten besorget; und das kostbarste, was sie annoch besaß, ihrem Schöpfer und Erlöser anbefohlen; folglich den Lauf vollendet hatte, und also zu ihrer hiesigen Vergrößerung nichts mehr fehlte: so schloß sie die ehemals mächtigen, aber nunmehr gebrochenen Augen, und gieng aus dieser vergänglichen Hoheit, zu der ewigen und allerhöchsten Vollkommenheit.

Und nun hätte ich wohl so viel Worte, zu Beschreibung unserer Betrübniß nöthig, als ich mir beym Eingange meiner Rede, zu Beschreibung unserer Heldinn wünschte. Ich wollte es gern durch ein Gleichniß sagen: aber wo soll ich ein Gleichniß finden, das sich zu einem solchen Entsetzen, das sich zu einem solchen Verluste schicket? Es müßte die Verwirrung der Zungen bey Babel seyn. Denn wie jene die Sprache verändert hatten; so haben wir sie aus Schrecken gar verlohren. Wir sehen immer einer den andern an; als sollte uns der andre das wiedergeben, was er uns doch selber

im

im Herzen klaget. Wehmuth, Reue, Erzitterung, lösen sich unaufhörlich ab: und indem wir unsere Heldinn zu Grabe tragen, so bedenken wir erst, wie wir sie in ihrem Leben hätten betrachten sollen. Kurz; unsre Augen schließen sich auf, da sich die ihrigen zugeschlossen: und wir merken nun allererst, daß wir zwar die Person bewundert, aber ihre Tugenden viel zu wenig geachtet haben.

Gott hatte sie nicht umsonst so schön, er hatte sie nicht umsonst so klug, er hatte sie nicht umsonst so groß gemachet. Wir sollten uns daraus so viel nehmen: wenn die Allerschönste so fromm und züchtig wäre, so geziemte es ja wohl auch den Geringern: wenn die Klügste so gar bescheiden wäre, so käme es ja wohl auch der Einfalt zu; und wenn eine Königinn so gar gütig wäre, so gebührte es ja wohl auch den Unterthanen. Aber hier giengen wir wie die Blinden; und ob sie gleich so hoch gestellet war, daß wir sie alle schauen konnten, so sahen wir doch sie, und uns selber nicht. Ja wir waren wohl gar so unverschämt, daß wir auch dasjenige nicht einmal thaten, was wir doch an ihr für gut erkannten, was wir doch täglich an ihr rühmten. Darum nimmt uns Gott mit Recht wieder, dessen wir so gar unwürdig waren: wir aber beweinen mit gleichem Rechte, was wir mit Undank bey Gott verscherzet haben.

Und wollte Gott! daß nur entweder wir, oder nur diejenigen weinen müßten, welche sich in diesem Stücke mit uns versündiget. Aber so weinen viel tausend andere, welche dieses Geschenk mit Dank erkannt haben. Es weinet Europa, und zwar um eine solche Vollkommenheit, die es in vielen seiner Töchter sich eingebildet; aber in keiner, als in dieser einzigen gesehen, und in keiner vieleicht mehr sehen wird. Es weinet eine graue und betrübte Mutter, welche in dieser einzigen Tochter lebte; und dennoch sie überleben muß, und dennoch sie zu Grabe bringen hilft. Es weinen viel große Brüder und Anverwandten, welche unsre Heldinn so oft nicht sprechen konnten, als sie dieselbige zu sprechen

wünscheten;

wünscheten; und so oft nicht sprachen, daß sie nicht etwas von ihr lerneten. Es weinen so viel Bediente, welchen ehemals nichts angenehmer, als dieser Königinn Willen und Befehl zu thun; nicht mühsamer, als dero hohe Tugenden auszuüben; und dabey nichts unmöglicher war, als nur in einer einzigen ihr gleich zu werden. Es weinet eine durchlauchte Tochter, welche einer andern Mutter das Leben schuldig; aber über dieser doch so verstöret ist, als ob ihr die erste noch einmal stürbe. Es weinet ein tapfrer und kluger Sohn, welcher am Verstande so hoch gestiegen, daß er keine Lehren mehr nöthig hat; und gleichwohl diese tugendhafte Mutter so sehr bedauret, als ob er ohne ihre Lehren nicht leben könnte.

Und ach! es weinet der Größte unter allen Helden, der Getreueste unter den Ehgemahlen, und der Gütigste von so vielen Friedrichen: welcher alles, was er meynet, mit Ernste meynet; alles, was er thut, mit Eifer thut; und eben ein so fließendes Herz bey Freunden, als ein unüberwindliches gegen die Feinde hat. Wie nun nichts kostbarer ist, als seine Thränen; also kann auch zum Ruhme unserer Heldinn nichts größers seyn: und sie wären schon theuer genug beweinet, wenn er sie gleich nur allein beweinte. Endlich trauret auch die Natur, und erzittert über die Gewalt des Todes; weil er in einer Stunde ein Werk zernichtet, worüber sie viel tausend Jahre zugebracht. Dieses alles sind lebendige Zeugen, daß ich unsre Königinn viel zu klein beschrieben; und daß die Augen so hoher Weinenden weiter sehen, als ich, oder ein andrer, mit unsern Gedanken.

Aber wollen wir ihr nichts, als Thränen opfern? Und hat sie mit ihrer Tugend nicht mehr verdient, als, daß man sie so wie andre beklaget? Es beweinet ein jeder seinen Freund; es beweinet ein jeder, was er liebet: aber eine Königinn will etwas mehrers haben; absonderlich eine solche Königinn, welche es allen andern zuvor gethan. Das sah unser allergnädigster König wohl; darum beschenkte er sie mit einer Krone: und er sieht es auch itzunder noch; darum richtet er

ihr

ihr ein so prächtiges Grabmaal auf. Wir können ihm weder in einem, noch in dem andern folgen. Aber konnten wir unsre Heldinn nicht lebend krönen, so wollen wir es doch im Tode thun. Haben wir die Unkosten zum Grabe nicht, so wollen wir es in unserm Herzen bauen. Es leuchten keine Kronen weiter, als, welche man den Helden in der Gruft aufsetzet: und es sind keine schönere Ehrensäulen, als, welche in der Brust der Bürger stehen. Denn die Geschenke des Glückes verschwinden; die Erfindungen der Künstler vergehen; oder wo sie auch gleich eine Zeitlang dauren, so scheinen sie den Nachkommen doch stets verdächtig. Jene aber steigen aus dem Herzen in den Mund, aus dem Munde in die Feder; und indem sie den Todten rühmen, so erzählen sie auch gleich die Thaten, wodurch er ein so herrliches Lob erworben hat.

Höret es, ihr preußischen Unterthanen! und die ihr eure Königinn nicht gesehen, höret sie doch im Tode! Sie verlanget keine andre Krone, als die Betrachtung ihrer so tiefen Demuth; sie verlanget kein ander Ehrenbild, als die Nachahmung ihrer so großen Tugend; und sie begehret kein ander Gedächtnißmaal, als die Verewigung ihres Namens in euren Werken.

Lob- und Glückwünschungsrede,

welche

an dem Geburtstage

Friedrich Wilhelms,

Königs in Preußen,

von

Dero Consistorialrath und P. P. auf der Universität Halle

D. NICOL. HIERON. Gundling,

im Namen gedachter Universität, den 14 Aug. 1714

gehalten worden.

Gute Exempel sind viel kräftiger, als weitgesuchte Vernunftschlüsse; und unter den Exempeln verdienen diejenigen den Vorzug, welche in der Nähe, und uns gleichsam vor Augen schweben, vor den übrigen, so etwas weiter entfernet sind. Die Ephesier hielten ihre Jugend dahin an, daß sie täglich aus den ältern Zeiten einige Tugendmuster auslesen, darüber denken, ihre Tapferkeit betrachten, ihre Großmuth erhöhen, ihre Gütigkeit rühmen, und endlich derselben untadelhaftes Thun und Lassen, so wohl der gegenwärtigen, als auch der zukünftigen Welt getreulich anbefehlen mußte. Sie glaubten, daß dergleichen sorgfältige Vorstellung in den Herzen der Zuhörer oder Leser einige Ehrfurcht zuwege bringen, einige Begierde entzünden, und diejenige Flamme, welche die Natur in uns unter allerhand Neigungen verborgen, durch geschickte Worte auferwecken könnte: welche zu einer lobenswürdigen Nachahmung nöthig, und zu Ausübung vernünftiger Thaten ins besondere nützlich ist. Und es ist wahr: der Glanz einer außerordentlichen Weisheit, die Stralen eines mit vielen Verdiensten geschmückten Wandels, das Licht einer wunderwürdigen

Aufführung, verursachen durch ihren lebhaften Eindruck, daß auch andere Menschen sich zu gleichen Handlungen entschließen: damit sie dermaleinst, oder auch sogleich eines solchen angenehmen Tugendscheins, wo nicht völlig, jedoch einiger maßen theilhaftig werden. Zum wenigsten hielt Epicurus dafür, daß das Exempel Sokratis eine größere Kraft bey sich führte, als alle moralische Sätze; und ein Seneca urtheilet nicht unrecht, daß das Leben des standhaften Zenons den Kleanthes mehr, als alle Lehrsprüche desselben, aufgemuntert, zu einem ruhigen Leben zu gelangen. Ein fleißiger Maler lernet allezeit etwas bey guten Originalien. Seine Copeyen behalten nicht wenig von den Lineamenten, welche er vor sich gehabt: und die Stellungen und Figuren des künstlichen Zeuxis sind deswegen bey der spåten Nachwelt in besonderer Hochachtung geblieben, weil darinnen die Fußstapfen aller gepriesenen Schönheiten, so er mit seinem Pinsel zu entwerfen getrachtet, auf einmal, und gleichsam in einem kurzen Bezirke zu finden und anzutreffen sind. Und gleichwohl ist dieses alles nichts anders, als eine Vorbildung derjenigen Trefflichkeiten, welche vergangen, und nicht mehr vor unsern Augen erscheinen. Das gegenwärtige rühret unsere Sinnen weit empfindlicher. Was wir selbst sehen, was wir täglich hören, was wir alle Augenblicke erfahren, drucket sich noch fester in unser Gedächtniß; und der Ruf heldenmüthiger Thaten schallet viel stärker in den Ohren dererjenigen, welche die Ehre haben in der Nähe zu stehen. Es mag seyn, daß Augustus ein liebenswürdiger Prinz gewesen; daß Trajanus durch seine kluge Regierungskünste Rom in Verwunderung gesetzet; daß Carl der V. seine Feinde zittern gemachet; daß Maximiliam der II. alle Eigenschaften eines verständigen Kaisers besessen; daß Heinrich der IV. das zerrüttete Frankreich zur Ruhe gebracht: Ich weis, es sind noch mehr Helden, es haben viele durchlauchtige und hohe Häuser in und außer Deutschland Könige und Fürsten aufzuweisen, deren Namen unsterblich, deren Ehrenzeichen unauslöschlich, und

deren

deren Tugendsterne durch alle Ewigkeit funkeln und glänzen. Aber ich weis auch wohl, daß der gesegnete brandenburgische Zepter vor allen würdig sey, davor wir uns insonderheit neigen und bücken sollen; und daß der preußische Adler sich dermaßen in die Höhe geschwungen, daß man von dessen Seltenheiten und ungewöhnlichen Eigenschaften viele Stunden reden, ganze Bücher schreiben, und sich dabey, ohne Vermuthung einiges Ekels, auf das allerlieblichste belustigen könne. Die ernsthafte Sittsamkeit des ersten Friedrichs, welcher die Churlande glücklich betreten; die diamantenfeste Standhaftigkeit Alberts Achills, die mit der süßesten Beredsamkeit benetzte Zunge des Johannes Ciceros, die ausgesuchte Staatswissenschaft des in Deutschland geehrten Joachim des I, die durch viele Erfahrung geprüfte Großmuth Johann Sigismunds, die unverwelkliche Siegespalmen Friedrich Wilhelms des Großen, und die noch im frischen Andenken glorwürdig waltende Weisheit des Gütigsten, würden uns genugsame Gelegenheit ertheilen, die Tugend- und Heldengeschichte dieses durchlauchtigsten Hauses mit angenehmen Farben abzuschildern. Allein wir setzen für diesesmal diese sonst nützliche Arbeit beyseite. Der allerdurchlauchtigste und großmächtigste Friedrich Wilhelm, unser allergnädigster König und Herr, dessen Geburtstag wir heute, in der allertiefsten Erniedrigung, unter den Wünschen und Zurufen so vieler tausend getreuen Unterthanen, hochfeyerlich begehen; Friedrich Wilhelm, der, nach dem kurzen Antritte seiner höchstbeglückten Regierung, mehrere Großthaten verrichtet, als wir lesen können, mehrere Weisheitsproben abgeleget, als wir zu schreiben geschickt sind, und der vieleicht, da ich noch rede, etwas neues, tapferes und wunderwürdiges ausführen wird; Friedrich Wilhelm, den Deutschland verehret, den Europa bewundert, den alle Gratien und Musen mit ihren Lobsprüchen billig verewigen sollen, läßt uns nunmehr keine Zeit übrig, an das Vergangene zu denken: allermaßen wir kaum dasjenige, was gegenwärtig beschlossen, bedächt-

lich befohlen, tapfer gethan, und weislich verrichtet wird, übersehen, geschweige dann nach Verdiensten entwerfen und vorbilden können. Ich muß gestehen, daß mich deswegen einige Zaghaftigkeit befallen, als mir von hiesiger hochlöblichen Friedrichs-Universität großgünstig aufgetragen worden, an dem Geburtsfeste eines so erleuchteten und großen Prinzen eine Lobrede zu halten. Thue ich zu wenig, sagete ich bey mir selbst: so werden mich diejenigen vermuthlich tadeln, welche die hohen Verdienste unsers großmächtigsten Königes so, wie sie sind, nach allen ihren Eigenschaften wollen entworfen wissen. Verberge ich mich aber, und schweige, so werden mich diejenigen nicht unbillig für undankbar ausrufen, welchen nicht unverborgen ist, mit was für besonderen Gnadenbezeugungen Seine Königliche Majestät, so bald sie ihren väterlichen Erbthron bestiegen, unsere Musen angesehen, mit was für anmuthsvollen Blicken sie diese von König Friedrichen, dem Stifter, glorwürdigsten Angedenkens, errichtete hohe Schule allergütigst gewürdiget, mit was für königlichen Wohlthaten sie dieselbe von neuem überschüttet, und noch bis auf diese Stunde mildigst erhalten, und auf das allermächtigste beschützen. Ich entschloß mich derohalben, dasjenige in aller Unterthänigkeit zu bewerkstelligen, wozu mich die Lehrer hiesiger Akademie, meine geliebteste Mitarbeiter, verpflichten wollen. Die Ehre des Königes ist unsere Ehre: Dessen großer und theurer Namen vermehret meine Gedanken, dessen Tugendblumen befruchten meine Worte, dessen durchdringender Verstand öffnet mir das Verständniß, dessen ausgesonderte Staatsklugheit und Regierungswissenschaft überschüttet mich mit einer Menge guter Erfindungen, dessen Heldengeist machet auch mir einen unerschrockenen Muth. Ich will reden: und dieß soll der Zweck meiner Rede seyn: daß Friedrich Wilhelm das Wohlseyn seiner Unterthanen bisher weislich befördert, und deswegen einen unsterblichen und ewigen Nachruhm verdienet habe.

Was kann vergnügter seyn, hochschätzbare Zuhörer, als wann wir auf diesen Tugendspiegel unsere Augen und Gedanken wenden? Hier ist der großeste König, weil er versteht, warum und wie er regieren soll. Viele sitzen auf dem Throne, und wissen nicht, warum sie darauf sitzen. Sie denken, das Volk sey zu ihrem Prachte, und eingebildeter Herrlichkeit erschaffen. Aber unser theuerster Friedrich Wilhelm weis mehr als zu wohl, daß er wegen des Volkes König sey. Den lasset uns sehen! von diesem wollen wir so kurz, als es möglich, an dessen glücklich erschienenem hohen Geburthstage in aller unterthänigster Ergebenheit sprechen. Merket auf! und ich weis, sie werden allerseits diese Worte, weil sie zur Ehre unsers allerdurchlauchtigsten Landesvaters gereichen, nicht übel deuten, oder dafür halten, daß sie zu unmilde und herrisch seyn.

Das Wohlseyn des Volkes besteht in unterschiedenen Stücken. Es muß selbiges vor dem Anfalle äußerlicher Feinde beschützet werden: es muß ein innerlicher Frieden seyn; die Unterthanen müssen unter ihrem Weinstocke und Feigenbaume die Früchte ihrer Arbeit ruhig genießen: und endlich auch, da sie gehorchen, eine allen Menschen unschädliche Freyheit behalten. Wer nun sein Volk mächtig beschützen will, der muß wachen, weil auch mitten im Frieden denjenigen nicht zu trauen ist, welche um uns wohnen. Epaminondas erhub sich aus seinem Bette, da alle Thebaner schliefen. Der burgundische Carl begab sich am spätesten zur Ruhe, und war der erste, welcher wiederum die Ruhe verließ. Die Menschen haben deswegen ihrer natürlichen Freyheit entsaget, damit sie in stiller Sicherheit ihr Leben hinbringen möchten. Der Fürst ist ihr Auge. Was er selbsten nicht sehen kann, das sieht er durch getreue Diener. Er schauet in alle Winkel von Europa; er weis schon zuvor, wann ein tobendes Wetter kommen, und ein verzehrendes Feuer aufgehen will. Und das muß auch seyn. Das assyrische Reich zerfiel, als Sardanapalus unter dem Frauenzimmer saß. Der persische Zepter wurde ihren Re-

genten aus den Händen gewunden, da sie mehr auf den äußerlichen Pomp, und hingegen die Macedonier mehr auf den schwarzen Harnisch hielten. Das stolze Rom fiel unter die strenge Bothmäßigkeit der Barbarn, da ihre Kaiser sich in ein faules Leben verliebet. Die Mohren kamen aus Afrika nach Hispanien, als ihnen der Spaniarden unzüchtiges und sicheres Lebenk und geworden. Ein Fürst muß vor der Zeit, und ehe die Gefahr hereinbricht, vorsichtig seyn, sich befestigen, Soldaten werben, Flotten bauen: damit er schon bereit sey, ehe des Feindes Schwert in dessen Landen blitzet, und dieser sein gefräßiges Pferd an den Zaun seines Nachbars bindet, oder in dessen Hafen mit vollen Segeln einläuft. Und dieses alles bewerkstelliget unser vorsichtiger und tapferer König. Er wachet, da andre schlafen; er arbeitet, da andre müßig sind; er geht von einem Ende seines Reichs bis zum andern, damit seine Unterthanen von niemanden in ihrer Arbeit gestöret werden. Er könnte, wann er wollte, nach Art anderer Fürsten, seiner Bequemlichkeit pflegen, mit mehr als tausend Trabanten und Hofleuten erscheinen, in güldenen Stücken auf das prächtigste einher treten, mit den niedlichsten Speisen sich sättigen, mit dem köstlichsten Getränke seinen Durst stillen, mit fremden Thieren sich erlustigen, Opern, Komödien und andere Lustbarkeiten anstellen, in weichen Federn liegen, seine Bediente arbeiten lassen, durch ihre Augen sehen, durch ihre Ohren hören, durch ihr Gefühl empfinden; aber alsdann wäre er nicht ein König, der sein Volk weislich regierte; alsdann wäre er nicht selbst Herr, weil er von andern geleitet und geführet würde. Mazarin rieth Ludwig dem XIV er sollte selbst regieren: Friedrich Wilhelm hat diesen Rath für sich selbst erkieset. Er weis, daß auf ihn niemand neidisch werden könne: dahingegen, wo ein Bedienter herrschet, und den Zepter, statt des Königes führet, und im übrigen mehr als der Regent verehret wird, tausend Cabalen sich hervor thun, tausend Rotten und Trennungen sich äußern. Einer stürzet den andern. Der

Höchste

Höchste fürchtet sich vor dem Niedrigen, und die Niedrigen vergönnen dergleichen Ehre und Ansehen demjenigen nicht, der ihres gleichen ist. Unter Ludwigen dem XIV war mehr innerliches Unwesen in Frankreich, als äußerliche Gefahr vorhanden. Ein jeder laurete auf den Cardinal Richelieu, und dieser hinwiederum auf seine Feinde, welche dessen Unternehmungen widerstunden. Unter Heinrich dem IV wurde erst eine Stille, als kein Marschall von Biron mehr war. Die kluge Elisabeth ergriff selbst den Regimentsstab; sie erwählete sich ihre Minister, sie befahl, sie commandirte, als die Spanier ihre Insel anfallen wollten; sie schrieb, sie las selbst ihre Briefe; sie belehrete ihre Gesandten, und erwies in der That, daß sie selbst gelernet klüglich zu regieren. Unser weiseſter König trägt gegen seine getreue Miniſter eine gleiche Liebe; eben weil sie gleich getreu sind. Cromwell, welchen man in Europa als einen schreckhaften und großen Kometen angesehen, sagete öffentlich: die Fürstenkinder wüßten nicht, was ein Fürst oder König wäre. Allhier würde er solches nicht sagen. Das Kabinet Seiner Königl. Majestät ist eine geheime Kanzeley: dessen Verstand ist der Verstand des ganzen Landes; sein erleuchtetes Auge sieht so weit, als das hundertfache Auge des Argus. Es ist fast kein Brief, den er nicht durchliest, oder sich vorlesen läßt. Ehe die Morgenröthe anbricht, arbeitet er schon: ehe die Nachtigall singet, ist er schon wach. Und gleichwohl vergißt er bey allen diesen Sorgen seiner Armeen und Soldaten nicht, welche den Staat beschützen. Diese hält er für sein größestes Kleinod, und die beste Versicherung seiner Unterthanen Sicherheit. Diejenigen, welche anders urtheilen, verstehen vieleicht nicht allzuwohl, was zur Einrichtung eines großen Reichs gehöret. Man schwatzet vom Frieden: im Frieden, saget man, sind dergleichen Heere nicht nothwendig. Aber wo ist erstlich Friede? Blinken nicht annoch die Schwerter in dem kalten Norden? Wer weis, was in England ausgehecket wird? Auch Frankreich steht noch gewaffret: Polen ist noch in Unruhe: Unseres

seres Kaisers Majestät hat mit Spanien noch nicht geschlossen. Und gesetzt, daß es auch Friede wäre: so muß man im Frieden an den Krieg denken, und im Kriege an den Frieden. Tacitus erzählet von den Cheruscern: daß, als selbige mitten im Frieden sich auf die faule Seite geleget, selbige auf einmal von den benachbarten Catten überwunden, und folglich ihren sonst erworbenen Heldenruhm mit ihrer Freyheit verlohren. Churfürst Friedrich Wilhelm der Große hat unter andern Erinnerungen auch diese seinen weisen Nachfolgern hinterlassen, daß sie mitten im Frieden den Degen angürten, und sich jederzeit nicht anders stellen sollten, als wann sie mit vier und zwanzig bis dreyßig tausend streitbaren Soldaten ins Feld ziehen wollten. Tacitus spricht: Inter impotentes & validos falso quieseas, das ist: unter Schwachen und Mächtigen darf man nicht ruhig seyn. Diejenigen, welche denken, es wäre alsdann erst Zeit, daß man sich nach einer guten Artillerie umsehe, wann unsere Feinde aus ihrem Lager gehen, und ihre Dragoner in unsere Auen einrücken lassen, kommen denjenigen gleich, welche erst nach Wasser fragen, da bereits ihr Haus in lichten Flammen steht. Unser jetziger Friedrich Wilhelm versteht die Staatskunst besser. Er weis, daß man zwar nicht wünschen soll, in einen verderblichen Krieg zu verfallen, welcher die Länder und Unterthanen auffrißt; aber es ist ihm auch nicht unbekannt, daß man zuvor den Krieg müsse gelernet haben. Der sonst ungewissenhafte Machiavellus hat hierinnen Recht: daß ein Prinz vor allen Dingen die Kriegswissenschaften verstehen müsse, damit er von seinen Nachbarn nicht verachtet werde; sondern so gleich, da er auf dem Schauplatze dieser Welt eine Figur machet, den Ruhm erhalte: daß er gelernet, was ein Kriegsheer, Schwadronen, Schlachten, Belagerungen, Kriegsgeräth, Zeughäuser, Bagage sey? In der Eile aber erhält man nicht gleich gute Soldaten, und was dazu gehöret. Der große Gustav Adolph hat eines gewissen Prinzen neu aufgerichtete Cavallerie Spiel- und Kirmesreiter genennet:

weil

weil ihnen das Feuer nicht so wohl aus den Augen, als aus blinkenden Knöpfen, Kleidern und Harnischen leuchtete. Im Frieden hat man Gelegenheit zu wählen, und dasjenige, was uns misfällt, auszumustern. Seine Königliche Majestät wollen streitbare Männer haben, welche große Arbeit vertragen, auf der harten Erde liegen, wachen, und wann es die Noth erfodert, hungern und Pulver riechen können. Diese schätzet er, wie billig hoch: er liebet sie, er spricht mit dem geringsten und gemeinsten Soldaten so gnädig, als mit dem größesten General; und ahmet hierinnen dem großen Alexander nach, den alle seine tapfere Macedonier liebeten und fürchteten; liebten, weil er ihnen nicht selten einen freundlichen Blick gab, und fürchteten, weil sie seinen Leuenmuth kannten. So wenig aber als man in der Geschwindigkeit gemeine Leute findet, welche ihr Leben für das Vaterland zu wagen geschickt sind: so wenig findet man auch geschickte Führer, welche eine Menge Volkes klüglich regieren können. Darum muß man auch auf diese, wie unser großmächtigster König, beyzeiten bedacht seyn. Man setzet mehr Hoffnung auf ein Heer Hirsche, welche ein Leu führet, als auf eine große Anzahl Leuen, vor welchen ein furchtsamer Hirsch einher läuft. Nun sind aber wenige also beschaffen, welche, wie der berufene Wallenstein, so gleich das Amt eines Obersten verwalten können; oder, wie der schlaue Spinola, der sonst dem Finanzwesen obgelegen, eine Armee zu commandiren wissen. Der unsterbliche Coligny, aus dessen Heldenblute Friedrich Wilhelm herstammet, hielt erst denjenigen zum Kriegsregimente geschickt, welcher bey der Pike stark worden, und unter dem Donnern der Carthaunen das vierzigste Jahr erreichet, oder zum wenigsten seine mannbaren Jahre erfüllet. Alles dieses kann jetzund, da die Trommel noch nicht gerühret wird, besser ausgedacht und weislicher vollstrecket werden; als wann hernach diejenigen zu Führern müssen angenommen werden, von welchen man noch nicht weis, ob sie Verstand, Ansehen, Tapferkeit, und endlich das Glück besi-

zen, welche nothwendige Eigenschaften eines vollkommenen Feldobersten sind. Der Marschall de Vitry war ein tapferer Kriegsmann, aber unglücklich; ein getreuer Soldat, aber hitzig, der mit den Einwohnern sich nirgend zu vertragen wußte. Richelieu mußte ihn, wo er ihn fast hingesendet, wiederum wegnehmen: dahingegen die Soldaten und Officiers Seiner Königlichen Majestät so wohl geartet sind, daß man fast nicht weis, ob unter uns Kriegsleute wohnen und liegen: von denen man sich sonst beredet, daß sie nicht die allerruhigsten sind. Das machets, sie werden alle richtig besoldet, täglich geübet, zur Arbeit und Ordnung angewöhnet, und also unterrichtet, daß sie sich nicht durch die blutigen Thränen der Unterthanen; sondern von der Verlassenschaft des ertödteten Feindes bereichern müßten. Wer mag also über die Armeen und Regimenter eines weisen Königes unnöthige Klagen erheben? welche uns nicht verunruhigen, sondern beschützen; welche ihre Munterkeit zwar täglich zeigen, aber an den Unschuldigen nicht prüfen; welche ihren Muth nicht unter den Friedliebenden verschwenden, sondern auf die blutdürstigen Feinde sparen, die unsere Mauren zerbrechen, unsere Häuser verderben, unsere Freunde und Kinder ermorden, und endlich uns allen den Untergang zuwege bringen wollen? O des weisen Königes! o des mächtigen Beschützers! Ein solcher Fürst mußte dem preußischen Reiche und andern damit verknüpften Landen billig zu Hülfe kommen, welcher auch die innerliche Ruhe und Glückseligkeit derselben glorwürdigst beförderte. Nichts aber ist dieser mehr zuwider, als Ungerechtigkeit, Armuth und Unwissenheit. Dann wie können die Unterthanen im Frieden bleiben, wann ihnen ihr gebührendes Recht von ihrem Beherrscher versaget wird, um welches willen sie sich doch dessen Herrschaft unterworefn, und ihren Degen, womit sonst in dem Stande der Freyheit alle Zwistigkeiten ausgemachet werden, von sich geleget haben? Allein Friedrich Wilhelm weis wohl, daß ein Monarch ohne Gerechtigkeit einem Flusse gleich komme, welcher kein Wasser hat. Es

wohnet

wohnet ihm hochvernünftig bey, daß selbige in einem Staate so nöthig, als im Körper die Gesundheit sey. Dann gleichwie diese alsdann erst vorhanden ist, wenn kein Theil des Blutes oder der übrigen Lebenssäfte in Unordnung ist, und kein subtiles Wesen das andere verzehren mag; also höret die Zerrüttung des gemeinen Wesens auf, wenn dutch eine kluge Austheilung des meinen und deinen keiner den andern vervortheilen und verschlingen kann. Nun ist zwar kein Land oder Fürstenthum, darinnen sich nicht ein Richterstuhl finden sollte. Es ist kein Regent so barbarisch, der vor ungerecht will gehalten seyn. Auch die ungewissenhaftesten pflegen ihren Urtheilen und Ausspruchen einen Anstrich zu geben, damit sie nicht, wie der macedonische Philipp, oder der römische Kaiser Hadrian, diese freyheitsvolle Worte hören müssen: Sie sollten deswegen aufhören zu regieren, weil sie nicht geschickt, oder von Natur geneigt wären, ihren Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber alles dieses ist nicht genug. Manche glauben, in ihrem Reiche blühe die Billigkeit, in ihren Herrschaften küsse sich Gerechtigkeit und Friede, da sie indessen die Hindernisse nicht wissen, warum das, was sie glauben, nicht geschehe; noch viel weniger aber verstehen, warum ihren Unterthanen die eröffnete Gerichte nichts nutzen. Unser gerechtester König hat eine viel tiefere Einsicht. Er weis, daß unter dem vielen Disputiren die Wahrheit vrrlohren werde, und daß diejenigen, welche disputiren, das Licht derselben durch allerhand Künste und Erfindungen zu verfinstern suchen. Vieleicht ist ihm auch das spanische Sprüchwort nicht unbewußt: das die Juden durch ihr Osterfest, die Mahometaner durch ihre Hochzeiten, und die Christen durch ihre Processe sich zu Grunde richten. Denn was ist doch dieses für eine Justiz, wenn die Streitigkeiten ewig dauren? Plato sagete: es sey ein gewisses Kennzeichen einer sehr kranken Republik, wo viel Advocaten, Richter und Aerzte sind. Jene machen Zänkereyen, wo keine sind, weil sie davon leben, und unter dem Geräusche der streitenden Parteyen

ihr Brod gewinnen; und diese müßten gleichfalls Hungers sterben, wenn nicht jemand wäre, der sich ihrer Essenzen und Säfte bedienete. Zwar wissen Seine Königliche Majestät wohl, daß ein rechtschaffener Advocat bisweilen, wo die Sache verwirret und die Streitenden selbst ihre Rechte nicht verstehen, so nöthig sey, als ein kluger Arzt, wenn von ohngefähr eine verzehrende Krankheit unter die Menschen kömmt; aber sie wollen dergleichen Art Leute nicht haben, welche den Pöbel rasend und die Gesunden krank machen. Daß aber der Pöbel rase, wenn er sich unter einander beißt und einer den andern, um eines eingebildeten Gewinnstes willen, durch unnützes Rechten, verschlingen will, ist eine Sache, welche nicht darf erwiesen werden. Sie wollen diejenigen nicht vertragen, welche den Spinnen gleichen, die in ihrem Gewebe auf die Fliegen lauren, und sich eine Lust machen, wenn sich in ihrem Garne, welches Tag und Nacht gestellet und gerichtet ist, eine arme Magd, ein Bauer und Handwerksmann fängt; dem sie das Blut aussaugen, und ihn endlich, wenn der Körper ausgetrocknet ist, im Elende liegen lassen. Dahin gehen alle kluge Anstalten, welche bisher in allen Landen und Herrschaften, so den preussischen Zepter verehren, gemachet worden. Unser allerdurchlauchtigster König ist nicht der erste, der also geurtheilet. Ferdinand der katholische wollte keine Rechtsgelehrten nach Amerika senden, weil er aus einer langen Erfahrung gelernet, daß, wo diese häufig sind, sich auf dem Richtplatze gemeiniglich so viel Betriegerey hervor thue, als in einer unordentlichen Speisekammer Ungeziefer herum läuft. Der Beweis des alten Aristoteles tauget nicht viel, wenn er geglaubet: diejenigen Menschen zankten und liebten die Processe, welche Vernunft hätten, und einen größern Verstand, als Einfältige besäßen. Es giebt andere Spiele und Handlungen, wodurch die Unterthanen sich belustigen, und die Fähigkeit ihres Verstandes prüfen können. Das gemeine Advocatenspiel ist viel schädlicher, als das falsche Würfeln: wodurch die Müßiggänger und Betrieger reich,

und

und hingegen Einfältige, deren jederzeit viele sind, an den Bettelstab gebracht werden. Seine Königliche Majestät wollen den Credit in dem ganzen Bezirke ihres Reichs befördern. Handel und Wandel liegt darnieder, wo niemand leihen, borgen, oder sonst contrahiren will; dafern nicht ein Dutzend Cautelen erst auf dem Papiere stehen, oder sonst ein Mann dabey gegenwärtig ist, welcher mit seinen Formeln den Handlenden Sicherheit verschaffen muß. Ohne diese Betrachtung ist es wahr, daß es einerley sey, ob dieser oder jener, ob ein Advocat oder Bürger, ein Reicher oder Armer, das Geld habe, ob Mävius oder Sejus die Schatzung bezahle. Unser Beherrscher aber will niemand im Elende lassen. Er glaubet, daß ihm der geringste Unterthan so fest, als der edelste, auf die Seele gebunden sey. Darum bewaffnet er die gerechten und unveränderlichen Richter mit größrer Macht und Ansehen: weil er wohl begreifet, daß der Ungerechte nicht leicht, ohne Furcht eines größern Verlustes, das durch Gottlosigkeit Erworbene den Armen wieder gebe. Er hat gehöret, daß wer die Unterrichter lästert, die Regenten selbst angreife; und es endlich wie jener Italiener mache, der, als er gefraget wurde: warum er in das Bildniß seines Fürsten steche? geantwortet: damit er das Original selbst desto behender treffen könne. Vielmehr will dieser Monarch alle und jede, welche seines Schutzes genießen, wider ihre Unterdrücker vertheidigen; damit sie hernach zur Nothdurft des Staats, wie will, insgesammt nach ihrem Vermögen beytragen können. Soll nun aber dieses geschehen: so ergiebt es sich von sich selbst, daß er auch eine landesväterliche Fürsorge tragen müsse, damit wenig Arme seyn mögen. Dieß war eine Grundstütze der jüdischen Republik, welche Gott gebauet, daß darinnen ordentlich keine Dürftige sich finden sollten. Die Dürftigkeit giebt zu verzweifelten Thaten Anlaß. Die Stadt Rom ist niemals in einer größern Zerrüttung gewesen, als da in ihren Mauren alles von preßhaften Leuten wimmelte. Zur Armuth giebt die

Ver-

Verschwendung und der Müßiggang die größeste Gelegenheit. Darum haben die Areopagiten die Verschwendung mit dem Tode bestrafet. Kaiser Hadrian hat solche Durchbringer auf dem Schauplatze öffentlich, und in schimpflicher Kleidung herum führen lassen: viele griechische Städte haben ihnen die Gruft ihrer Väter versaget. Friedrich Wilhelm aber erkennet höchstvernünftig, daß dergleichen scharfe Gesetze diejenige Wirkung nicht thun werden, als ein eigenes lebhaftes Exempel. Dieß ist der festeste Damm, welcher der eingerissenen Schwälgerey am sichersten entgegen gesetzet wird. Die Menschen ahmen dem Guten und Bösen nach. Schwälget der König, und trinket, bis die Hähne schreyen: so schwälget das ganze Land, und schwärmet, bis die Morgenröthe anbricht. Liebet der Regent, und machet sich kein sonderliches Bedenken, die eheliche Treue als etwas geringes anzusehen: so verfällt das ganze Volk in ein lüsternes, unkeusches und unbesonnenes Leben, welches nichts als Armuth, Sicherheit und endlich den Untergang zuwege bringet. Hängt der Fürst den Schweiß seiner Unterthanen an die eitle Pracht seines Rockes, und verändert täglich die Moden, und besetzet sein Gewand mit vielen Spitzen, mit unnöthigem Silber, Gold und Edelgesteiren: so wendet das ganze Königreich alles, was in ihren Häusern annoch geglänzet hat, an solche vergängliche Lumpen, und belustiget sich an dergleichen Schimmer, in welchem nichts Rechtschaffenes und Beständiges ist. Unser großmächtigster Landesvater erkieset dasjenige, was dauret und ewig ist. Es ist ihm zwar nicht unbewußt, daß dem Könige die Krone und der Zepter eigenthümlich gehören, und daß der Fürstenhut ihn von andern unterscheide. Er hat einen deutlichen Begriff, daß Romulus nicht ohne Ursache einen erhabenen Stuhl bestiegen, ein mit Purpur bebrähmtes Kleid angezogen, mit einer königlichen Binde sein Haupt umwunden, ein besonderes Ehrenzeichen auserlesen, und sich durch zwölf Stadtknechte die zusammen gebundenen Stecken, sammt dem schreckhaften Beile, vor-

tragen

tragen lassen; aber er weis auch wohl, daß dergleichen Pomp nicht alle Tage nöthig sey. Der Habit Alexanders des Großen war nicht viel von seiner Soldatenkleidung unterschieden. Kaiser Rudolph von Habspurg trug, wenn er nicht auf dem Throne saß, einen schlechten grauen Rock; und die Nachwelt muß gestehen, daß er allein tüchtig gewesen, das Regentenlose und zerrüttete Deutschland in Ruhe und Ordnung zu bringen. König Gustav Adolph war den Bürgern zu Stettin desto angenehmer, weil er nichts aus sich machete, sondern durch seine geringe Staffirung vielmehr Hoffnung gab: daß er deswegen nach Deutschland gesegelt, damit er selbiges von der Sclaverey befreyen möchte. Kaiser Alexander der Strenge sagete: das Regiment bestehe nicht so wohl in einem äußerlichen Putze, als in Tapferkeit und Tugend. Der jetzige König in Frankreich schaffete zuerst seine goldene Kutschen ab, damit die Großen und andere Unterthanen ein gleiches thun, und diejenigen Güter auf den Nothfall aufbehalten möchten, welche sonst durch dergleichen übermäßige Kosten verschleudert würden. Die Welt hat gemeiniglich keinen rechten Begriff von der Magnificenz der Fürsten. Sie beleget dasjenige mit diesem schönen Namen, was ein Weltweiser und wahrhaftig Kluger, Verschwendung nennet. Seine Königliche Majestät sind freygebig, und wissen ihre Schätze alsdann zu gebrauchen, wenn jemand ihre höheste Gnade verdienet, und für das Vaterland sein Leben gewaget, oder sich sonst um dasselbe durch große und verständige Thaten außerordentlich verdienet hat. Den übrigen Tand überlassen sie einem Heliogabalus: welcher, nach dem Zeugnisse des Lampridins, einige Schiffe, so mit unsäglichem Reichthume beladen waren, in die See versenken ließ, damit er für magnifique möchte gehalten werden. Ihre erleuchtete Absicht geht dahin, daß ein jeder unter ihrem Zepter höchst vergnügt lebe; und durch eine klügliche Sparsamkeit und gemäßigte Arbeit tüchtig sey, seinen Stand zu erhalten oder zu verbessern; und hiernächst dem Staate, wozu er und seine Väter sich verbunden, unter

ter die Arme greifen könne. Der sinnreiche Hobbesius urtheilet nicht unrecht, daß in den meisten Republiken, wo die Leute über die An- und Auflagen des Regiments klageten, diese selbst daran schuldig wären. Er saget: sie wären denjenigen nicht ungleich, welche vorgeben, daß sie der Alp drückete, und deswegen heftig schrieen: da doch ihre ganze Krankheit von dem Magen käme, welchen sie mit überflüßigen Speisen und Getränk angefüllet hätten. Diese müssen abgeschaffet werden: ein jeder muß arbeiten, handeln, nachsinnen, neue Künste ausdenken, und, wie einem jeden obliegt, in dem Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen, damit einmal das Misvergnügen aufhöre. Von einem Fürsten kann man weiter nichts verlangen, als daß er denen, so ihm gehorchen, Gelegenheit mache, etwas zu erwerben, damit sie die Früchte ihrer Arbeit empfinden, und in gebührender Stille genießen können. Und das thut unser weisester Friedrich Wilhelm. Denn wem ist unbekannt, mit was für Sorgfalt er bisher das Gewerb der Handwerker, die Besserung des Ackerbaues, die Vermehrung des Handels und Wandels sich angelegen seyn lassen? Er ist, wie ein kluger Vater, welcher auf gebührende Mittel denket, damit seine Kinder die ihnen von Gott geschenketen Güter nicht unnützlich verschwenden, und die Baarschaften, zum Nachtheile seines Staates, aus dem Lande schleppen, und für Kleinigkeiten, deren man entbehren kann, unweislich hingeben. Wie lange hat man nicht in allen deutschen Provinzen über den Geldmangel geklaget? Aber wo kömmt derselbige her? Hat nicht unser Vaterland alles, was zur Hülle und Fülle gehöret? Graben wir nicht aus der Erde Silber, Gold und andere Metalle, wornach andere Nationen über Stock und Stein, durch Feuer und Wasser rennen und laufen? Allein wir geben selbiges ohne Noth für fremde Dinge wieder hinweg. Wir verachten unsere eigene Waaren, und verlieben uns in dasjenige, was andere Völker daraus durch ihre Kunst erzwingen. Wem gefällt doch ein deutsches Tuch? ein einheimi-

scher

scher Zeug? ein bey uns gemachter Stoff, Hut oder Strumpf, Leinwand oder Spitzen? Unser allerdurchlauchtigster Beherrscher ist viel zu erleuchtet, daß nicht so wohl diejenige Volker unvernünftig handeln, welche uns dergleichen Thorheiten zumuthen, wohl aber seine Unterthanen dergleichen Titel verdienen würden, welche sich also äffen, und mit fremdem Wesen wollten versorgen lassen. Er tadelt die Franzosen nicht, welche in ihre Stoffe und Zeuge bald eine große, bald eine kleine Blume setzen, und die Käufer von allen Ecken der Welt zusammen treiben: aber er will diejenigen, so ihm unterthänig sind, nicht dahin lassen, weil sie es nicht brauchen; er will ihr Silber nicht denjenigen zum Opfer geben, die uns mit der Zeit mit unsern eigenen Schätzen bekriegen; oder dann das Joch über den Hals werfen wollen, wann wir nichts mehr übrig haben, sondern fast nackend einher laufen. Darum drücket er solche Prasser. Alle fremde Waaren, deren wir missen können, werden mit stärkern Zöllen und Anlagen beleget, damit man sich selbst verbiethe, seine Münze unnützlich los zu werden. Eben dieses Recht, welches die Engländer, Franzosen und andere Völker haben, kommet auch ihm zu. Und doch darf sich hier niemand einbilden, als wenn hochgedachte königl. Majestät die hohe Absicht führen, daß der Grund ihres Staates nichts als Reichthum seyn sollte. Es ist weltkundig, daß die Sybariten ihre Schätze zu Grunde gerichtet; daß Tyrus und Sidon sammt allen Phöniciern durch ihen Ueberfluß in Sicherheit gerathen, und ihren benachbarten zum Raube worden: und vieleicht hat es ehedessen nicht viel gefehlet, daß, was Janus Dousa von Holland seinem Vaterlande prophezeyet, wirklich wahr geworden wäre. Die Staatsmaxime unsers allergnädigsten Herrn fällt hierinnen auf den Schluß des klugen Senecä hinaus: daß das Vermögen der Unterthanen weder mit dem überflüßigen Reichthume, noch mit der kahlen Armuth gränzen müsse. Reiche Leute fliehen die Arbeit, und wälzen sich in den Lüsten dieser Welt, und verschwenden das erworbene wieder; eben weil sie gedenken, daß sie der

Ueberfluß nimmermehr werde darben lassen; diejenigen aber, welche ersehen, daß sie leichtlich wiederum in die Dürftigkeit verfallen können, arbeiten beständig: und das, was sie durch ihren unermüdeten Fleiß dazu setzen, brauchen sie nicht, sondern sind besser im Stande, dem gemeinen Wesen damit kräftig zu Hülfe zu kommen, als jene, welche darauf denken, wie sie sich belustigen wollen. Nur fraget sichs, was sie arbeiten sollen, damit die innerliche Ruhe nicht gestöhret werde? Dazu aber wird einige Wissenschaft erfodert. Die Unwissenheit ist in den meisten Ländern daran schuldig, daß man zu seinem Zwecke nicht gelanget; ob man schon viel von der Arbeit redet, und die Armuth auf das häßlichste abbildet. Zum wenigsten wissen wir aus den Zeitbüchern unsers Deutschlandes, daß vormals viele Künste darinnen geblühet, die Tuchweberey und andere Gewerbe im größesten Ansehen gestanden, die Färbereyen, das Drathziehen, die Blech- Kupfer- und Messingarbeiter und unzählich andere Handwerksleute die besten gewesen: da hingegen itzund die Franzosen, Engländer, Holländer, Italiener den Preis behalten; wir aber als Stümper und Hudler angesehen werden. Woher kömmt nun dieses? Ich glaube, die Unwissenheit, die Gilden und Zünfte, die wundersamen alten Gebräuche, die Betrügereyen im Handel, die verdorbenen Münzen, die unterschiedenen Ellen, Maaße und Gewichte, die Ausführung der rohen Waaren, das zuvor erwähnte nichtige Proceßiren, das Fressen, Saufen und Faullenzen, die Verachtung des Mittelmannes und der niedrigen Bürger und Unterthanen, die üble Einrichtung der Zölle seyn daran schuldig: weil solches auch unser hocherleuchteter König glaubet, und deswegen allen diesen Hindernissen durch zulängliche Mittel abzuhelfen willens ist. Herr Vauban, der seinem Könige vier und achtzig starke Festungen entworfen und gebauet, der Frankreich wohl zwanzig mal durchreiset, der durch alle Winkel itzgedachten Königreiches mit Bedacht

gewan-

gewandert, hat Ludwig dem XIV. fast gleiche Ursachen in seinen königlichen Zehenden angezeiget: und wir können uns leichtlich die Rechnung machen; daß, weil Frankreich eine weit bessere Nahrung hat, bey uns noch größere Gebrechen sich äußern müssen. Dadurch aber ist der Handel gefallen, von welchem Friedrich Wilhelm eine lebhafte Abbildung seinem Gedächtnisse eingedrücket hat. Denn wer ist doch wohl, der davon so weislich, als derselbe urtheilet? Glauben nicht die meisten, darinnen bestehe der Flor desselben, wann nur viele fremde Waaren und Seltenheiten, kostbare Tücher, Brocade, güldene Stücken, Coton, Thee, Caffee, Taback, Spitzen, Gläser, Wein, Papier und tausendmal tausend andere Kleinigkeiten, welche alle Augenblicke etwas aus unserm Beutel locken, herein geführet werden? Allein dieß ist der wahre Ursprung unsers Verderbens; dieß ist die Ursache, warum er sich um alles so genau erkundiget, warum er durch seine Bediente eine so richtige Rechnung verfertigen läßt: damit man erfahre, was uns abgehe, und andern hingegen, die uns schaden können, und unserer Blöße und Ohnmacht spotten, durch unsere Ausgaben zuwachse. Dieß ist der Endzweck, warum er seine getreuen Unterthanen so ernstlich aufmuntert, denselben Freyheiten verspricht und zusaget, wann sie sich auf neue Erfindungen legen, und die mechanischen Künste, welche etwas einbringen, bessern, ja neue Instrumente und Maschinen ausdenken werden; damit wir nicht so wohl fremde, als Fremde unsere Waaren und künstliche Sachen suchen mögen. Mit dem Studieren allein ist Seiner Königlichen Majestät nicht gedienet. Selbiges ist nothwendig; aber nicht allein. Diejenige Republik würde eine sehr wundersame Figur überkommen, welche mit lauter Gelehrten, Lateinern, Rednern, Poeten, Philosophen, Juristen, Aerzten angefüllet wäre. Kluge Leute haben schon längstens Spanien beklaget, daß darinnen über eine Million Pfaffen sich auf-

hielten, welche bey ihren starcken Bäuchen nichts arbeiten, und bey ihren mannfesten Schultern nichts anders thun, als daß sie Tag und Nacht plerren und schreyen; damit ihnen der Muthwillen vergehe, und ihnen die Zeit nicht zu lang werde. Ists nicht bey der Menge der Gelehrten eben also beschaffen? Drücken sie nicht, wie die Mönche den Staat? Richelieu hat geschrieben, daß, wo die Milzkrankheit der Gelehrsamkeit überhand nehme, der übrige Körper verdorre; der Ackerbau, welcher die Säugamme des Volkes ist, darnieder liege, die Handwerker und andere Künste verachtet werden, der Pflanzgarten und die Baumschule der Soldaten eingehe, alldieweil diese nicht so viel zu plaudern wissen, als jene. In dieser Absicht verlanget unser allergnädigster Landesherr mehr Meister und Gesellen in gemeinen und nützlichen Künsten, als Doctoren und Magister. Die Erfindung des Compasses ist weit nützlicher, als die künstlichen Gewebe des Syllogismus, ohne welchen wir doch vernünftig reden und klüglich urtheilen können. Der in Italien bekannt gemachte Seidenhaspel ist weit zuträglicher, als die subtileste Maschine einer abgeschmackten Wortmetaphysik: die Einsalzung des Herings ist unendlich fruchtbarer, als die beste Auslegung über den unzüchtigen Martialis: das Puppenzeug, welches aus Deutschland durch die ganze Welt geführet wird, bringet mehr Gewinnst, als alle Chimären einer scholastischen Politik. Der Cardinal Perron, welcher selbst gelehrt war und Bücher schrieb, hat bey solcher Betrachtung gewünschet: es möchten in Frankreich einige Collegia eingezogen und abgeschaffet, und hingegen zu Paris und in den Hauptstädten nur etliche beybehalten werden, weil es doch nicht wohl möglich ist, daß in so vielen Schulen tüchtige Lehrer und genugsame Zuhörer, ohne dem gemeinen Wesen Abbruch zu thun, gefunden werden könnten. Es käme nicht auf die Anzahl, sondern auf die Fähigkeit der Studierenden an, welche man alsdann nach

ihren Verdiensten besser befördern könnte. Und es ist gewiß, daß, was itztbelobter Perron gerathen, und Seine Königl. Majestät eines Theils in die Uebung zu bringen suchen, höchst vernünftig sey. Es ist besser, daß das Feuer in dem Tempel der Weisheit durch eine mäßige Zahl in seiner Reinlichkeit erhalten, und die Wissenschaft in ihrer Vollkommenheit fortgepflanzet werde; als daß ein jeder sich dazu dringe. Es ist viel rathsamer, daß die Studierenden aus den reinsten Quellen ihren Durst stillen; als aus dem Bache Kidron trinken, worinnen bisweilen viel Schlamm und Unlust ist. Es ist für die Republik vortheilhaftiger, wann nur einige, welche einen außerordentlichen Geist und Geschicklichkeit zeigen, ausgelesen und zur Gelehrsamkeit angehalten werden, als daß ganze Schwadronen gelehrte Messer tragen, und im übrigen schlechte Köche seyn. Zur Erlernung anderer Künste und Handwerker gehören auch gute Köpfe, wann sie gebessert und zur Vollkommenheit immer je mehr und mehr sollen getrieben und befördert werden. Und dieses hat uns Seine Königl. Majestät allergnädigst anbefohlen, als sie unsere Friedrichsuniversität in ihren großmächtigsten und besondern Schutz genommen, und uns und unsern Musen ihre höheste und Königl. Huld allergütigst versprochen und zugesaget. Sie haben alles dasjenige, was Friedrich der Stifter, glorwürdigsten Gedächtnisses, dieser Schule gutes und vortreffliches angedeyen lassen, auf das kräftigste bestätiget, einem jeden Lehrer den ihme gewidmeten Gehalt allermildest gelassen, und noch dazu mit neuen königlichen Wohlthaten auf das reichlichste beschenket, auch uns sammt und sonders unter vielen allergnädigsten Ausdrückungen aufgemuntert, die Wahrheit zu untersuchen, das Gute zu lehren, das Falsche zu widerlegen, das Böse zu verwerfen: damit dermaleinst rechtschaffene Räthe, treue Diener, und in allen Ehrenämtern geschickte Männer aus diesem Weisheitstempel in die Welt gesendet, und also in der That erwiesen

wiesen würde, daß man nach abgelegten Universitätsjahren nicht nöthig habe, von neuem zu studieren, wie man das Unnützliche, so man gelernet, vergessen möge. Wodurch dann das eingebildete Vorurtheil auf einmal getilget wird, wann man sich beredet: es könnte ein Fürst, der sein Land mit guten Armeen beschützet, und Handel und Gewerbe in bessern Stand zu setzen suchet, die guten Künste nicht lieben. Friedrich Wilhelm weis wohl, daß, wo die Wolken der Unwissenheit sich aufziehen, das Pabstthum nicht weit entfernet sey. Denn wie hätte sonsten eine so ungereimte Religion zu Rom können geschmiedet werden; wo man nicht zuerst die Vernunft niedergedrücket, und hernach denjenigen Präbenden gegeben, welche den Aberglauben und die Thorheit vertheidigten? Es ist ihm vieleicht schon bekannt, daß, gleich wie vormals durch die Universitäten die Hoheit des römischen Stuhls vermehret und vergrößert worden; also dieselbe dadurch, nachdem man den Gräuel gesehen und wahrgenommen, wiederum müsse vernichtet werden. Dann wer bezeuget mehr Eifer wider solche römische Finsterniß? Wer dringet mit größerm Nachdrucke auf die Abschaffung des IV. Artikels im Ryßwickischen Frieden? Hobbes, welcher sonsten der Könige Majestät größer, als andere gemachet, hat ihnen aus einem andern Grunde, und deswegen die Akademien und hohen Schulen bestens befohlen: weil darauf die wahre Staatswissenschaft den noch zarten Gemüthern beygebracht, und die bösen Meynungen derjenigen, welche die Monarchen vom Throne stürzen wollen, widerleget; auch alles, was man sonst, im täglichen Umgange, von unruhigen weltlichen und geistlichen Leuten aufrührisches höret, aus dem Herzen der Jugend gebannet würde, welche dermaleinst die größesten Bedienungen in der Kirche, auf den Rathhäusern, und bey dem Staat erhielten. Dieser Beweisgrund leuchtet unserm hochtheuresten Friedrich Wilhelm destomehr in die Augen, jemehr derselbige wahrnimmt, wie ruhig wahrhaftig

haftig Gelehrte sind: als welche deßwegen die Stille lieben, damit sie in ihrem Nachsinnen nicht gestöhret werden; und daher in solcher Absicht jedermann zum Gehorsam anmahnen müssen, damit kein innerliches Gewitter ihre sinnreiche Erfindungen zu Schanden mache; oder sonsten ein tobendes Geräusch entstehe, welches sie von der Wahrheitserforschung, so nicht ohne süße Empfindung ist, abhalten möchte. Der verdrüßliche, und mit einem unersättlichen Ehrgeize gequälte Cato meynte zwar: man sollte dem Philosophen und klugen Karneades, welchen die Athenienser als einen Gesandten nach Rom gesendet, die Stadt verbiethen, damit nicht junge Leute dergleichen Manne nachliefen, der sie zu allem durch ausgesuchte Worte bereden könnte, und sie alsdann ihren martialischen Geist verlöhren. Es ist aber bereits von dem Plutarch angemerket worden, daß er sich vor des itztgedachten Karneades Verstande gefürchtet: welcher so durchdringend war, daß Cato mit seinem brutalen Wesen verstummen müssen. Unser kluger König hat die Erfahrung, daß die Wohlredenheit und Negotiation, imgleichen eine geschickte Feder bisweilen mehr wirke, als das Krachen seines Geschützes, oder das entblößte Schwert etlicher tausend Soldaten. Er erinnert sich, daß Friedrich Wilhelm, dessen durchlauchtigster und glorwürdigster Herr Großvater, fast mehr mit dem Kiel und etlichen Bogen Papier, als offenbaren Feldschlachten, gewonnen; mehr mit seinem Siegel, als mit allen Triumphs- und Siegeszeichen erhalten, mehr von den Polen durch Worte und Schriften, als der feurige und unsterbliche Carl Gustav mit dem Degen erzwungen. Ja er selbst hat bereits wahrgenommen, daß Geldern und andere Herrschaften nicht sowohl durch die Bomben und Carcassen, als durch kluge Unterhandlung der Alliirten und ihrer Ministers, in seinen Händen geblieben. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß der Krieg auswendig nichts taugen oder fruchten könne, wo die innerste Raths-

stube nicht mit solchen Leuten besetzt ist, welche die Welt durchwandelt, und zugleich in die Bücher gesehen; weil man doch nicht alles selbst erfahren kann, sondern sich auch anderer Menschen Erfahrung unumgänglich bedienen muß. Ein Bothschafter, der die Gewohnheiten, die Gesetze und Sitten des Volkes, wo er hingesendet wird, nicht erst studieret, ist einem fremden Vogel gleich, der in den Kefigt, wo er hingesetzet wird, sich nicht finden kann. Ein Mazarini, der in währender Minderjährigkeit Ludwigs des XIV. nichts als Krieg geführet, muste endlich von dem Bischofe von Beauvais hören, daß er nicht zum regieren geschickt wäre, weil er das Finanzwesen nicht verstünde, noch vielweniger gelernet, wie er die innerliche Ruhe in einem so großen Körper erhalten müßte, indem bald hie, bald da Aufruhr und Tumult sich hervor gethan. Unser großmächtigster Beschützer weis beydes mit einander auf das verständigste zu verknüpfen. Er besitzt das Herz seines Volkes, weil dieses erkennet, daß er nicht so wohl seinen, als ihren Nutzen suche, auch ihre Güter, welche alle Menschen nicht gerne dem Dritten gönnen, zu erhalten trachte. Darum reichen sie auch alles, was sie in ihrem Vermögen haben, willig und allergehorsamst dar, nachdem sie begreifen, daß auch alles zur Bestätigung ihrer Glückseligkeit angewendet werde. Seine Königliche Majestät können mit Recht König der Preußen heißen, indem sie sich auf dieser ihrer Unterthanen dankergebenste Liebe und Treue mehr, als auf Preußen, oder ihre Lande selbst, welche unempfindlich sind, gründen und steifen. Ein jeder erkennet, daß sie ihnen darum solche scharfe Gesetze vorschreiben, damit der Bau des gemeinen Wesens fest zusammen gefüget bleibe, und durch die Bosheit der Ungehorsamen keinen Riß bekomme. Wir alle befinden, daß er keine Lust habe sie zu strafen, um dadurch seine Macht zu erweisen; sondern daß er vielmehr mit Verdruß und wider seinen Willen die Schärfe der Gesetze brauche. Dessen

Schwert

Schwert ist wie das Schwert Carls des V, mit dessen Knopfe er die Gnadenbriefe seinen Unterthanen versiegelte, und auch zugleich dasselbe wider diejenigen, so ihm widerstrebten, zu rechter Zeit entblößete. Alle Unterthanen haben die Freyheit Gutes, aber nichts Böses zu thun. Ein König kann nicht jederzeit gnädig seyn, eben weil er König ist, und seinen Respect durch ganz andere Mittel, als Privatleute, befestigen und handhaben muß. Und doch, wo es seyn kann, wo es das Wohlseyn des Staates leiden will, so eröffnet er wiederum sein allgütiges Herz, und zeiget, daß er, wie der Bienenkönig, keinen Stachel, und wie der Delphin, keine Galle habe. Er erinnert sich, daß ein Fürst Menschen beherrsche, welche, weil sie keine Engel sind, sich bisweilen vergehen und straucheln. Er übet Barmherzigkeit gegen diejenigen, welche wiederkehren, und läßt hingegen sein Feuer wider andre anbrennen, welche sein Volk durch Ungerechtigkeiten plündern, oder unter dem Scheine des Rechtens in Betrübniß setzen. Ein Regent kann nicht alles, was uneben oder höckericht ist, gleich machen. Das Wasser, so auf allen Seiten mit Ufern eingeschränket ist, wird zwar stille, aber auch faul: und wo es hernach einmal ausbrechen kann, so überschwemmet es das ganze Land, zerreißt die Felder, verwüstet die Auen, und läßt den Besitzern die allertraurigsten Fußtapfen zurücke. Friedrich Wilhelm hält dafür, daß die Gesetze nicht die Handlungen der Menschen aufheben, oder selbige durch ihr Schrecken unbeweglich machen, sondern regieren müssen, damit sie nicht des rechten Weges verfehlen. Und darum sieht sein Reich nicht anders, als der heitere Himmel aus, daran sich gar selten einige Wolken zeigen. Das machts, daß er nicht so wohl ein Herr oder Despot, sondern ein Regierer und Vater seyn will: der mit Kindern, Bürgern und Unterthanen vernünftig handelt, und, wie Augustus, alle Gedanken von einer Sclaverey aus seinem Gemüthe verbannet. Nur ist dieß der Un-

terscheid: Augustus hat auf Einrathen des Mäcenas einen solchen Entschluß gefasset; unser allergnädigster König aber hat von dem Höchsten eine so gutthätige Natur empfangen, daß er nicht anders mit den Seinigen zu verfahren gedenket, als wie er verlanget, daß der Beherrscher des Himmels mit ihm verfahren soll. Denn er ist ein gottesfürchtiger Fürst, den aber deswegen der Allerweiseste mit dem Strale seiner ewigen Weisheit erleuchtet: eben weil er sich vor ihm bücket, und sein fürstliches Herz vor dem Allgewaltigsten neiget und demüthiget. Und daher ist es unmöglich, daß seine Gedanken sich verwirren, sein fester Fuß gleiten, sein starker Arm sinken, oder auch einige Unordnung in dem Bezirke seines Reichs sich hervor thun könne, eben weil der Herr mit ihm ist, und ihn mit den Gnadenflügeln seiner Allkraft bedecket. O des glückseligen Königes! Aber eben darum ist und bleibt dessen mit so vielen Tugenden ausgeschmückter Ehrenruhm unverwelklich. Der Ruf, welcher die mächtigsten Länder durchschallet, trägt auch den Heldennamen des großen Friedrich Wilhelms auf den Fittigen der Ewigkeit durch alle Theile der Welt, und bringet ihn unter einem mehr als tausendfachen Echo wiederum zurücke. Dieses belustiget mich dann um so viel mehr, weil nicht etwan meine Worte dergleichen Getön, sondern die an dem Original befindlichen Trefflichkeiten ein solches Frohlocken erwecket haben: die gewiß noch weit größer sind, als ich sie in einer so kurzen Zeit, ohne einige Wohlredenheit bezeichnen können. Wäre es nicht also beschaffen, so wäre alle diese Ehre, davon ich gesprochen, nur eine Afterehre: auf meiner Seite aber würde eine unbesonnene Schmäucheley offenbar werden, welche denjenigen, der von solchen Eigenschaften nichts besäße, mehr beschimpfen, als verherrlichen würde, eben weil sie unsichtbar wären. Aber thut mir die Gnade und Liebe, hochschätzbare Zuhörer, betrachtet des Königes Majestät, überleget seine großen Thaten, durchsuchet seine Fürstentugenden, denket nach! und saget alsdann

ob

ob nicht dessen holdseligstes Antliz noch vortrefflicher erscheine, als es sich in diesem dunkeln Spiegel vorgestellet hat. Indessen aber erlaubet mir, daß ich aus euren Augen und Blicken, aus allen euren Bewegungen und Gebärden nicht unvernünftig schließe, daß sich eine bisher in euren Selen verborgene allerunterthänigste Ehrfurcht äußere, ja daß ein jeder so bereit, als willig sey, unserm Allerdurchlauchtigsten in dem Tempel seines Herzens ein angnehmes Opfer anzuzünden: welches bis in die Ewigkeit brennen, und hiernächst, unter vielen anmuthigen Flammen, den allerlieblichsten Geruch von sich hauchen soll. Wohlan! es ist Zeit, daß es geschehe.

Ich für mich aber, und in dem Namen unserer gesegneten Friedrichsuniversität, rufe den allgewaltigen Schöpfer Himmels und der Erden in tiefster Demuth an: daß er den Thron Seiner Königl. Majestät, welche heute das 27ste Jahr ihres Alters, unter dem Frohlocken so vieler tausend Seelen, höchstbeglückt anfangen, mit den Banden des Himmels befestige. Er lasse auf sie herab thauen seinen übernatürlichen Segen, damit die Welt erkenne, er habe denjenigen Fürsten in seinen besondern Schutz genommen, der nach seinem Herzen ist. Er überschütte die allerdurchlauchtigste Sophia Dorothea, unsere allergnädigste Königinn und Frau, mit seiner überschwänglichen Kraft aus der Höhe; er leite ihren Fuß daß sie nicht gleite, er entbinde sie unter dem Zurufen ihres Volkes, und lasse ihr Geschlecht, welches mit so vielen Ehrenzeichen und Fürstentugenden geschmücket ist, groß werden; groß werden wie den Sand am Meer; groß werden, wie die Sterne am Himmel. Carl Friedrich, der Erb- und Kronprinz von Preußen, dem die allergütigste Natur aus seinen Augen leuchtet, müsse heran wachsen, wie eine Ceder, und unter unzähligen Tugendsprossen Europa Hoffnung machen, daß die Früchte noch größer, als die Blüthen seyn werden. Das ganze Königl. Haus müssen die Heerschaaren der himmlischen

Geister

Geister umzingeln, damit, unter einer so mächtigen Wache, dasselbe fest, unbeweglich und ewig bestehe. Die Feinde des preußischen Zepters müssen kahl werden! ihre Quellen sollen vertrocknen! Feuerflammen müssen sie verzehren! Denn Friedrich Wilhelm ist ein Prinz, der sein Volk weislich regieret. Ihm gebühret der unvergängliche Heldenruhm: seine Ehre müsse unsterblich seyn: seine Tage müssen im königlichen Segen bleiben: seine Unterthanen müssen mit ihm grünen, und bis in die Ewigkeit wachsen.

So dringe dann zur Ehrenpforten
Mit unumschränkten Schritten durch:
Die Allkraft sey an allen Orten
Dein' unerzwinglich feste Burg:
Hier wird ein Denkmaal dir gesetzet,
Das stolzen Jaspis übergeht,
Das keiner Zeiten Wuth verletzet,
So lang des Himmels Grund besteht.

Lobrede
auf die hohe Vermählung
Friedrich Augusts,
Churprinzens zu Sachsen,
mit der durchl. Prinzeßinn
Marien Josephen,
Erzherzoginn zu Oesterreich,
von
D. Johann Burchhard Menken.
Latein. gehalten 1719.
und übersetzt
von M. Just. Gotthard Rabnern.

Furcht und Zittern haben mich zwar allezeit begleitet, so oft mir von euch, edle Väter, öffentlich aufzutreten befohlen worden: weil ich nach dem Erkenntnisse meiner Schwäche, wenig Beyfall zu erwerben hoffen konnte. Itzt aber sonderlich, stehe ich als vom Blitze gerühret, und fühle in den innersten Gebeinen einen Schauer, daß ich nicht reden, nicht denken und keinen Schluß fassen kann, wie ich mich zur Erfüllung dessen, was mir aufgetragen ist, schicken soll. Wie kann auch ein Sterblicher sonder Erstaunung bleiben, oder ein ungereinigter Mund Verwägenheit genug zu reden haben: wenn man den sächsischen **Friedrich**, und die österreichische **Maria Josepha**; in jenem der Sachsen Hoffnung, in dieser der Oesterreicher Zierde, betrachtet, ihrer geheiligten Flammen in die Augen faßt; und da mit lauter Herrlichkeit, und einem fast himmlischen Scheine umgeben wird, gegen welchen der lebhafteste Geist blöde, und die beredteste Zunge stumm werden müssen? Ist doch in der Liebe stets

etwas

etwas göttliches, das die Herzen mehr mit Empfindung, als den Mund mit Worten füllet. Alsdann aber muß sie sich erst recht kräftig, als ein Kind des Himmels erweisen, wenn sie bey Fürsten zu thronen anfängt: denen Gott selbst desto stärkere Regungen eingeflößet, da er sie mit seiner Hoheit und Macht betheilet, und auf ihre Häuser ganzer Völker Festigkeit und Dauer gegründet hat.

So sind denn die sächsischen Beylagersfackeln bey den Sternen angezündet: ihr Licht ist himmlisch, ihr Glanz heilsam und erfreulich. Nichts erwünschters war ja für den Prinzen der Sachsen, als die genaue Verbindung mit einem Kaiser: dessen Muth, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und unzählige andere Tugenden er vorlängst von ferne bewundert. Nichts war der Hoheit von Oesterreich anständiger, als daß es sein Geblüt mit dem sächsischen vereinigte, das demselben seine Treue und Gehorsam bereits so oft, ohne sein selbst zu schonen, bewähret hat. Soll ich die Herrlichkeiten beyder Häuser; soll ich ihrer Fürsten Ruhm, den sie in Krieg und Frieden erworben; soll ich **Josephs** und **Augusts**, der beyden großen Väter der hohen Vermählten, ihre vortrefflichen Thaten für das Reich und Vaterland; soll ich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther, und gegen einander bezeigte Gefälligkeit; soll ich der höchst preiswürdigen Mütter Sorgfalt und eifrige Wünsche; soll ich den auf allen Seiten erschallenden fröhlichen Zuruf nicht erwähnen? Soll ich von den hohen Vermählten selbst nicht reden, die einander mit der Blüthe ihrer Jahre, mit der Anmuth und Pracht ihrer Gestalt, mit dem Glanze ihrer Tugenden, den Vorzug streitig machen?

Aber ach! indem ich alles dieß erwäge, werden mir alle Kräfte meines Gemüths, dergestalt, nicht nur eingenommen, sondern überfüllet: daß ich mich lieber mit stillschweigender Verwunderung und heimlichen Wünschen verbergen, als mit einem unförmlichen und übereiltem Laute in dieses Heiligthum eindringen wollte. Jedoch, ich sehe wohl, edle Väter, daß ich mich von eurem Befehle nicht los wickeln kann: nachdem ihr mir das akademische Regiment aufgeleget, mich

aber

aber dadurch verpflichtet habet, daß euer Willen mir ein Gesetz, und euer Wohlgefallen der meinige seyn muß. Hat man aber von langer Zeit her den Küssen dererjenigen, die von österreichischem Geblüte sind, die Kraft beygelegt, daß sie beredt machen können: so mag ich daher wohl für mich eine glückliche Bedeutung nehmen, da ich von den Liebesküssen der durchlauchtigsten österreichischen Maria Josepha reden soll, die in ihrem Friedrich August itzo ganz Sachsen holdselig umarmet.

Dieser Stern wird durch seinen heilsamen Einfluß mein eigenes Unvermögen ersetzen, und zum wenigsten so viel bey mir wirken: daß meine Rede nicht gänzlich ohne Kraft zu seyn scheine. Auch ihre Gütigkeit, edle Väter, macht mir die Hoffnung, sie werden sich erinnern, daß ich für sie allerseits rede: und wenn ich also die Hoheit derer Dinge, die ich vor mir habe, nicht erreiche, solchen Mangel ihrem allzuguten Vertrauen gegen mich zuschreiben. Sie aber, allerseits nach Stand und Würden hochgeehrteste Anwesende, muß ich ergebenst ersuchen, nicht so wohl auf meine geringe Beredsamkeit, als auf den Willen und Vorsatz zu merken; und, da meine Rede stocken, oder hin und wieder abfallen sollte, zu gedenken: daß auch der Muth, etwas wichtiges zu unternehmen, nicht ganz verwerflich sey.

Diejenigen, die großer Prinzen Vermählungen, nach dem ordentlichen Richtscheit mit geringerer Personen ihren Verbindungen vergleichen, finden dabey den Unterschied: daß jene meistentheils durch des Glücks und Schicksals Hand, nach nothwendiger Erfoderung der Reiche und Länder zusammen geknüpfet werden; diese aber mehr aus einer angenehmen Uebereinstimmung der Gemüther, und darein gepflanzten reinen und aufrichtigen Trieben entstehen. Dort muß die Liebe meistentheils mit fremden Augen sehen, und ihre Neigung durch die falschen Pinsel der Maler regieren lassen; die, nach ihrer angemaßten Freyheit, dem vornehmen Frauenzimmer sonderlich häucheln, ihre Abbildungen ohne alle Flecken und Runzeln vorstellen, und damit den Preis der Kunst

zu

zu erlangen hoffen; wenn sie in solchen Gemälden nicht der Natur folgen, sondern nach ihrem eignen Sinne lauter Liebesgöttinnen ausarbeiten.

Auch die Zeit scheint öfters bey solchen Vermählungen ihre Macht zu verlieren; da man die Beschaffenheit des Alters und die Zahl der Jahre in denselben nicht zu Rathe zieht. Carl der V. weis zu seinem Vortheile mit Prinzeßinnen, die noch in der Wiege liegen, Verbindungen zu stiften. Die zarte Maria von Foix wird dem abgelebten Ferdinand in die Arme gelegt, wenn sich Spanien und Frankreich vereinigen wollen. Philippus bewirbt sich, aus Begierde nach der englischen Krone, um die alternde und unannehmliche Maria. Stephan Batori findet in der kalten Umarmung der verlebten Anna, das Königreich Polen.

Und was soll ich von andern sagen? denen dergleichen Bande bestimmet gewesen, und die mehr zu ihrer Unterthanen, als zu ihrem eignen Vergnügen, gutwillig Gemahlinnen angenommen, wie sie ihnen das Glück bescheret; ob sie gleich weder am Leibe, noch am Gemüthe schätzbar gewesen: bloß, weil sie gemeynet, daß durch dieses Mittel tödtliche Feindschaften, und unaufhörliche Kriege zwischen hohen Häusern, am füglichsten könnten gestillt werden. Aus solchen Ursachen verband sich der spanische Ferdinand mit seiner ersten Gemahlinn Isabellen; und in England Heinrich VII. den doch ein natürlicher Abscheu zurücke halten wollte, mit der Elisabeth: weil jener Castilien und Arragonien, zwey Reiche, die einander längst die Zähne gewiesen; dieser die Häuser von York und Lancaster, die bisher mit der größten Erbitterung gegen einander gewütet, auf diese Weise endlich zu vereinigen hoffte.

O wie glücklich bist du demnach, theuerster Friedrich August! da du niemanden, als deiner eigenen Würdigkeit und dem göttlichen Winke, in der Wahl einer durchlauchtigen Gemahlinn trauen dürfen; und zu derselben nicht durch einen zweifelhaften Abriß, sondern durch deine Augen geführet, vom Glücke aber begleitet worden. Glückseliger

Prinz!

Prinz! welchen nicht ein blindes Schicksal oder eine zwingende Nothwendigkeit, sondern eine geheime Gewalt und reife Ueberlegung, seine Maria Josepha aufs zärtlichste zu lieben bewogen; und zu einem Schlusse gebracht, der bey einem jeden, unstreitigen Beyfall findet: da ja jedermann zugeben muß, es sey weder für den Prinzen eine vortrefflichere Gemahlinn, noch für die Prinzeßinn ein würdigerer Gemahl zu wählen gewesen.

Wiewohl du warest zu dieser Vermählung gebohren und aufgewachsen. Denn, wie deine Geburt Sachsen die königliche Würde, die ihm wenige Monathe drauf zu theil ward, weißagte, so versprachen von dir selbst deine Windeln schon lauter großes und vortreffliches. Und, wenn es auch für Fürsten ein Glück ist, von solchen Aeltern entsprossen zu seyn, die es an hohen Eigenschaften so wohl, als äußerlicher Größe andern zuvor thun, und nicht den Unterthanen allein, sondern auch ihres gleichen zum Beyspiele dienen können; was hat man nicht von dir zu hoffen: da sich in dir alles zusammen gefunden, und von dir aufs ähnlichste vorgestellet wird, was dein großer Vater, und deine nie genug gepriesene Mutter, herrliches und ungemeines an sich haben.

Damit aber das, was dir die Natur mit so freygebigen Händen zugetheilt, nicht in sich selbst verwüchse, oder vergraben zu seyn schiene, mußtest du diese Gaben durch eine siebenjährige Reise in die berühmtesten Länder, noch schöner ausarbeiten, und zu der Vollkommenheit treiben, die der gemeine Nutzen von ihnen erwartete. Du sahest anfänglich in Frankfurt ganz Deutschland beysammen, befandest dich unter den vornehmsten Fürsten desselben, wohntest der kaiserlichen Wahl und Krönung bey: und schon zu derselben Zeit wollten viele glauben, der glorwürdigste Josephus habe, wie Carlen den Thron, also dir seine Prinzeßinn Maria Josepha verlassen; und du würdest künftig den als Vater verehren, vor welchem du dich damals als vor deinem Kaiser, beugetest, in dem unser Vaterland seinen verlohrnen Schutz und Zierrath wieder bekam.

Jedoch dein Gemüth war viel zu feurig, als daß sich die Begierde etwas zu sehen, allein die Gränzen von Deutschland hätte einschränken lassen. Weder Gefahr und Nachstellungen, noch die Beschwerlichkeit und Unsicherheit der Reise, noch die Widerwärtigkeit der Witterungen, noch das süße Gedächtniß deines Vaterlandes, dem du sonst so viel Platz in deinem Herzen einräumest, konnten dich abhalten, über die rauhen Alpen nach Italien zu gehen; und daselbst die traurigen Ueberbleibsel des Alterthums, und die zerbrochenen Stücke der ehmaligen Hoheit zu betrachten. Du sahest sie auch mit Aufmerksamkeit. Indessen aber waren die Augen von ganz Italien auf dich gerichtet, und konnten sich an dem edelsten von aller junger Herrschaft in Deutschland, an dieser Heldenart, an der einzigen Hoffnung eines großen Vaters nicht satt sehen: so, daß man nicht wußte, ob Italien in dir, oder du in Italien mehr Verwunderung erweckteſt. Warest du hier verehret worden, so wollte man hernach in Frankreich, sonderlich am Hofe, den Italienern nichts zuvor geben; unterhielt sich von dem sächsischen Prinzen, sah ihn mit Vergnügen, dachte an ihn mit Lust, und pries schon zum voraus diejenige Prinzeßinn glücklich, welche die Liebe in künftigen Zeiten an seine Seite fügen würde.

Selbst das Wunder seiner Unterthanen, Ludwig XIV. der zwar durch den Ruhm seiner Thaten, bisher viele Fürsten an seinen Hof gezogen, ihnen allen aber mit einer hochmüthigen Verachtung begegnet war, hat an dir zuerst die ausnehmenden Gaben, so dir die Natur aus ihrem Schatze mitgetheilet, erkennen und bewundern müssen; und, gleich als ob er sich an dir seiner Jugend erinnerte, alsdann erst das größte Vergnügen empfunden, wenn der sächsische Churprinz um ihn gewesen. Und was soll ich mehr sagen? Alle Völker haben dich mit höchstem Unwillen von sich gelassen, sind bereit gewesen, sich vor dir zu demüthigen, und würden, wenn sie deines Regiments hätten theilhaftig werden können, gegen demselben auch ihre Freyheit für bitter geschätzet haben.

Mit

Mit solchen Eigenschaften, mit so ausgebreitetem Ruhme kamest du nun in unsers großen Kaisers Burg: und was ists Wunder, wenn du nicht Ihm allein, der ohne dieß dafür berühmt ist, daß er Tugend und Verdienste besser als jemand, nach ihren Würden zu schätzen wisse; sondern auch den ganzen Hof und das gesammte kaiserliche Frauenzimmer eingenommen? Wiewohl ich will mich nur an ein solch Beyspiel halten, aus welchem die Wirkung einer vom Himmel stammenden Liebe, mit wunderbarer Annehmlichkeit hervor blicket. Die durchlauchtigste Maria Josepha hatte dich kaum ersehen; du hattest ihr kaum die ersten Ehrenbezeigungen erwiesen: als schon bey beyden die Funken der Liebe rege wurden, und beyder Wünsche von sich selbst auf einen Zweck giengen. Diese Triebe kamen aus der Höhe, und man muß dabey fast sagen: du habest, o theurer Prinz, damals zuerst gefühlet, daß du ein Mensch seyst; da du bisher in das Innerste von vielen andern Wissenschaften hindurch gesehen, die Liebe aber kaum dem Titel und Namen nach, hattest kennen lernen.

Zwar, es ist fast unbegreiflich, daß ein Prinz, den das Glück mit vielen Dingen, so der Wollust sonst zur Nahrung dienen, überschüttet; dem keine fremde Herrschaft Ziel und Maaß setzet, in einem blühenden und sonst schlüpfrigen Alter, mitten unter den künstlichsten, und fast zauberischen Reizungen des weiblichen Geschlechts, als unter so vielen Sirenen, nicht so wohl die Ohren verstopfe, als vielmehr sein Herz vor einer übereilten und frühzeitigen Liebe, bloß durch angebohrne Tugend verwahre. Aber so mußte es Friedrich August machen, und gegen alle andere unempfindlich seyn: damit er von derjenigen die ersten Flammen fienge, die unter den Prinzeßinnen von Europa, wie der Mond unter dem Gestirne, den edelsten Glanz hat. Wie hätte auch die Liebe eine geschicktere Vereinigung stiften, welche Arme hätte sie wohl füglicher in einander schlingen können, als dererjenigen, deren großmächtigste Väter von ihrer ersten, in der zarten Jugend geschehenen Zusammenkunft an, dem Neide selbst zu Trotz, beständig

in der genauesten Freundschaft gestanden, und die kräftigsten Wirkungen derselben einander um die Wette spüren lassen?

O wenn doch der glorwürdigste Joseph, das Beylager seiner Josepha, selbst noch hätte erleben sollen, die er als ein Kind mit eigner Hand an das Sterbebette des großen Leopolds geführet, um den großväterlichen Segen zu empfangen; und welcher er, als sein eigner Tod heran nahete, allein, in Abwesenheit der jüngern Erzherzoginn, zum letzten Abschiede, die ersterbende Hand noch aufgeleget. Allein der Himmel hat dieses dem großen, tapfern und glücklichen Carl vorbehalten, der vom Vater und Bruder, nebst allen Reichen und Ländern auch die Neigung gegen Sachsen gleichsam erblich scheint überkommen zu haben. Dem ist es vorbehalten, damit die Nachwelt erkenne, weil alles unter seiner Herrschaft sonderlich und wunderbar ist, es sey auch diese Vermählung nicht ohne einen sonderbaren Wink des Allmächtigen, durch die Beförderung eines so großen Kaisers getroffen worden. Doch ist dieß keinesweges etwas ganz neues und unerhörtes, da man ja schon in Geschichten der vorigen Zeiten, ob gleich nicht in den nächsten Jahrhunderten, Beyspiele genug von dergleichen Verknüpfungen zwischen Oesterreich und Sachsen antrifft.

Was hat wohl den habspurg-österreichischen und ascanisch-sächsischen Stamm mehr eingewurzelt, was hat beyde fester an einander verbunden; als da Rudolph von Habspurg seine Prinzeßinn Agnes, mit Churfürsten Albrecht II. vermählte? Das habspurgische Haus, welches vorher mit einem nicht allzu großen Anfange, den höchsten Gipfel der Hoheit in Deutschland erreichte, befestigte dadurch unter den Deutschen sein Ansehen. Sachsen aber, vermehrte durch des Kaisers Gunst, seine Größe mit den Grafschaften Brene und Wettin; und bald hernach unter Churfürst Rudolphen I. mit dem Burggrafthume Magdeburg: so daß man nicht wohl unterscheiden kann, ob Oesterreich von Sachsen, oder dieses von jenem mehr Vortheil gehabt. Da auch endlich der ascanische Stamm mit Albrechten dem III. ausgieng, und die meißnischen Marggrafen in dessen Recht traten, nahmen sie

zugleich

zugleich auch die Meynung an: daß sie keine stärkere Grundfeste für ihren Stamm, als die Verschwägerung mit dem österreichischen finden könnten.

Dieser zu Folge vermählte sich nicht nur Friedrich der Sanftmüthige, welcher ohnedieß die Wichtigkeit der österreichischen Freundschaft, aus der seinem Vater verliehenen Chur hatte schätzen lernen, mit Kaiser Friedrichs des III. Schwester, Margaretha; sondern auch sein Bruder Wilhelm erwählte sich Annen, Kaiser Albrechts II. Prinzeßinn zur Gemahlinn; und also giengen zu einer Zeit, zwey österreichische Glücksterne an dem sächsischen Horizonte auf. Nun ist zwar unter diesen Vermählungen keine, weder wegen Unfruchtbarkeit, noch wegen unwürdiger Nachkommen unglücklich gewesen. Doch mag ich wohl zuförderst Friedrichs des Sanftmüthigen seine preisen: durch welchen die österreichische Margaretha zur allgemeinen Stammmutter des sächsischen Hauses geworden, nachdem sie die glorwürdigen Stifter, der beyden noch itzt blühenden Linien, Ernsten und Albrechten gebohren.

Dieß ist bisher die letzte Verbindung des österreichischen und sächsischen Geblüts gewesen. Da wir aber itzt, nach einem so langwierigen Zeitenlaufe ein neues Exempel davon, in unsers Prinzen Vermählung erblicken: so können wir uns aus derselben so viel mehr Gutes prophezeihen, je mehr sich Oesterreich und Sachsen seit dem verherrlichet haben. So haben auch ohne dieß zu allen Zeiten, beyde Völker einander ihre Liebe und Gewogenheit, gleichsam um die Wette erwiesen; und müssen die sächsischen Geschichte fast auf allen Seiten die Vortheile rühmen, die Oesterreich diesem Hause zugewandt.

Davon redet die Churwürde, welche Sigismund dem Marggrafen von Meißen, und Carl der V. dem albertinischen Stamme verliehen. Davon zeugen die Regierung in den Niederlanden, das güldene Vließ, die jülichische Anwartschaft, und die Erbstatthalterschaft in Frießland, womit Maximilian den Urheber des albertinischen Stammes, Albrechten den

Muthigen begnadiget. Dieß bestätiget das Ansehen, in welchem eben dieser Kaiser Churfürst Friedrichen den Weisen gehalten, dem er zum Generalstatthalter des Reiches mit darzu gehöriger Gewalt verordnet. Aus eben dieser Quelle flossen nachgehends die clevische Belehnung, welche Rudolph II. die Anwartschaft auf die anhaltischen Lande, die Ferdinand I. und auf etliche braunschweigische, die Ferdinand II. den Sachsen, meist aus unerwarteter Huld ertheilten. Was soll ich endlich von völliger Ueberlassung der Lausitz, und unzählichen andern gleichmäßigen Exempeln sagen? da ich besorgen müßte, daß mir die Kürze der Zeit mein Vorhaben zu nichte machen würde; wenn ich mich auch gleich in einen umständlichen Bericht einlassen wollte.

Zudem fodern auch die Verdienste unserer Fürsten gegen die Oesterreicher hier ihren Platz: welche so groß und zahlreich sind, daß man zwar vor einiger Zeit ganze Bücher damit erfüllen; sie aber gleichwohl noch dergestalt nicht erschöpfen können, daß weiter nichts davon zu sagen nöthig wäre. So gar oft haben die sächsischen Prinzen, die immerdar mehr auf die gemeine Wohlfahrt von Deutschland, welche von dem österreichischen Glücke ganz unzertrennlich ist, als auf ihre eigenen Vortheile gesehen, die Angelegenheiten des Hauses Oesterreich mit weisen Rathschlägen befördert, mit tapferer Hand verfochten, mit ihrem und ihrer Unterthanen treuem Blute vertheidigt.

Niederlagen, Verwüstungen und unersetzlicher Schade wurden nichts geachtet: als Friedrich der Streitbare, und dessen Söhne, Friederich der Sanftmüthige, und Wilhelm, der beyden Kaiser Sigismunds und Albrechts II. ihre Sache, wider die Hußiten aufnahmen, und dadurch diese wilden, sieghaften und rachgierigen Leute wieder sich reizten; die in unser Eingeweide wüteten, Stadt und Land verheerten, und den Sachsen den einigen Vortheil übrig ließen, daß sie ihre Treue gegen die Oesterreicher rühmlich behauptet. Ungarn, Niederland und die Friesen sind Zeugen, wie Albrecht der Muthige an allen diesen Orten, für Friedrichen den III. und

Maxi-

Maximilian den I. seine Tapferkeit angewendet, sein Volk zugesetzet, sein Geld verwandt; und damit keinesweges sich und Deutschland, sondern Oesterreich geholfen habe.

Wie nützlich Maximilian die Rathschläge des weisen Friederichs befunden, ist eben so bekannt, als daß ihm Johann der Beständige, in Ungarn und Italien mit seiner Faust so heldenmüthig gedienet: daß er, weil ihm keine einzige Gefahr die Augen verdrehen konnte, in der Eroberung von Stuhlweißenburg der erste auf der Mauer war; und damit billig die Belohnung dererjenigen erwarb, die eine belagerte Stadt zuerst bestiegen. Der theure Churfürst Moritz legte das Recht der Kriegsschule in Ungarn ab, focht unter Carls V. Kriegsheeren in den Niederlanden, half die unruhigen Böhmen zu Ferdinands Gehorsame bringen, enthielt sich des schmalkaldischen Bundes, damit er vom Kaiser nicht abzutreten schiene, widersetzte sich seinem Vätter Johann Friedrichen, als derselbe wider den Kaiser die Waffen ergriff; bewog seinen Schwiegervater Philipp den Großmüthigen, dieselben niederzulegen, und eroberte, dem Kaiser seine Treue zu bezeugen, Magdeburg.

Hätten ihm auch nicht des Glaubens Sicherheit und des Staats Freyheit, ohne welche Stützen kein Regiment bestehen kann, einige Aenderung abgenöthiget; so würde dieser Fürst in solcher Treue ohne Zweifel unbeweglich gewesen seyn.

Und dennoch hatte der Eifer für die deutsche Wohlfahrt, seine Liebe gegen Oesterreich so wenig bey ihm vertilget, daß er den Seinen, bey der Plünderung von Inspruck, mit allem Ernste anbefahl, sich an dem, was dem Könige Ferdinand zugehörete, im geringsten nicht zu vergreifen. Er setzete sich eben daher, mitten in dem Laufe seiner siegreichen Waffen, selbst ein Ziel, so bald nur die erste Hoffnung zu einem billigen Frieden hervorblickete: und ließ auf einmal alle Absichten zu mehrern Vortheilen fahren, womit ihm sein bisheriges Glück nicht ohne Grund zu schmäucheln schien. Endlich da der Vergleich kaum einige Monate alt, sein Herz aber mehr, wegen

wegen der alten, als neugeschloßnen Freundschaft, an Oesterreich verknüpft war, gieng er zu wiederholter Bezeugung seiner Treue, dem türkischen Solimann in Ungarn entgegen, schlug die Ungläubigen, verwahrte die Donauinseln, setzte alles in Sicherheit; und im folgenden Jahre versiegelte er in dem sonst glücklichen Treffen, mit dem brandenburgischen Albrecht, die Treue gegen seinen Kaiser mit dem Verluste seines eigenen Lebens.

Dieses Fürsten Bruder, August, ist zwar in den Geschichten als Herz, Auge und Hand des deutschen Reiches vortrefflich; aber auch nicht weniger, wegen seiner eifrigen Zuneigung gegen Oesterreich, berühmt. Seine Jugend hatte ihm durch die zu Prag mit Maximilian II. gemeinschaftlich genossene Auferziehung, an diesen Herrn so fest verbunden, daß er in den folgenden Zeiten alles, was nur möglich war, für ihn that; ihm so wohl, als seinem Sohne Rudolphen dem II. den Weg zum Kaiserthume bahnete; seine Völker gegen die Türken schickte, und die grumbachischen Händel, welche den Oesterreichern so viel Unruhe macheten, sorgfältig dämpfte. Und um eben dieser Ursachen willen, hatte ihn Maximilian als einen Bruder geliebet, Rudolph aber fast als einen Vater verehret. So kurz das Leben und die Regierung Christians II. gewesen, ist sie dennoch auf eben die Art, als die vorigen, gegen das Haus Oesterreich, welchem er Geschütz und kräftige Hülfe wider die Türken gesandt, bewähret worden: und dieser Fürst selbst hat bey Rudolphen und Matthia in solchem Ansehen gestanden, daß man ihn zu Beylegung derer zwischen ihnen entstandenen Streitigkeiten, in Person erfodert.

Wo es aber ja den Schein haben sollte, als ob durch seinen unvermutheten jählingen Tod etwas wäre gehindert worden: so hat es die langwierige Regierung Johann Georgs I. reichlich und ausnehmend eingebracht. In Wahrheit, wenn dieser Herr für die Oesterreicher sonst nichts gethan hätte, als daß er sich der Union enthalten, andere davon abgezo-

gen,

gen, den pragischen Frieden geschlossen, und durch diese Mäßigung seines aufgebrachten Eifers, sich, nach des Kaisers eignem Urtheile, nicht nur als einen Freund, sondern gar als einen Vater des kaiserlichen Hauses erwiesen: so würden seine Verdienste bey Oesterreich dennoch unsterblich seyn müssen. Wenn man aber vollend erwäget, wie er Böhmen, Schlesien und Lausitz beruhigen helfen; wie hart er, wegen des Bündnisses mit Oesterreich, die schwedische Rache empfunden; wie er, allein des Kaisers Verlangen nach der Ruhe nicht zu hindern, bey der westphälischen Friedenshandlung, auf die billige Ersetzung seiner erlittenen Schäden zu dringen unterlassen: so wird ihm wohl vor allen deutschen Fürsten der Ruhm bleiben: daß er sich das Haus Oesterreich, durch die ansehnlichsten und wichtigsten Dienste verbunden.

Dem großen Leopold begegnete in eben diesen Fußstapfen Johann Georg II. der nicht nur zu dessen Erhebung auf den Kaiserthron, durch sein Ansehen im Reiche, das er mit persönlicher Gegenwart auf dem Wahltage unterstützte, ein großes beytrug; sondern auch hernach auf den Reichstag nach Regenspurg eilte, die Berathschlagungen wider den Einbruch der Türken in Ungarn kräftig stärkte, und allen deutschen Ständen dadurch sonderlich ein rühmliches Exempel zur Nachfolge gab: daß er der erste war, der sich mit dem Kaiser verband, den Franzosen, die in die Niederlande eingebrochen waren, ein Gebiß anzulegen.

Solche Gedanken waren auch dem unvergleichlichen Helden, Johann Georgen III. von Jugend auf ins Herz gepräget. Dieser focht noch bey seines Vaters Leben bey Nummenheim, hernach in der Wetterau, ferner bey Diedenhofen, und endlich am Rheine, jederzeit glücklich gegen die französischen Heere: und da in den folgenden Zeiten die Türken wider alles Verhoffen, selbst bis an Wien gerücket waren, zog dieser mit unerschöpflichem Muthe und Treue begabte Fürst, nachdem er zu Finsterwalde mit den Oesterreichischen in Bündniß getreten, sein Volk in höchster Eil zu-

sammen, führte es gegen den Feind, griff ihn an, schlug ihn; und zerschlug also, durch diese einige That die Ketten, die nicht allein Oesterreich, sondern dem gesammten Deutschlande angeleget werden sollten.

Wiewohl, man möchte mich im Verdachte halten, als ob ich aus Liebe für mein Vaterland verblendet, in dem, was zu dessen Ruhme gehöret, zu milde wäre. Drum will ich itzt lieber einen Florentiner * von dem Lobe der Sachsen reden lassen, als solches selbst aussprechen. Die Barbarn, spricht er, giengen dem Treffen, das man an sie brachte, nicht aus dem Wege. Es mußten aber ihre erste Hitze und den heftigsten Anfall die tapfern Sachsen aushalten, welche, weil sich in solchen Fällen der Rang nach dem Muthe richtet, an der Spitze stunden, den Feinden, von denen sie angefallen wurden, nichts schuldig blieben; dem Tode, der sie auf allen Seiten umgab, nicht einen Fuß breit wichen, auch im Fallen den verfochtenen Ruhm mitnahmen, und dadurch allerdings erwiesen: daß sie würdig wären, unter den Befehlen desjenigen Fürsten zu stehen, der sie so rühmlich anführete. So redet ein Ausländer zum Preise eines sächsischen Regenten: ich aber scheue mich fast, denselben mit meinen Gedanken an den, diesem Helden so gefährlichen Rheinstrom zu begleiten; dahin er nachgehends seine Siegeslorbern ebenfalls pflanzen wollen: und zwar drey Jahre nach einander, über des Glückes Misgunst nicht zu klagen gehabt, in dem letzten aber leider! durch einen allzufrühzeitigen Tod, mitten in dem Laufe seiner Unternehmungen gehemmet worden.

Eben dieser legte sich auch Johann Georgen IV. in den Weg, dem es solchergestalt wohl an Gelegenheit, keineswegs aber an Willen, seine Treue dem Hause Oesterreich zu bezeigen ermangelt; welchen er bereits durch den Zug an den Rhein-

* Anton. Stalagonællius Florentinus in Orat. Johanni III. Polon. Regi ob Viennam ab obsidione liberatam debita, Romæ. pag. 122.

Rheinstrom aller Welt vor Augen geleget. Dieß würde sonder Zweifel unsere Seelen mit einer betrübten Erinnerung erfüllen, wenn es nicht Gottes Fürsorge zu unserm Vergnügen so weislich eingerichtet hätte, daß, was jener wohlbedächtig vorgenommen, von dem großmächtigsten Friedrich August, der ohnedieß nur zu großen Dingen gebohren ist, ausgeführet und glücklich vollendet würde.

Ich darf nicht bis auf diejenigen Zeiten zurück gehen, da sich seine Verdienste noch an den Siegeszeichen seines theuren Vaters hinauf wunden, als er unter demselben am Rheinstrome Proben der Tapferkeit ablegte. Denn Ungarn, Siebenbürgen und Oesterreich wollen sich nicht aufhalten lassen, und dasjenige vornehmlich erhoben wissen, was er für sich gethan, nachdem er selbst stark genug gewesen, den Feldherrnstab zu führen. Und da rühmen sie denn von ihm mit frohem Munde, daß er den türkischen Sultan, der mit einem unzählbaren Heere endlich einmal was sonderliches auszurichten gedachte, zurück geschlagen; durch unglaubliche Standhaftigkeit die halsstarrige Wuth der Barbarn ausgehalten, und, nach aller Geständniß, mit dem Blute, dadurch dieser Sieg erkauft worden, das Wachsthum der herrlichen Früchte befördert, die das folgende Jahr bey Zenta, nicht sonder abermalige Bemühung der heldenmüthigen Sachsen, reif geworden.

Allein, was hindert uns, daß wir nicht diesem Ruhme einen andern beyfügen, und sagen: wie sich zwar alle sächsischen Herren bisher beständig geweigert, Kron und Zepter, die man ihnen mehr als einmal angebothen, zu ergreifen; weil es meistentheils mit Nachtheil des österreichischen Hauses geschehen sollte; der einige Friedrich August aber den polnischen Thron bestiegen, und den Prinzen von Conti verdrungen, damit er die österreichischen Angelegenheiten unterstützen möchte. So haben, in den vorigen Zeiten der meißnische Wilhelm, nach Absterben seines Schwiegervaters Albrechts II. und seines Schwagers Ladislai, und noch im ver-

verwichenen Jahrhunderte Johann Georg I. aus Liebe zu Oesterreich, den böhmischen Thron nicht besitzen wollen, zu dem sie eingeladen wurden. Noch stärker hat Friedrich der Weise an sich gehalten, da ihm die Churfürsten die kaiserliche Würde, einmüthiglich, drey Tage nach einander, fast aufnöthigten; er aber dagegen so lange arbeitete, bis Carl V. darzu erhoben, und den Oesterreichern also die Hoheit, die sie schon so lange zu des Reiches besten geführet, behalten ward. So sollte es auch, nach vieler Meynung, dem löblichen Churfürsten August nicht schwer gewesen seyn, des Reichs Ruder in die Hände zu bekommen: wenn er nicht lieber bey den Ständen für den österreichischen Rudolph reden, und, wie es ein scharfsichtiger französischer Geschichtschreiber * beurtheilt, ein unentbehrlicher Freund des Kaisers, als selbst Kaiser hätte seyn wollen; da er der übrigen Reichsfürsten nicht entbehren könnte.

Dieß alles, und daß die sächsischen Fürsten wegen des Hauses Oesterreich, sich weder um Reiche und Kronen beworben, noch auch dieselben, da man sie schon in ihre Hände liefern wollen, ergriffen, wird ihnen zwar billig so hoch, als es dergleichen Großmuth verdienet, angerechnet. Jedoch ist unser großmächtigster König durch einen andern Weg zu eben diesem Zwecke gekommen, welcher eben deswegen den polnischen Zepter nicht ausschlug: damit er die französische Partey in Polen zerstäuben, den Anschlägen, die hernach auf so vielen Seiten, aus Frankreich, Bayern und Ungarn wider Oesterreich ausbrachen, desto nachdrücklicher begegnen, und dieß Haus, zum wenigsten von Polen her, obgleich mit seiner eignen Ungelegenheit, bedecken möchte.

So hatte sich denn Sachsen von langer Zeit das Recht erworben, die österreichische Maria Josepha, das edelste Kleinod ihres Hauses, als eine Versicherung beständiger Einigkeit und Liebe zu begehren. Dieß war die schönste Belohnung

* Thuanus l. 48.

lohnung eines so unauslöschlich erhaltenen Eifers, dieses das höchste, was wir hoffen und Oesterreich geben konnte: daß nun eine solche Prinzeßinn, von dort aus nach Sachsen versetzet würde, die von Lust und Vergnügen eingeführet, von einer durchdringenden Anmuth begleitet wird, und welcher ein unaufhörliches Glück auf dem Fuße folget.

So sey uns denn willkommen, durchlauchtigste Maria Josepha, du erwünschte Mutter unsers Landes! Sey uns willkommen, mit deinem unvergleichlichen Prinzen, dem theuersten Friedrich August! Sey uns willkommen, du bewundernswürdiges Paar! in dem eine himmlische Kraft alle Vollkommenheiten von beyderley Geschlecht so glücklich in einander geschmolzen, daß der Maria Josepha Leutseligkeit, Artigkeit, prächtige und wohlgefaßte Gestalt, in Friedrich Augusten; und Friedrich Augusts Großmuth, Gerechtigkeit, reifes und weit ausgebreitetes Erkenntniß, in Marien Josephen, durch einen seltsamen Tausch, bey dem doch jegliches Theil zugleich sein Eigenthum behält, gefunden werden. Freue dich, Sachsen! über dieser Vermählung, und erfülle die Luft mit deinem Frohlocken, weil der Himmel in dem Bande, das deinen Prinzen mit der österreichischen Marien Josephen vereiniget, für dich zugleich unendlich viel Gutes, Leben, Heil und unzerstörliche Ruhe verknüpfet hat; welches alles du nicht erst für die künftigen Zeiten erwarten, sondern schon itzo getrost ergreifen kannst.

Es erfreue sich dieser Vermählung unser großmächtigster König, mit seiner herzgeliebtesten Gemahlinn! Seine eifrigen Wünsche für den einigen Prinzen, für die einige, aber desto schönere Hoffnung seines Hauses und seiner Länder, sind nun erfüllet: und diese frohe Erfüllung müsse ihm lange Zeit ergetzlich vor Augen schweben, und durch eine gesegnete Reihe von Enkeln und Urenkeln, die in seinem Schooße spielen, und, nach dem Vorbilde ihrer Väter, der künftigen Hoheit und Regierung entgegen wachsen, sich zu desto viel-

vielfältigerm Vergnügen, in unzählige schöne Bilder zertheilen.

Euch aber, theuerster Friedrich August, durchlauchtigste Maria Josepha, erhalte der allgewaltige Herrscher in unzertrennlicher Einigkeit, frey von drohenden Gefährlichkeiten und wirklichem Ungemache, und lasse das heilige Feuer der keuschen Flammen, die er in euch selbst entzündet, nimmermehr verlodern. So hoffen wir, daß euer Glück, und die Dauer des sächsischen Heldengeschlechts, das durch euch erbauet werden soll, zu einer herrlichern Größe gedeihen werden, als unsre Hoffnung zu fassen, oder die frohlockenden Zungen vermögend sind auszusprechen.

Lobrede

an die weil. Russische Kaiserinn

Katharina,

bey Einweihung der Akademie der Wissenschaften

zu Petersburg, gehalten,

von

Theoph. Siegfried Bayern, P. P.

aus Königsb. in Preußen.

Allerdurchlauchtigste großmächtigste Kaiserinn, allergnädigste Kaiserinn und große Frau.

Eure kaiserliche Majestät haben allergnädigst geruhen wollen, in Gegenwart dero geheiligten Person, die von ihnen gestiftete Societät der Wissenschaften, und die mit derselben verknüpfte Akademie bestätigen zu lassen. Dieses ist wahrlich unter so vielen huldreichen Bezeuguugen Eurer kaiserl. Majestät, eine so große Gnade für uns, daß wir darüber bestürzt stehen; und dieselbe besser mit Stillschweigen zu verehren wüßten, als, daß wir davon zu reden uns erkühnen wollten. Sie machet uns zwar in uns selbst dermaßen erfreuet, daß wir uns von Gott der größten Glückseligkeit in der Welt gewürdiget zu seyn erkennen. Allein eben dieses machet uns bekümmert, ob wir so glücklich seyn werden, den weisesten Absichten Eurer kaiserl. Majestät, vollkommene Gnüge zu thun; und ob wir geschickt seyn werden, etwas reden zu können, welches eine so große Kaiserinn, eine Prinzeßinn,

von

von so tiefer Einsicht und gegründeter Klugheit, gnädig aufnehmen könnte.

Der erste Anblick Eurer kaiserl. Majest. ist kräftig genug, auch in den edelsten und beherztesten Gemüthern eine Blödigkeit zu verursachen. Wie sollen wir uns denn im Stande zu seyn erachten, dero Gegenwart ohne Zittern zu ertragen? Wir seyen uns hiebey von uns selbst, und von allem verlassen; außer, daß unsere Zuversicht zu E. kaiserl. Maj. unbegreiflich großen Gnade, durch alle Furcht und Bekümmerniß bricht, Eurer kaiserl. Maj. fußfällig zu werden, und für die gänzliche Ausführung dieser vortrefflichen Veranstaltungen, für die erwiesene kaiserliche Huld und Gnade, den allerunterthänigsten Dank abzustatten.

Wären wir von genugsamer Geschicklichkeit, so würden wir uns der Begierde überlassen, die wir haben, das gerechteste Lob Eurer Maj. bis an den Himmel zu erheben. Allein wenn ehemals Alexander der Große, seine Gestalt von keinem andern in Marmor gehauen, oder in Erzt gegossen wissen wollen, als vom Pyrgoteles und Lysippus; deren beschrieene Kunst ihn versicherte, daß die Abbildungen von ihm niemals besser gerathen könnten: so stehen wir in Sorgen, ob unter uns, jemandes Mund oder Feder, nicht etwa das majestätische Bild einer so großen Kaiserinn, und dieses holde Licht ihrer Augen; sondern, welches weit mehr ist, den durchdringenden Verstand, die ungemeine Fertigkeit in allen Rathschlägen, das standhafte Wesen, den tapfern Muth, das gerechte Gemüth, das fromme Herz, die landesmütterliche Gnade, kurz, alle Tugenden, alle Verdienste, mit gleicher Kunst und völligem Beyfalle abbilden würde.

Doch die hohen Eigenschaften preiswürdiger Regenten, sind in eine so wunderwürdige Höhe gesetzet, daß sie von allen erkannt, aber von niemanden mit einigen Lobsprüchen erreichet werden. Die stärkesten Redner werden dadurch gleichsam als von einem Gewichte unterdrücket, daß sie sich nicht einmal recht erheben können. Jene sind wie so viele Sonnen, von deren Lichte und Wärme alles eine überzeugende

Em-

Empfindung hat; nach deren Glanze und Wesen aber, kein bloßes Auge ohne Verletzung hinzuschauen vermögend ist. Je näher solche große Seelen der Göttlichkeit kommen, desto mehr haben sie hierinnen von derselben Art an sich. Auch die geringsten Tugenden sind ihres Ruhmes fähig. Bey dem Anwachse der Vortrefflichkeiten aber, verlieren sich allgemach der Redner Kräfte: bis bey den größten Thaten die Rednerkunst im Stillschweigen, bey Gott aber in Verwunderung aufhöret.

Thrasikrates wollte aus dem ungeheuren Gebirge Athos eine Abbildung des großen Alexanders hauen*; so, daß dieselbe mit einer Hand eine volkreiche Stadt, mit der andern einen Strom unterstützen sollte. Die Verwägenheit der Kunst, schien selbst den Siegen und dem großen Gemüthe dieses Helden zu trotzen, und verdienete demnach billig verworfen zu werden. Nicht minder sind diejenigen Redner zu verwerfen, welche sich schmäucheln, den Verstand unvergleichlicher Helden, von welchen so große Thaten Zeugen sind, mit ihrem Verstande zu erreichen: davon doch nichts mehr, als eine Hand voll armer Worte zeugen kann.

Wann uns alle Geschicklichkeit gebricht, Eurer kaiserl. Maj. Ruhm mit Worten zu erheben; derselbe auch so groß ist, daß die stärkesten Redner davor verzagen müssen: so bleibt uns allein dieses übrig, unserer Begierde einiger maßen eine Gnüge zu thun; daß wir uns von E. kaiserl. Maj. die Gnade ausbitten, daß es uns allergnädigst erlaubet seyn möge, ihrer hohen Verdienste, welche durch den größten Theil der Welt bekannt, und allen getreuen Knechten E. Maj. ins Herz geschrieben sind, vor dem Throne E. Maj. uns in schwacher und mangelhafter Vorstellung gleichsam nur zu erinnern. Denn, wie ist es möglich, daß wir uns ein so strenges Gesetz geben könnten, von dem nicht zu reden, davon unsere Gedanken angefüllet, und alle unsere Sinnen eingenommen sind? Oder was kann zur Erweckung der Freude dero getreuester Unterthanen,

* Plutarchus in Alex. fol. 705.

thanen, und zur Verherrlichung dieses Tages vermögender seyn; als wenn wir die Gnade genießen, an das gedenken zu können, wodurch wir alle diese große Reiche, bis an den Gipfel der Glückseligkeit gebracht sehen?

Es hat die vortreffliche rußische Nation sich bereits in den ältesten Zeiten durch mächtige Kriege hervorgethan. Sie war unter der Kaiser Adrians und Antonins Regierung, den römischen Provinzen an der Donau, zur Furcht und zum Schrecken geworden: so gar, daß diese löblichen Kaiser mit ihrer ganzen Macht, von Rom aus, an die äußersten Gränzen des römischen Reiches rücken mußten; und daß nachmals der Kaiser Antoninus Commodus, durch zugestandene wichtige Vortheile sie zu besänftigen genöthiget ward. Sie bestritt auch in den folgenden Zeiten, die von den Römern nie unter das Joch gebrachten Deutschen, und vertrieb sie aus einem großen Theile des nordlichen Landes. Wenn man nun dabey in Erwägung zieht, daß sie sich wider die tapfern und klugen Hunnen, vor welchen ganz Europa erbebete, in ihren Plätzen zu erhalten gewußt: so ist dieses alles ein unwidersprechlicher Beweis, nicht allein einer überlegenen Tapferkeit, sondern auch einer ausnehmenden Klugheit sich selbst zu regieren, gewesen.

Wie aber kein Volk unter der Sonnen so fruchtbar in Erfindungen, so unerschöpflich in der Einsicht, so glücklich in einem vollkommenen Besitze der Weisheit und der Regierungskunst gewesen, daß es in allen diesen Stücken nicht einen Zuwachs hätte leiden können: also hat nachmals die russische Nation hierinnen auch nicht ein geringes, der genauen Vereinigung mit den Griechen zuzuschreiben gehabt. Die tapfere Olga, des Großfürsten Ingors Gemahlinn und würdige Nachfolgerinn, hat hiezu den ersten Grund geleget; als sie sich zum griechischen Kaiser nach Constantinopel verfüget, um daselbst von unserm allerheiligsten Glauben, welchen sie lieb gewonnen hatte, einen gnugsamen Unterricht zu überkommen. Ihr Enkel Vlodimir, hat durch die Heirath mit der Prinzeßinn Anna, der griechischen Kaiser Basilius des II. und

Con-

Constantins des VIII. Schwester, die Verbindung der griechischen und russischen Nation noch fester gegründet. Es war nämlich damals der constantinopolitanische Hof ein rechtes Muster einer wohl eingerichteten Regierung, und die griechische Nation die einzige Bewahrerinn aller Künste und Wissenschaften: dahingegen ganz Italien, Deutschland und das übrige Europa in eine wüste Barbarey, und zum Theile in tausend Verwirrungen gesetzet war.

So genoß demnach Rußland viel eher das Glück, von den benachbarten Griechen, fromme, kluge und geschickte Leute, sammt allen andern Vortheilen zu überkommen, als Italien: welches eine geraume Zeit hernach, bey dem Untergange des constantinopolitanischen Reiches, durch die Flüchtlinge der Griechen sich erbauet, und das von ihnen empfangene Licht ihren Nachbarn aufgestecket. Wenn nicht durch ein göttliches Verhängniß, die russische Nation bald hernach in viele Zerrüttung gerathen wäre, würde sie schon von derselben Zeit an, den Vorrang vor vielen andern erhalten haben. Aber eine erfolgte Theilung hatte sie entkräftet, und die Uneinigkeit der Prinzen hatte sie den Benachbarten geliefert: als endlich ein frecher Schwarm sich diese Vortheile wider sie zu Nutze gemachet, und eine lange Zeit das Glück dieses großen Landes unterdrücket hat.

Kaum hatte man sich, sonderlich durch die Tapferkeit der beyden Czaaren gleiches Namens, Johannes Wasilowitz, der unerträglichen Last entschüttet, auch nachmals die innerlichen Unruhen gestillet, und alles aus der äußersten Verwirrung in einen leidlichen Stand gesetzet; als sich, nebst der Pracht des Hofes, die Macht des Reiches und die Klugheit zu regieren, hervorgethan. Es schloß dieses sich aber dennoch in engere Gränzen ein, und hatte allein zur Absicht, die Benachbarten in Furcht, und sich selbst aus einer so langwierigen Unordnung in richtigere Verfassungen zu setzen. Wie dieses vielen Verstand erfoderte, so schien es dem großen Czaar Alexius Michaelowiz nicht zulänglich zu seyn, dieses mächtige Reich in einen blühenden Stand zu erheben. Er

sah bereits nach der ihm beywohnenden Weisheit, ein vieles ein, was hierzu erfodert ward. Dieses große Werk auszuführen, und die Nation bey der ganzen Welt dadurch in die größte Hochachtung, an sich selbst aber, in den Besitz der vortrefflichsten Glückseligkeit zu setzen, hatte Gott dessen würdigsten Sohn, den großen Petrus, glorwürdigsten Andenkens, mit Einsicht, Geist und Kraft ausgerüstet.

Es konnte schon in seiner Jugend, wenn er von der benachbarten Völker Glanz und beglückten Regierung hörete, sein großer Geist niemals anders, als für den Ruhm und das Glück seines Volkes entbrannt werden, dem er sich und alles aufzuopfern begierig war. Er konnte in die, von seinen Vorfahren gesetzten Gränzen seines Reiches, und seiner Herrschaft, sich nicht einschließen lassen. Er fand Muth und Kräfte in sich, seine Schultern der Last der Regierung von ganz Europa zu unterziehen, und den Schicksalen von Asien den letzten Ausschlag, oder ein überschlagendes Gewicht zu geben: und dieses alles nicht aus einer Ehrbegierde, die für sich sorgte; sondern weil Se. Majestät wußten, daß hierauf die Sicherheit und Glückseligkeit ihrer Länder, der Glanz ihres Volkes, und die Ruhe der Welt bestehen müßte.

Alles nun, was seine Maj. nach diesem unternommen, hat jene Ueberlegungen zum Grunde und zur Absicht gehabt. Und wenn viele Prinzen durch die Fügungen der Zeit, die Vortheile des Glückes ergriffen haben, sich in einigen Stücken hervorzuthun: so können wir es nicht genug bewundern, daß seine Maj. ohne alle solche Vortheile, so wichtige Sachen mit einem weit aussehenden Auge erzielet; und dieselben bey tausend Hindernissen, dem erstern Entwurfe gemäß, mit einer unglaublichen Klugheit und Standhaftigkeit, ins Werk gestellet. Da Se. Maj. erkannten, daß den endlichen Zweck ihres Wunsches zu erreichen, eine Oeffnung zur Ostsee, ein nach anderer Völker Art eingerichtetes Heer, eine genaue Kundschaft der europäischen Höfe, und nach Beschaffenheit

der

der Umstände, genaue Verbindnisse erfordert würden; und daß dieses alles zu bewerkstelligen, und die Unterthanen dahin abzurichten, die in den größten Theilen von Europa blühenden Künste und Wissenschaften nöthig wären: so haben sie nichts unterlassen, nicht eher ruhen wollen, bis in allen diesen weitläuftigen und wichtigen Stücken, der höchste Gipfel von ihnen erlanget würde. Sie haben unbeschreiblich viele und schwere Reisen unternommen, um selbst die Verfassungen von Europa, die dazu beförderlichen Anstalten, und auch so gar die Kleinigkeiten, durch welches jenes unvermerkt, aber dennoch wirklich befördert wird, ihnen bekannt zu machen.

Er richtete nach dieser Einsicht, die Sachen seines Reiches ein. Die darinn verursachten Verhinderungen, wandte sein kluger Verstand zu seinem Vortheile, und zur Beförderung des Guten an. Und da eine der tapfersten Nationen der ganzen Welt sich denenselben am heftigsten widersetzte; so mußte sie zur Uebung der russischen Kriegesmacht das ihrige beytragen, und eine Zeuginn der Standhaftigkeit und Klugheit unsers Monarchen werden. Seine Maj. befanden sich nach wenigen Jahren, in allen Vortheilen ihrer Absichten. Sie hatten eine befestigte Regierung, ein wohleingerichtetes und erfahrnes Heer, das so viele Proben der dieser Nation eingepflanzten und durch Se. Majestät angeflammten Tapferkeit gegeben; eine Seemacht, die zugleich aufgebracht, und zugleich sieghaft gewesen war.

Petrus hatte mehr denn einen Hafen erobert; und diese herrliche Stadt, an einem vormals wüsten und morastigen Orte, in sehr wenigen Jahren erbauet. Er hatte die Verehrung seiner Maj. und die Verherrlichung dieses Volkes bey allen Nationen, eine Verbindung mit so vielen Potentaten, die Liebe seiner Freunde, die Furcht der Feinde, das Ruder von Europa, und viele der geschicktesten und geübtesten Unterthanen. Er hatte sich die getreuesten, klügesten und erfahrensten Räthe auserseben; den heiligen Synodus mit den frömmsten und gelehrtesten Prälaten besetzet, heilsame Gesetze verordnet, für den Anbau seines allerheiligsten Glau-

bens die höchstnöthigen Verfügungen gethan, und so viele andere vortheilhafte Anstalten gemachet; und dennoch darzwischen den Grund zu allen Künsten und Wissenschaften geleget. Des allen ist der größte Theil der Welt ein Zeuge: dieses weitgestreckte Reich aber, damit ich mich des Ausdruckes eines hochwürdigsten Prälaten und vortrefflichen Redners bediene, ist, so groß es ist, selbst zur Ehrensäule seiner Thaten und seiner Verdienste gediehen.

Niemanden würde es Wunder nehmen, wenn ich von diesem großen Monarchen, von diesem Vater des Vaterlandes reden, und mir keine Gränzen setzen könnte. Denn was könnte ich finden, welches Eure kaiserl. Maj. mit mehrerm Vergnügen anzuhören geruhen sollten? Ja wie rühmlich ist dieses alles, was man sagen kann, Eurer kaiserl. Maj. unserer allergnädigsten Frauen selbst? als welche so einen weisen Meister und Anführer in der Regierungskunst gehabt; oder, was weit mehr ist, welche in den letzten und besten Jahren, zugleich am Ruder gesessen, und die ruhmwürdigsten Thaten, durch ihren klugen Rath befördert hat? Was demnach von dem preiswürdigsten Kaiser zur Bewunderung ausgeführet worden, das haben wir nicht minder Eurer Maj. zu verdanken. Denn es ist allen erinnerlich, daß, was der große Petrus gethan, die große Catharina hat überlegen helfen. Daher hat nun dieses weisesten Herrn unbetrügliche Einsicht in die Gemüther, den himmlischen Verstand Eurer kaiserl. Maj. so gleich erkannt und bewundert, und Dero Verdienste haben sein großes Herz beherrschet.

Und wie sollten sie dieses nicht thun? Befand er sich auf weiten Reisen: Eure kaiserl. Maj. opferten zugleich ihre Kräfte darauf; auch selbst in dem Zustande, da ihre Beschwerlichkeit die Ruhe insonderheit erfodert hätte. Musterte er sein Heer: Eurer kaiserl. Maj. scharfes Auge sah nicht weniger auf alle Bewegungen ihrer Soldaten. Begab er sich zur See: Eure kaiserl. Maj. scheueten eben so wenig die Drohungen des rauhen Ungewitters, und des ungetreuen Meeres. War sein Herz jemals vollkommen vergnügt: so war es von

dem

dem ihrigen entzündet worden. War das große Herz ermattet; Eure kaiserl. Maj. munterten es auf, und unterstützten die sinkenden Arme ihres Helden. Und, o! was ist wundersamers, als, wenn in den schwersten und weitesten Kriegszügen E. kais. Maj. mehr als einen männlichen Muth bezeuget, einer mehr als glaublichen Gefahr sich nicht entzogen haben. Die entlegensten Reiche, Deutschland, Dännemark, Persien, und die Türkey haben E. kaiserl. Maj. Gegenwart nicht weniger, denn ihres großen Petrus bewundert. Wir habens in unserm Vaterlande mit Erstaunung angehöret, wir haben es von denen, die es gesehen, gehöret, in welcher Gefahr die Sachen des Reiches bey dem Prut gestanden; und wie daselbst Eur. kais. Maj. Weisheit und standhaftes Wesen hervorgeleuchtet hat.

Es war die Macht des türkischen Reiches, theils aus Beneidung des steigenden Glücks der Russen, theils durch fremde Reizung, zum Friedensbruche bewogen worden. Man hörete so bald nicht von seinem gefaßten Entschlusse, als der glorwürdigste Kaiser, sein Reich zu keinem Tummelplatze des Krieges zu machen, schlüßig ward, sich dem drohenden Feinde entgegen, und vor die Spitze seiner Armee zu stellen. Er gieng an die Gränzen, und drang bis über den Prut in die Moldau, so daß sich die Moldauer und Wallachen ergeben mußten. Gleichwie man aber dieser ihren Zutritt vorher gesehen: also mußte man ihre Kaltsinnigkeit hernach unvermuthet erfahren. Man hatte sich durch dürre Wüsten gezogen: Menschen und Pferde waren theils gestürzet, theils ermüdet; und des Proviants fand man weniger, als zureichend war. Es drungen indessen die feindlichen Tartarn auf unsere Armee, und die türkische Macht von hundert und funfzig tausend Mann war unvermerkt heraus gerücket. Die abgematteten Soldaten, der unbequeme Ort, die uns übereilenden und an Menge überlegenen Feinde, der von den Tartarn abgeschnittene Rückweg, hätten auf einmal alles in Verzweifelung setzen können. Doch die klugen Anstalten des glorwürdigsten Kaisers, und die Tapferkeit des siegreichen Hee-

res hielten vielmehr den Feind mit seinem Schaden ab, und brachten ihn in eine größere Bestürzung, über einen solchen Entschluß, sich selbst wider alle Unmöglichkeit zu setzen; als er bey den Unsern, durch alle seine Vortheile verursachet hatte. Indem sich das russische Heer allgemach zurück zog, mußte der Feind vier ganzer Tage lang, bey unabläßigen Anfällen, derselben Widerstand kennen lernen.

Endlich aber kamen die Unsern in ein Gedräng, da kein Fuß ohne augenscheinliche Gefahr fortgesetzet werden mochte; und da der Mangel der abgeschnittenen Zufuhr, das bedrängte Heer an demselben Orte nicht bestehen lassen konnte. Alles war auf Seiten der Feinde vortheilhaft: nur die Unsern waren von allen verlassen, und von Feinden umringet. Der glorwürdigste Kaiser, unsere theureste Kaiserinn, das siegreiche Heer, die Blüthe des russischen Adels, und mithin das ganze Reich, stunden auf der Spitze der Gefahr, dem frechen Schwarme und der Rache eines unversöhnlichen Feindes der Christenheit geliefert zu werden. Was sich noch dem endlichen Verderben entgegen setzen wollte, dasselbe schien: als wollte es die, von der Gewalt des Wassers aus ihrem Sitze gewälzten, und von hohen Felsen herabgestürzten Steine aufhalten, oder einen von seiner Höhe herabschießenden Strom selbst hemmen.

Das sonst so standhafte Herz unsers Helden, überfiel eine ungewöhnliche Bewegung. Es wußte auf keinen Rath, auf keinen Ausgang zu denken; es war ihm selbst entrissen, und ließ nunmehr keine Kraft, nichts von seinem feurigen Geiste mehr an sich spüren. Alles um ihn war theils bestürzt, theils verzweifelt. Nur allein Eure kaiserl. Maj. waren unerschrockenes Muthes. Sie redeten ihrem Helden kräftig zu, und erweckten ihn, daß er Hoffnung von sich, und seinem Reiche faßte. Wenn Eure kaiserl. Maj. auf die Sicherheit ihrer geheiligten Person, und ihres großen Petri allein hätten sehen wollen: so wäre auch ein unwegsamer Weg zu dero Errettung entdecket worden. Allein die Liebe zu dero getreuem Heere wollte in ihrem landesmütterlichen Herzen keinem eigenen

Vor-

Vortheile Platz geben, ohne mit sich dero getreueste Unterthanen zu befreyen. Sie unterzogen sich einem wichtigen Anschlage, und unser Held lehnete sich auf Eurer Maj. ihm gnugsam bekannten Verstand und Lebhaftigkeit; und stellete hiermit, sich, sein Reich, und sein Heer in Eurer Maj. Hände. Eure Maj. bestritten die Affecten des wilden Feindes, so, wie das Schrecken des russischen Heeres. Sie zeigeten, daß ein klug angelegter Rath oft mehr vermöge, als eine überlegene Macht von vielen tausenden. Sie erhielten darinnen einen Sieg, der ihnen rühmlich; ihrem Helden, dem Reiche, dem Heere, zur unvermutheten Rettung; dem vermeynten Sieger aber zu seinem äußersten Unglücke gediehen.

Wir Menschen erkennen die Vortheile niemals voraus, die öfters unter den größten Verhängnissen der Reiche dieser Welt erzielet und gebildet werden. Das kömmt, wie mich bedünket, daher: weil die Welt nicht allein nach menschlichen Absichten regieret wird. Die göttliche Vorsehung, die jenen den Segen mittheilet, machet zuweilen eine Störung dazwischen, um etwas über aller Menschen Gedanken auszuführen. Vor ihr geht Dunkel und Finsterniß her: sie selbst ist in Schatten verhüllet: hinter ihr her aber, ist es wie ein schöner Saphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. Dermaßen ist nunmehr unschwer zu erkennen, was bey jener Bestürzung in dem göttlichen Verhängnisse verborgen lag. Eure Maj. glichen bis dahin dem schimmernden Glanze eines kostbaren Edelsteines, welchen die Natur zwar vollkommen ausgearbeitet hatte; aber die Hand des himmlischen Meisters den Augen der Unwissenden offenbar machen wollte. Dem gefaßten Vorsatze ihres glorwürd. Petri, gegen die Verdienste E. Maj. mit Nachdruck erkenntlich zu seyn, wollte der Himmel zuvor kommen; und nicht allein ihrem Helden den Wink geben, die endliche Entschließung zu ergreifen; sondern auch selbst ihre Würdigkeit zu regieren, bey einer so verworrenen und verzweifelten Sache, vor den Augen aller Welt bekannt machen.

Wir haben in dem Alterthume Exempel der Könige, bey welchen in ihrer Jugend, zur Andeutung ihrer künftigen Herrschaft, eine Flamme, ohne sie zu verletzen, aus ihrem Haupte hervor geschlagen, und ehe sie verschwunden, sich um ihre Schläfe gezogen hat. Dieß war der große Tag, an welchem Gott die siegreichen Lorberzweige um E. Maj. geheiligtes Haupt selbst gewunden; die, weil sie vom Himmel abstammen, die nachmalige Pracht der kaiserlichen Krone theils angedeutet, theils übertroffen haben. Wie Eure Maj. in den folgenden zehen Jahren, bey den Kriegeszügen und weiten Reisen seiner kaiserl. Maj. glorwürdigsten Andenkens, sich dem einmal von sich bezeigten himmlischen Geiste gemäß erwiesen, und wie daraus ihrem Ruhme viel ersprießliches erwachsen: so ist solches auch bey E. kaiserl. Maj. Unterthanen, eine unaufhörliche Reizung zur Liebe und unterthänigsten Treue gewesen.

Nachmals, da Eure kaiserl. Maj. dero durchlauchtigstem Gemahle in die Königreiche Casan und Astrakan, nach den äußersten Gränzen ihrer weitläuftigen Länder, gefolget sind, haben sie weder des unbändigen caspischen Meeres angedrohete Wuth, noch die unerträgliche Luft, noch die dürren Wüsten, noch die Gefahr vor einem wilden und listigen Volke gescheuet; um an denen so herrrlichen, und für dero Lande so vortheilhaften Siegen Theil zu nehmen. Dieses war die Gegend, in welcher die Alten ihre streitbaren Amazonen gesetzet. Man hat zu unsern Zeiten diesen Ruhm dem dortigen Lande streitig gemachet. Allein es kann dasselbe einen solchen Ruhm allen andern Plätzen in Asien, oder in Europa gönnen, nachdem es E. Maj. die streitbareste Amazoninn in seinen Gränzen gesehen. Wann demnach Eure Maj. die höchstverdiente kaiserliche Krone auf dero geheiligtes Haupt gesetzet: so hat das frohe Volk die Vorsehung des Himmels, ihres allergn. Kaisers väterliche Fürsorge, und E. Maj. hervorragende Verdienste, mit vereinigtem Herzen und darunter gemischten tausend inbrünstigen Wünschen erhoben.

Dieses

Dieses war ein Tag, welchen der Einfluß des gütigen Gestirnes vor andern erleuchtete, der aber weit mehr von dem Glanze E. Maj. verkläret ward: ein Tag, der das befestigte Reich zum voraus in Sicherheit setzete, den darauf erfolgten schweren Schlag des Verhängnisses in Ruhe zu ertragen. Der große Petrus hatte die irdische Krone zum Pfande seiner Liebe und Erkenntlichkeit, auf das größte Haupt gesetzet. Es rührete ihn gleichsam die Ahndung, daß sein großer Geist, zu einer herrlichern in den Himmel hingerissen würde: daher er sich zu einem geruhigern und gelassenern Gemüthe, bey seinem seligsten Hintritte zubereitete; indem er die Last der Regierung auf Er. Maj. würdigste Schultern geleget; und die Sorge, alle so große und wichtige Unternehmungen zu befördern und auszuführen, Er. Maj. Weisheit und hohem Verstande überlassen hatte.

Wie sehr dieser Hintritt Eure Maj. gebeuget, und in die tiefste Finsterniß gesetzet hatte; so hoch hat das Licht ihres Verstandes aus der Dunkelheit hervorgeleuchtet: als dieselben nicht allein den höchsten Thron in gewünschter Ruhe betreten, welche in diesem Reiche bis dahin so ungewöhnlich gewesen; sondern auch alle bisherige Anschläge auszuführen beschlossen haben. Wir sehen das siegreiche Heer in gutem Stande, allen Feinden Trotz zu biethen. Wir sehen Eure Maj. selbst vor der Spitze ihrer Schaaren. Wir sehen eine vermehrte Seemacht; eine überall wohl eingerichtete Regierung, ein Verbindniß mit den größten Potentaten, die Beförderung der Ruhe von Europa, die Hemmung einer so übersteigenden Macht in Asien, die Hochachtung aller Völker gegen E. Maj., die Herrlichkeit der russischen Nation; Recht, Gerechtigkeit und Gnade in allen dero Reichen; den Flor der Handlung und alles Gewerbes; kurz, ein überall vom Himmel gesegnetes Regiment, und endlich auch den Anbau guter Künste und Wissenschaften.

Wenn ich gleich bey Erinnerung der höchsten Verdienste E. kaiserl. Maj. ihren hohen Gedanken nicht gleich kommen können,

können, sondern der Schwachheit meiner Einbildungen habe unterliegen müssen: so wollte ich mich, dessen ungeachtet, erkühnen, die großen Vortheile, welche dieses Reich von den Wissenschaften zu genießen hat, nach der Länge vorstellig zu machen. Ich würde erweisen können, wie unumgänglich nöthig es einem Reiche sey, daß der Jugend die Begebnisse der Welt bekannt gemachet werden; daraus dieselbe sich nicht allein, was zuvor geschehen, zur nöthigen Nachricht in denen etwan damit verknüpften Vorfällen merken könne; sondern auch auf das künftige guten Rath, und von allen möglichen Veränderungen in der Welt, gnugsamen Unterricht haben könne: wie diese Begebnisse dermaßen an einander hängen, daß die neuern Geschichte auf den ältern beruhen; wie nichts vermögender sey, die Gemüther zur Nacheiferung der Tugend zu gewöhnen, als die Erkenntniß und gründliche Vorstellung ruhmwürdiger Thaten; wie die Jugend durch diesen Weg zur Erkenntniß der itzigen Verfassungen der Welt, der so vielen Regierungsarten, derselben Grundes und Ursprunges, der Gerechtsame großer Potentaten, und den besondern Absichten aller Staaten, und der Kenntniß so unterschiedener Gemüther, allgemach geführet werde. Wie nachtheilig es einem Lande sey, daß die ruhmwürdigen Thaten seiner Regenten, und die Geschichte eines Volkes entweder gar vergessen, und verdunkelt werden; oder der benachbarten und auf vielerley Art eingenommenen Scribenten nachtheiligen Feder überlassen bleibe: wie im Gegentheile einer wohl eingerichteten Regierung gar zu viel daran gelegen ist, daß dieselbe sich auch in diesen Vortheilen gesichert sehe: wie hierdurch und durch die Erkenntniß der Gesetze der Natur, der Rechte der Völker, der heilsamen Verordnungen weiser Regenten, die Jugend zubereitet werde, ihrem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste zu thun. Wie nöthig es sey, der Jugend die Regeln der vernünftigen Schlüsse unsers Verstandes zu zeigen, und die Vortheile, dasjenige, was man erkennet, mit Nachdruck, Vorsichtigkeit und Anmuth vorzutragen. Wie rühmlich es sey, in

den

den mathematischen Wissenschaften die Scharfsinnigkeit der Gemüther zu üben: wie vortrefflich und angenehm es sey, den Lauf der Sterne, das Regiment der Luft, den Zustand der Natur zu erforschen. Oder, wie nützlich es sey, durch Erkenntniß der Gewächse, der Theile und Zusammenfügungen des menschlichen Körpers, und der Zubereitung heilsamer Mittel, andere dahin anzuführen, daß sie tüchtig werden, den Schwachheiten und Gefährlichkeiten unserer Leiber zu Hülfe zu kommen: wie vortrefflich es endlich sey, durch Erfindung neuer Instrumenten, oder Verbesserung der alten, so vielen Künsten, und aller menschlichen Nothdürftigkeit beyzuspringen.

Ich würde dieses alles unwiedersprechlich erweisen können, und würde dennoch nicht alle Vortheile erschöpfet haben, welche bey diesen vortrefflichen Veranstaltungen, aus der landesmütterlichen Fürsorge Eurer kaiserl. Maj. diesen ihren Reichen zuwachsen. Doch außer dem, daß solches ein jeder für sich selbst vernünftig einsehen kann: so dörfte es auch, dafern ich hiervon weitläuftig wäre, das Ansehen gewinnen, als ob wir dabey unvermerkt, auf unsere Kräfte ein gar zu großes Vertrauen setzen wollten. Wir sind bereit, allergnädigste Beschützerinn, alles zu thun, was uns nur möglich ist, wodurch die Wissenschaften, die uns etwan beywohnen, ihre Verbesserung erhalten können; und daß die Jugend dieses herrlichen Reiches, unter unserer Anführung, in denenselben unterrichtet werden möge.

Daß es uns aber möglich falle, so erwünschen wir über uns den Segen des Himmels, der uns nicht entstehen kann; nicht wegen einiger unserer Würdigkeit, sondern weil Gott E. Maj. dermaßen liebet, daß er derselben Anschläge ohne seinen Beyfall und ohne sein Gedeihen nicht lassen wird. Die Tage, die der Himmel Eu. kaiserl. Maj. beyleget, sind so viele Zeichen der gnädigsten Providenz unsers Gottes, nicht

allein

allein für diese vortreffliche Nation, sondern auch für den größten Theil der Welt.

Für die höchste Gnade und Huld, die Eu. kaiserl. Maj. unsere allergnädigste Beschützerinn, uns zu erweisen geruhen wollen, danken Er. kaiserl. Maj. wir, dero getreueste Knechte, in aller Unterthänigkeit. Wir sind beglückt! Wir können uns bey unserer Freude nicht fassen! Wir wollen es der Nachwelt sagen! ja vielmehr, wir wollen auf unser Altar den reinsten Weihrauch streuen; und indem derselbe gen Himmel steiget, unsere Hände zu dem allerhöchsten Gott erheben: daß er Eurer Maj. ein langes Leben, und dabey ungekränkte Leibeskräfte, eine allezeit friedliche und gesegnete Regierung, ein überall erwünschtes hohes Vergnügen verleihen; Eure kaiserl. Maj. und dero sämtliches hohes Haus mit aller Glückseligkeit überschütten, ihre Waffen und Rathschläge segnen, alle ihre Feinde zu ihren Füßen werfen, und in Eurer kaiserl. Maj. Gnade, uns, dero getreueste unterthänigste Knechte, beständig erhalten wolle.

Lobrede

auf

König August den Zweyten,

auf Befehl des Raths der Stadt Danzig

gehalten von

Gottfried Lengnig, D.

ins Deutsche übersetzt von

Hrn. M. Johann Joachim Schwaben.

Königlicher Herr Burggraf,

Hochansehnliche Herren Bürgermeister und Räthe dieser Stadt,

Wie auch nach Stand und Würden allerseits hochgeschätzte Anwesende.

Nach zurückgelegten fünf und dreyßig Jahren, die auf einem beschwerlichen und mühseligen Posten hingebracht worden; nach außerhalb hergestelltem Frieden; nach innerhalb befestigter Eintracht; nach bestätigten Gesetzen; nach Einrichtung der Kriegesheere; nach einer auf den höchsten Gipfel gebrachten allgemeinen Glückseligkeit: begiebt sich August in die Unsterblichkeit, welche er durch seine Tugenden und große Thaten verdienet hat. Das Reich, so viele und große mit dem Reiche verknüpfte Provinzen, alle Bürger, welche das weitgestreckte Polen in sich schließt, sind bestürzt und erstarret. Sie beklagen mit einem Munde, dafern sie vor Schrecken die Wunde fühlen können, den

aller-

allergütigsten König, der sich ihnen entrissen; den allgemeinen Vater, den sie verlohren, und die Versicherung ihres Heils, welche ihnen entzogen worden. O betrügliche Hoffnung! o vergebliche Wünsche und gänzlich zernichtete Vermuthungen!

Wir wußten zwar wohl, daß der König ins drey und sechzigste Jahr gieng, und daß sich solches zum Ende neigte; uns war nicht unbekannt, daß es wenigen Sterblichen glücket, ein solches Alter zu erreichen; von herrschenden Häuptern aber, kaum einem oder dem andern gelingt. Allein, wenn wir den gesetzten und starken Leib unsers Königes; die nach der letzten Krankheit, welche ihm den Tod drohete, wieder erlangten, ja vermehrten Kräfte; oder die vorige Munterkeit des Geistes bedachten: so hofften wir erfreut, sein Ende sey noch weit hinaus gestellet. Und warum sollte derjenige nicht die engen Schranken überschreiten, worinnen wir Menschen eingeschlossen sind, welcher die menschliche Natur an Tugenden, und herrschende Häupter schon lange an Verdiensten überstiegen hatte? So richteten wir ja auch unsere Wünsche im Anfange des Jahres, auf nichts anders; da das Leben und die Gesundheit Augusts ihr Hauptinhalt war. Hierum fleheten wir öffentlich und heimlich; dieß erbathen wir uns und den Nachkommen: weil unser Vater nicht für ein Jahrhundert, sondern für mehrere gebohren zu seyn schien. Und also liebten wir das Vaterland, daß wir ihm eine, wo nicht ewige, weil solches unmöglich war, doch langwierige Glückseligkeit anwünscheten.

Es folgte auf unsere Wünsche die Abreise des Königes aus Sachsen. Bald kam die Post: es eile derselbe nach Polen; nun sey er schon nähe bey Warschau; der Reichstag hätte angefangen; der Marschall wäre erwählet worden: woran man einigemal mit großem Eifer, aber vergebens gearbeitet hatte; und man könnte in den Reichsgeschäften einen glücklichen Ausgang schließen. Dieß hofften wir, und siehe! es lief die Nachricht ein: der König hielte sich in seinem Palaste bey Warschau stille; er entzöge sich den öffentlichen

lichen Berathschlagungen; er befände sich nicht wohl; er wäre bettlägerig, die Krankheit nähme zu, und was unsern Ohren das kläglichste ist: Er sey verschieden!

Eiltest du nur deswegen, großer August! aus deinem Sachsen nach Polen, damit du dem Tode mit geschwinden Schritten entgegen gehen möchtest? Entzogest du dich darum den Umarmungen deines Sohnes, deiner Schwieger, und deiner Enkel; daß du mit wenigern Thränen entweichen könntest, und daß der letzte Anblick von dir, diese angenehmen Pfänder nicht verwirren, und niederschlagen möchte? Ist dieses die Ursache des Reichstages gewesen, daß du in Gegenwart des ganzen Polens, die Herrschaft niederlegen könntest, welche du ehemals vor seinen Augen übernommen hattest; daß die Bürger, welche deine andern göttliche Tugenden verehreten, itzo von dir lernen möchten, mit was für einem Muthe man die Welt verlassen müsse; daß sie öffentlich sehen könnten, wie deine Hand, welche so viele Jahre das Regimentsruder weislich geführet; die Hand, welche so oft für die gemeine Wohlfahrt, für des Vaterlandes Freyheit, für aller Wohlseyn und Glück das Schwert gezogen; die Hand, welche nach keinem vorhergehenden Beyspiele königl. Schätze freygebig und milde ausgeschüttet, itzt bey dem letzten Augenblicke dir selbst die Augen zudrücken würde; ja daß es endlich bekannt würde, daß du, wie du den Reichssorgen allein gewachsen gewesen, auch ohne fremde Dienstleistung sterben könntest?

Allein wo würde mich der Schmerz hinreißen, wenn ich mich bey dem traurigen Bilde des sterbenden Königs verweilen wollte! und wie wenig würde ich dasjenige verrichten, was mir durch öffentlichen Befehl zu thun auferlegt ist! Denn der Rath hat nach der, gegen seine Könige, auch nach ihrem Tode tragenden Ehrfurcht, mir anbefohlen, an diesem Orte nicht zu weinen, sondern zu reden; mich nicht bey dem Tode, sondern bey den göttlichen Thaten unsers gütigsten Königes aufzuhalten; nicht mit Thränen, sondern mit einer gerechten Lobrede, Augustum zu erheben; nicht den

Verlust selbsten, sondern dasjenige, was wir verlohren haben, zu erzählen; und endlich zu zeigen, was man für einen Nachfolger in der Regierung, für die itzt verweyste polnische Republik von Gott erbitten solle.

Ich empfinde diese Last, und werde bey nahe von ihrer ungeheuren Schwere erdrücket; wenn ich meinen Blick, auf den zahlreichen Ruhm des Königes wende. Denn es zeiget sich mir, außer den Staats- und Kriegsverrichtungen, deren Menge und Verschiedenheit man kaum mit den Gedanken fassen kann, ein uraltes und sehr hohes Geschlecht; ein majestätisches mit Leutseligkeit vermischtes Ansehen; ein Gang und eine Leibesgestalt, welche überall einen Fürsten verrathen; eine unglaubliche Stärke; ein noch stärkeres und von keinem Unfalle gebeugtes Gemüth; eine göttliche Kraft des Geistes; eine sonderbare Gnade; eine mehr als väterliche Huld; eine Kriegswissenschaft; eine Regierungskunst, und viele andere Sachen, welche alle zu erzählen, weder ein Tag, noch eine Rede zureichent, und welche man auch nicht in einer Ordnung hintereinander, ohne daß man abbräche, anhören könnte.

Sie werden mir also verzeihen, theureste Väter, wenn ich heute nicht den ganzen August, so groß er in der Sterblichkeit gewesen, vorstelle; sondern aus seinen unzählichen Tugenden nur eine auslese, die aber so groß ist, daß, wenn man sie bey andern antrifft, sie allein solche vollkommen zu machen vermag. Ich rede hier von der gnädigen Huld unsers Vaters, wodurch er sich so gezeiget hat, daß er alle weit übertraf, da ihm niemand gleich war; wodurch er nicht nur die Herrschaft von Polen, und Sachsen, sondern der ganzen Welt, wenn sie dermaleinst einer haben sollte, verdienet: wodurch er seine Gewalt nicht weiter über unsere Leiber, als unsere Gemüther erstrecket; und wodurch er verursachet, daß wir ihn noch in unsern Herzen hochhalten und verehren, da seine Majestät schon erloschen ist.

Ich bitte, und beschwöre sie, meine Herren, bey den Thränen, bey den Schmerzen, womit sie den bittern Todesfall

Fr. Augusts begleitet haben; ja bey derjenigen Ehrfurcht, mit welcher sie sich vor dessen geheiligtem Andenken beugen; sie wollen mich gütigst anhören: und da ich diese Geneigtheit gar nicht verdiene, doch diese Willfährigkeit der Gelindigkeit unsers Königes gönnen, womit er ihnen begegnet ist, ihre Stadt gezieret und erhöhet hat. Sie aber, nach Stand und Würden hochgeschätzte Herren, welche hier zusammen gekommen, werden dem Beyspiele des Rathes folgen. Es wird ein sonderbares Kennzeichen, der gegen den König habenden Hochachtung seyn, wenn sie einen Mann aufmerksam anhören, dem sonst keine andere Beredsamkeit beywohnet, als daß er im Begriffe ist, von Augusto eine Rede zu halten.

Ich pflege, theureste Väter, und andere nach Stand und Würden hochgeschätzte Zuhörer, das menschliche Schicksal allezeit zu bedauren, wenn ich die Reiche, und die unumschränkte Gewalt dererjenigen bey mir erwäge, welche dieselben beherrschen. Denn ich sehe, wie so viele Tausende der unersättlichen Begierde eines einzigen dienen; wie die Glückseligkeit und das Elend einer unzählichen Menge auf dem Winke eines Einzigen beruhet; wie das Leben, die Ehre, die Familie, die Glücksgüter, dem Gutdünken eines Einzigen unterworfen seyn; wie ganze Kriegsheere aufgerieben, Städte geschleifet, Länder mit Feuer und Schwert verwüstet, die Einwohner in die äußerste Armuth gestürzet, die ganze Welt umgekehret werde: damit nur der einzige dermaleinst ein Krieger, ein Held, ein Ueberwinder vieler Völker, ja der Große heißen, und dadurch berühmt seyn möge.

Da stelle ich mir nun das ganze menschliche Geschlecht, nur einige wenige ausgenommen, gleichsam als ein Sühnopfer vor die Augen: welches nur darum eine Vernunft bekommen, daß es seine Unglückseligkeit destomehr fühle; und welches, da es ohne einen Herrn nicht seyn kann, unter der Herrschaft nur elend seyn soll. Wenn ich aber die zerstreuten Sinnen wieder sammle, so finde ich, daß man dieses Unglück nicht von der obern Gewalt; sondern von denenjeni-

gen, die solche haben; nicht von der Herrschaft, sondern von denen Herren herleiten müsse, die ihre Macht übel gebrauchen. Ich bilde mir alle Gesellschaften, die unter den Bürgern sind, als eine weit zerstreute Familie vor, in welcher der Oberherr einen Vater, seine Unterthanen Kinder vorstellen: daß also Fürsten mit den Vätern gleiche Pflichten haben; als die Bürger zu erhalten, zu beschützen, und sie so viel als möglich ist, glücklich zu machen.

Es wollen auch selbst die Regenten für nichts anders angesehen seyn: und sie folgen der Natur, indem sie ehrgeiziger Weise fodern, man solle sie für Väter halten. Diesen Namen ziehen sie allen andern vor, welche ihnen entweder der Hochmuth oder die Schmäucheley ausgesonnen hat, und ihre öffentliche Sorgen nennen sie väterliche Sorgen. Cäsar Octavianus hat niemals solche Freude empfunden, auch selbst nicht über den aktischen Sieg, der ihm doch den Weg zur Herrschaft öffnete; als er da empfand, da man ihn einen Vater des Vaterlandes nennete. Die Thränen fielen ihm vor Freuden aus den Augen, und er antwortete denjenigen, die ihm diese Ehrenbenennung überbrachten: Was kann ich nunmehr, ihr Glieder des Raths, von den unsterblichen Göttern weiter verlangen, da ich meiner Wünsche theilhaftig geworden? als daß ich bis an mein letztes Ende derjenige seyn möge, für welchen ihr mich angesehen habet.

Die Nachfolger Octavians haben diesen geheiligten Namen gleichfalls gebrauchet, wiewohl sie ihn im geringsten nicht verdienet: gleichsam als ob Wuth und Tyranney mit einem scheinbaren Namen bedecket werden könnten; und diejenigen dadurch gleich Väter würden, die in Thaten Schandflecke der Fürsten, und eine Seuche des menschlichen Geschlechts gewesen sind. Unter den Franzosen lebt keiner in so hohem Andenken als Ludwig der XII. und dieses aus keiner andern Ursache, als weil er ein Vater seines Volkes hieß und war. Ihm muß Ludwig der Große mit seinen unzähligen Siegen, mit aller Verherrlichung seines Namens, welche in der That aufs höchste gediehen, in den Herzen seiner Unterthanen weichen.

Von

Von den Unsrigen tröstete sich Johann Casimir, nach nunmehr niedergelegter Herrschaft, bey seiner Einsamkeit in Frankreich damit, daß er glaubte: er sey wirklich vor diesem der Vater seines Volkes gewesen. August dem zweyten ist zwar der Namen eines Vaters nicht aufgetragen worden; aber er hat ihn verdienet: er selbst hat nicht so wollen benennet werden, er ist aber ein Vater gewesen; und da ihn niemand so nennete, wurde er von allen dafür gehalten.

Mit welchem Fürsten soll ich dich, allergnädigster König, vergleichen? Diejenigen, welche ehemals ihren Bürgern mit einer väterlichen Neigung zugethan gewesen, waren Fürsten, da sie anfiengen Väter zu werden. Du warest noch nicht König in Polen; und bewiesest dich schon, durch deine Huld und Gnade, als ihren Vater. Die Republik hatte nach Absterben Johanns des III. ein trauriges Ansehen. Die Stände waren wegen unterschiedener Neigungen mit einander uneins; der Soldat entzog sich dem Gehorsame, weil er den Sold von vielen Jahren vergebens gefodert hatte; und es brannte dabey ein heftiger Türkenkrieg. Es fehlte nicht an eigennützigen Leuten, die bey diesem allgemeinen Jammer sich nach einem Könige umsahen, der ihnen nur nützlich wäre; ob er gleich, wie es damals das Ansehen hatte, dem Vaterlande nicht geringe Gefahr zuziehen würde: so daß es schien, Polen würde nicht nur wanken, sondern in kurzem unter seinem eigenen Schutte begraben werden.

In diesen Bedrängnissen nun kamest du, allerdurchlauchtigster August, und unterstützest die sinkende Republik mit deinen Schultern; da du deine Kriegesheere, deine Schätze, und was mehr war, als alles andere, dich selbst großmüthigst anbothest. Du konntest ja in deinem geliebten Sachsen einer süßen Ruhe genießen; du konntest die von deinen Vorfahren gehäuften Schätze dir zum besten erhalten und vermehren; du konntest mit geringerm Aufwande, ohne alle Mühe deine Länder erweitern, und deine Würde auf die Erben bringen: allein eine verborgene Liebeskraft hat dich gezwungen, daß du dich, dein Haus, und andere wichtige Vortheile dem Wohl-

Wohlseyn eines fremdem Volkes, das an Sprache, Sitten und Gesetzen von dir unterschieden, und nur durch den Ruf bekannt war, zu einem denkwürdigen Beyspiele nachsetzetest; und dasselbe durch unendliche Wohlthaten verbändest, da du vorher von ihm keine empfangen hattest.

Diesen Nutzen hat uns, meine Herren, der anscheinende Untergang Polens gebracht, daß wir den allergütigsten König erlanget haben; den wir nicht bekommen hätten, wenn die Republik nicht wäre in Gefahr gewesen. Durch diese Mittel hat sich August die Herrschaft erworben; durch diesen Weg, den vor ihm niemand gegangen, hat er den königlichen Sitz bestiegen. Unruhen haben zwar auch ehemals den Römern einen Trajan gegeben; aber nicht mit Trajans Beschwerung, noch einiger andern Mühe, als daß er die ihm freywillig aufgetragene Herrschaft nur angenommen. Wer würde es aber wohl glauben, wenn nicht die Geschichte der damaligen Zeiten redeten: daß diese unvergleichliche Gütigkeit unser Königes von einigen sey verachtet, und durch Lästerungen in Verdacht und Misgunst gebracht worden; ja daß nach schon geschehener Erwählung Augusts, da ihm der größte und mächtigste Theil mit gewöhnlicher Pracht die königlichen Kleinodien übergeben hatte, eine hartnäckige Neigung zum Aufruhre, wider die allgemeine Glückseligkeit des Vaterlandes, so viel vermocht; daß eine Partey wider seine Majestät aufstund, die unter dem süßen Namen der Freyheit und Rechte, den Unvorsichtigen eine harte Knechtschaft zuzubereiten schien.

Kaiser Titus, die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts, hat einen jeden ihm verdächtigen ungesäumt unterdrücket. Wie sehr ist doch unsre Liebe, unser Vergnügen Augustus, von ihm unterschieden! Er unterdrückte diejenigen nicht, die durch ein unseliges Bündniß auf sein Verderben zusammen hielten; sondern dieß war seine einzige Sorge, wie er doch diejenigen, von denen er wußte, daß sie seine Feinde waren, durch Wohlthaten lebend sich verbinden möchte: vornehmlich, da er gar wohl einsah, daß, wo nicht alle, doch die meisten von dem Verbrechen frey, und in einen menschlichen

Fehler

Fehler verfallen wären; und, ob sie gleich sich widerspänstig erzeigten, doch nicht aufhörten seine Kinder zu seyn. Ludewig der XI. König in Frankreich, bediente sich der widriggesinnten Großen zu seinem Vortheile, da er mit ihren verkauften Gütern seinen Schatz vortrefflich bereicherte. Weit gefehlt, daß August von dem Vermögen seiner Bürger reich werden wollen! Er gab vielmehr reichlich von dem Seinigen, damit er die abgewichenen wieder zurechte brächte.

Cäsar Octavian hat zwar auch diejenigen mit Reichthümern und Ehrenstellen beschenket, welche auf des Feindes Seite gewesen: allein alsdann erst, da die Wildesten in der Schlacht und durch Verbannung weggeräumet, und die übrigen die Knechtschaft aufzunehmen bereitwillig waren. Unser Vater hat den Anfang seiner Regierung nicht mit Bürgerblute besudelt: er hat keinen ins Elend verwiesen, noch die Verächter seiner Majestät zur Knechtschaft gelocket; sondern alle unbeschädiget erhalten, und sie durch Geld und Ehrenstellen gereizet, eine rechtmäßige Freyheit einer unbilligen Frechheit vorzuziehen. August hat die Woywodschaften, Starosteyen, und andere Würden, nicht nach langen Diensten, und auf das äußerste Bitten vergeben, als ob sie zu verkaufen stünden; er hat sie von freyen Stücken seinen Feinden aufgetragen; und dieses nur zum Besten des gemeinen Wesens, welches er nach wieder hergestellter Eintracht der Bürger, blühender zu sehen hoffete.

Allein, Könige führen oftmals nicht mit gleichem Gemüthe das Regiment, mit welchem sie es angenommen. Die größte Bescheidenheit pflegt oftmals in eine grausame Wuth auszugehen: wie denn selbst Nero, der hernach alle Arten der Grausamkeit verübet, bey dem Anfange seiner Riegerung, als er das Urtheil eines zum Tode verdammten unterschreiben sollte, gewünschet: wie gern wollte ich, daß ich nicht schreiben könnte! Vieleicht hat sich die Gelindigkeit Augusts allmählig verwandelt? vieleicht hat er den Gütern der Bürger nachstellen gelernet? vieleicht ist er gestrenger, vieleicht grausamer geworden! Es könnte diese Furcht entstehen, wenn

seine Leutseligkeit nicht angebohren, sondern nur angenommen, und durch eine lange Uebung bestätigt gewesen wäre. Allein diese unserer Meynung nach, tief gewurzelte Huld und Gnade, haben kein grausamer Krieg, kein unversöhnlicher Haß der Feinde, keine erneuerte Trennungen der Unterthanen, keine heftige Schmähungen wider die Majestät, so sehr verrücken können, daß entweder an Rache oder an Strafe gedacht worden wäre.

Dieß einzige schmerzete und kränkete ihn nur in seinem sanftmüthigsten Herzen, daß die Bürger ihr Vaterland verheereten, in ihr eigenes Eingeweide wüteten, den Fahnen der Feinde folgeten, jener Stärke vermehreten, und wider ihren Fürsten zu Felde lägen. Man unterließ nichts, diejenigen wieder zurück zu bringen, welche ein Wirbelwind hinweg gerissen hatte. Man gebrauchete oftmals wiederholte väterliche Ermahnungen, man that viele Bitten hinzu, man zeigte die kläglichen Ausgänge eines innerlichen Uebels, man both ihnen die Verzeihung aller vorgegangenen Thaten an: und die hierdurch nicht beweget wurden, versuchte man durch Geschenke, die sie noch nicht verdienet hatten; und welchen gegenwärtige nicht genug waren, denen versprach man größere. Aber alles vergebens! Es war eine heftigere Gewalt in ein groß Stück von Polen gedrungen, die selbiges, fast wider seinen Willen, zum Untergange des Vaterlandes antrieb und fortriß.

Also schien nun wohl dem allergnädigsten Fürsten das Vermögen, seine Bürger zu erhalten, benommen zu seyn. Nichts desto weniger übte er es doch selbst, in den erhitztesten Treffen, in dem Blutbade und der Niederlage der Feinde, damit er die untermischten Polen erkennen; und wenn er sie in Pflicht genommen, unbeschädigt nach ihrer Heimath schicken könnte. Julius Cäsar sagte sonst auch zu seinen Soldaten: Soldat! schone die Bürger; aber eben derselbe befahl gleichfalls: Soldat, tödte die Bürger! Augustus hat beständig geschonet; und niemals zu tödten befohlen.

Ich komme zur höchsten Staffel seines Ruhmes. Das Glück war dem Feinde so sehr gewogen gewesen; so sehr

hatten ihm auch diejenigen selbst, die er aufs heftigste bekriegte, beygestanden, daß er nach der gleichsam nach Wunsche verrichteten Sache, in Sachsen drang, um auch da Augustum zu bekriegen; den er in Polen zwar, nach oftmaligen Treffen hatte schlagen, aber nicht überwinden können. Es hatte der allergnädigste König schon lange den Frieden gewünschet, und einige mal einen billigen, seiner Würde und seinem Gemüthe anständigen angebothen: der Feind aber schlug alles aus, wofern er nicht der Krone absagte. Bey diesem Vorsatze blieb er, und drohete Sachsen das äußerste: wenn er nicht erhielt; was er bey seiner Gewalt abermals foderte. Da entstund nun in dem Gemüthe unsers Königes ein wichtiger Streit. Majestät und Liebe gegen die Bürger stritten mit einander. Die Bürger konnten, wenn die Majestät unverletzt bleiben sollte, nicht erhalten werden; und diese eines andern Gefallen zu unterwerfen, das schien was hartes zu seyn. Doch die Liebe siegete, da die Majestät verlieren wollte; und der allergütigste König ließ sich, nach seiner ungemeinen Huld und Gnade, dasjenige Reich entreißen, welches er durch die Wahlstimmen eines freyen Volkes, durch seine Tugenden, und unter den Wünschen aller patriotischen Herzen angenommen hatte.

Großmächtigster August! du hattest zwar oft groß geschienen; damals aber warest du vollkommen groß: als du dich über die Begierde zu herrschen, welche Fürsten erst mit dem Leben ablegen, erhubest. Du schienst nicht eines, sondern mehrerer Reiche würdig zu seyn, als du zu regieren aufhöretest. Der Feind hatte dein Glück überwältiget; du den Feind, ja dich selbsten. Er war glücklicher; du warest tapferer, und wurdest auch dafür gehalten. Man glaubte, daß du gezwungen würdest; allein du zwangest den Ueberwinder aus Sachsen zu gehen, und zu seinem Untergange zu eilen. Du flohest nicht aus Polen, als du von dem Reiche wicheest; sondern kamest mit Lorbern bekrönet, von Calisch nach Sachsen, damit du über den Sieg selbst triumphiren möchtest. Du bist derohalben allein der Sieger, der Aller-

größte, der Vater des Vaterlandes: weil du die Unterthanen so geliebet hast, daß du Sieg, Würde und alles, ihrer Wohfahrt nachgesetzet.

Ob nun gleich August abwesend war, so hatte er doch nicht das Reich verlassen: weil er durch ein gar zu genaues Band, und selbst durch die Gesetze damit verbunden war, die von keiner Gewalt, von keinem Vertrage konnten zerrissen werden. Auch selbst Pohlen sah ängstlich nach Sachsen, und hoffete, und erwartete nur von daher, das Ende seines Jammers und seiner kläglichen Zwietracht. Es glaubte, seiner Wohlfahrt würde nur durch dieß Mittel gerathen seyn; wenn August der bedrängten und zerrütteten Republik wieder vorstünde. Auf dieses Wünschen der Unterthanen, oder vielmehr auf den Antrieb seiner gegen sie tragenden Liebe, überließ sich der gütigste König wieder unsern Ländern, und legte die heilsamen Hände wieder an das erledigte Ruder des Reichs.

So bald die Nachricht einlief: August käme! bewegte sich das ganze frohlockende Polen; und da er bey Warschau hielt, liefen die Stände von allen Orten zusammen, verehrten den Konig durch einen Handkuß, bestärkten ihren Gehorsam mit neuen Satzungen. Der König ließ alle vor sich, versicherte alle seiner Gnade; so daß der wieder angelangte August, der einst wider ihn begangenen Verbrechen nicht einmal gedachte. Da verstunden wir erst, was uns durch den harten Frieden bey Altranstadt für eine Glückseligkeit erworben wäre! was für eine große Wohlthat August dem Reiche erwiesen, als er durch sein Weichen den Weg zur Ruhe gebahnet; welche bey der großen Hartnäckigkeit des Feindes, nur auf diese einzige Weise hergestellet werden konnte. Wenn auch kein anderes Verdienst unsers Fürsten da wäre, so hätte er sich hierdurch allein die Republik unendlich verbunden. Aber, wir haben andere erzählet, und es sind noch viele übrig, die zwar kleiner, aber doch so beschaffen sind: daß sie die ganz ungemeine Huld und Gnade beständig anzeigen, und alle in Verwunderung

setzen, da sie künftig einmal den Glauben übersteigen werden.

Wird es die Nachwelt wohl glauben, es sey einst in Polen ein König gewesen, der die Kriege durch seine Tapferkeit beygeleget, und innerliche Unruhen bloß durch seine Gnade gedämpfet habe? Der, da die Unterthanen zu wiederholten malen in ihrer Treue gewanket, keinen davon an Ehre, Gütern und Leben gestrafet? der niemanden, wenn er nur wiederkehren wollen, den Zugang zu seiner Gnade verschlossen? der die wieder aufgenommenen, ohne des vergangenen im geringsten zu gedenken, auf eine erstaunende Weise mit Wolthaten überhäufet? der auch bey Bestrafung der Laster, sich aufs äußerste enthalten hat, Blut zu vergießen? der endlich auf der höchsten Ehrenstufe eine solche Leutseligkeit, eine solche Bescheidenheit, eine solche Unschuld gezeiget: daß, wenn ja etwas hartes wieder sein Wissen und Willen vorgegangen wäre, er davon nach dem Urtheile des ganzen menschlichen Geschlechts, losgesprochen worden? Wir selbst, die wir an diesen Dingen Theil gehabt, die wir fleißig davon geredet, die wir oft eben das bewundert haben, werden uns nach einigen Jahren kaum überreden können: daß dieß von einem Fürsten verrichtet sey, oder auch nur irgend von einem einzigen hätte geschehen können. Sie aber, meine Herren, mögen aus dieser einzigen Tugend die Größe Augusts schließen, und selbst überlegen: ob eine einzige Rede denselben ganz fassen könne, da die bloße Huld und Gnade, wenn man sie durchgehends loben wollte, die weitläuftigste Rede erfodern würde.

Ich kann mich aber von Dir, göttlicher August! noch nicht los reißen, ob ich gleich deine Huld und Gnade zu erzählen, ein Ende mache. Ich muß dich noch einmal anreden, ehe ich diesen Platz verlasse; denn ich werde dich, da du in den Himmel aufgenommen bist, weiter anzureden, wohl keine Gelegenheit haben. Zwey Stücke habe ich ehemals von dem allerhöchsten Gott gebethen: für dich Leben, für mich Muße; daß ich deine hohe Tugenden und unsterbliche Tha-

ten

ten erzählen, und dein nachdrückliches Urtheil darüber hören könnte; und daß du noch selbst bey deinem Leben deines Ruhmes genießen könntest. Nun ist mir zwar die Muße versaget worden; welches ich geduldig ertrug, da ich bey deinem Leben ein freyeres Alter hoffte, und glaubte; es geschähe solches nicht von ohngefähr, sondern durch seine sonderbare Vorsehung: damit ich nach beschriebenen Thaten meines Königes, mich nicht mit geringen Sachen beschäfftigen, sondern nach Endigung eines so wichtigen Werkes, sogleich mein Leben beschließen möchte.

Da du aber, allergnädigster Vater, erblasset bist, so ist alle mein Wünschen verschwunden, und mir unglückseligen nicht einmal dieses verstattet worden, daß mein Werk einst von dir gelesen würde. Indessen will ich doch darum nicht aufhören, deine himmlischen Tugenden zu betrachten, deine Thaten bey mir zu überlegen, dein Gedächtniß zu verehren, und auf die Nachkommenschaft zu bringen. Ja es soll in der heutigen Versammlung ein öffentliches Denkmaal meiner Ehrfurcht dastehen; indem ich deinen übrigen Ehrenbenennungen mit dem Beyfalle des ganzen menschlichen Geschlechtes, den Beynamen des Allergütigsten hinzu thue. Von diesem Tage an sollst du August, der Allergütigste, heißen, wie du es denn gewesen bist: mit diesem Worte sollst du unter den polnischen Königen hervor stralen, welche du alle mit deiner Gnade und Huld weit übertroffen hast; hiermit wirst du die Nachfolger beschweren, die sich eben den Namen zu verdienen, äußerst werden bestreben müssen. Unter keinem andern sollst du den Nachkommen, und welche nach langen Zeiten von ihnen gebohren werden, bekannt seyn: damit dein Ruhm, mit welchem du bey deinem Leben die Welt erfüllet hast, nach dem Tode in alle Ewigkeit wachse und ausgebreitet werde.

Ich wende mich zu ihnen, theureste Väter. Ich kenne ihre Thränen, über den Tod des Fürsten. Ich kenne ihren großen Schmerz, der die Thränen selbst zurücke hält. Sie haben die größeste Ursache zu klagen; weil sie nicht einen

König,

König, sondern einen wahrhaften Vater verlohren. Unter seiner Majestät hat ihr Ansehen, das so oft angefallen wird, und das andere gern vernichten möchten, sicher gestanden. Er hat auch ihre Beschwerden geduldig angehöret, und ihrem Bitten allergnädigst gewillfahret. Sollte etwas zum Vortheile der Bürgerschaft geschehen, so hat er es willig verstattet; und nichts unterlassen, was die Stadt sicherer und blühender machen könnte: in allem aber hat er eine sorgfältige Vorsicht gezeiget.

Es war einst eine Zeit, die sie selbst wohl wissen; die aber ihren Vorfahren sehr schwer fiel: wo übelgesinnete aufgehetzet wurden, den Magistrat anzuklagen; wo der Zutritt allen denenjenigen leicht offen stund, die nicht errötheten, ihn zu beschuldigen: daß er die gemeinen Gelder entwendet und durchgebracht, das gemeine Wesen schlecht verwaltet, und viele andere Verbrechen begangen habe; wo der Rath, der Ankläger mochte seyn, wer er wollte, Rechenschaft zu geben vorgefodert wurde; wo man ihn bald gegen viele, bald gegen wenige stellete; und wo die Streitigkeiten und Gerichtstage nicht eher aufhöreten, außer, wenn es an Klägern mangelte. Hievon hat Augusts Regierung nichts gewußt. Der allergütigste König wollte lieber eine einträchtige, als eine durch Streitigkeiten zertheilte Bürgerschaft haben: und so oft bey ihm Beschuldigungen angebracht worden, von welcher Seuche seine glückliche Zeiten nicht haben frey seyn können; so hat er erst ihre Unschuld gehöret, bevor er was wider sie beschlösse; ja er hat niemals wider sie etwas beschlossen, weil ihre Unschuld beständig offenbar gewesen. Er hat nach den Schätzen der Bürgerschaft weder getrachtet, noch sie beneidet; und so oft Geld mußte aufgebracht werden, welches unter ihm sehr selten geschehen ist: so hat es nicht die Eigenschaft des Königs, sondern die Noth der Zeiten gefodert.

Doch, warum mehre ich ihre Betrübniß, da ich Augusts väterliches Gemüth erzähle? Ich sollte sie vielmehr hievon zu den Sorgen für die Stadt zurücke rufen. Denn

auf

auf sie allein richtet das Vaterland die Augen, nachdem es fühlet, daß es keinen König habe. Ermuntern sie sich also, theureste Väter! und verwalten das gemeine Wesen mit neuem Muthe, und neuer Stärke; da dessen ganze Wohlfahrt sich allein auf ihre Schultern stützet. Verschaffen sie doch durch ihre Wachsamkeit, durch ihren Rath, durch ihre Bemühung, durch ihre Arbeit, daß sie die Stadt, welche sie von Augusto unverletzt empfangen, welche sie unter dessen Aufsicht weislich regieret haben, seinem Nachfolger unbeschädiget erhalten mögen.

Ihre Sorgfalt gehe auch außerhalb unsern Ringmauren: weil sie nicht allein den Rath einer Stadt, sondern auch einen ansehnlichen Theil der preußischen Stände ausmachen. Kommen sie doch der bedrängten und wegen vieler Wunden bekümmerten Provinz zu Hülfe! Es müsse dieselbe durch dero Bemühung, aus dem Verfalle ihrer Gerechtsame wieder aufstehen: und da sie den alten Glanz nicht hoffen kann, doch die Gestalt eines von einer neuen Krankheit wieder genesenden Menschen, annehmen möge.

Unter ihren vornehmsten Sorgen, sey auch die Freyheit unsrer Religion! Es ist ja auf der Welt nichts heiliger, nichts vortrefflicher, und nichts einer menschlichen Fürsorge würdiger, als diese. So haben auch schon dero Vorfahren nach dem Tode Sigismund Augusts, mit unerschrocknem Herzen ihre Sache getrieben, und es dahin gebracht, daß es unter die öffentlichen Gesetze gestellet worden. Erhalten sie derselben doch, durch ihre Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, den Platz, den sie ehemals eingenommen hat. Es werde durch sie alles dasjenige ungekränkt auf die späte Nachkommenschaft gebracht, was mit großer Sorgfalt, und nicht geringern Kosten erlanget ist, auf sie gekommen, und ihrer Treue anbefohlen worden, daß es andern unverletzt übergeben würde.

Du aber, großer Gott! der du die Republik Polen ehedem gegründet; der du dieselbe, unter so vielen Spaltungen, Unruhen, Aufläufen, und betrübten Kriegen, viele Jahrhunderte hin-

durch

durch unbeschädiget erhalten; ja, so wenig es ihr auch andre gönnen, mit neuen Ländern vermehret hast: erbarme dich des verweysten Reiches! und da es ihm an einem Könige fehlet, so sey du selbst sein Schutz und Vertheidiger! Lagere deine Wache umher, daß es von aller äußerlichen Gewalt frey sey. Verbinde alle Herzen, daß sie einerley denken, einerley wollen, und daß dieß Einzige, die gemeine Wohlfahrt, und der gemeine Nutz sey.

Unser Preußen komme endlich bey diesem Zwischenregimente, zu denen so oft erbethenen Hülfsmitteln und Erleichterungen! es erlange wieder seine Gerechtsame, die es durch niemandes Freygebigkeit, sondern mit seinem eigenen Blute erworben hat! Man verfahre mit ihm nicht gewaltthätiger Weise; sondern so, wie es unter Völkern, die nach eigenen Gesetzen leben, geschieht; wie Vernunft und Verträge es erfodern!

Man habe auch auf unsere Stadt zugleich nicht geringe Achtung, und vergesse itzo nicht, daß in ihr, einst ganz Polen sey erhalten worden. Sie müsse keines fremden Begierde dienen; da sie ehemals das Joch einer unbilligen Herrschaft mit Großmuth abgeschüttelt. Sie müsse von keinen Privatpersonen verachtet werden; da sie gelernet hat, die Gewogenheit der höchsten Prinzen zu verdienen.

Ja, daß ich endlich die ganze künftige Glückseligkeit in einem Worte fasse: so gieb uns, o Gott, einen August! und da kein Mensch Augusto ganz gleich gehen kann; so gieb uns einen, der ihm so ähnlich seyn möge, als es möglich ist.

Das IV. Hauptstück.

Von Trauerreden oder Parentationen.

I. §.

Diese Art von Reden ist von den obigen, fast durch nichts anders unterschieden, als daß sie viel kleiner seyn müssen; weil sie auf Personen von geringerm Stande gehalten werden, von denen bey weitem nicht so viel zu sagen ist: hernach, daß sie auch allezeit nach dem Tode solcher Leute gehalten werden; da jene auch bey dem Leben der Helden, und hohen Häupter abgeleget werden können. Wollte jemand einwenden, daß dieser Unterschied nicht wesentlich genug sey, eine besondre Classe auszumachen; so bin ich völlig seiner Meynung. Allein wir bequemen uns der Schwachheit der Anfänger, die vor jedem neuen Namen erschrecken, und sogleich denken: dieses sey abermal eine neue Art von Reden, davon sie noch keine Regeln wüßten. Ich will also lieber ein Hauptstück mehr machen, als den Vorwurf haben, daß ich von einer gewissen Art üblicher Reden gar nicht gehandelt hätte.

II. §.

Es werden aber solche Trauerreden entweder nur im Sterbehause, vor den versammleten Leichenbegleitern; oder gar in öffentlichen Gotteshäusern, vor einer Menge Volkes gehalten, welches sich außer jenen daselbst einfindet. Dieser letztere Umstand machet sie ohne Zweifel weit feyerlicher; und ein Redner hat dabey schon mehr Ursache, seine Kräfte anzustrengen. Je mehr Zuhörer er hat, desto mehr Beredsamkeit kann er auch zeigen: je größer der Ort ist, wo er redet, desto mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit muß er auch im Vortrage blicken lassen. In einem engen Zimmer hergegen, und vor einer kleinen Anzahl von Leidtragenden und Leichenbegleitern, fällt alles mehr ins Kleine. Die großen Bewegungen würden in so engen Schran-

ken

ken abgeschmackt heraus kommen: daher muß sich ein Redner in die verschiedenen Umstände zu schicken wissen. Wo es nun gewöhnlich ist, zwo Reden auf einen Verstorbenen halten zu lassen: da ist es allerdings billig, den besten und stärksten Redner in der Kirche, den schwächsten aber im Trauerhause auftreten zu lassen.

III. §.

Was nun die Einrichtung solcher Reden anbetrifft: so kommen fürs erste die Anreden vor. Diese müssen zuforderst an die vornehmen und erbethenen Leichenbegleiter, so dann aber auch an die Leidtragenden gerichtet werden. Befänden sich unter jenen fürstliche oder gräfliche Standespersonen, oder auch wohl auf hohen Schulen Rectores Magnifici: so müssen diese zuerst mit den gehörigen Titeln und Ehrenworten genennet; alsdann aber erst die übrigen mit kurzen Worten angehänget werden. Z. E. Durchlauchtigster Herzog, (oder Fürst) gnädigster Herr, wie auch allerseits nach Standes Gebühr gnädige, hoch- und werthgeschätzte Anwesende: oder, Hochgebohrner Reichsgraf, gnädiger Herr, wie auch ꝛc. oder, Rector Academiæ Magnifice, wie auch ꝛc. Wären aber keine solche Personen vorhanden, die so merklich von allen übrigen Anwesenden dem Range nach, unterschieden wären: so wäre es billig, die Leichenbegleiter nach Verschiedenheit ihrer Würden anzureden, und die Leidtragenden mit zu benennen: z. E. Hoch- und wohlgebohrne, hochedelgebohrne, hoch- und wohlgelahrte, hoch- und wohledle, (oder wo obrigkeitliche Personen in Städten dabey sind, hoch- und wohlweise) nach Stand und Würden, höchst- und hochzuehrende Anwesende, oder Leichenbegleiter; wie auch allerseits schmerzlich betrübte Leidtragende. Dieses letztere anzuhängen, ist nun zwar gewöhnlich: doch wäre es meines Erachtens besser, wenn es wegbliebe. Denn der Redner tritt im Namen der Leidtragenden auf, um den Leichenbegleitern zu danken, daß sie den Verstorbenen durch ihre Gegenwart beehret haben. Was ist es denn nöthig, dieselben noch mit vielen Umschweifen anzureden?

IV. §.

Was den Inhalt der Reden betrifft: so kann es nur zweyerley Fälle geben. Entweder es ist von dem Verstorbenen so viel Gutes zu sagen, daß man eine ganze Rede mit seinem Lobe anfüllen kann: oder man muß seine Zuflucht zu einem allgemeinen Hauptsatze nehmen, der sich auf die Leiche gewissermaßen schicket. Jenes thut man gemeiniglich bey ansehnlichen und um das gemeine Wesen wohlverdienten Männern; dieses aber meistentheils bey dem Frauenzimmer, und bey jungen Leuten, auch wohl bey solchen Mannspersonen, die nicht viel merkliches in ihrem Leben gethan haben. Wie man sich nun in beyden Fällen zu verhalten habe, das ist schon oben in den allgemeinen Regeln ausführlich abgehandelt worden. Es kömmt alles auf Erklärungen und Beweise der erwählten Hauptsätze an, die man nach Erfodern hier und da erläutert, und mit allerley schönen Einfällen und Lehrsprüchen auspuzet. Nur das ist der Unterschied, daß in rechten Lobreden, des Verstorbenen gleich im Anfange Meldung geschieht, wenn man die kurzgefaßte Lebensbeschreibung giebt: in der andern Art aber, wird seiner allererst nach geschehener Ausführung des Hauptsatzes gedacht. Hier muß denn kürzlich eine Erzählung seiner guten Eigenschaften und Tugenden, imgleichen der merkwürdigsten Umstände seines Lebens und Todes, mit eingeschaltet werden.

V. §.

Dadurch aber unterscheiden sich diese Trauerreden von Lobreden auf noch lebende Personen, daß man auch eine Klage über den Verlust, den das Land, die Stadt, oder doch das Haus und Geschlecht der Leidtragenden erlitten hat, anstellet, und die Betrübten aufzurichten suchet. Allein bey beydem ist eine Behutsamkeit nöthig. Man kann weder die Klage noch den Trost brauchen: wenn an dem Verstorbenen nicht viel zu bedauren ist, oder wenn niemand da ist, der sich um ihn grämen wird. Solche Leichen aber kommen nicht selten vor: und da thut ein kluger Redner wohl, wenn er kein

großes Aufhebens machet. Denn denjenigen sehr zu bedauren, den die Welt sehr wohl hat entbehren können, das wird für eine satirische Verspottung aufgenommen. Und die Hinterbliebenen weitläuftig zu trösten, wenn sie Gott danken, daß der Verstorbene sie einer Last überhoben hat; das heißt sie verspotten, und bey jedermann zum Gelächter machen. Wenn also dergleichen Fälle vorkommen: so bleibe der Redner lieber nur bey allgemeinen Betrachtungen über die Sterblichkeit, über Zeit und Ewigkeit, über Tugend und Ehre, und über das dankbare Andenken, welches man seinem Todten schuldig ist; als daß er unwahrscheinliches Zeug vorbringet, und seinen Zuhörern Gelegenheit zum Lachen giebt.

VI. §.

Noch von den Eingängen ein Wort zu gedenken, so ist es hier vor allen Dingen nöthig, sie von den gegenwärtigen Umständen her zu nehmen, und der Absicht gemäß, so beweglich und traurig, oder doch so ernsthaft, als möglich ist, einzurichten. Es muß auch darinn bald anfangs der Namen und ganze Titel des Verstorbenen hergesaget werden; wobey man kürzlich eine gute Abbildung von demselben machen kann und soll. Zum Ende des Einganges gehöret auch eine höfliche Bitte an die Zuhörer, aufmerksam zu seyn, die mit einer schmäuchelhaften Art, auch dem Verstorbenen, oder den Leidtragenden zu Ehren, eingerichtet werden muß. Uebrigens muß ein Redner hier durchgehends einen beweglichen Ton der Sprache, und einen langsamen Vortrag brauchen. Denn nichts steht in Trauerreden übler, als eine lustige Erhebung der Stimme, oder eine übereilte Aussprache. Dieses ist es alles, was ich von Leichenreden zu sagen habe. Das übrige versteht sich aus den allgemeinen Regeln schon. Ich will auch hier, so wie bey dem vorigen Hauptstücke, etliche fremde Exempel geben, die ich für die besten halte, die wir aufzuweisen haben.

Klagrede

über das frühzeitige Absterben
der durchlauchtigsten Churprinzeßinn zu
Brandenburg,
Frauen Elisabeth Henrietten,
gebohrner Landgräfinn zu Hessen.
von Fr. Rud. Lud. Freyherrn von Kanitz.
1683.

Fürsten sterben zwar eben so, wie alle Menschen; doch haben sie, zu solcher Zeit, vor andern ein großes voraus. Was ihr Tod nach sich zieht, das giebt nicht nur eine Veränderung in einem Hause oder Geschlechte, sondern auch zugleich in unzählich vielen Seelen.

Man weis, daß oft durch das Absterben eines einzigen hohen Hauptes, die Welt in solche Unordnung gesetzet worden: daß aller Menschen Klugheit und Macht dieselbe kaum wiederum zurecht bringen können. Es sind die Zeugnisse davon, in mehr als in einem Reiche und Lande, mit Blut und Thränen angeschrieben: und, wenn es ungewiß ist, ob Gott, ihren Fall vorher anzudeuten, Cometen am Himmel aufstecket; so ist doch dieses gewiß, daß von ihrem Falle oft ein großer Theil des Erdbodens erschüttert wird.

Sonderlich aber, machet ihr Tod die Gemüthsbewegungen bey vielen tausenden lebendig.

Der Untergang eines Thrannen, erwecket insgemein ein Frohlocken bey allen: so daß auch ein sterbender Herodes sein Testament zu einem Bluturtheile machen muß; damit, wo nicht sein Abschied, doch zum wenigsten das Andenken seiner

Grau-

Grausamkeit, nasse Augen verursachen möge. Da ist nichts gemeiners, als daß man die Lobschriften und Ehrenpforten mit Füßen tritt, daran Häucheley oder Zwang gearbeitet haben.

Hingegen merket man ein durchgehendes Leidwesen, wenn getreuen Unterthanen ihre Schutzgötter entzogen werden: und in solchen Fällen beweinet man nicht nur Fürsten, die allbereit in der That den Körper des gemeinen Wesens beseelet, oder Fürstinnen, die wirklich an der Wohlfahrt des Landes mitgearbeitet haben; sondern selbst der Verlust einer blühenden und heranwachsenden Hoffnung ist unerträglich. Denn die Tugend entgeht uns allemal zur Unzeit: und weil gemeiniglich auf einen schönen Morgen, ein schöner Mittag folget; so giebt es ein trauriges Ansehen, wenn die Sonne verdunkelt wird, ehe sie kaum halb über unsern Gesichtskreis gestiegen.

Wollte Gott! daß mir itzund kein Beyspiel eines so schmerzlich beklagten Todesfalles einfiele; oder doch nur ein solches, das uns weniger, als dieses gegenwärtige, angienge! Wollte Gott! die hochseligste Churprinzeßinn wäre unsterblich gewesen; oder, da sie nicht unsterblich war, daß erst unsre Nachkommen, im dritten oder vierten Gliede, ihr diese betrübte Aufwartung leisten dürften.

Große Donnerschläge machen großes Schrecken. Hier ist die Traurigkeit allgemein! Hier weinet niemand aus Gewohnheit, oder aus flüchtigem Mitleiden: denn ein jeder ist überzeuget, daß er Ursache dazu habe.

Wer kann mit gleichem und unbewegtem Muthe ansehen, daß der Sohn unsers großmächtigen Churfürsten, der theure Churprinz, der Trost so vieler Länder, vor Schmerzen außer sich selbst gesetzet ist: weil ihm der allerempfindlichste Zufall, der Tod seiner unvergleichlichen Gemahlinn, zugestoßen? Wer kann, ohne Bestürzung und Mitleiden, anhören, daß die durchlauchtigsten Schwiegerältern einer so gehorsamen

Tochter, und das hochberühmte Churhaus, eines so unschätzbaren Kleinodes unverhofft entbehren müssen.

Es ist bekannt, daß ihr Gemüth ein Aufenthalt aller fürstlichen Vollkommenheiten, und also eines von denen Werkzeugen war, deren sich der Himmel sehr oft bedienet, wann er ein ganzes Land beglückseligen will. Wer hat nun so wenig Nachdenken, daß er nicht urtheilen sollte, wie viel Gutes mit ihr, in einem Augenblicke, verschwunden sey?

Ihr Leben war wie ein Licht, in welchem kein irdisches Auge was unreines fand. Ihren andächtigen Sinn kennete Gott am besten! dem eröffnete sie das innerste ihrer Seelen. So viel erinnern wir uns, daß die Lehrer selbst sich über ihre Wissenschaft verwundert; und daß auch die unsträflichsten, durch ihren Wandel noch mehr erbauet worden.

Ihre weltlichen Gedanken, deren sie sich nicht entschlagen konnte, weil sie auf Erden etwas weniger als ein Engel war, giengen weder auf die Erfindung noch Ausübung der Eitelkeit. Sie betrachtete diese niemals anders, als eine unangenehme Seeluft, welche man in währender Schiffahrt, und ehe man das Land erreichet, nicht verändern kann.

Ihre meisten Anschläge waren vielmehr, wie sie ihrem wertheſten Gemahle gefallen wollte: und sie war hierinnen so glücklich, daß das Gedächtniß ihrer beyderseitigen liebreichen Verbindung, ob solche gleich an sich selbst nicht so dauerhaft, als Stahl und Marmor seyn konnte, doch würdig wäre, in Stahl und Marmor eingegraben zu werden.

Jene gekrönte Häupter, die durch Entdeckung der neuen Welt so viel Reichthümer erlangten, daß sie fast die alte hätten an sich kaufen können, zählet man unter die glückseligsten Fürsten ihrer Zeit. Doch bin ich versichert, wäre es möglich, und unserm durchl. Churprinzen vergönnet, eine neue Welt, oder seine hochseligste Gemahlinn zu erwählen: er würde jene, für diese fahren lassen. Ja, wäre es möglich, ich glaube, er ver-

verwandelte jene Fabel in eine wahrhaftige Geschichte; und versuchte die Gefahr, den Geist seiner zu früh verblichenen Eurydice wieder zu holen.

Denn sie war von einem Werthe, gegen welchen das Gold viel geringer, als der Staub gegen das Gold, zu achten ist. Sie hatte viele Tugenden, deren jede absonderlich einen Thron und Zepter verdiente. Sie besaß sein ganzes Herz: und doch gab sie sich so viel Mühe, als wann sie es erst gewinnen müßte. Seine Gegenwart und seine Vergnügung brachten ihr Freude; seine Abwesenheit und seine Sorgen, lauter Unlust. Sie lernete bald seinen Winken mit der That vorkommen, und seine Gedanken errathen.

So eine holdselige Gemahlinn, als sie ihrem Herrn war, so eine sorgfältige Mutter würde sie auch dem einzigen hinterlassenen Pfande ihrer gesegneten Liebe gewesen seyn: welches, in so weit, für glücklicher zu halten ist, weil es, bey so zarter Kindheit, die mütterlichen Küsse annoch leichter, als bey reiferem Alter, vergessen kann.

Hessen, welches das Glück gehabt, sie in ihrer Wiege zu sehen, kann den aufrichtigen Gehorsam nicht genugsam rühmen; den sie, von Anfang ihres Lebens, gegen ihre nunmehr auch hochseligste Frau Mutter blicken lassen: und die Mark Brandenburg, welche das Unglück hat, sie im Sarge zu erblicken, kann denjenigen Eifer nicht genugsam preisen, mit welchem sie, bis zum Ende ihres Lebens, darinn fort gefahren. Denn, als sie kaum an sich selbst mehr gedenken konnte, und, so zu reden, schon an der Thüre des Paradieses stund; sah sie sich noch einmal um, von derjenigen Zeitung zu erfahren, gegen welche sie allemal eine so kindliche Liebe und Ehrfurcht bezeiget hatte. Das Herz sagete ihr eine böse Post, die ihr sonst niemand sagen wollte; und wie es bisher geschienen hatte, als stürbe die Mutter an statt der Tochter, um, mit ihrem Opfer das unerbittliche Verhängniß zu versöhnen: so hatte es, nach diesem, das Ansehen, als wann die Tochter

desto mehr zum Sterben eilete, um die freudige Zusammenkunft ihrer beyden Seelen nicht länger zu verzögern.

So bald sie eine Tochter in diesem churfürstlichen Hause ward, machete sie unter denen hohen Aeltern, die ihr die Natur, oder das Glück gegeben, ganz keinen Unterscheid. Ihre Bezeigungen gegen dieselben waren voll Ehrerbiethung und ungefärbter Liebe; welche mehr aus einer heiligen Begierde, der göttlichen Satzung zu folgen, als aus irgend einem eigennützigen Absehen, herflossen. Sie ergetzete sich an dem Aufnehmen des ganzen Geschlechts, an welches sie durch ein doppeltes Band der Freundschaft war verknüpfet worden. Denen, die ihr an Hoheit gleich kamen, begegnete sie freundlich; auch den geringsten gnädig; beyden aber ohne falsch.

So ein kostbares Gefäß, als ihr Herz war, konnte keinen Gift leiden: so edle Zuneigungen, als die ihrigen, hatten keine betrügliche Maske zur Verstellung vonnöthen. Sie war nicht sonder Eifer; aber sie eiferte nur wider die Verachtung des Heiligthums. Sie war nicht ohne Haß; aber sie hassete nur die Schmäucheley und Verläumdung, die sich mit einer so großen Fürstinn, wie sie war, niemals gemein machen dürfen. Alles ihr Vornehmen ward auf Gerechtigkeit gegründet, und mit Sanftmuth ausgeführet. Durch Demuth bekam unsre hochseligste Prinzeßinn eine unbeschränkte Macht über die Herzen. Sie wußte, daß durch dieselbe ein großes Glück, ein großer Verstand, eine große Tugend, noch größer wird; und daß eine Fürstinn, durch die Demuth, die schönen Namen der Frommen, der Leutseligen und der Wollust des menschlichen Geschlechts, gewinne.

Wie ungern erinnere ich mich ihrer Todesstunde! Ich dürfte fast sagen, man sollte sie unter die verworfenen Tage in den Jahrbüchern ansetzen. Aber selbst dieses Bittere dienet zur Stärkung, und wir nehmen dadurch Anlaß, unsere Heldinn in ihrer Standhaftigkeit anzuschauen. Denn ihr Thun und Wesen hatte noch mehr Beständigkeit als Glanz

an

an sich: wie jene Herzoginn von Savoyen über einen Diamant geschrieben.

Daß vielen das Sterben schwer ankömmt, davon mag dieses wohl eine Ursache seyn: weil sie gewiß wissen, daß sie vor dem Tode leben; aber noch ungewiß sind, ob, oder wie sie, nach dem Tode, leben werden.

Hier war eine viel bessere, und eine ganz sichere Erkenntniß. Sie hatte sich schon die meiste Zeit des Lebens geübet, diesen einzigen und gefährlichen Schritt, der das Gegenwärtige von dem Zukünftigen unterscheidet, ohne Fehltritt, zu thun. Ihr Sinn ward allemal, gleichsam durch ein Gewicht, zu dem Mittelpuncte des Todes getragen; den alle Zirkel und Linien des menschlichen Lebens zu ihrem Zwecke haben. Daher fand sie einen Zufall nicht gar zu fremd, zu welchem sie sich vorlängst bereitet hatte.

Es ist zu vermuthen, der Schmerz müsse durchdringend gewesen seyn; daß sie ihren liebsten Gemahl nicht noch einmal sehen können, da sie verscheiden sollte: weil es ihr schmerzlich fiel, wann sie ihn nicht sehen konnte, da sie gesund war. Es ist zu vermuthen, daß die Fürsorge für ihre unerzogene Prinzeßinn sie am längsten aufgehalten, sich von den Bekümmernissen dieser Welt gänzlich abzusondern: doch ward ihre Geduld durch diese Proben, und ihr Sieg durch diesen Streit, nur desto herrlicher gemachet.

Hat sie aber überwunden, so wird es uns übel anstehen, ihren Triumph mit Seufzen zu stören. Hält sie den Verlust ihres Lebens für einen Gewinn: warum können wir nicht auch damit zufrieden seyn? Wohnet sie unter den Lilien: warum verlangen wir sie unter den Dornhecken? So gar ungütig ist oft unsere Wehmuth! so gar eigennützig sind alle unsere Wünsche!

Der durchlauchtigste Churprinz, welchen dieser Schlag am ersten und heftigsten getroffen, wird uns mit seiner Großmüthig-

müthigkeit vorleuchten. Er wird nicht ungeduldig seyn, daß sie sterblich gewesen, denn sonst hätte er sie schon bey ihrem Leben betrauren müssen. Er wird nicht ungeduldig seyn, daß sie ihm abgestorben sey: denn er ist viel zu vernünftig, als daß er dem Höchsten widerstreben; und ihm, einer Wunde halben, den Dienst und Gehorsam aufkündigen sollte.

Hat er ein Theil seiner selbst verlohren, so ist das andere desto höher zu halten; und dieses gehöret ihm nicht allein zu: das Vaterland hat auch sein Recht daran.

Damit aber sein schöner Denkspruch: **einem jeden das Seinige** *, hier in acht genommen werde: so gebe er seinen Kummer der höchstseligen Gemahlinn mit in ihre Gruft!

Er behalte für sich ihren Abdruck in seiner Einbildung! Er stelle sie sich aber vor, nicht in der Gestalt einer Sterbenden, oder einer Leiche; denn diese Abbildung ist nunmehr falsch.

Er stelle sie sich vor, in der Gestalt einer himmlischen Königinn; die, wenn es ihr Zustand zuließe, etwas zu beklagen, anders nichts beklagen würde, als daß sie der Vergänglichkeit nicht eher gute Nacht gegeben.

Alsdann wird aus seiner Zufriedenheit die unsrige; und aus seiner Ruhe unsre Wohlfahrt entsprießen.

* Hieraus erhellet, daß diese hohe Leiche die erste Gemahlinn Friedrichs des I. nachmaligen Königes in Preußen gewesen: dessen zweyte Gemahlinn, Sophia Charlotte, nachmals von B. Neukirchen so schön gepriesen worden: zum deutlichen Beweise, daß unser diesem weisen Regenten, die freyen Künste und Wissenschaften, nach dem feinsten Geschmacke, schon damals geblühet, als noch in dem übrigen Deutschlande ein sehr übler Geschmack geherrschet.

Trauerrede

auf den weiland hochedelgebohrnen

Herrn David Schüllern,

Kön. Pohln. Churf. Sächs. Accisrath in Leipzig und Agenten in Danzig,

welche

den 19. Febr. 1732. gehalten worden,

von

Gottfried Lengnichen, D. u. Prof.

Nach Unterscheid des Standes, der Würden und Ehren,

gnädige, hochgeneigte, hochzuehrende, geehrte Anwesende!

Die Verdienste hören nicht mit dem Tode auf: sie überschreiten das dem Leben gesetzte Ziel, und breiten sich aus, wenn gleich der Leib, in einem engen Behältnisse, der Zernichtung übergeben wird. Dieser Vorzug ist ihnen eigen. Niemals ist ein Wohlverhalten bey dem menschlichen Geschlechte in eine solche Verachtung gefallen, daß man es gänzlich zu unterdrücken getrachtet hätte: da wir vielmehr bis in die äußersten Zeiten zurück gehen, alle jemals entdeckte Länder gleichsam durchreisen, so viel der Nachrichten aufbehalten werden, sorgfältigst durchblättern; um einen Vorrath löblicher Verrichtungen zusammen zu bringen, die als Beyspiele der Tugend, und als vollkommene Muster zur Nachahmung aufgeführet werden können.

Hier-

Hierdurch gelangen wir zur Kenntniß solcher Personen, deren Wesen vor viel hundert Jahren in Staub und Asche verkehret worden. Wir wissen ihre Eigenschaften, und sind fähig, sie von einander zu unterscheiden, ob gleich ihre Gestalt längstens aufgehöret: ja wir würdigen sie einer besondern Hochachtung; da sie doch weder unsere Glückseligkeit befördert haben, noch zu unserm Aufnehmen etwas beytragen können. So stark ist der Trieb, die Tugendhaften auch nach ihrem Tode zu verehren; und so unparteyisch sind wir in dieser Sache: da wir gemeiniglich alles nach unserm Vortheile zu beurtheilen pflegen! Die Nachwelt wird hierinn von unserer Gewohnheit nicht abgehen. Sie wird mit gleichem Eifer und Fleiße, unsere Thaten aus dem Verborgenen hervorsuchen, mit welchem wir, der Vorfahren Verrichtungen der Vergessenheit zu entreißen bemühet gewesen; und uns derjenigen Erkenntlichkeit genießen lassen, der wir ums im Leben würdig zu machen, bestrebet haben.

Diese Nachwelt soll ich anitzo, bey dem Sarge eines wohlverdienten Mannes, des hochedelgebohrnen Herrn, Herrn David Schüllers, Sr. königl. Majest. von Polen und churfürstl. Durchl. zu Sachsen, unsers allergnädigsten Königes und Herrn, verordneten Accisraths in Leipzig, und Agenten in Danzig, gleichsam vorstellen. Ich soll ihn, als einen unveränderlichen Christen, daneben als einen getreuen und unverdrossenen Diener seines Königes entwerfen. Ich soll ihn schildern, aber mit keinen andern Farben, als die ihm im Leben eigen gewesen, und ihn auch nach dem Tode kennbar machen.

Redlicher Greis! der du in deiner itzigen Vollkommenheit, über alles Weltgepränge erhaben bist: dein schmerzlich betrübtes Haus, weis durch keine deutlichere Zeichen, seine dir schuldige Ehrerbiethung an den Tag zu legen. Es denket dich desto vollkommener in seinem Gedächtnisse zu erhalten, wenn es dein Bildniß in deinen ehemaligen Verrichtungen vor sich sieht: und da du in deinem Leben, ihm zum löblichen Beyspiele gedienet; so glaubet es, selbiges nunmehr

in

in der Erzählung deines rühmlichen Verhaltens zu bewahren, nachdem ihm die Person durch den Tod entrissen worden.

So liegt mirs denn ob, dasjenige ins Werk zu richten, was mir zu solchem Zwecke aufgetragen worden; und wozu mich die ehmalige Gewogenheit des sel. Herrn Accisraths, die Ehre seines genossenen Umganges, und die nicht gemeine Güte der gesammten vornehmen Familie, besonders verpflichten. Es würde aber eine Vermessenheit seyn, wenn ich in diesem meinem Vorhaben fortfahren wollte, ohne zuvor die Erlaubniß einer so ansehnlichen und vortrefflichen Versammlung erbethen zu haben. Es würde eine gänzliche Ueberredung einer Vollkommenheit anzeigen, wann ich mich nicht bald im Anfange, um die Nachsicht der vorkommenden Fehler bemühete. Allein dero Leutseligkeit und Geneigtheit, gnädige und hochzuehrende Anwesende, tritt hier gleichsam ins Mittel; und gebeut dadurch der Worte zu sparen: da sie mir von selbsten, nicht nur die Freyheit zu reden ertheilet, sondern zugleich meine Mängel zu übersehen, großmüthig versichert haben.

Wegen der Religion, Verfolgung und Gefängniß leiden; von seiner angenehmen Vaterstadt sich entfernen; an einem fremden Orte die Wohnung aufschlagen; zu eines großen Königes Diensten gelangen; in denselben höher befördert werden; der Gnade seines Herrn über dreyßig Jahre unveränderlich genießen, und zuletzt wie ein Christ sterben: dieses sind die vornehmsten Stücke des von dem sel. Herrn Accisrathe rühmlich geführten und geendigten Lebens. Hier ist kein weitläuftiges Geschlechtregister; hier sind keine Verdienste der Vorfahren; keine ererbte Rittergüter; keine von Kaisern, Königen und Fürsten ertheilte Titel, Wapen, und Vorrechte!

Eine ehrliche Geburt, eine christliche Auferziehung, sind die Vortheile, die er seinen Aeltern zu danken gehabt: von denen er den 11 Septemb. des 1655. Jahres in Breslau gebohren worden. Jedoch kann niemand mit größerer Sorgfalt den von seinen Ahnen auf sich gebrachten Glanz in seiner Vollkommenheit bewahren, als der Selige bemüht gewesen,

sich

sich jederzeit seiner Abkunft und gehabten Anführung würdig zu machen. Er sah allbereit die Ewigkeit vor sich: es war an dem, daß er in dieselbe eintreten sollte; er hatte sich von allem, was mit den Weltgeschäfften einige Verknüpfung haben konnte, gänzlich frey gemachet: doch konnte er den ehrlichen Namen nicht vergessen; diesen, sprach er, will ich in mein Grab nehmen! Wie viele Proben einer in der Kindheit genossenen christlichen Auferziehung hat er nicht abgeleget! mit welcher Gelassenheit die häufig zugestoßenen widrigen Fälle ertragen! mit was für Freudigkeit die Wahrheit seiner Religion bezeuget! und mit wie großer Standhaftigkeit, ist er bey derselben unbeweglich geblieben! Hätte man von ihm dergleichen vortreffliche Früchte auch nur vermuthen mögen; wenn er nicht darzu wäre vorbereitet worden? Und wie würde er für eine Sache haben leiden können; wenn er nicht von derselben Richtigkeit durch unwidertreibliche Gründe, von der ersten Jugend an, überzeuget gewesen?

So stund er denn in einer guten Verfassung, als die Verfolgungen über ihn ausbrachen: welche ihren Anfang nahmen, da er mit der wohlgebohrnen Frau Anna Regina Fladinn von Ehrenschild, verwitweten von Ratizi, eine vergnügte Ehe getroffen, und sich in Hirschberg häuslich niedergelassen hatte. Seine Feinde wußten ihm kein anderes Verbrechen beyzumessen, als daß er der evangelisch-lutherischen Religion zugethan war; und zwangen ihn durch ihre Nachstellungen, daß er seinen Aufenthalt nach Breßlau versetzen mußte. Aber auch hier war keine Sicherheit. Der einmal unversöhnlich gewordene Haß, eilte nach; und schätzte sich glücklich, als er den sel. Herrn Accisrath nebst seiner Ehegenoßinn, auf das dortige Rathhaus zur Verwahrung gebracht hatte.

Es war damals ein recht mitleidenswürdiger Zustand des schüllerischen Hauses; Vater und Mutter im Gefängnisse: der eben verstorbene Sohn, annoch auf der Baare; die übrige einzige Tochter auf der Flucht; das Vermögen in fremden Händen! Verborgener Gott! durch was für kummervolle

volle Umwege führest du die Deinen, ehe sie den ihnen zugeeigneten Ort erreichen? Joseph besteigt durch den Kerker die Ehrenstaffeln, und empfängt die Belohnung seiner Tugend; da er zuvor die Strafe eines Missethäters gefühlet. Dein Schüller wird ein Gefangener; weil er ohne Verletzung seines Gewissens nicht frey bleiben kann: aber eben dadurch eröffnest du ihm den Weg, zu seiner künftigen Erhebung.

Denn nach Verlauf eines Jahres, wird der Selige seiner Haft entlediget; folget mit Zurücklassung der Güter, seiner in Danzig verheiratheten Frau Tochter; begiebt sich darauf nach Wien; klaget bey dem kaiserlichen Hofe über das erlittene; und seine befundene Unschuld verschaffet ihm die Erlaubniß nach Schlesien zu kehren, den Besitz seines ihm bisher vorenthaltenen Vermögens, und zur Belohnung den Antrag, die Stelle eines kaiserlichen Agenten zu bekleiden. Allein die göttliche Vorsehung hatte nicht nur ihm, unsere Stadt zu seiner beständigen Wohnung bestimmet, sondern ihn auch zum Dienste eines andern Monarchen ausersehen.

Augustus, Sachsens Freude und Vergnügen, erfüllete um selbige Zeit, die eifrigsten Wünsche der wohlgesinneten polnischen Reichsstände, und bestieg den erledigten, und von einer sich aufgeworfenen widrigen Partey bestrittenen Thron. Seine Majestät, würdigte das seinen Beherrschern getreueste Danzig dero Gegenwart, davon die Vortheile sich bis auf unsern Herrn Accisrath erstreckten. Die in Schlesien ausgestandenen Drangsale; seine zu Wien bewährte Unschuld; die in Handlungssachen erlangte Wissenschaft und Erfahrenheit; seine aufrichtige Dienstfertigkeit, hatten ihn am königlichen Hofe in solchen Ruf und in solches Ansehen gebracht, daß Se. Majestät aus eigener hohen Bewegung, ihn im 1699. Jahre zu dero Intendanten und Agenten in Danzig allergnädigst ernannten.

Dieses war die erste Stufe zur Ehre, aber auch der Anfang vieler Arbeit, vieler Beschwerden, und mancherley Gefährlichkeiten. Es brachen Zeiten ein, deren bloßes Andenken uns in Schrecken und Bewunderung setzet. Wir, die

wir

wir sie belebten, sind zugleich Zeugen, mit welchem Fleiße, mit was für Bemühung und Eifer der sel. Herr Accisrath, den Befehlen unsers allergnädigsten Königes und Herrn nachgelebet, und Dero Geschäffte besorget. Bald waren geheime Ausrichtungen zu befördern; bald in der Eile Gelder herbey zu schaffen; bald ganze Regimenter zu kleiden; bald der Armee allerley Nothwendigkeiten zuzuführen. Itzt kamen aus der Schlacht Verwundete; dann der feindlichen Gefangenschaft Entgangene, und noch andere, die sonst fortgebracht seyn wollten. Alles ward sorgfältig ausgerichtet: alle fanden in dem schüllerischen Hause das Nothwendige, und den verlangten Vorschub.

Indessen ward der Zustand der damaligen Zeiten nicht nur täglich ärger; sondern das Uebel kam aufs äußerste. Gott, der dem Könige den Thron zubereitet hate, wollte dessen unüberwindliches Gemüth, durch das empfindlichste prüfen, ehe er denselben völlig befestigte. Er ließ es geschehen, daß der Feind seine Macht so hoch trieb, als jemals ein Sieger sie zu bringen sich unterstehen dürfen. Seinem Herrn getreu zu verbleiben; für ihn sein Leben und Vermögen zu wagen; von dieser Pflicht sich weder durch Drohungen noch Versprechungen abbringen zu lassen, hieß eine Mishandlung, welche mit Feuer und Schwert, mit Einziehung der Güter, und harter Gefangenschaft, bestrafet werden müßte. Die Tugend konnte sich selbst nicht schützen. Andere Mittel waren theils nicht zur Hand, theils nicht zureichend: und man wußte nicht anders, als durch eine Entfernung, dem Zwange des herrschenden Feindes auszuweichen, und die Unverbrüchlichkeit seines Gehorsams zu bewahren.

Unter diesen Gefährlichkeiten, ließ der sel. Herr Accisrath, in seinen Verwaltungen nichts nach, und man bemerkte an ihm keine Aenderung; außer einer innerlichen Betrübniß, über den Hinfall der allgemeinen Wohlfahrt. Seine Bemühungen hörten endlich mit den Geschäfften auf: und er fieng allererst an, für seine eigene Erhaltung zu sorgen, als zum Dienste des Herrn nichts mehr auszurichten übrig war. Die

Abreise

Abreise erfolgte in Gesellschaft derer, die ihm die nächsten und liebsten waren, und er verließ das übrige mit desto grosserer Freymüthigkeit: weil er von der Großmuth und Gnade seines Königes alles zu hoffen hatte. So versetzte er denn seinen Aufenthalt nach Sachsen, und empfing daselbst diejenigen Belohnungen, derer er sich in Danzig würdig zu machen bearbeitet hatte.

Augustus, dessen Eigenschaft es ist, auch die geringsten Dienste königlich zu vergelten, machte bey seinem bisherigen Agenten in Danzig, keine Ausnahme. Die Stelle eines Accisraths in Leipzig, verschiedene Gnadenbezeigungen, und die hohe Versicherung einer beharrlichen Huld, folgten auf einander; oder wurden vielmehr zu einer Zeit gehäufet.

Allergütigster Monarch! wen hat es wohl jemals gereuet, in der Zahl deiner Beamten zu stehen? Wer ist reicher dazu gelanget, als er nachgehends gewesen? Wo sind die Witwen, wo die Waisen, welche sich beklagen, es habe dasjenige für den König verwendet werden müssen, was durch die Natur ihnen gebührete? Du bist zwar durchgehends Vater: es scheinet aber doch, daß diejenigen deiner Zärtlichkeit in reicherm Maaße genießen, die näher um dich zu seyn, und deiner Ausrichtungen gewürdiget werden. Du willst nicht bloß, daß sie leben, sondern auch bequem leben; und daß ihr äußerliches Wesen, die Glückseligkeit deiner Zeiten anzeige. Unter dir ist es erlaubet, reich zu werden, weil es ohne Unterschleif geschehen kann; und zum Ueberflusse, nur sparsam zu seyn erfodert wird. Niemand darf Armuth fürchten, wenn ihn die Jahre zu den Geschäfften untüchtiger machen. Deine Fürsorge geht weiter, als die Dienste, und verschaffet denen ein sorgenloses Alter, die ihre Jugend in den Geschäfften des Staates zugebracht haben. So verdienest du denn vor andern redliche und geschickte Diener: weil deine Majestät sich über alle, die mit ihr in gleicher Hoheit stehen, durch Belohnungen erhebt.

Der selige Herr Accisrath gehöret mit zu den Gegenständen der Großmuth Augusts: der aber die von derselben er-

langten Vortheile, durch seine eingeschränkte Lebensart, durch eine ordentliche Haushaltung, durch die Handlungswissenschaft, und durch ein vorsichtiges Verkehr mit Auswärtigen und Einheimischen, zu vermehren wußte. Die nachmals gefolgten ruhigen Zeiten waren dazu beförderlich. Unser Herr und König, erfreuete die gesammten polnischen Lande mit seiner Gegenwart; und ließ nach einer kurzen Abwesenheit, sich wieder auf dem Throne, in dem ehemaligen Glanze sehen: da mit der Majestät, zugleich Frieden, Eintracht und Ueberfluß eintrafen. Alles ward wieder in den vorigen Stand gebracht: bey welcher allgemeinen glücklichen Veränderung, der sel. Herr Accisrath nach Danzig kehrte, und seine in etwas unterbrochenen Verrichtungen eines königlichen Intendanten und Agenten fortsetzte.

Ein Mann, der einmal den Tugendweg gewählet, und der durch eine lange Uebung sich gewöhnet, nicht auszuweichen, bleibt allezeit derselbe. Bey unserm Seligen fand sich keine Abwechselung, als die von dem zunehmenden Alter, und von der mit den Jahren sich vermehrenden Unpäßlichkeit herrührte. Aber eben diese Urheber unzähliger Unannehmlichkeiten, mußten ihn zu einer immerwährenden Glückseligkeit noch mehr zubereiten. Das Alter erinnerte ihn seines herannahenden Endes, und die Krankheiten, der Hinfälligkeit: dabey die Geduld durch die schmerzhaftesten Zufälle nur bewähret wurde, die ihn nicht eher, als mit dem Leben verließen, welches den jüngsten 28 Jänner in seinem 77 Jahre, durch einen seligen Abschied aufhörte.

Glücklicher Schüller! du stirbst in einem hohen Alter, bey einem siechen Leben: und wirst beklaget. Du hast deinem Könige 33 Jahre gedienet: und seine Gnade folget dir bis ins Grab. Du gehst in die Ewigkeit: und wählest dir zum Führer und Gefährten deinen Erlöser. Ohne Gesellschaft wolltest du diese Zeitlichkeit nicht verlassen, sondern fragtest noch vor dem letzten Abdrucke: wen habe ich denn? und gabest dir selbst die Antwort: Jesum in meinem Herzen. Dieses war gleich das Zeichen zum Aufbruche, da

dein

dein Geist, sondern fernern Verzug seine bisherige Wohnung räumte. Vor der Welt mag von dir nichts rühmlichers gesaget werden, als was dein allergnädigster König und Herr kurz vor deinem Ableben ausfertigen zu lassen geruhen wollen: du habest Sr. Majestät treulich gedienet, und daß sie es gegen die Deinen, bey vorkommender Gelegenheit, zu vergelten bedacht seyn wolle. Kann man dir wohl ein prächtiger Denkmaal aufführen? Kann wohl dein Namen nach dem Tode mehr erhoben werden? Ja was kann man größeres von einem Könige sagen, als daß er die Verdienste dem allgemeinen Gesetze dee Sterblichkeit entreißt; und an den Früchten auch die Nachkommen Theil nehmen läßt.

Dein Abschied aber, konnte deinem Hause nicht anders, als Schmerzen verursachen. Du warest Vater, du warest ein Versorger: und die Deinen sind viel zu edelmüthig, als daß sie unerkenntlich seyn sollten. Deine einzige Tochter, deine so viele Jahre gewesene sichere Stütze und unverdrossene Pflegerinn; ihr Gemahl, dein würdigster Schwiegersohn; die mit Ehrfurcht und Gehorsam dir ergebene Großtochter; und dein dir jederzeit gefälliger Großschwiegersohn: diese alle vermischen ihre Thränen, und vereinbaren ihre Klagen, daß man weder aus ihrer Gesichtsstellung, noch aus ihrem übrigen Bezeigen erkennen kann, wem du der nächste gewesen, und wer dich am zärtlichsten geliebet hat.

Ich breche hier meine Rede ab, seliger Mann! nachdem ich die Gnade, Geneigtheit und Geduld einer so vornehmen Versammlung genugsam geprüfet. Sie steht fertig, das, so von deiner Sterblichkeit zurück geblieben, ins Gotteshaus zu begleiten: und du erkennest auch daraus, daß derselben Gewogenheit und Freundschaft, sich nicht mit deinem Leben geendiget habe.

Das V. Hauptstück.

Von den öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen.

I. §.

Wenn ich hier von akademischen Reden handeln will, so ist es nicht meine Meynung von den großen Lobreden, die zuweilen auf große Herren; oder von Parentationen, die öfters auf verstorbene Gelehrte gehalten werden, zu reden. Von diesen ist oben schon gehandelt worden. Es sind aber noch andre Arten übrig, die von Lehrenden auf unsern Akademien und Schulen gehalten werden. Dahin gehören nun I. die Antrittsreden der Professoren, II. die bey Annehmung des Rectorats, III. bey Ablegung desselben, IV. bey Promotionen, theils von den Dechanten, theils von den Procancellarien, V. bey Disputationen zuweilen als Vorreden, endlich die VI. an Jubelfesten und dergleichen öffentlichen Feyertagen, sowohl auf hohen Schulen als auf Gymnasien gehalten werden. Alle diese nun gehören zu den lehrenden Reden. Es können aber auch, in den niedern Schulen, die Antritts und Abschiedsreden der Lehrenden; wie auch die Introductionsreden der Obern dazu gezählet werden. Ob nun wohl die Regeln davon schon oben insgemein gegeben worden: so wollen wir doch hier dasjenige kürzlich wiederholen, was einen Zweifelhaften und Unschlüßigen aufhalten könnte; und einige besondere Anmerkungen dabey machen. Ich erinnere aber zum Voraus, daß ich hier nicht von bloßen lateinischen Complimenten rede, sondern nur von solchen förmlichen Reden, darinnen ein rechter Hauptsatz ausgeführet wird.

II. §.

Zuförderst nun fraget es sich hier, wo man denn die Erfindungen der Hauptsätze hernimmt? Ich antworte, ein jeder muß auf sein Amt, auf seine Fähigkeit, auf die Veranlas-

sung

sung zu seiner Rede, und auf alle Umstände der Zeiten und Oerter Achtung geben: so wird ihm leichtlich ein guter Hauptsatz einfallen. Wer z.E. ein öffentliches Lehramt antritt, der kann aus der Wissenschaft, die er lehren soll, eine Wahrheit, die nicht gar zu gemein und bekannt ist, und von jemanden in Zweifel gezogen wird; oder einen gemeinen herrschenden Irrthum; oder das Lob seiner Wissenschaft überhaupt, u.d.gl. zum Gegenstande seiner Gedanken machen. Wer ein Rectorat übernimmt oder niederlegt, der kann nach Beschaffenheit des Zustandes seiner hohen Schule, von ihrem Flore; von dem Wachsthume der Gelehrsamkeit, seit dem Akademien gestiftet worden; von dem Nutzen, den das gemeine Wesen von der Gelehrsamkeit hat; von der Nothwendigkeit eines Oberhauptes auf Akademien; von den Vorzügen seiner Universität vor andern benachbarten; von der, allen Studirenden obliegenden Pflicht, ein sittsames und ordentliches Leben zu führen, gewissen Wissenschaften obzuliegen, oder gewisse Abwege zu vermeiden ꝛc. reden. Wer bey Promotionen reden soll, der muß wiederum auf die Facultät sehen, darinnen er entweder den Titel ertheilet, oder annimmt, und eine solche theoretische oder praktische Wahrheit wählen, die sich für ihn, für seine Zuhörer, und für die Zeit, da er redet, am besten schicket. Es muß aber auch eine solche seyn, die nicht gar zu gemein und ausgemacht ist: sondern daran noch wohl von manchem gezweifelt wird, oder davon man, eine neue Meynung oder einen neuen Beweis zu geben, im Stande ist.

III. §.

Von den Vorreden bey Disputationen ist zu merken, daß sie sehr selten als ausführliche Reden, sondern mehrentheils als kurze Complimenten eingerichtet werden, und also keinen besondern Hauptsatz nöthig haben. Wollte man es aber zuweilen thun: so müßte es gleichfalls eine Materie seyn, die sich zu der vorhabenden Disputation schickte, und die den Zuhörern angenehm seyn könnte. Aus diesem letztern fließt es, daß man nicht von gar zu tiefsinnigen und ab-

stracten Sachen reden müsse: denn diese sind allemal den wenigsten Zuhörern so geläufig, daß sie dieselbigen ohne ein mühsames Nachdenken erreichen könnten. Bey Jubelfesten, und andern großen Feyertagen werden auch Reden gehalten. Jene sind entweder akademische, oder Religions-Jubelfeyern: und in beyden muß sich der Hauptsatz zur Sache schicken. Doch hüte man sich vor bloßen historischen Erzählungen, die nichts anders, als ein mageres Wesen mit sich bringen, und dem Zuhörer leicht einen Ekel erwecken. Reden halten, das heißt nicht ein Historienschreiber seyn; vielweniger einen Sammler verschiedener Histörchen oder Mährchen abgeben: wie sich wohl viele in ihren akademischen Reden dieser Art bedienet haben; daß sie aus der gelehrten Historie eine Menge lustiger und lächerlicher Schnörkel zusammen gestoppelt haben, um ihren Zuhörern ein Gelächter zu erwecken. Man muß seine Zuhörer von einer Hauptwahrheit überreden, und das nur mit Gründen und Beweisen ins Werk richten. Nun kann zwar eine solche Wahrheit auch historisch seyn: allein es wird doch allemal ein großer Unterschied seyn, wenn man z. E. die ganze Geschichte der Leipziger Akademie in eine Rede bringen; oder etwa behaupten wollte, das Johann von Münsterberg ihr erster Stifter, Rector gewesen sey. Mit den Schulreden hat es letztlich eben die Bewandniß. Auch diese müssen sich zu den Absichten, Aemtern und Umständen schicken. Auch diese müssen einen logischen Satz zum Grunde haben. Auch diese müssen dem Redner anständig, und dem Zuhörer nicht verdrießlich seyn:

IV. §.

Die Ausführung solcher Sätze nun geschieht, durch die oberwähnten und so oft wiederholten Stücke, nämlich die Erklärung, den Beweis, die Widerlegung der Einwürfe, und die Erregungen der Gemüthsbewegungen; wobey hin und her auch einige Erläuterungen angebracht werden können.

nen. Von allen diesen Stücken habe ich insbesondere nichts zu sagen. Es bleibt alles bey den allgemeinen Regeln, die ich oben ausführlich vorgetragen und erläutert habe. Es pflegen aber auf allen hohen Schulen die Reden durchgehends in lateinischer Sprache gehalten zu werden; weil diese einmal für die Muttersprache der Gelehrten gehalten wird. Daher muß derjenige, der solche akademische Reden zu halten schuldig, oder willens ist, sich auch einer guten lateinischen Schreibart befleißigen. Diese zu erlangen, lese man fleißig die ciceronischen Reden, und andre gute Scribenten, aus den sogenannten goldenen Zeiten der lateinischen Sprache. Denn es ist allerdings billig, das derjenige, der in einer fremden Sprache reden will, sie so schön rede, als es nur möglich ist. Aber man hüte sich auch dabey vor dem entgegengesetzten Fehler derjenigen, die sich einbilden, ihre Reden wären schon gut und vortrefflich, wenn nur alle Wörter derselben im Cicero stünden. Es ist ganz etwas anders, lateinische Wörter aussprechen, und lateinisch reden. Man muß auch die alte lateinische Art zu denken annehmen, und allen seinen Perioden einen recht ciceronischen Schwung zu geben wissen. Dieses wollen andre auch zwar thun: sie schreiben aber ganze Zeilen und Sätze aus den alten Rednern ab, und bestehlen den Cornelius und Plinius, so, daß alle Schüler es merken können. Wer das thut, der darf nicht hoffen, daß man ihn jemals für einen guten Lateiner halten werde.

V. §.

Gleichwohl wird auch der allerbeste Lateiner noch nicht viele Heldenthaten in der Beredsamkeit thun, wenn ihm die Sachen fehlen, davon er reden soll. Wer nichts als Wörter und Redensarten gelernet hat, nichts als römische Alterthümer und kritische Historien der lateinischen Sprache besitzet, nichts als den Livius und Sallustius auswendig kann: der weis doch auf bedörfenden Fall nichts zu sagen, was sich zur Sache schicket. Ein Redner muß auch selbst etwas neues

neues erdenken können, das sich auf seine Zeiten schicket: dieses aber geht ohne eine sattsame philosophische Erkenntniß und mannigfaltige Belesenheit ganz und gar nicht an. Es ist auch nicht allemal mit einer historischen Abhandlung aus den Geschichten der Gelehrten, ausgerichtet. Man kann nicht immer vom Ursprunge der Akademien, der vier Facultäten, der Doctor- und Magistertitel seine Collectaneen zusammen setzen. Auch die Schicksale dieses oder jenes Theiles der Gelehrsamkeit, dieser oder jener Secte in den Wissenschaften, schicken sich besser zu den gelehrten Abhandlungen oder Dissertationen, als zu den Reden. Folglich ist auch die historische Erkenntniß nicht zulänglich, einem Redner gute Erfindungen an die Hand zu geben. Indessen will ich auch nicht behaupten, daß man die abstractesten Grillen, oder die verlegenen Irrthümer der Philosophen wieder aufwärmen, oder Lehren widerlegen sollte, denen kein Mensch mehr zugethan ist. Nein, was ein Redner vortragen will, das muß wichtig, neu, angenehm, noch nicht ganz ausgemacht, und den meisten Zuhörern verständlich und begreiflich seyn. Ein jeder begreift, daß sich auch theologische, juristische und medicinische Materien dergestalt zu Hauptsätzen akademischer Reden brauchen lassen, wenn sie diese Eigenschaften haben. Was sonst wegen der Anreden, Wünsche, Titel und anderer Nebendinge bey solchen Reden zu beobachten ist, das müssen eines jeden Orts Gewohnheiten und die Absichten der Redner selbst lehren.

VI. §.

Will man gute Muster solcher akademischen Reden lesen, so bemühe man sich um Melanchthons, August Buchners, Schurzfleischens und Cellarius Reden, darinn man eine Menge gutter Exempel finden wird. Von Ausländern kann man den Muretus, Majoragius, Ferrarius, Facciolati, u. a. mehr dazu nehmen, welche alle gesunde Begriffe von der Beredsamkeit gehabt, und sich darnach gerichtet haben.

Man

Man kann auch die Sammlung dazu nehmen, die Herr Professor Kapp allhier vor einigen Jahren ans Licht gestellet hat, als worinn manch schönes Stück befindlich ist. Nach solchen Meistern, die ich Anfängern angepriesen, darf ich mich kaum unterstehen, etwas von meiner Arbeit hieher zu setzen; zumal ich mich in der lateinischen Zierlichkeit für keinen Meister ausgeben mag. Nun habe ich zwar einmal bey einer Dissertation eine Vorrede zum Lobe der Weltweisheit gehalten, und selbige nachmals weiter ausgeführt drucken lassen. Bey dem Antritte meines poetischen Lehramtes habe ich den Satz erwiesen, daß Poeten, die Philosophen sind, dem gemeinen Wesen viel Nutzen schaffen können. Beym Antritt meiner philosophischen Profeßion habe ich den Nutzen und die Nothwendigkeit der Metaphysik erwiesen. Bey einer Baccalaureal-Promotion habe ich als Promotor, wider den Democritum redivivum dargethan, daß auch die geistlichen Lehrer Redner seyn sollen. Als Procancellarius habe ich bey einer Magister-Promotion wider den Bischof Huet, in seinem Buche von der Schwachheit der menschlichen Vernunft, gezeiget, daß auch die Gewißheit des Glaubens sich auf die Gewißheit der Vernunft gründe. Und als Rector habe ich am Ende des 1738sten Jahres, als eine Vorbreitung zu dem im 1739sten Jahre einfallenden Leipziger Reformations-Jubelfeste, dargethan, daß auch die freyen Künste und Wissenschaften von der Religionsreinigung unzählige Vortheile gezogen haben: derer vorißo nicht zu gedenken, die ich auch in meinem zweyten, dritten, vierten und fünften Rectorate gehalten. Eben so übergehe ich meine Lobrede auf Wien von 1750, und die bey einer poetischen Krönung 1752. mit Stillschweigen, darinn ich bewies, daß die deutsche Sprache den Namen einer gelehrten Sprache verdiene. Doch weil ich bey dieser Auflage alle meine eigene Sachen wegzulassen entschlossen bin: so will ich sie sämmtlich zu einer andern Zeit und Gelegenheit versparen, wo sie mit einander ans Licht treten können.

Das VI. Hauptstück.

Von den Reden der Studirenden auf Schulen und Universitäten.

I. §.

In dem vorigen Hauptstücke hatten wir mit gelehrten Männern zu thun, die sich allenfalls schon selbst zu helfen wissen. Daher gaben wir auch nur denen, die sich selbst nicht recht trauen möchten, einige summarische Anleitung, wie sie sich bey Ausarbeitung ihrer Reden zu verhalten hätten. Hier aber haben wir mit jungen Leuten zu thun, die sich noch gar nicht zu helfen, oder zu rathen wissen; oder die doch furchtsam sind, wenn sie reden sollen, und immer besorgen, sie möchten es nicht recht machen. Daher wollen wir auch diesen eine etwas sorgfältigere Anleitung geben, und sie von der Schule an, bis zu einer akademischen Würde, begleiten. Zwar auf Schulen scheint nach unsern obigen Sätzen, ein junger Mensch noch nicht geschickt zu seyn, eine öffentliche Rede zu halten: weil die Lehren der Beredsamkeit, nicht ohne einen reifen Verstand, gefasset werden können. Allein da die Schulen ungleich sind, und die Schüler der obern Classen an einigen Orten, auch schon zur Redekunst angeführet werden: so kann man es niemanden wehren, auch einige Proben von seiner Beredsamkeit abzulegen. Es kömmt dabey mehrentheils auf die bekannten Actus oratorios, oder öffentlichen Redeübungen an, die von geschickten Schulmännern angestellet werden. Und diese pflegen entweder, ihren Lehrlingen die Reden selbst auszuarbeiten; oder ihnen doch den Entwurf dazu zu machen, und hernachmals alles zu verbessern. Hier hat es also gar keine

Schwie-

Schwierigkeit: indem sich die Schüler doch nach dem Gutachten ihrer Lehrmeister richten müssen.

II. §.

Dergestalt aber bekommen wir, an statt der Jugend, mit den Anführern derselben zu thun: denn auch diese bedörfen vielmals einen guten Rath; seitdem so viele zu Schulmännern gemachet worden, die sich wohl selbst keiner akademischen Anleitung zur Redekunst bedienet, und in keiner Redeübung die Beredsamkeit erworben haben. Denn wie nirgends ein Meister vom Himmel fällt: so ist es auch kein Wunder, daß mancher Lehrer in Schulen selbst erst recht gewahr wird, wo es ihm fehlet; wenn er andern Regeln und Exempel von einer Kunst geben soll, die er selbst niemals gelernet hat. Höret gleich mancher Ciceros schönes Latein bis zum Ekel anpreisen, und bekömmt dadurch einen recht fanatischen Eifer für dasselbe: so hat er doch darum Ciceros redneriſche Lehren, und Kunstgriffe so wenig in seiner Gewalt, als seine Lehrer. Es gebe also ein Schulmann, der seine Untergebenen zur Beredsamkeit anzuführen Willens ist, auf die verschiedene Fähigkeit derselben Acht. Die gar zu schwachen, muß er mit eigenen Ausarbeitungen verschonen, und zufrieden seyn, wenn sie etwas auswendig lernen, was entweder in lateinischen Büchern schon steht, oder was von ihm, dem Lehrer selbst, ausgearbeitet worden. Was die größern anbetrifft, die schon einen reifern Verstand haben, und der Feder etwas mächtiger sind, die kann man wohl zuweilen, nach einem vorgeschriebenen Entwurfe etwas ausarbeiten lassen; aber man muß es ihnen doch hernach ausbessern. Hierauf lasse man sie alles wohl auswendig lernen, und übe sie eine gute Weile in der guten Aussprache, und in den wohlanständigen Bewegungen des Leibes. Das ist es alles, was Schüler thun können; denn die Erfindung und Einrichtung ganzer Reden zu machen, dazu sind sie nicht eher fähig, bis sie die akademischen Wissenschaften eine zeitlang getrieben haben; wie oben bereits erwiesen worden.

III. §.

III. §.

Fraget nun jemand, wo denn so viele Hauptsätze herzunehmen sind, die so viele Schüler abhandeln sollen, als man in solchen Redeübungen gemeiniglich auftreten läßt: so antworte ich, erstlich, daß es eben nicht nöthig ist, alle mit einander reden zu lassen. Ein Lehrmeister muß eine kluge Wahl treffen, und nur die muntersten, lebhaftesten und geschicktesten Köpfe dazu nehmen. Er muß auch auf die äußerlichen Gaben, als in der guten Stimme und Aussprache, imgleichen der guten Stellungen, und freyen unerschrockenen Gebärden, sehen. Denn wer diese nicht zum wenigsten in einem ziemlichen Grade hat, der ist von Natur ungeschickt, ein guter Redner zu werden, und dem muß man nicht vergebliche Mühe machen; indem man ihn zwinget, eine Uebung zu treiben, darinnen er es doch niemals hoch bringen wird. Ist nun dergestalt die Zahl der jungen Redner, die man aufstellen will, ziemlich verkleinert worden: so muß der Lehrer auf eine Anzahl von Wahrheiten denken, die einige Verwandschaft mit einander haben. Z. E. Wenn er die Jugend in Lobreden üben will: so kann er verschiedene Lebensarten der Menschen, bey Hofe, in Städten, auf dem Lande, den Adelstand, das Soldatenleben, die Kaufmannschaft, die Gelehrsamkeit u. s. w. rühmen lassen. Oder er kann die Jahreszeiten, die vier Facultäten, die freyen Künste, die philosophischen Wissenschaften, u. d. gl. um die Wette von denen loben lassen, die dazu eine Neigung haben: worinn z. E. der Fr. von Gomez Sieg der Beredsamkeit vier schöne Muster gegeben hat. Wollte aber ein Redner auch einen großen Hauptsatz, z. E. das Lob eines regierenden Landesherrn, einer Provinz, oder einer Stadt ausführlicher vortragen lassen, als es in einer kleinen Rede geschehen kann: so könnte er solches unter etliche Schüler eintheilen, und stückweise, den einen die Vorbereitung dazu machen, den andern die Weisheit, den dritten die Gerechtigkeit, den vierten die Gnade, den fünften eine andre Tugend seines Herrn rühmen; oder die Eigen-

schaften

schaften der Länder und Städte, nach und nach ausführen; den letzten aber den Beschluß machen lassen.

IV. §.

Doch ich halte mich zu lange bey den Schulen auf. Es ist Zeit, einen Schüler auf Akademien zu bringen, wenn er nur erst seinen Abschied in der Schule genommen hat, wie an vielen Orten gewöhnlich ist. Könnte er nun gleich selbst schon seine Rede machen, so ist es doch gut, daß er sie erstlich von einem seiner Lehrer durchsehen läßt: noch besser aber ist es, wenn er den Entwurf derselben, erst der Verbesserung unterwirft. Es fehlet jungen Leuten noch immer woran, und ihre Vorsichtigkeit vergrößert sich immer, wenn sie hören, wie verständige Männer von ihrer Arbeit urtheilen. Haben sie aber noch nicht Kräfte genug, ihre Reden selbst zu machen, so wollte ich es ihnen, ihrer Ehre halber, rathen, sich dieselbe lieber von ihrer Lehrer einem verfertigen zu lassen, und hernach auf hohen Schulen desto fleißiger zu seyn, diesen Mangel zu ersetzen. Fraget man, was für Hauptsätze in dergleichen Reden zum Grunde geleget werden können: so kömmt es auch auf die Fähigkeit der jungen Leute an, und auf die Lust, die sie zu dieser oder jener Wissenschaft, oder freyen Kunst bey sich verspüren. Diese nämlich können ihnen leichte Sätze an die Hand geben, denen sie gewachsen sind. Sie können auch die Schule, wo sie bisher studiret haben; oder die Universität, dahin sie zu gehen denken; oder die Sorgfalt des Landesherrn, die dergleichen Werkstäten der Gelehrsamkeit gestiftet haben, und noch beschützen, mit Ruhme erheben. Zum Beschlusse aber, müssen sie ihren bisherigen Lehrern danken, und ihre Mitschüler zu allem Guten ermahnen.

V. §.

Wenn sie nun dergestalt, mit einiger Lust und Vorbereitung zur Beredsamkeit, auf Universitäten kommen; und gesonnen sind, es darinnen zu größerer Vollkommenheit zu bringen:

bringen: so müssen sie dennoch nicht sogleich in die Collegia oratoria, oder homiletica laufen; wie es insgemein zu geschehen pflegt. Mit einem leeren Gehirne lernet man in beyden nichts, als die Kunst, viel thörichtes Zeug zu plaudern, oder aus Büchern zusammen zu schreiben, was andre schon gesaget haben. Man muß also das erste Jahr gänzlich der Weltweisheit, der Historie, den Sprachen, und dem fleißigen Bücherlesen, sonderlich in der Sprache, darinnen man ein Redner zu werden denket, widmen. Alle diese Dinge bereiten einen künftigen Redner zu, schärfen seinen Verstand, läutern den Witz, bereichern die Einbildungskraft und füllen das Gedächtniß mit unzählichen nützlichen Sachen an, davon ein Redner nothwendig einen guten Vorrath haben muß. Wenn dieses nun vorläufig geschehen ist, so ist es allererst Zeit, neben der Erlernung ihrer Hauptwissenschaft oder Facultät, auch die Regeln der Redekunst mit neuem Eifer anzugreifen, und sich dieselben von einem geschickten Manne erklären zu lassen. Ich weis wohl, daß die meisten mit der Anleitung, die sie auf Schulen gehabt haben, schon zufrieden sind; und sich einbilden, es fehle ihnen an nichts, als an der Uebung. Aber man erfährt es auch, in solchen Uebungsstunden, zur Gnüge, was für Reden aus dieser Einbildung entstehen; die nämlich weder an Erfindung und Ordnung, noch im Ausdrucke etwas taugen. Es bleibt immer ein großer Unterschied unter der Schulberedsamkeit, die sich oft wider ihren Willen, nach dem schwachen Begriffe junger Knaben richten muß; und unter der akademischen Redekunst, die Leute von reifern Jahren zu Lehrlingen bekömmt. Es müssen sich aber Studirende allemal diejenigen Lehrer in der Redekunst wählen, die zu ihren Zeiten die berühmtesten sind; auch wohl, ihnen zu Gefallen, eben die Akademien erwählen, wo dieselben lehren. So machte es Cicero, der in ganz Griechenland herum reisete, um sich von den berühmtesten Rednern unterweisen zu lassen.

VI. §.

Hat man nun die theoretische Anweisung zur Redekunst durchgehöret, auch die rhetorischen Schriften Ciceros und Quintilians fleißig dabey nachgelesen: so muß man sich nach einer Redeübung umsehen. Denn die wenigen Ausarbeitungen, die in den theoretischen Lectionen, etwa als Proben, dem Lehrer übergeben werden, sind bey weiten nicht genugsam, einen zum Redner zu machen. Die Beredsamkeit ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst; und kann folglich nicht ohne eine langwierige Uebung erlernet werden. Es wird auch nicht so leicht eine hohe Schule seyn, da sich nicht ein Anführer oder Aufseher einer solchen Redeübung finden sollte; wenn es nur nicht an Studirenden fehlet, die Liebhaber davon sind. Die Einrichtung solcher Uebungsstunden sey nun, welche sie wolle: so wird sie schon gut seyn, wenn nur ein Anfänger oft zum reden kömmt, und fleißig beurtheilet und gemustert wird. In meiner bisherigen Erfahrung habe ich es sehr gut befunden, wenn der Lehrer die Erfindung und Anordnung, den Ausdruck und Vortrag beurtheilet; die übrigen Glieder solcher Redeübungen aber, auf die Reinigkeit der Sprache, und grammatische Grundrichtigkeit aller Wörter und Redensarten, Achtung geben. Zu dem Ende ist es gut, daß man Gesetze einführe, dadurch ein jeder Schnitzer wider die Regeln der Sprachkunst, der nicht mit gutem Grunde gerechtfertiget werden kann, mit einer kleinen Geldstrafe beleget wird. Dieses machet theils den Redner, theils aber auch die Zuhörer, desto aufmerksamer auf alle Sylben und Buchstaben, und befördert den regelmäßigen Ausdruck überaus sehr. Er erleichtert auch dem Aufseher oder Lehrer seine Mühe um ein vieles: weil er alsdann nur hauptsächlich auf die Sachen Acht haben, die Schreibart aber nur überhaupt beurtheilen darf, ob sie zu stolz oder zu schlecht; zu matt, oder zu feurig; zu künstlich, oder zu nachläßig gewesen ist.

VII. §.

Fraget man mich nun, was für Reden man in solchen Gesellschaften halten solle? So antworte ich, allerley Arten derselben, keine einzige ausgenommen. Ein jedes Mitglied darf nur bedenken, was es mit der Zeit für Gelegenheiten, öffentlich zu reden, bekommen kann: und sich bey Zeiten darauf gefaßt machen. Man kann also Lobreden, Parentationen, geistliche Reden, und Lehrreden von allerley Materien aus freyen Künsten und Wissenschaften; man kann auch Hofreden, Strohkranzreden und andre dergleichen, davon in den folgenden Hauptstücken etwas vorkommen wird, halten. In allen diesen Stücken muß man nun die obigen allgemeinen und besondern Regeln beobachten. Doch will ich es bey Lobreden und Parentationen niemanden rathen, sich nur Personen zu erdichten, die man loben will. Nein, man muß wirklich verstorbene Leute, oder noch lebende große Männer dazu wählen, deren Verdienste bekannt und ruhmwürdig sind. Denn die Wahrheit der Umstände machet alles viel lebhafter und nachdrücklicher. Dahin gehören auch die Antritts- und Abschiedsreden der Mitglieder in solchen Uebungsstunden, nebst den Beantwortungen derselben, als welche auch schon etwas ernstlicher sind, als die übrigen. Ueberhaupt muß ein jeder Studirender sich selbst die Materien wählen, davon er zu reden Lust und Fähigkeit genug hat. Bey den leztern aber ist es gut, wenn man sich solche Hauptsätze wählet, die zur Redekunst gehören, und bald eine nöthige Eigenschaft eines Redners, bald einen Fehler desselben, bald einen Misbrauch und Uebelstand in der Beredsamkeit selbst, zum Gegenstande seiner Reden macht.

VIII. §.

Nichts ist übrig, als von den öffentlichen Reden zu handeln, die auch von Studirenden zuweilen auf Akademien gehalten werden. Dahin gehören hier bey uns in Leipzig I. der Stipendiaten ihre Reden, die sie einen gewissen Tag

im

im Jahre halten müssen. Diese sollten nun wohl billig Lobreden der Stifter solcher guten Anstalten seyn; und davon haben wir schon oben geredet. Wenn aber so viel von ihnen nicht zu sagen, oder bekannt ist: so muß sich doch der Hauptsatz einigermaßen zu der Sache, das ist zu den Stiftungen schicken, die Studirenden zu gut, auf Akademien geschehen sind; dadurch nämlich Deutschland aus seiner alten Barbarey gerissen worden. II. Gehören hieher die Quartalreden, da hier allemal den Tag nach jedem Quatember, in der akademischen Kirche eine Rede gehalten wird. Hier hat ein Studirender völlige Freyheit, zu reden, was er will. Er thut also wohl, wenn er eine Lehrrede aus der Wissenschaft hält, die er sich zu seinem Hauptzwecke erwählet hat. III. Sind hier die Festreden gewöhnlich. Denn es werden an den drey großen Festen, und am Reformationsfeste von Studirenden, auch wohl jungen Magistern, in der Paulinerkirche gleichfalls öffentliche Reden gehalten. Diese müssen sich aber billig zu denen Festen schicken, an welchen sie gehalten werden, und also von theologischen Materien handeln. IV. Kommen die Reden bey Disputationen und Promotionen vor. Bey jenen sind es gemeiniglich bloße Complimenten, und also brauchen sie hier keine Regeln. Bey diesen letztern aber brauchet man gemeiniglich nur kurze Ausführungen selbstbeliebiger Sätze, dazu die Dechanten und Promotores schon Anleitung geben; oder man machet auch Danksagungen an die Zuhörer ꝛc. die aber dergestalt auch nur Complimente seyn dörfen.

IX. §.

An Exempeln von dieser Art kann es nun zwar nicht fehlen, seit dem aus meinen viele Jahre her fortgesetzten Rednerübungen jährlich eine gute Anzahl solcher Proben von den geschicktesten Federn dem Drucke überlassen, und weit und breit in Deutschland vertheilet worden. Allein es ist auch außer diesen einzelnen Reden, 1738. eine ganze Sammlung davon ans Licht getreten, die sehr viel schöne, und fast untadeliche Stücke von dieser Art in sich hält, die jungen Leuten und Anfängern zu Mu-

stern einer wahren Beredsamkeit, und reinen deutschen Schreibart dienen können. So wie sich nun die nachmittägliche Rednergesellschaft, die sich seit 1728. unter meiner Aufsicht geübet, dadurch in ihrer Stärke gewiesen: so ist auch die vormittägliche, die seit 1735. entstanden ist, weil die erste nicht alle Liebhaber der Beredsamkeit fassen konnte, bereits mit einem Bande ans Licht getreten. Dieses ist 1743. geschehen, unter dem Titel der Uebungsreden, die Herr Joh. Christoph Löschenkohl, itziger Gesandschaftssecretar Sr. Excell. des Herrn Grafen von Esterhasy, ans Licht gestellet hat. Ja auch von der nachmittäglichen Gesellschaft, ist vor kurzem der II. Theil, neue Uebungsreden betittelt, herausgekommen. Auch die in meinem Vaterlande, zu Königsberg in Preußen, unlängst (ich schreibe dieß im Anfange des 1743. Jahres) entstandene deutsche Gesellschaft, hat unter des gelehrten und beredten Herrn Prof. Flottwells Aufsicht, schon solche geschickte Proben abgeleget: daß man der versprochenen Sammlung derselben mit Verlangen entgegen sieht, und künftig die Anfänger darauf wird verweisen können. Meine eigene Exempel habe ich hier, wie bey den obigen Hauptstücken, mit Bedacht weggelassen. Man kann sie aber in meinem gesammleten Reden antreffen.

Das

Das VII. Hauptstück.

Von den Hof- und Staatsreden.

I. §.

Wenn ich hier von den Hofreden handeln will: so wird man leicht von sich selbst sehen, daß ich nicht Lobreden auf große Herren meyne, als wovon schon oben gehandelt worden. Es giebt kleinere Reden in großer Menge, die bey Hofe gehalten werden, und die nur zu den Complimentirreden gehören. Z. E. die Reden der Gesandten an große Herren, um ihnen entweder Glückwünsche oder Leidbezeugungen im Namen ihrer Principalen abzulegen, oder sonst andere Anträge zu thun; die Einführungsreden, wodurch ein Minister oft ganzen Rathstuben einen Präsidenten, oder sonst einen Aufseher vorstellen muß; die Einweihungsreden, da gewisse Abgeordnete, bey Legung der Grundsteine zu öffentlichen Gebäuden, bey Stiftung neuer Akademien oder Gesellschaften, bey Einsegnung der Gotteshäuser, und d. gl. zu reden haben; die Landtagsreden, darinn ein Staatsbedienter den Vortrag des Landesherrn an die Stände thut, der Erbmarschall aber im Namen der letztern dieselbe beantwortet; und endlich die Huldigungsreden, die neu antretende Regenten theils an die Landstände thun lassen, theils aber auch von diesen an jene gehalten werden. Alle diese, und wo etwa noch mehrere Arten dieser Gattung vorhanden wären, können unter dem Namen der Staatsreden verstanden werden.

II. §.

Die Frage, wie diese Reden überhaupt gemachet werden, ist oben, in dem Hauptstücke von Chrieen, schon beantwortet worden. Man darf hier keine künstlich erfundene Hauptsätze gründlich ausführen: das machet, man darf seine Zuhö-

rer von nichts überreden: weil sie entweder der Meynung des Redners vorhin schon beypflichten; oder doch aus andern Ursachen dasjenige thun müssen, was er, im Namen des Königes oder des Fürsten, von ihnen haben will. Wenigstens hat es der Gebrauch unsrer Hofleute so eingeführet, daß sie sich keine Mühe geben, ihre Zuhörer durch Beweise und Bewegungsgründe einzunehmen. Sie würden auch oft sehr übel daran seyn, wenn sie solches zu Ausführung ihrer Absichten nöthig hätten. In freyen Republiken war solches vorzeiten nöthig, weil das Volk daselbst nichts that, als was es selbst für gut befand; und daher mußten die damaligen Redner sehr geschickt seyn. Heute zu Tage aber regieren selbst die Republiken, nicht mehr durch Vernunft und Ueberzeugung, sondern durch Zwang und Gewalt, oder durch List. Daher haben sich auch alle diese Hofreden nur in Chrieen verwandelt, die sich ohne alle Gelehrsamkeit und Einsicht in die Natur des Menschen, halten lassen. Folglich brauchen wir auch keinen Demosthenes oder Cicero bey Hofe: und wenn ja ein solcher irgend wo aufstünde, so würde er in den heutigen Complimentirreden, alle seine Kunst nicht anbringen können.

III. §.

Wer nun solche Hofreden machen soll, der darf nur gleich auf den Hauptzweck seiner Rede denken, und daraus gleich das Consequens derselben machen. Den Grund davon, oder die Veranlassung dazu, nenne er das Antecedens, und die besondere Verbindung von beyden die Connexion: so ist der Entwurf oder Grundriß von seiner Hofrede fertig. Z. E. Gesetzt, es sollte ein Minister jemanden zum Präsidenten eines Hofraths, Appellations- oder Hofgerichts einsetzen: so ist seine Absicht, zu sagen: Gegenwärtigen N. N. soll das ganze Collegium künftig als seinen Präsidenten ansehen und ehren. Der Anlaß dazu ist dieser: denn diese Stelle ist durch die Beförderung, oder das Absterben des vorigen Präsidenten erlediget worden. Die nähere Verbindung kömmt auf des Fürsten Willen und Verordnung an,

an, der diesen N. N. zu seinem Nachfolger bestimmet hat. So kömmt nun die ganze Einrichtung so heraus:

Antecedens, oder der Vorsatz. Der vormalige Präsident dieses Collegii ist bekannter maßen, mit Tode, oder durch fernere Beförderung abgegangen, und diese ansehnliche Stelle also erlediget worden.

Connexio, oder die Verbindung. Nun haben Se. Kaiserl. oder Königl. Majest. Churfürstl. oder Hochfürstl. Durchl. gegenwärtigen Herrn N. N. zum Nachfolger desselben ersehen, und mir denselben hiermit einzuführen, anbefohlen.

Consequens, oder der Nachsatz. Folglich werden sich alle Räthe oder Beysitzer dieses ansehnlichen Collegii künftig darnach zu achten, und ihn als ihren Präsidenten anzusehen, und zu verehren haben.

IV. §.

Dieses ist nun das bloße Gerippe einer solchen Introductionsrede, welches aber auf allerley Art, erweitert und ausgepußet werden kann und muß. Denn ob es gleich auch viele Hofreden giebt, darinn außer den Titeln und Namen, und etlichen Curialformeln nichts weiter vorkömmt, als diese drey Stücke: so giebt es doch auch andre, die man etwas weitläuftiger ausgeführet hat. Man könnte also hier auf das Antecedens, gleich ein kleines Lob des abgegangenen Präsidenten einfließen lassen; oder einen allgemeinen Lehrspruch von dem Wechsel aller Dinge, von der Sterblichkeit, von der billigen Beförderung treuer Diener, u. d. gl. einrücken; auch wohl ein Exempel, ein Zeugniß, ein Gleichniß, und ein paar gute Einfälle, auf eine ungezwungene Art, anbringen: aber man brauche ja nicht alles auf einmal, sondern nur etwas davon, welches dem Redner am besten gefällt. Bey dem andern Satze, oder bey der Verbindung, kann gleichfalls entweder von der Sorgfalt des Landesherrn in Handhabung der Gerechtigkeit, oder von den Verdiensten und guten Eigenschaften des neuen Präsidenten, oder von der Wichtigkeit einer solchen Stelle, etwas gedacht werden; und auch dieses kann mit ein paar Erläuterungen ausgeschmücket werden. Endlich kann zuletzt noch dem neuen Vorsteher, auch seine Pflicht, mit einer guten Art angepriesen, und endlich ein Wunsch angehänget werden, daß

es dem Könige oder dem Landesherrn, dem Vaterlande und dem hohen Collegio, allezeit nach Wunsche gehen, und die Gerechtigkeit beständig darinn blühen möge.

V. §.

Auf eben diese Art können auch die übrigen Reden, die oben erwähnet worden, entworfen und ausgearbeitet werden. Denn das Kunststück per Antecedens & Consequens ist so allgemein, daß es sich so gar in Briefen brauchen läßt. Es dörfte sich also ein solcher Hofredner nur einbilden, daß er von der Sache, davon er reden soll, ein Schreiben an jemanden abfassen wollte: so wird sich alles leicht geben. Manche Reden, als z. E. die Gesandschaftsreden der Bothschafter, sind auch nicht viel länger, als ein Brief. Große Herren haben heute zu Tage nicht viel Geduld, einen Redner zu hören: daher ist derjenige Glückwunsch, die Leidbezeugung, oder Freundschafts-Versicherung allemal die angenehmste, die am kürzesten abgefasset ist. Ohne dieß nehmen die Titel hoher Häupter, und die ehrerbiethigen Ausdrückungen, auch Zeit und Raum weg, so daß die Anrede wider Vermuthen lang wird, ob gleich nicht viel darinn gesagt ist. Man sehe nur in den Reden großer Herren die Exempel davon nach, so wird man überführet werden, daß die Redekunst mit solchen Hofreden fast gar nichts zu thun hat: weil ein jeder Hofmann, aus dem Stegreife, gar leicht ein solches Compliment zu machen im Stande ist.

VI. §.

Wir wollen es indessen nicht läugnen, daß nicht auch viele Reden bey Hofe gehalten würden, die ein ganz anders und gelehrteres Ansehen gehabt hätten. Man findet in den Reden großer Herren auch Stücke von großer Belesenheit, darinn Exempel, Zeugnisse, Gleichnisse und andere so genannte Realien mehr, fast im Ueberflusse vorkommen. Allein fürs erste ist es gewiß, daß dieses zuweilen eine gar merkliche Pralerey ist; wenn man durch so viel weit gesuchte Zierrathe, eine Belesenheit zeigen will, die man doch selbst nicht hat. Allein darum will ich nicht in Abrede seyn, daß man nicht auch Hofreden machen könne, die etwas gelehrter aussehen. Man darf nur den

Ent-

Entwurf dazu per Thesin & Hypothesin machen, wie oben gewiesen worden, da wir von Chrieen eine Anweisung gaben. Doch muß man die Gelegenheiten unterscheiden, darinn man solche Reden hält: denn es ist nicht allemal rathsam, damit aufgezogen zu kommen. Wo sich dieselben noch am besten hinschicken würden, das wäre bey Einweihung neuer Universitäten, und gelehrter Gesellschaften. Man sehe hiervon die Exempel, die der Herr von Fuchs bey Stiftung der Universität Halle, und der Herr Oberhofprediger Jablonski, nachmaliger höchstwürdiger Präsident der königl. preußischen Societät der Wissenschaften, bey Eröffnung derselben, gehalten hat. Ueberhaupt kann man sich aus den Reden großer Herren hier und dar die besten aussuchen, und sie mit Vermeidung der Fehler, die wir oben von der Schreibart angemerket haben, sich zu Mustern dienen lassen.

VII. §.

Weil es überflüßig seyn würde, solche Hofreden hieher zu setzen, die schon in den Reden großer Herren, oder in andern solchen Sammlungen stehen; meine eigene Exempel aber, die in den vorigen Auflagen gestanden, nach dem einmal gefaßten Entschlusse wegbleiben sollen: so habe ich nur etliche Stücke hersetzen wollen, die bereits im vorigen Jahrhunderte, bey verschiedenen wichtigen Vorfällen, im Reiche wirklich gehalten worden. Die Erfindung und Einrichtung habe ich gelassen, wie sie schon in dem I. B. der Reden großer Herren befindlich sind: nur die Schreibart habe ich hin und wieder, von ihrer großen Weitläuftigkeit, und den ausländischen Brocken befreyet, womit man damals den Ausdruck zu erheben glaubte. Dieses wird genug seyn, die Einrichtung solcher öffentlichen Hof- und Ceremonienreden zu zeigen; ungeachtet es der Gelegenheiten noch viel mehrere giebt, wo sie vorzukommen pflegen. Wie sehr wollte ich wünschen, daß ich einige Stücke mittheilen könnte, die des erlauchten Grafen von Bünau Excell. als Landesältester auf den Landtagen zu Altenburg gehalten hat.

Rede

der kaiserlichen Gesandschaft zu Regensburg, bey der im Jahre 1663 dahin überbrachten schriftlichen kaiserl. Proposition, gehalten an die gesammten Reichsstände von dem kaiserl. Con-Commissario Herrn Grafen zu Wolkenstein.

Der römischen kaiserlichen Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, zu diesem allgemeinen Reichstage bevollmächtigter hochansehnlicher kaiserlicher Commissarius, der hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Guidobald, Erzbischof zu Salzburg, vermeldet des heil. römischen Reichs wirklich erscheinenden, wie auch derer abwesenden Churfürsten, Fürsten und Stände, Räthen, Bothschaftern und Gesandten, seinen freundlichen Gruß, Gnade, Willen, und alles Gute. Sodann lassen Seine Fürstl. Gnaden vorbringen und anzeigen; daß Churfürsten, Fürsten und Stände, wie auch der Abwesenden Räthe, Bothschaften, und Gesandten, Inhalts des kaiserlichen Reichstages-Ausschreibens, nunmehr verstanden haben, um was großer erheblicher Ursachen willen, Seine kaiserl. Maj. diesen Reichstag, mit einhälligem Beyfalle des heil. röm. Reichs Churfürsten, vorgenommen und angesetzet.

Ob nun wohl der Sachen Nothdurft erfodert hätte, daß Se. kaiserliche Majestät selbst, in Person allhier erschienen wären; so sind sie doch, durch sonderbare eingefallene Verhinderungen, und zumal wegen der Ihren Erbkönigreichen und Landen androhenden Gefahr des Erbfeindes christlichen Namens, des Türken, davon abgehalten worden. Daher haben Sie, an deroselben statt, Se. Hochfürstl. Gnaden dahin vermocht, daß dieselben solchen Auftrag Seiner kaiserlichen Majestät, der deutschen Nation, und mithin der ganzen Christenheit zum besten, gutwillig übernommen. Seine Hochfürstl. Gnaden

den sagen also, Churfürsten, Fürsten und Ständen, wie auch den anwesenden Räthen, Bothschaften und Gesandten, für diese so willfährige Zusammenkunft, Absendung und Erscheinung, freundlichsten und gnädigsten Dank. Sie ersuchen darauf, und kraft des gegenwärtigen kaiserl. Credenzschreibens, ferner sammt und sonders; weil Seine kaiserl. Majestät dasjenige, davon dieses Orts zu handeln seyn wird, in einen schriftlichen Vortrag verfassen lassen: es wollen die erscheinenden Churfürsten, Fürsten und Stände, imgleichen der abwesenden bevollmächtigte Räthe, Bothschafter und Gesandte, solchen kaiserlichen Vortrag nicht allein unbeschwert anhören, sondern sich auch erheischender äußersten Nothdurft, und Sr. kaiserlichen Majestät zuverläßigem gnädigsten Vertrauen nach, mit gewieriger guter Antwort, förderlich hierüber erklären. Das wollen bey Sr. kaiserlichen Majestät, Seine Hochfürstl. Gnaden gebührlich rühmen: und Seine kaiserliche Majestät werden es gegen Churfürsten, Fürsten und Stände, auch der anwesenden Räthe, Bothschaften und Gesandten, mit freundschaftlichen kaiserlichen Hulden, Gnaden, und allem Guten, jederzeit verschulden. Ihre Hochfürstl. Gnaden aber, werden gleichfalls für ihre Person, denenselben zu freundlichen Diensten, gnädigem Willen und allem Guten, allemal erböthig uud zugethan verbleiben.

Rede

des Erzbischofes zu Salzburg, als kaiserlichen Principalcommissars, so er nach verlesener Proposition, an die gesammten Reichsstände gehalten; 1663.

Die hochwichtigen Ursachen, durch welche die römische kaiserl. Majestät, mein allergnädigster Herr, diese Reichsversammlung anzusetzen bewogen worden, haben des heil. römischen Reichs Herrn Churfürsten, Fürsten und Stände, oder dero bevollmächtigte Räthe, Bothschafter und Gesandten, nicht allein aus deroselben kaiserlichen Ausschreiben, sondern auch aus dem jetzteröffneten und verlesenen Vortrage mit mehrerm zur Gnüge vernommen. Allerhöchstgedachter kaiserlichen Majestät sorgfältige väterliche Absicht geht hauptsächlich dahin, wie fürs erste, dem Erbfeinde, wegen dessen wider die allgemeine Christenheit führenden gefährlichen Vorhabens, und eine zeither in Siebenbürgen, und anderer Orten geschehenen Einbruches, mit gesammten Zuthun und erfoderlichem Nachdrucke begegnet werden möge. Sodann sind selbige eifrigst dahin bedacht, wie das heil. römische Reich in guter Ruhe und Sicherheit erhalten, und sowohl der mit großer Mühe und Unkosten erworbene Frieden, dauerhaft gemachet; als das uralte deutsche Vertrauen, zwischen Haupt und Gliedern, und diesen unter sich selbsten, festgesetzt werden könne. Schließlich sind dieselben auch landesväterlich besorget, auf was Weise die, vermöge des Friedensschlusses zu vollstrecken überbliebenen, und anher zum Reichstage zu weitererer Abhandlung verwiesenen Materien, erläutert, und ohne weitere Verzögerung verglichen werden mögen.

Es leben auch Se. kaiserl. Majestat der ungezweifelten allergnädigsten Zuversicht: es werden hochgedachte Herren Churfürsten, Fürsten und Stände, oder deren Räthe, Bothschaf-

schafter und Gesandte, sich angelegen seyn lassen, angeregten wohlgemeynten Vortrag, mit seinen wichtigen Umständen, der Nothdurft nach, zu erwägen, denselben Stückweis in gebührende Ueberlegung zunehmen, und sich darüber also willfährig und einhällig zu erklären; wie es des heil. römischen Reichs gedeihliches Aufnehmen und Ruhestand, und eines jeden besondrer Nutz und Wohlfahrt erfodert. Ich versichere hiermit die Herren Churfürsten, Fürsten und Stände, auch deren anwesende vortreffliche Räthe, Bothschaften und Gesandten, daß ich, sowohl wegen tragender kaiserlichen Principalcommißion, als Mitdirector des Reichsfürstenraths, mich ungespartes Fleißes bearbeiten werde, zu Erreichung dieses heilsamen Zweckes, das meinige, äußerstem Vermögen nach, beyzutragen. Ich will zu dem Ende mit demselbigen gebührendes und vertrauliches Vernehmen pflegen, und an mir dießfalls nichts ermangeln lassen.

Seine kaiserliche Majestät zwar werden solches, gegen die sämmtlichen Herren Churfürsten, Fürsten und Stände, mit Freundschaft und allen Gnaden erkennen: ich aber verbleibe willig und geneigt, denenselben alle beliebige freundschaftliche Dienste und Willfährigkeiten zu erweisen; bin auch denen anwesenden ansehnlichen Gesandschaften, zu Bezeigung angenehmer Willfahrung, auch alles Lieben und Guten allezeit bereit und bewogen.

Rede

an Se. Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg,
Herrn
Friedrich Wilhelm den Großen,
als derselbe
von dem eroberten Stetin zurück kam,
abgelegt vor Berlin,
im Namen der Räthe der Churfürstl. Residenzstädte
von
dem Bürgermeister Tiefenbachen,
den 31 Decembr. 1677.

Durchlauchtigster Großmächtigster Churfürst,
gnädigster Churfürst und Landesvater,

Durchlauchtigste Churfürstinn, gnädigste Churfürstinn und Landesmutter.

Die Griechen haben, nach erhaltener marathonischen Schlacht, worinnen sie dem mächtigen Perserkönige Darius obgesieget, dem Tempel der Diana zu Epheso, an statt ihrer Dankbarkeit, einen solchen Schatz Silbers und Goldes zugeschicket, daß gezweifelt worden: ob auch noch so viel Gold und Silber in Griechenland übrig geblieben? Bey den Römern verehrten die römischen Matronen dem Orakel des Apollo, allen ihren weiblichen Schmuck und ihre schönsten Kleinodien; da Furius Camillus die Etruscer. und Volscer geschlagen hatte. Und als der Feldoberste Cornelius Sylla, den berühmten König Mithridates, mit welchem das römische Volk ganzer 46 Jahre Kriege geführet, überwunden hatte, hat der Senat zu Rom beschlossen: daß alles,

was

was sie in selbigen Kriegen erlanget, nebst etlichen Schüsseln ihres eigenen Blutes, dem Gotte Mars geopfert werden sollte.

Eurer Churfürstl. Durchl. sämmtliche getreueste Unterthanen der Chur- und Mark Brandenburg, und darunter sonderlich der Magistrat, nebst allen Einwohnern Eur. Churfürstl. Durchl. Haupt- und Residenzstädte, Berlin, Cölln, Friedrichswerder und Dorotheenstadt, haben, an statt der Griechen und Römer Opfer, den wahren Gott Himmels und der Erden, zu der Zeit demüthigst angerufen, und ihn mit Seufzen gebethen: da Eure Churfürstl. Durchl. dem römischen Reiche zum besten, die Waffen ergriffen, daß er selbige auch segnen; und Eure Churfürstl. Durchl. nebst Dero hochgeliebten Gemahlinn, auch Churprinzen und Prinzeßinn, bey guter Gesundheit, und allem Churfürstl. Wohlergehen gnädigst erhalten wolle.

Dieses ist nun auch dem höchsten Gott dergestalt gefällig gewesen, daß, als vor drittehalb Jahren die nordischen Feinde, wider alles Völkerrecht, und wider alle aufgerichtete Verträge, Dero Churfürstenthum, und Erbländer gewaltthätiger Weise überfallen, dieselben solche aufs geschwindeste vertrieben. Wie dort der erste Kaiser Julius Cäsar, die erhaltene Victorie wider den König in Pontus und Syrien, Pharnaces, an den Rath zu Rom mit drey Worten: Veni, vidi, vici, berichtete: eben so haben auch E. Churfürstl. Durchl. durch des Höchsten Beystand, damals Dero Feinden schleunigst den Rückweg gewiesen, und sie zum Lande hinaus getrieben. Noch nicht genug: denn es hat auch ferner der Höchste das Gedeihen dazu gnädigst verliehen, daß unterschiedliche vornehme Vestungen; und darunter die Haupt- und berühmte Hansee-Handels- und Vestungsstadt Stetin, mit dem ganzen dazu gehörigen Herzogthume, Eurer Churfürstl. Durchl. Zepter sich unterwerfen und ergeben müssen.

Wir danken daher nicht allein dem höchsten Gott hiermit von Herzen, daß er Eure Churfürstl. Durchl. nebst Dero hochgeliebten Gemahlinn, Churfürstl. Prinzen und Prinzeßinn, bisher vor aller Gefahr beschützet, und die rechtmäßig-ergrif-

fenen

fenen Waffen dergestalt gesegnet hat, daß die Feinde überwunden, ihre Vestungen erobert, wir aber erfreuet, und unsere Mauren sicher gestellet worden; sondern wünschen auch Eurer Churfürstl. Durchl. hiermit deswegen von Herzen Glück, Heil und Segen. Wir thun aber letzteres um soviel erfreuter und inbrünstiger, da sie nunmehr dasjenige Herzogthum, und die Veste Stetin wirklich erlanget haben, welche durch Absterben des letzten Herzogs Bogislaus zu Stetin, Eurer Churfürstl. Durchl. und Dero Herrn Vater, glorwürdigsten Andenkens, schon vor neun und dreyßig Jahren, durch das Erbrecht zugehöret hat; und von den bisher feindseligen Nachbarn zur Ungebühr vorenthalten worden.

Wir vereinigen aber mit unserm getreuestem Glückwunsche, auch die unterthänigste demüthigste Bitte: daß der höchste Gott, dieses erlangte Herzogthum von Eurer Churfürstl. Durchl. und Dero hohem Churhause, in Ruhe gnädigst besitzen; den Churfürstl. Thron, so lange die Welt steht, segnen und befestigen, und durch Dero Erben zu ewigen Zeiten dero Chur- und Erbländern wolle einverleibet bleiben lassen.

Da nun Eure Churfürstl. Durchl. und Dero hochgeliebte Gemahlinn, mit dem Durchl. Churprinzen und Prinzen, auch nunmehr in Dero Haupt- und Residenzstädten Dero gesegneten und triumphirenden Einzug halten: so ersuchen wir Dieselben unterthänigst, dasjenige, was von dem Rathe, auch Herrn Eximirten, aus unterthänigster Liebe, und gehorsamster treuen Bedienung, zu Eurer Churfürstl. Durchl. Ehren, dort aufgerichtet und verfertiget worden, dergestalt gnädigst aufnehmen zu wollen, als der große Perser- und Meder-König Artaxerxes Mnemon es erkannte, und sich gnädigst gefallen ließ; da einer von seinen Unterthanen, welcher nicht großes Vermögens war, nur einen Trunk kaltes Wassers aus dem Flusse schöpfete, und es demselben zubrachte.

Desselben Rede an Churfürst Friedrich Wilhelmen, zu Brandenburg,

womit ihm im Namen seiner Residenzstädte, vor Berlin empfangen, und Ihm wegen Eroberung der Insul Rügen, Stralsund und Grypswalde gratulirt worden, den 2 Dec. 1678.

Durchlauchtigster Großmächtigster Churfürst, gnädigster Churfürst und Landesvater,

Durchlauchtigste Churfürstinn, gnädigste Churfürstinn und Landesmutter.

Als der dritten Monarchie erster König, Alexander Magnus, in dem vor seiner Zeit, für unüberwindlich gehaltenen großen Königreiche Indien, seine geführten Kriege zu Ende gebracht, und daselbst die Gränzen seines Reichs am Meere gesetzet hatte; hat er zum Denkzeichen der von ihm verrichteten Heldenthaten; die Stadt Alexandria bauen, steinerne Säulen aufrichten, und unterschiedliche Altäre, dem Jupiter Ammon darauf zu opfern, verfertigen lassen. Wann nun obgedachten Alexanders des großen Thaten, mit Eurer Churfürstl. Durchl. glücklich geführten Kriegswaffen, verglichen werden: so findet sichs, daß diese viel gerechter, nützlicher und zuträglicher, als jene gewesen; und zwar deswegen weil selbe allemal aus landesväterlicher Liebe, zu Beschützung ihrer Länder, und zur Erhaltung ihrer gehorsamen Unterthanen, hervorgesuchet worden. Daher ist es aber auch durch

des Höchsten Beystand erfolget, daß solche Kriege allemal einen gewünschten und vergnüglichen Ausgang gewonnen, und noch neulichst, die vorhin für unüberwindlich gehaltene Vestung Stralsund, mit der Insul Rügen, und der Stadt Grypswalde, mit dem ganzen Pommerischen Herzogthume, sich an Eure Churfürstl. Durchl. ergeben müssen; wodurch Eurer Churfürstl. Durchl. Länder und Gränzen erweitert, und an dem Meere befestiget worden.

Wie nun über solche gute Bothschaft alle Eurer Churfürstl. Durchl. getreue Unterthanen, und darunter der Rath, mit der Bürgerschaft allhier, von Herzen erfreuet worden: so haben Bürgermeister und Rath dieser Haupt- und Residenzstädte, Eurer Churfürstl. Durchl. hierdurch, als einem Ueberwinder, einem Siegsfürsten und regierenden Herzoge in Pommern, unterthänigst Glück wünschen, und dabey Gott danken wollen: daß er Eurer Churfürstl. Durchl. hohe Person, mit Dero hochgeliebten Gemahlinn, Churfürstl. Prinzen und Prinzeßinn, vor allem Unfalle bisher bewahret; die rechtmäßig ergriffenen Waffen gesegnet, und Sie allerseits bey guter Gesundheit erhalten, auch des heil. römis. Reichs, und Eurer Churfürstl. Durchl. eigene Feinde, aus denen vor langen Jahren Eurer Churfürstl. Durchl. eigenthümlich zugehörigen Erbländern, nunmehr glücklich vertrieben hat.

Den Gott aller Götter, und Herrn aller Potentaten, bitten wir ferner demüthigst, daß er Eure Churfürstl. Durchl. selbst, Dero hochgeliebte Gemahlinn, und Churfürstl. Prinzen, auch Prinzeßinn, bey allem Hochfürstl. Wohlergehen erhalten, und ihnen seine göttliche Gnade von oben herab verleihen wolle. So wird das in Dero Herzogthume Preußen hervor glimmende Feuer, auch bald wieder gedämpfet werden; und wir werden unter Eur. Churfürstl. Durchl. gnädigsten Zepter, noch weiter geruhig wohnen, und des Schutzes Eur. Churfürstl. Durchl. und Dero Churfürstl. Stuhlerben, so lange die Welt steht, genießen können.

End-

Endlich ersuchen wir auch Eure Churfürstliche Durchlauchten gehorsamst, daß Dieselben gnädigst geruhen wollen, nunmehr den triumphirenden Einzug auch allhier in Dero Residenzen zu halten, und das, was aus unterthänigster Liebe, zu Dero ewigem Gedächtnisse, Sie aufgerichtet und verfertiget finden werden, also gnädigst und landesväterlich aufzunehmen; als sonst ein liebreiches Vaterherz seiner gehorsamen Kinder Verrichtung und dienstliche Aufwartung Ihm gefallen läßt: und darauf mit fernerer Churfürstl. Gnade, dem Rathe nebst den sämmtlichen Einwohnern allhier, gnädigst und landesväterlich zugethan zu verbleiben.

Rede

des Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen geheimen Raths und Kammer-Präsidenten, und zu der ersten Braunschweig-Lüneburgischen Churbelehnung, bevollmächtigten ersten Gesandten, Herrn Otto Grotens, Freyherrns zu Schauern, welche er vor Seiner kaiserl. Majestät, den 19 December 1692 gehalten.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster und unüberwindlichster Kaiser,

Allergnädigster Herr,

Es ist unnöthig, mit weitläuftiger Erzählung zu wiederholen, was gestalt Eure kaiserl. Majestät sich aus bewegenden Ursachen entschlossen, dem hochwürdigsten, durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ernst August, Bischofe zu Oßnabrück, Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg, unserm gnädigsten Fürsten und Herrn, die neunte Churwürde im Reiche, mit allen deroselben anklebenden Vorzügen, Würden und Herrlichkeiten, allergnädigst zu ertheilen. Dieses wird zu keinem andern Ende allhier angeführet, als daß dadurch denen, die gegenwärtig sind, Eurer kaiserl. Maj. Macht und Weisheit, mithin auch höchstgedachter Sr. Durchl. die gegen Eure kaiserl. Majest. dießfalls allerunterthänigste Verbindlichkeit, desto klärer vorgestellet werden möge.

Es melden die alten Geschichte, daß, als Kaiser Friederich II, zu Maynz, Herzog Otten zu Braunschweig, im 1235 Jahre, in einer großen Versammlung, zum erstenmale mit dem Herzogthume Braunschweig-Lüneburg beliehen, er sich sehr darüber gefreuet; und selbigen Tag allen Jahr- und Geschicht-Büchern einzuschreiben befohlen: weil er an demselben, das heil. römische Reich, mit einem neuen Herzogthume ver-

vermehret hatte. So viel größer und herrlicher nun Eure kaiserl. Maj. in dero großen Thaten, vor vielen dero Vorfahren im Kaiserthume sind: so viel majestätischer leuchtet auch Eurer kaiser. Majest. Thron darinnen hervor, daß sie jetzo das Reich, nicht nur mit einem Herzogthume; sondern mit einem neuen Churfürstenthume, als ein Mehrer des Reiches, ansehnlich vermehren.

Wie nun gemeiniglich große Dinge ihre Anzeichen und Vorbothen zu haben pflegen: so wird mirs verhoffentlich nicht verarget werden, wenn ich das Exempel Eurer kaiserl. Majest. glorwürdigsten Vorfahren im Reiche, Maximilians des I. anher ziehe: welcher einem Herzoge von Braunschweig seiner guten Dienste halber, zu ewigwährendem Gedächtnisse, einen Stern in die Helmzierde gegeben. Dieser Stern hat nun gleichsam, der von Eurer kaiserl. Maj. dem Fürstl. Hause Braunschweig-Lüneburg itzo beygelegten Gnade und Glanze so lange vorgeleuchtet; bis Eure Maj. allergnädigst gut gefunden, dasselbe mit dem herrlichen Kleinode der Churwürde, desto mehr zu erleuchten und zu beehren.

Der Wiederschein solcher empfangenen höchsten kaiserl. Gnade und Ehren, wird billig in höchstgedachter Seiner Durchl. und aller Nachkommen Herzen, in unverrückter treuer Ergebenheit, in der ganzen Welt herrlich hervorleuchten: und es werden Seine Durchl. alles, was in dero Kräften und Vermögen ist, ja ihr Guth und Blut nicht sparen, um gegen Eure kaiserl. Majest. und dero hochlöbl. Erz-Herzogliches Haus, ihre herzliche Dankbarkeit zu erweisen; und dieselbe durch beständige Treue und nützliche Dienste, Eurer kaiserl. Majest. dem Reiche, und der ganzen Welt zu bewähren.

Nachdem nun Eure kaiserl. Majest. unsers gnädigsten Herrn Durchl. auf den heutigen Tag allergnädigst erfodert haben, um dieselben mit der allergnädigst ertheilten Churwürde, und allen derselben anhangenden Herrlichkeiten und Vorzügen zu bekleiden: so hätten Se. Durchl. zwar wünschen mögen, daß Sie durch die Beschwerlichkeiten der jetzi-

gen Zeitläufte, auch durch dero herannahendes Alter, nicht verhindert würden, dieses unschätzbare Kleinod, und diese kaiserl. Gnade, von Eurer kaiserl. Majest. Händen, in eigener Person, mit unterthänigster und tiefester Devotion zu empfangen; als welches ihre darob empfundene Vergnügung nicht wenig würde vermehret haben. Es tragen aber zu Eurer kaiserl. Majest. höchstgedachte Se. Durchl. das demüthigste Vertrauen; maßen sie dann dieselbe darum nochmals gehorsamst ersuchen: daß Eure kaiserl. Majest. geruhen werden, die schon vorher allerunterthänigst vorgestellten, und anitzo wiederholten Ursachen ihres Außenbleibens, bey sich allergnädigst gelten zu lassen; und Seine Durchl. derhalben in Gnaden zu übersehen, und für entschuldiget zu halten. Seine Durchl. machen sich auch die tröstliche Hoffnung, daß Sie noch in ihrem Leben das Glück haben werden, Eurer kaiserl. Majest. die persönliche Aufwartung zu machen, und deroselben die Hände, von welchen Sie so große Gnade empfangen, demüthigst zu küssen.

Inzwischen erscheinen vor Eurer kaiserl. Majest. höchstem Throne, auf Sr. Durchl. Vollmacht und Befehl, wir, deroselben unterthänigste Diener, mit allerdemüthigster Bitte, Eure kaiserl. Maj. wollen nunmehr, an Sr. Durchl. statt, uns solche Belehnung, auf höchstgedachte Se. Durchl. und dero männliche Nachkommen allergnädigst ertheilen. Wir sind nicht allein in unterthänigster Schuldigkeit erböthig, kraft überreichter Vollmacht, den hergebrachten Thureid in unsers gnädigsten Herrn Seele abzuschwören; sondern versichern auch eure kaiserl. Maj. vermöge itztangeregter Vollmacht, auf das Wort der allerhöchsten Wahrheit: daß, was Eurer kaiserl. Majest. durch Gottes Gnade wir itzo angeloben und beschwören werden, in seiner Durchl. treuem und ergebnem Herzen vorlängst angelobet worden, und ewiglich bestätiget bleiben werde. Alles dasselbe, was in demselben enthalten ist, werden dieselben jederzeit treulichst und fürstlich leisten: sich auch alsdann erst recht glücklich schätzen, wann sie und ihre Nachkommenschaft, die im Fürstenstande Eurer

kaiserl.

kaiserl. Maj. und dem Reiche bisher (ohne Ruhm zu melden) geleisteten Dienste und Treue, nunmehr als Churfürst verdoppeln und vermehren können. Hiebey thun Se. Durchl. in allerunterthänigster Zuversicht die demüthigste Bitte, daß, was hierunter an Ihren Kräften ermangeln möchte, Eure kaiserliche Majestät mit Dero höchsten Macht, Schutz, Gnade und Beschirmung, der sie sich mit ihrem ganzen Hause demüthigst empfehlen, zu erfüllen und zu ersetzen geruhen wollen.

Antwort auf obige Rede, im Namen Sr. kaiserl. Majest. abgelegt, von dem Herrn Grafen von Wallenstein.

Se. römisch kaiserl. auch zu Hungarn und Böheim königl. Majest. unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, haben allergnädigst angehöret, was im Namen des hochwürdigsten, durchlauchtigen, hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Herrn Ernests Augusts, postulirten Bischofs zu Osnabrück, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, dessen bevollmächtigte Gesandschaft anjetzo allerunterthänigst vorgetragen und gebethen hat. Höchstgedachte Se. kaiserl. Maj. erinnern sich allergnädigst und gar wohl, der gethanen allerhöchsten Erklärung: welchergestalt sie, in Betrachtung des Glanzes, der Macht und des Ansehens des Fürstl. Hauses Braunschweig-Lüneburg, insonderheit derer Ihnen selbst und dem heil. röm. Reiche, von Sr. Durchl. zu Kriegs- und Friedenszeiten, auch mit mehrmaliger Darsetzung Dero eigenen hohen Person, erwiesenen getreuen und ersprießlichen Dienste; wie auch der, so wohl wider den Erbfeind christl. Namens, den Türken in Hungarn; als wider die Krone Frankreich in den Niederlanden, geschickten, und noch fortdaurenden stattlichen Hülfe, hierzu bewogen worden. Seine kaiserl. Majest. stellen es auch außer allem Zweifel, daß Se. Durchl. die dadurch bey dem heil. Reiche, und der gesammten werthen Chri-

stenheit erworbenen hohen Verdienste, ihrem eigenen Erbiethen und äußersten Vermögen nach, ferner zu vergrößern, und dem geliebten Vaterlande wider dessen beständige Feinde hinführo weitern Beystand zu leisten, nicht aussetzen werden. In solchem Vertrauen sind auch dieselben allergnädigst entschlossen, Se. Durchl. sammt Dero männlichen Leibes- und Lehnserben, nach dem Rechte der Erstgeburt, in die Zahl Dero und des Reichs Churfürsten auf- und anzunehmen; und sie mit der Churwürde, und allem was derselben anklebet, wirklich zu belehnen.

Allerhöchstgedachte Seine kaiserliche Majestät erklären also nicht allein S. Durchl. und Dero männliche eheliche Abkömmlinge, nach dem Rechte der Erstgeburt, hiermit gnädigst für Dero und des heil. römisch. Reichs Churfürsten; sondern lassen auch zugleich, zu mehrer allergnädigsten Lehnsbekräftigung, hierbey der Churfürstl. Gesandschaft den Churhut allergnädigst übergeben. Es nehmen auch ferner höchstdieselben die allerunterthänigste Entschuldigung, daß sie persönlich nicht erschienen, für dießmal in kaiserl. Gnaden auf und an: und nachdem in dem übrigen alle Erfoderniße vollkommen erfüllet zu seyn befunden worden; als erklären allerhöchstgedachte Se. kaiserl. Majest. sich hiermit dahin: gegenwärtige Abgeordnete, in Deroselben ihres gnädigsten Herrn Seele schwörend, zur Ablegung des gewöhnlichen Lehenseides allergnädigst zuzulassen. Diesemnach verbleiben allerhöchstgedachte Se. kaiserl. Majest. Sr. Durchl. mit kaiserl. Hulden und Gnaden wohl zugethan; deren Abgesandten aber, mit kaiserl. Gnade allergnädigst wohlgewogen.

Danksagungsrede,
welche der zweyte Churfl. Braunschweig-Lüneburgische bevollmächtigte Gesandte, Herr Johann Christoph von Limbach, zum Beschlusse der Lehenshandlung gehalten.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Tugend und Tapferkeit sind die Grundvesten aller Königreiche und Republiken; die Ehre aber ist dasjenige, wodurch alle edle Gemüther aufgemuntert, und zu höhern fürstl. Thaten angereizet werden. Deshalben haben die Griechen und Römer allerhand Würden und Ehrenbezeigungen erfunden, und selbige denjenigen beygeleget; welche sich vor andern, um die Wohlfahrt des gemeinen Wesens wohl verdienet machen würden. In solcher Beehrung ist man immer fortgefahren, bis die Tugendhaften gar unter die Unsterblichen gerechnet worden. Man hielt es nämlich für eine Gottlosigkeit, daß derselben Verdienste bey der Nachwelt vergessen wurden; und glaubete hingegen, die Götter hätten die Seelen der Helden ihrer Gemeinschaft gewürdiget.

Es sey nun dem wie ihm wolle, so war dieses das rechte Mittel, tapfere Leute zu erwecken. Die christlichen Potentaten haben nur die Tugend zu belohnen, und die Ihrigen zu tapfern Thaten aufzumuntern, nicht allein ansehnliche Güter und Landschaften, sondern auch verschiedene Vorrechte als Vergeltungen ertheilet. Daher rühret nun der Ursprung der Lehen; welche anfangs eben deswegen, nur auf das Leben der Tugendhaften gewidmet, und nicht eher Dero Nachkommen überlassen wurden; es hätten denn diese ihrer Vorfahren Fußstapfen betreten: wiewohl sie nachgehends, allein wegen vermutheter Nacheiferung der Erben, erblich gemacht worden.

Insonderheit haben die aus dem hochlöbl. Erzherzogliche Hause Oesterreich entsprossenen römischen Kaiser, bereits bey der Vorwelt diesen Ruhm erlanget, daß sie die Tapferkeit niemals unbelohnet gelassen. Nicht allein die in der Vorrede angezogenen Exempel, sondern auch die übrigen in dem römischen Reiche befindlichen fürstl. Häuser, können ein unverwerfliches Zeugniß davon geben. Denn welches ist unter denenselben, so nicht mit unterschiedenen kaiserl. Begnadigungen und Vorrechten pranget?

Eure kaiserl. Majest. welche der allerweiseste Gott gesetzet hat, daß sie sein Ebenbild seyn sollen, worinnen sich die Tugend denen Menschen in schönster Vollkommenheit zeiget, sind, wie in allen andern, also auch in Belohnung der Tugend, dem Exempel ihrer glorwürdigsten Vorfahren jederzeit gefolget; indem sie den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ernest August, Bischof zu Osnabrück, und Dero männliche Nachkommen, mit der Churwürde, und Dero anklebenden Rechten und Vorzügen, allergnädigst beliehen. Se. Durchl. haben zum Denkspruche bisher gebrauchet: Sola bona, quæ honesta. Denn die Devotion, welche sie Eurer Kaiserl. Majestät, die Liebe, so sie dem werthen Vaterlande, die Ehre, welche sie sich selbst, und Dero fürstl. Stande schuldig sind, ist Dero einzige Absicht allezeit gewesen; und darnach haben sie alle ihre Handlungen eingerichtet.

Was daher zu Eurer kaiserl. Majest. Dienste, und des heil. römischen Reichs Wohlfahrt gereichet, und was ich itzo zu Ablehnung aller Eifersucht gerühmet, das ist eine bloße Schuldigkeit. Daß aber Eure kaiserl. Majest. dasselbe allergnädigst angesehen, und mit vorhin gedachter Würde begnadigen und unterscheiden, auch Se. Durchlauchtigkeit zuförderst von Dero kaiserlichen Gnaden versichern wollen; dafür gebühret Deroselben allerunterthänigster gehorsamster Dank.

Sola bona, quæ honesta! Von aller Ehrbarkeit ist die Undankbarkeit weit entfernet. Es wird also dieses verhaßte Laster nimmer in Sr. Durchl. Sinn kommen; sondern sie werden und wollen den abgelegten Eid, nach allem seinem Innhalte, vollkommen und heilig vollziehen; auch was sie mit Worten versprechen, in der That zu erweisen, ihnen äußerst angelegen seyn lassen. Des Herrn Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg-Zelle Durchl. pflegen ihr ganzes Thun dahin zu richten, Quo fas & gloria ducunt! So lautet Dero Wahlspruch. Die Worte sind dem durchaus gleich: die bey ihnen befindliche Ehrliebe aber ist nicht so groß, daß sie nicht, durch Liebe überwunden, höchstgedachte ihres Herrn Bruders Durchl. diese Würde für sich gegönnet, mit gesuchet, und dafür sich gleichwohl zu aller Dankbarkeit allerunterthänigst verbunden halten werden.

Die von dieser beyder Churfürstl. Geblüte herstammenden Erbprinz, Neffe, und übrigen Nachkommen, werden diese Churwürde für ein ewiges Denkmaal, sowohl der von Eurer kaiserl. Majest. empfangenen außerordentlichen Huld und Gnade, als ihrer daher habenden allerunterthänigsten Verbindlichkeit halten. Sie werden sich, nach den Beyspiele jenes Römers, nicht nur das Bild, sondern auch die Tugend und Treue des Vaters und Vätters allezeit vorstellen. Sie werden dieses für ihre wahre Glückseligkeit achten, daß sie für Eure kaiserl. Majest. so wohl, als Dero Herrn Sohns röm. königl. Majest. unsern auch allergnädigsten Herrn, und diesen kaiserl. Thron, Gut und Blut aufsetzen können. Dieses ist die Pflicht ihrer glorwürdigsten Aeltern und Vorfahren gewesen; dieses erkennen sie ebenfalls für ihre Schuldigkeit; welcher sie zu allen Zeiten höchstwilligst nachkommen werden.

So wolle demnach der allgewaltige Gott Eurer kaiserl. Majest. das Leben bis ins graue Alter verlängern, und sie Lebens satt machen! Er wolle Dero Rathschläge mit glück-

lichem Ausgange beseligen, und Dero Waffen immerwährenden Sieg und Triumph verleihen! Er wolle die Feinde der Christenheit und des Reichs, in deroselben offenbaren und heimlichen Bestrebungen verwirren, und diesen kaiserl. Thron also befestigen, damit allerhöchstgedachte Se. königl. Majest. der mit Einstimmung aller Welt vollkommene Erbe väterlicher Tugenden, denselben zu seiner Zeit in erwünschtem Frieden betreten, glücklich besitzen, und also ferner fortpflanzen möge. Also wünschen Se. Churfürstl. Durchl. und deren Churerbe.

Wir, denen es erlaubet gewesen, vor diesem preiswürdigen Throne uns nieder zu werfen, und dasjenige Kleinod wieder zu erheben, welches von vielen Jahrhunderten in dem fürstl. Hause Lüneburg geglänzet, haben nur für dieses zu sorgen, damit wir die allergütigst versicherte kaiserl. Gnade, mit allerdemüthigstem Danke erkennen, und darinnen unser Leben beschließen mögen.

Das VIII. Hauptstück.

Von Standreden, Personalien und Trostschriften.

I. §.

Ob ich gleich oben bereits von Lobreden und Parentationen gehandelt habe: so muß ich doch hier noch von ein paar Arten eines oratorischen Vortrages etwas sagen, die an vielen Orten üblich, und nicht zu verwerfen sind. Die erste davon wird insgemein eine Standrede genennet, ohne Zeifel darum, weil die Zuhörer sie stehend anhören; welches aber sonst nirgends, als bey dem Grabe, nach geschehener Einsenkung eines Verstorbenen, geschehen kann. Hieraus kann man leicht den Schluß machen, daß eine solche Standrede kurz gemacht werden muß; damit den stehenden Zuhörern, darunter oft alte und schwache Leute seyn können, die Zeit nicht lang werde. Ist dieses nun festgesetzet, so erhellet auch gleich, wie eine solche Standrede innerlich eingerichtet werden muß. Denn eine vollständige Rede nach allen erfoderlichen Theilen, läßt sich in wenigen Minuten unmöglich halten. Man muß also zu den Chrien seine Zuflucht nehmen, und sie so kurz einrichten, daß sie aufs höchste eine Viertelstunde dauren. Denn länger würden stehende Zuhörer wohl nicht die Geduld haben, einem Redner zuzuhören: es wäre denn, daß er ganz besondre Gaben im Vortrage hätte, und die schönsten Sachen von der Welt zu sagen wüßte.

II. §.

Da es nun zwo Arten von Chrien giebt, so kann ein Redner beyde zu solchen Standreden brauchen, nachdem es ihm beliebt. Das Antecedens u. Consequens läßt sich ganz gut brauchen, wenn man in einer Standrede weiter nichts, als eine Danksagung an die Leichenbegleiter machen will. Hier ist nun das

Antecedens: Wir haben den hoch- oder wohlseligen N. N. zu seiner letzten Ruhekammer begleitet.

Connexion: Weil nun diese gegenwärtige Versammlung der Leichenbegleiter sehr zahlreich erschienen ist, und dadurch dem sel. Verstorbenen viel Liebe und Ehre erwiesen hat:

Consequens: So hätten die sämtlichen Leidtragenden dem Redner Befehl ertheilet, ihnen allen schuldigen Dank zu sagen ꝛc.

Man muß aber hier nicht denken, daß es bey diesen dreyen nothwendigen Sätzen allein schon sein Bewenden haben müsse. Nein, es können überall feine Erweiterungen von Lehrsprüchen und guten Einfällen, auch wohl kleine Lobsprüche des Verblichenen eingerücket werden. Es kömmt alles auf den Verstand des Redners dabey an, dadurch er beurtheilen muß, was sich für seinen Todten, ja auf Zeit, Ort und Zuhörer schicket. Die Schreibart muß weder schwülstig, noch niederträchtig, sondern männlich, edel und beweglich seyn; damit die Zuhörer auf eine unvermuthete Art in erbauliche Gedanken gesetzet werden, und einen Stachel im Gemüthe behalten mögen.

III. §.

Die andre Art von Chrien, nämlich per Thesin & Hypothesin, läßt sich auch gar wohl hier anwenden; nämlich, wenn man etwas mehr Gelehrsamkeit, oder, eigentlich zu reden, Belesenheit zeigen will. Dieses geschieht nun, wenn man einen gewissen Satz von dem Verstorbenen, und zwar entweder zu seinem Lobe, oder doch zur Erbauung der Zuhörer, zur Hypothesi macht, und eine Erläuterung, gleich im Anfange zur Thesi braucht. Diese Erläuterung kann ein Zeugniß, eine Geschichte, oder ein Exempel seyn: genug, wenn sie sich zu dem Verstorbenen, oder auf die Leichenbegleiter und Leidtragenden schicket. Uebrigens kann auch hier bey der Thesi, eine Umschreibung und kurze Erweiterung durch gute Gedanken und Lehrsprüche Statt finden; bey der Hypothesi aber ein kleines Lob des Verstorbenen angebracht werden. Die Schreibart soll hier ebenfalls ernsthaft und nachdenklich seyn, wenn der Redner Ehre einlegen will. Ich habe niemals dergleichen Reden zu halten Gelegenheit gehabt. Talanders lebende Todten halten viele davon

von in sich, und ich würde sie anpreisen, wenn nur nicht so viele Sinnbilder und Ueberschriften darinn gehäufet wären. Man begnüge sich also an unsers D. Jöchers Trauerreden, wo man ziemliche Muster unter andern deutschen Leichenreden antreffen wird, die nach dieser Art ausgearbeitet worden.

IV. §.

Die Personalien anlangend, so sind sie nichts anders, als etwas besser eingerichtete Lebensbeschreibungen von Verstorbenen. Sie werden gemeiniglich nach den öffentlichen Leichenpredigten abgelesen, und werden vielmals auch in einer geistlichen oder biblischen Schreibart abgefasset. Aber dieses ist eben nicht nothwendig: ob ich es gleich einem Prediger nicht verarge, daß er eine theologische Schreibart brauchet, wenn er dergleichen verfertigen muß. Wenn indessen ein anderer Gelehrter die Feder dabey führet, so darf er doch in einem solchen Lebenslaufe keine weitgesuchte weltliche Gelehrsamkeit anbringen. Es müssen solche Personalien eigentlich in historischer Schreibart abgefasset werden; diese aber leidet keine andre Arten der Zierrathe, als sparsam eingestreuete Gedanken, und erbauliche Lehrsprüche, und Worte der Weisen. Lange Einleitungen oder Eingänge sind auch nicht nöthig: denn man will hier keine Rede machen. Gleichwohl wollte ich es auch nicht rathen, allezeit mit einer gewissen Formel anzufangen. Z. E. Was nun den wohlgeführten Wandel, die ehrliche Herkunft und den sel. Tod unsers N. N. anbetrifft ꝛc. Was gar zu gemein ist, das erwecket Ekel: ein vernünftiger Mann wird schon eine kluge und angenehme Veränderung zu machen wissen. Man sehe in meinen gesammleten Reden etliche Proben von dieser Art.

V. §.

Was nun endlich die Trostschriften betrifft, die in dieses Capitel füglich gezählet werden können; so sind dieselben von zweyerley Arten. Entweder man will darinnen einen besondern Satz ausführen, der das Lob des Verstorbenen in sich hält: oder man will nur durch allerley gute Betrachtungen, das Gemüth der bekümmerten Hinterbliebenen einigermaßen aufrichten. Beyde aber kommen darinn überein, daß man sie bey

Todes-

Todesfällen an die Leidtragenden ergehen, und an statt eines Leichengedichtes drucken läßt, ihnen sein Mitleiden zu bezeigen. Sowohl von der ersten, als von der letzten Art finden wir Exempel bey den Alten. Cicero hat über den Tod seiner Tulliola, Plutarchus gleichfalls an seine Gattin über den Verlust seines kleinen Töchterchens, und Seneca theils an seiner Mutter Helvidia, theils an ein paar andre Personen solche Trostschriften abgefasset. Von neuern kann unter andern, Opitz zum Muster dienen, der sich gleichfals in dieser Art mit Ruhme gewiesen hat. Allein ein jeder sieht wohl, daß die erste Art dieser Schriften auf eben die Art, als die ordentlichen Reden, ausgearbeitet und mit einem kleinen Eingange versehen werden muß; die andre aber etwas freyer und ungezwungener ist: indem ein jeder daselbst seine Freyheit behält, viel oder wenig, in dieser oder jener Ordnung, zu sagen. Wer aber wissen will, wo er die Trostgründe hernehmen soll, einen Betrübten aufzurichten, der kann, außer den oben angegebenen Scribenten, noch den Boethius, vom Troste der Weisheit, und den Petrarcha, nebst andern solchen Büchern, nachschlagen, die von der Standhaftigkeit im Unglücke handeln.

VI. §.

Von diesen letztern Arten habe ich Gelegenheit gehabt, ein paar Exempel zu verfertigen, die man in meinen gesammleten Reden im II. Theile nachsehen kann. Wer Meisterstücke davon sehen will, der lese von der ersten Art des Herrn von Fontenelle Lebensbeschreibungen, von den Mitgliedern der königl. französischen Akademie der Wissenschaften, worinn er die schönsten Muster derselben antreffen wird. Nur muß man sich von den gar zu gekünstelten Einfällen dieses sonst vortrefflichen Mannes nicht gar zu sehr einnehmen lassen; als welche oft gar ins Lustige fallen, und sich also bey Leichen nicht sonderlich schicken wollen. Von der andern Art habe ich bereits die besten Scribenten angepriesen. Damit aber dieß Hauptstück nicht ohne alle Exempel bleiben möge, will ich die Personalien eines gelehrten Mannes auf seine eigene geliebte Gattin hersetzen, die nicht nur einen Redner, sondern auch einen treuen und zärtlichen Ehegatten zeigen wird.

Einladungsschrift

zu Anhörung der Lobrede

auf

Augustum den Zweyten,

von

D. Gottfried Lengnichen,
Prof. in Danzig.

übersetzt von Hrn. M. Joh. Joach. Schwaben.

Es geht nunmehr ins vierte Jahr, daß ich dem allerdurchlauchtigsten August öffentlich gewünschet: es möchte dieser eines beständigen Lebens würdige Prinz, eine so lange Zeit unserm Reiche vorstehen, daß er dereinst von den Nachkommen, seines hohen Alters wegen, der Alte genennet würde. Es schien, Gott hätte den für das gemeine Wohl höchst gerechten Wunsch erhöret, da diejenigen, welche den Fürsten mit ihren Augen gesehen, die bey seinen Kriegsanstalten, bey denen zwar zur Lust, aber mit großer Pracht angestellten Feldlägern gewesen, einstimmig erzählten: er wäre nicht nur gesund; sondern verjüngerte sich, und, was nach sechzig Jahren etwas seltenes wäre, sein Leib würde von neuem völliger. Da meyneten wir, unsere Glückseligkeit werde noch lange dauren: und weil wir wegen des Künftigen unbesorget waren, so bedienten wir uns des Gegenwärtigen mit Vergnügen. Es setzte zwar das Gerichte: in Polen glimmete heimlige Spaltungen, die bald öffentlich ausbrechen würden, unsere Gemüther in Bekümmerniß; und das solches nicht bloß ausgesprenget sey, schlossen wir daraus, daß die Reichstage unverrichteter Sache, mit erbitterten Gemüthern, und unter vielen Drohungen zerrissen wurden. Doch

der

der erfreuliche Anfang des letzten Reichstages, da der Landbothenmarschall glücklich erwählet worden, benahm uns alle Sorge. Allein, es folgte diesem Bothen bald ein anderer, aber sehr trauriger, nämlich: der König wäre den 1 Februar in seinem Palaste bey Warschau erblasset. Es war der sechste Tag desselbigen Monats, fast gegen Abend, als dieses Gerücht unsere Stadt durchlief, und sie gleichsam mit einer Haustrauer erfüllete: so daß es schien, es würde kein Fürst sondern ein Verwandter und sehr vertrauter Freund von jedem besonders beweinet. Ja diejenigen selbst, welche den Verlust nicht recht verstunden, klagten dennoch: weil sie sonst von andern vernommen hatten, der Tod des Königes würde dem Frieden, und den Gütern, die von dem Frieden herkommen, ein Ende machen; und es würde ein unruhiges Interregnum erfolgen.

Die aber den Schmerz nach dessen Ursache ermaßen, glaubten, der Tod eines so großen Königes, und so allergnädigsten Herrn könnte nicht genugsam beweinet werden. Denn sie überdachten alles das Gute, womit Polen unter Augusts Regierung geblühet; den beständigen Frieden, wodurch der verderbliche Krieg, welcher mehr von dem Verhängnisse, als menschlichen Anrathen erreget war, sich geleget; die durch des Königs Gelindigkeit gleich gestillten innerlichen Unruhen; das zu seinem Glanze steigende Reich; die besser eingerichtete Republik; die auf einen gewissen Fuß gebrachten Kriegsheere, und den auf gesetzte Tage geordneten Sold. Hierzu setzten sie Augusts himmlische Tugenden, sein in Glück und Unglück standhaftes Gemüth, seine Pracht, Freygebigkeit und Gnade, seinen Abscheu vor Menschenblut, und viele andere, welche wohl bey andern einzeln, bey keinem aber zusammen angetroffen werden. Man machte eine Vergleichung zwischen den Zeiten, in welchen er das Regiment angenommen, und niedergelegt hatte. Denn Johann der III. der allerdings unter die lobwürdigsten Könige zu zählen ist, konnte der Uneinigkeit der Großen weder zuvor kommen, noch selbige beylegen.

legen. Wie sie nun bey seinen Lebzeiten entglommen, so schlug sie nach seinem Tode in die Flamme eines innerlichen Krieges aus, welcher Litthauen mit mehr als einer Noth bedrängte. Der Soldat foderte öfters den ihm einige Jahre vorenthaltenen Sold, und da er durch Bitten nichts erlangete, machete er unter sich ein Bündniß, und legte der verwaisten Republik eine Schatzung auf. Hierzu kam ein auswärtiger Krieg mit den Türken, der schon einige Jahre her gedauret hatte. Dieß war der Zustand des Reiches, als August zur Regierung kam, welches er der Republik bey seinem Tode in überall gutem Frieden wiedergiebt, von der er es doch so voller Unruhen bekommen hat, daß er auch hierdurch ein ewiges Andenken verdienen würde; wenn er ihr sonst keine andere Wohlthaten erwiesen hätte, deren doch unzähliche sind. Wie aber auf dem Ocean einer Meerstille nicht beständig zu trauen ist: also machet eben diese gemeine Ruhe patriotische Herzen, welche aus dem Vergangenen das Künftige vorhersehen, bekümmert: und sollte diese Ruhe auch gleich bis auf den Nachfolger dauren, so werden sie doch deswegen nicht von der Furcht befreyet; weil sie voller Zweifel erwarten, wie der künftige Herr seyn werde, da sie sich den Würdigsten wünschen.

Durch diese Ursachen wurden diejenigen gerühret, welche nicht nur nach der andern Beyspiele, sondern mit Vernunft den Hintritt Augusts bedaureten: und durch keine andere Ursachen ist auch der Rath dieser Stadt bestürzet worden. Denn da er gleichsam auf einer Warte steht, und für unser Glück wachet, so gehen ihm die öffentlichen Unfälle desto näher ans Herz. Der Bürgermeister konnte den übrigen den Tod unsers Königes nicht ohne Thränen hinterbringen: und die ihn höreten, zeigeten ihre Betrübniß im Gesichte und in Worten. Gleich ward ein Stillestand der Gerichte angekündiget, welches zwar nach alter Gewohnheit geschah; aber auch ohne Exempel geschehen wäre: ja das Volk würde ihn, wie ehemals die Römer nach dem Tode des

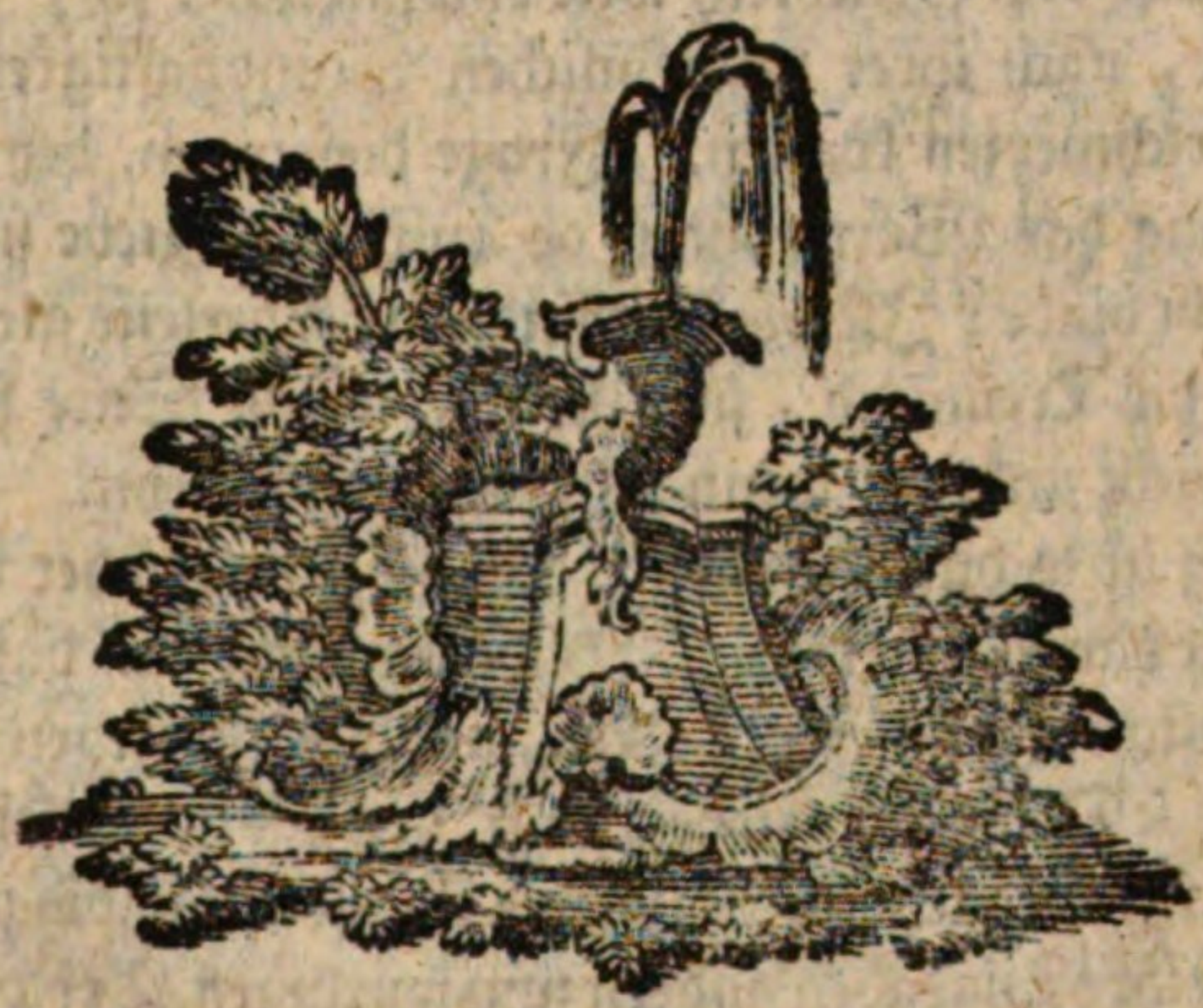
Germanicus von freyen Stücken genommen haben. Das ist bekannt, keines Fürsten Tod ist so tief in aller Herzen gedrungen, und keiner jemals mit solcher Treue beweinet worden.

Damit aber auch das hiesige Athenäum bey dieser allgemeinen Trauer, Zeichen seines Schmerzens geben möchte: so ist mir durch den Befehl des Raths auferlegt worden, den 5. März diesem vortrefflichsten Könige eine Lobrede zu halten. Man hätte dieses Amt einem beredtern, man hätte es auch einem, der mehr Kunst hierinnen besäße, auftragen können; keinem aber, der eine größere Ehrfurcht gegen den Verstorbenen trüge. Erstlich habe ich von Augusto gelesen, hernach habe ich ihn bewundert, darauf verehret; itzt beweine ich ihn, und werde ihn allezeit beweinen. Ich habe nicht auf seine Majestät, nicht auf seinen Purpur; sondern auf seine Thaten und seine Tugenden gesehen: und ich würde ihn auch als eine Privatperson hochgehalten haben, wenn er mit eben denen Tugenden begabet gewesen wäre, womit er als ein Fürst hervorgestralet hat. Gleichwie aber ein Maler, wenn er alle von Augusto verübte Thaten und vortreffliche Verrichtungen, auf eine kleine Tafel malen wollte, jedes Stück mit den kleinsten Pünktchen, die man kaum sehen könnte, bezeichnen müßte: also müßte ich auch, wenn ich den ganzen August in einer Rede fassen wollte, alles nur kurz berühren, wofern ich nicht ein dickes Buch abzulesen Willens wäre. Ich habe mir daher von allem, wodurch August berühmt ist, die einzige Huld und Gnade genommen: von der ich doch nicht ihren ganzen Umfang, der sich sehr weit erstrecket, erzählen werde; sondern nur dasjenige, was bey dieser göttlichen Tugend das Vornehmste ist.

Ich lade also einen hochweisen Rath der Stadt, alle obrigkeitliche Personen, alle Gelehrten, und wer noch sonst von andern, die auswärtige Würden führen, die Versammlung ansehnlicher machen will, mit aller geziemenden Hochachtung und Ehrerbiethigkeit ein; nicht zwar einen beredten, sondern

sondern einen betrübten Redner, der sich in die Zeit schicket, anzuhören. Es wird eine sonderbare Regung der gegen den verstorbenen König tragenden Ehrfurcht seyn, wenn sie darum zusammen kommen, darum zuhören werden, weil von Augusto geredet wird.

Ihr Musen unsers Athenäi aber, die ich einst, da ich euch den von dem Plinius beschriebenen Trajan erklärete, Augustum zu verehren, und unsern gütigsten Fürsten, Trajano dem gütigsten vorzuziehen gelehret habe; und denen ich itzo die unter der Regierung Augusts in Polen vorgefallenen Begebenheiten erkläre, stellet euch häufig ein! Eifert euren Lehrern nach, und zeiget im Gesichte und in der Tracht, die Traurigkeit eures Herzens. Ihr habt Augustum verlohren, desgleichen weder ihr sehen werdet, noch die Nachwelt jemals sehen wird. Geschrieben am Sonntage Reminiscere im Jahr 1733.



Lebenslauf
Fr. Marià Agnes Güttherinn,
gebohrnen Sahminn,
entworfen von
Christian Heinrich Gütthern,
Kön. Pr. Hofr. u. Prof. der Gr. Spr. zu Königsb.

Wundere dich nicht, mein Leser! wenn bey dieser wohlverdienten Ehrenschrift die salzigen Thränen so häufig, als die schwarze Dinte geflossen: denn treue Liebe und wahrhafte Wehmuth haben dabey die Feder geführet. Entferne dich von dem ganz ungegründeten Urtheile der leichtsinnigen Welt, daß das schöne Geschlecht, in Betrübniß über den Verlust des Geliebten, weit empfindlicher sey; die Männer aber, nach ihrer gewöhnlichen Standhaftigkeit solchen leicht verschmerzen können. Frage diejenigen, bey denen die Erfahrung das Wort führet, ob aufrichtige Liebe sich an ein Geschlecht binde? Ist die Verbindung beyderseits gleich stark: so kann die Trennung, sie falle auf welche Seite sie immer wolle, nicht anders, denn sehr schmerzlich seyn. Ja der Schmerz ist so durchdringend, daß die Zunge oder die Feder ein Zeuge davon seyn muß. Bilde dir nicht ein, daß mit der Ehrenbestattung unserer Todten, alle Pflicht gegen dieselben aufhöre. Der größte Liebesdienst, den wir ihnen leisten können, ist, ihr Gedächtniß in unserer Brust beständig zu bewahren; und ihre Tugenden andern zum würdigen Beyspiele einer gleichmäßigen Nachfolge vorzulegen. Jenes gebiethet das Wohlverhalten derselben, und als ein Opfer der geziemenden Hochachtung gegen sie. Dieses leget in uns einen Zunder zu gleichem Tugendwandel, und bereitet uns zu einer untadelhaften Nachahmung ihres Ruhmes.

So

So redet denn die Billigkeit selbst das Wort für mich, wenn ich als ein aufrichtiger Zeuge meiner, nach ihren Verdiensten und meinem Wunsche gar zu zeitig erblaßten Liebe, ein schuldiges Ehrengedächtniß, mit eigener, ob wohl betrübter Hand setze. Und der weise Salomo wird mein Unterfangen gnugsam rechtfertigen, wenn er es unter die billigen Belohnungen einer tugendhaften Frau rechnet, daß ihr Mann sie lobe. Doch ferne sey es von mir! daß meine Feder zu einem eitelen Ruhmgepränge gespitzet worden. Dieses hieße, die im Leben so bescheidene Tugend nach dem Tode beleidigen wollen. Gegenwärtige Blätter sollen, so wie sie in allen Wörtern unverfälschte Liebe zeigen, gewiß nur mit der Wahrheit versiegelt seyn.

Wisse demnach! diese Zeilen sind dem tugendhaften Andenken der Frau Mariä Agnes Güttherinn, einer gebohrnen Sahminn, gewidmet. Nenne ich diesen Namen, so hast du den Inbegriff alles meines zu Ende gegangenen Vergnügens, und den itzigen Gegenstand meiner billigen Betrübniß. Was du nur gottesfürchtiges, edeles, großmüthiges, vernünftiges, treues, liebreiches dir vorstellen magst, das schloß dieser Namen in meinen Augen vollkommen in sich. Der in der Taufe ihr beygelegte Namen Maria, feurete sie jederzeit zu gleicher brünstiger Liebesglut mit jener gegen Gott und Jesum an. Sie wußte, daß diese ihr bestes Theil in und nach dem Leben sey, darum erwählete sie selbiges. Ihr Herz war also Gott ergeben, und Jesu eigen. Sie hieß, und war auch ein Schäflein von der geistlichen Heerde ihres Seelen-Hirten Jesu. Sie kannte desselben Stimme in seinem Worte; sie hörete und liebete dieselbe; sie folgete auch dessen Leitungen. Das machte, in sie war gar zeitig der gute Samen einer reinen und unverfälschten Erkenntniß Gottes, und seiner herrlichen Eigenschaften eingestreuet. Sie war zeitig auf das vollkommenste Muster der Jugend Jesu gewiesen. Sie wuchs auf, unter den gewissen Führungen Gottes selbsten, der die Stelle des ihr zeitig entrissenen irdischen Vaters vertrat. Sie ward groß unter dem vortrefflichen Beyspiele

ihrer Gott wahrhaftig liebenden und fürchtenden Mutter, die ihren sieben und dreyßigjährigen betrübten Wittwenstand, nur allein durch den Umgang mit Gott versüßet hat.

Gott hatte ihr, vor vielen andern ihres Geschlechts, eine geschickte Leibesgestalt, eine angenehme Gesichtsbildung verliehen. Doch die äußerliche Schönheit war das geringste Gut, so sie besaß. Der herrliche Schatz des Guten und der Tugenden, den Gott in ihre Seele geleget, übertraf am Werthe alles übrige. Gott hatte sie nicht reich, nicht arm an irdischen Gütern lassen gebohren werden. Gottes Vatergüte hatte ihr aber ihr bescheiden Theil gegeben. Das war das stetige Loblied ihres dankbaren Mundes: Gott hat mich von Jugend auf niemals Mangel leiden lassen; sondern mir, vor vielen andern, auch zeitliche Dinge zugeworfen, deren ich nicht werth bin. Allein der Reichthum der geistlichen Güter war bey ihr ausnehmend; Gottes Wort ihre tägliche Speise; die Kraft des Gesetzes der Hammer, so ihr Herz in aufrichtiger Reue und Busse, über die begangenen Schwachheitssünden zerknirschete; der Trost des Evangelii, das Heilpflaster für ihre verwundete Seele; das Verdienst ihres Erlösers, das sichere Zufluchtshaus in aller Gewissensnoth; der thätige Glauben die Hand, so ihr solches zueignete; des himmlischen Vaters Zuchtruthe das Bewährungsmittel für muthwillige Ausschweifungen der sündigen Natur; dessen häufige Wohlthaten die Aufforderung zu stetem Danke; des Heiligen Geistes reiche Tröstungen, die Ergetzungen in allem Kummer und allen Trübsalen; die gewisse Versicherung des himmlischen Gnadenerbes, das Hoffnungsanker ihrer Gelassenheit und Zufriedenheit mit allen, auch betrübten Zufällen dieses Lebens. Siehe da einen Ueberfluß göttlicher Wohlthaten im Geistlichen.

Das Lesen geistreicher und wohlgelehrter Bücher war ihr einziger Zeitvertreib; ihr Morgen- und Abendgebeth die selige Unterredung mit Gott. Sie sang, sie spielete, nicht nach der heutigen Welt eitelm Gebrauche, sondern durch Anstim-

mung

mung erbaulicher Lieder, Gott in ihrem Herzen. Der Besuch des Tempels war ihre Freude. Kein Sonn- und Festtag brach ein, den sie nicht durch aufmerksame Betrachtung, einer auf das Evangelium oder die Epistel gerichteten geistlichen Rede, einweihete. Nichts betrübete sie so sehr, als wenn sie sich erinnerte, Gott, durch die unserer sündlichen Natur anklebenden Fehltritte, erzürnet zu haben; um nichts war sie so sehr bemühet, als das Versehen zu verbessern, und die schwarzen Sündenflecken in Christi Blute, und ihren Bußthränen abzuwaschen. Sie wandelte im Tage beständig mit Gott und vor den Augen Gottes, und auch des Nachts redete ihr Herz mit Gott. Es weckete sie oft ein sinnreicher Gedanken von Gott und geistlichen Dingen, ein Kernspruch aus Gottes Worte, ein erbaulicher Vers eines geistreichen Liedes auf. Ihre Unterredungen mit andern hatten geistliche Materien zum Endzwecke. Sie ehrete Gott, auch durch die Ehre der rechtschaffenen Diener desselben, und diesen Umgang wählete sie vor allen andern. So war ihr unsträflicher Wandel gegen Gott beschaffen.

Und was das beste war, so zierete dieses alles ihre Aufrichtigkeit, mit der sie Gott begegnete. Sie erkannte schon aus der gereinigten Vernunft, daß bey einem Tugendhaften alles, folglich auch das innerliche und äußerliche übereinstimmen müsse. Wie groß wäre denn ihre Verwägenheit gewesen, wenn sie als eine, aus der Offenbarung unterrichtete Christinn, dem nur den äußerlichen Wandel gewidmet hätte, dessen Allwissenheit Herzen und Nieren prüfet, und vor dessen Augen auch das verborgenste der Seelen bloß und entdecket ist. Ihr eifriges Gebeth war, Gott solle sie doch in der erkannten alten Wahrheit, bis an ihr Ende erhalten, und nicht davon wanken lassen. Sie verlangte nur in dem weißen Rocke der Gerechtigkeit Jesu, nicht aber in dem unreinen Kleide ihrer beschmutzten Heiligkeit Gott zu gefallen. Gelobet sey auch der Allmächtige, der ihr diese Gnade bis an ihren letzten Seufzer gewähret hat!

Aus dieser reinen Quelle floß ihr vernünftiges Betragen gegen sich und andere. Die gütige Natur hatte ihr zwey helle Augen des Leibes gegeben. Vernunft und Offenbarung hatten ihr auch zwey helle Lichter ihres tugendhaften Wandels aufgesteckt. Dieser Leuchte bedienete sie sich, damit sie ja nicht des rechten Weges verfehlen möchte. Sie eilete unabläßlich zu dem Ziele, so ihr vorgesteckt war, ihre und andere Vollkommenheiten zu befördern. Ihre vernünftige Liebe fieng von sich selbsten an. Sie suchete anfänglich ihre Verbesserung, und wenn sie selbige erreichet, bemühete sie sich, auch andere auf eben den Weg zu bringen. Sie erkaunte den großen Verfall der menschlichen Natur, die Finsterniß des Verstandes, die Thorheit des Willens. Jene vertrieb sie durch lebhafte Erkenntniß des Unterscheides, zwischen dem wahren und dem falschen. Dieser widersetzte sie sich durch die kräftigste Ueberzeugung, dem Guten wegen seiner eigenen Schönheit nachzuhängen, das Böse wegen seiner innerlichen Schändlichkeit zu fliehen. Versagete die Schwachheit der Natur ihr hiezu Kräfte, so langte sie solche aus der Fülle aller Kraft, dem unendlichen Gotte, durch ein andächtiges Gebeth her. Denn da ihr Gott einen wohlgebildeten Körper gegeben, so suchete sie selbigen auch zur Wohnung eines schönen Geistes zu machen. Hiebey versagete sie jenem nicht die Pflichten, die sie ihm schuldig war. Eine ihrem Stande zukommende Kleidung hüllete jederzeit ihren Leib ein. Diese war so wohl von einem blinden Vorurtheile der Liebe zu den Alterthümern, als der eitelen Begierde, dem Neuerfundenen sich durchgehends zu bequemen, weit entfernet. Eine besondere Nett- und Reinigkeit war ihr größter Schmuck. Diese waren bey ihr nicht eine unreife Frucht der nichtigen Weltliebe, und ihrer Eitelkeiten; oder eine thörichte Vergaffung in sich selbst: sondern eine schuldige Ehrenbezeugung gegen die Gliedmaßen, die Gottes Ehre an sich tragen. Ihr Herz war also frey von allem Stolze und Hochmuthe. Vielmehr betrachtete sie die Hüllen, mit denen sie ihren Leib bedeckete, als betrübte Sinnbilder,

bilder, und thränenswürdige Erinnerungen derjenigen Hoheit, davon die Menschen gefallen sind. Der Ueberfluß im Essen und Trinken, war ihr so verhaßt, als die Verschwendung aller zeitlichen Güter. Doch ließ sie ihren Leib nicht darben, sondern reichete ihm willig alle Nothdurft, so dessen Erhaltung zu erfodern schien. Denn ihren Leib durch Entziehung des Nöthigen, oder einen gekünstelten Zwang zu verstellen, und in anderer Augen ungestalt zu machen, das wußte sie als eine Sünde wider das göttliche und natürliche Gesetz zu vermeiden. Sie war auch keine Feindinn einer erlaubten Lust und Ergetzlichkeit: denn sie war überzeuget, daß solche zu Ermunterung und Erquickung des menschlichen Gemüths gedeihet. Kurz: sie bediente sich aller erlaubten Mittel, auch ihre äußerlichen Umstände vergnügt zu machen; nur daß kein Misbrauch dabey sich einschliche.

Alle Menschen neben sich, betrachtete sie als Mitbürger eines gemeinen Wesens, dessen Regierer Gott wäre. Sie wußte, daß Gott zwar nach dem Unterschiede der Stände die Menschen unterschieden; doch daß alle deswegen einerley menschliche Natur hätten. Den höhern begegnete sie demnach ehrerbiethig; denen, die ihres gleichen waren, liebreich; und denen, so im geringen Stande sich befanden, freundlich. Selbst die, die unter ihrem Befehle waren, sah sie als solche an, die Gott nach seiner verborgenen Weisheit in diesen Stand gesetzet, dem es eben so leicht gewesen wäre, auch sie zu einer so niedrigen Lebensart zu bestimmen. Ihre Gönner und Freunde bemühete sie sich, durch anständiges Betragen, jederzeit in dem Wohlwollen gegen sich zu erhalten. Ihre Feinde suchte sie mit Groß- und Sanftmuth zu überwinden, auch durch Wohlthun zu beschämen. Ja da sie von Jugend auf mehr heimliche, denn öffentliche Feinde und Neider zählen können, so sah sie beyde als eine Wohlthat Gottes an; jene, weil sie ihr einen Sporn zu mehrerer Ausübung der Tugend gaben; diese, weil sie

ein Beweis waren, daß Gott ihr Gutes zugewandt. Besser beneidet, denn beklaget, pflegte sie in diesem Ansehen im Munde zu führen. Das Unrecht brachte sie in rechtmäßigen Eifer. Die Noth erweckete in ihr ein Mitleiden, und fertige Begierden nach Möglichkeit zu helfen. Die Boshaften scheuete sie als ein ansteckendes tödtendes Gift. Die Frommen nahm sie als ein Muster der Nachfolge an. Den Aufrichtigen begegnete sie mit gleicher Treue. Die Falschen verachtete sie als einen Gräuel in Gottes und der Menschen Augen.

Ihr größtes Bemühen war, dem gefällig zu werden, den Gott ihr zum Mitgehülfen dieses mühseligen Lebens bestimmet hatte. Ihre Zuneigung gegen ihren Ehemann war aufrichtig. Ihre Liebe gegen denselben nicht getheilet, doch ohne alle Eifersucht. Sie hielt ihn hoch, doch in der schuldigen Unterwerfung auf Gott. Was sein Herz betrübte, das gieng ihr zu Herzen; was ihn ergetzte, das beförderte ihr Vergnügen. Ihr angenehmer Umgang war seine Ruhestatt nach aller beschwerlicher Arbeit; ihr freundlicher Mund das Lindrungspflaster für allen seinen Kummer; ihr Schooß das sichere Grab aller seiner Sorgen. Ihr Herz war sein Herz; sein Sinn ihr Sinn; beyder Wille ganz einig. Die Freude der leiblichen Kinder hatte Gott diesem Ehestande versaget, doch ohne alles Murren und Verdruß. Gott hatte sie nicht zu Erziehung anderer Kinder bestimmet. Das vergnügte Betragen in der Ehe machete ihren Ehemann zu ihrem Sohne, sie zu seiner Tochter; und hierbey war es ihre einzige Freude, sich geistliche Kinder zu erziehen. Ihre größte Beysorge war, der Ehestand würde nicht lange dauren: da die Erfahrung den Satz bestätiget, daß Eheleute, die einander herzlich liebten, nicht lange beysammen bleiben. Nur dahin gieng ihr Wunsch: Gott solle sie ihres Ehemannes Tod nicht erleben lassen! Bey denen demselben zugestoßenen, auch theils harten Krankheiten war sie des festen Vertrauens: Gott werde ihr die Last des Wittwenstandes nicht abermal auflegen, da ihre Schultern solche zu tragen

zu schwach wären. Ihr kränklicher Leib belehrete sie ihrer Hinfälligkeit, und eine, ich weis nicht woher entstandene Ahndung sagete ihr: die Hütte ihres Leibes würde bald aufgeräumet werden. Ihr Umgang mit dem Tode war also täglich. Ihr Blick gieng stündlich in das Grab *, um zu sterben, ehe sie starb; damit sie nicht sterben möchte, wenn sie stürbe. Ihr Vorbereitungsseufzer zum Tode, den sie mit eigener Hand in viele ihrer Bücher geschrieben, war dieser:

Ich sterbe, wenn ich soll, und wie es Gott gefällt,
Ob morgen oder heut. Es ist nichts in der Welt,
Das mir gefallen kann. Ich wünsche nur den Himmel,
Und sage hiermit ab dem eitlen Weltgetümmel:

Nimm, Herr! nim meinen Geist, und bringe mich zur Ruh!
So schließ ich wohlvergnügt die matten Augen zu.

Oefters ließ sie diesen freymüthigen Entschluß von sich hören:

Ich seh, daß nichts besteht,
Allein in Jesu Wunden,
Da find ich meine Ruh.
Ich such mein Sterbgeräth,
Und eil dem Himmel zu.

Sie flehete zwar Gott an, einen bösen schnellen Tod von ihr abzuwenden; doch war ihr beständiges Gebeth dieses, daß er sie mit einer langwierigen Krankheit aus Gnaden verschonen möchte.

Ihr Wunsch ist ihr gewähret; ihr Gebeth ist erhöret. Eine den siebenten Augustmonat dieses Jahres sie unvermuthet überfallende Krankheit mußte der Bothe ihrer Auflösung seyn. Etwas mehr denn acht und vierzig Stunden verflossen: so sah sie sich schon an den Gränzen der Ewigkeit. So wie nun ihr ganzes Leben einen hellen Spiegel der völligen Ergebenheit in Gottes Willen vorgestellet, so sollte die letzte Zeit desselben den völligen Beweis davon geben. Auf den kräf-

* Diese Ueberschriften: Täglicher Umgang mit dem Tode; Täglicher Blick in das Grab, führen zwo Betrachtungen in Benjamin Schmolkens geistreichen Schriften, die sie täglich zu ihrer Andacht aussetzete.

kräftigen Zuspruch ihres sehr werthen Herrn Beichtvaters gab sie diese freymüthige Erklärung: „Sie wissen, daß ich mit „meiner Heiligkeit niemals ein Gepränge gemacht, sondern mich „jederzeit für eine große Sünderinn ausgegeben. Doch das „muß ich meinem Gott zum Ruhme nachsagen, daß er bey an„dern vielfältig erwiesenen Wohlthaten, mich auch vor muth„willigen und vorsetzlichen Sünden bewahret. Die übrigen „habe ich ihm mit vielen Thränen abgebethen, und bin des in„nern Zeugnisses, sie seyn mir um Christi willen vergeben. „Habe ich mich auch darinnen an Gott versündiget, daß ich „diese Krankheit im Anfange nicht so beurtheilet, daß sie mir „zum Tode gereichen könnte: so hege ich das feste Vertrauen zu „Gottes Gnade, er werde mir auch diese Schwachheit verzei„hen. Uebrigens ergebe ich mich seinem Willen, es mag derse„be Leben oder Tod über mich verhänget haben. Ich weis doch, „daß es alles zu meinem Besten gereichen werde.„ Der allen Geschöpfen eingepflanzte Trieb zum Leben äußerte sich zwar bey derselben; doch nicht anders, denn in der schuldigen Unterwerfung ihres Willens in Gottes Willen. Ihre letztere Anrede an ihren Ehemann, war wenig Stunden vor ihrer Auflösung diese: „Mein Gütther! ich bin vollkommen überzeuget, „daß du mich einzig in der Welt geliebet, so wie ich dir mit auf„richtiger Liebe zugethan gewesen. Wäre es Gottes Willen, so „wollte ich gern länger mit dir leben. Doch da es Gott nicht „so beliebet, verlange auch ich nicht eine Minute zu leben. „Nimm hin, (sprach sie, mit Uebergebung des an ihrem Fin„ger beständig getragenen Trauringes,) nimm hin das letzte „Zeichen meiner Treue, so ich dir geben kann. Nun will ich „nichts mehr von der Welt wissen. Ich danke dir für alle „vielfältige erwiesene Liebe. Würde mein Wunsch eintreffen, „so solltest du noch der Glückseligste in der Welt werden. Doch „geschieht dieses nicht: so sey fest versichert, Gott habe dir „größere Glückseligkeit in dem Himmel aufgehoben. Lebe „wohl und denke meiner! Jedoch ich weis, du wirst mich „auch nach dem Tode noch lieben.„ Hierauf schloß sie ihn fest in ihre Arme, druckte ihn an sich, und versiegelte die Rede

mit

mit einem Abschiedskusse. Gleichmäßig beweglichen Abschied gab sie denen um ihr Bette stehenden Freunden mit der ausdrücklichen Versicherung:

Es würde einst gewiß geschehn,
Daß sie auf Zions Himmelswegen
Einander wieder sehn.

An ihre damals abwesende alte Mutter, geboth sie den verpflichtesten kindlichen Dank, für alle ihr von der ersten Stunde des Lebens an, erwiesene mütterliche Liebe abzustatten: mit der Bitte, sich ihren Tod nicht zu Herzen gehen zu lassen: denn sie würde ihr doch bald und unfehlbar zuerst folgen. Unter diesen und andern erbaulichen Gedanken, die das Gebeth und den Zuspruch der umstehenden, öfters auch ihre eigene Andacht unterhielten, nahete die erstere Stunde des zehenten Tages des Augustmonats, und mit derselben die letzte ihres Lebens herbey. Gegen diese übergab sie ohne alles Entsetzen und Grauen, mit stillem Muthe, das ihr auf eine Zeit verliehene kostbare Gut, ihre mit Christi Blute theuer erlöfete Seele, den treuen Händen dessen, der sie ihr anvertrauet hatte. Das machte, sie versüßete ihren Tod in Jesu Wunden, und sie fand auf dem Wege zum finstern Todesthale die sicheren Fußstapfen des ihr vorgetretenen Erlösers. Ihre sehr eilfertige Entkleidung der Sterblichkeit bewies, daß sie nur verlangte, mit der himmlischen und ewigen Herrlichkeit überkleidet zu werden. Um Mitternacht hörete sie das Geschrey: der Bräutigam kommt, und gieng ihm freudig entgegen. Der zu Ende gekommene Freytag mußte sie dann von dem sündlichen Dienste der Eitelkeit frey machen; der Anbruch des Sonnabends aber, nach eingebrochenem Abende ihres Lebens, sie zum ewigen Anschauen der hellen Gnadensonne einführen.

Die Zeit ihrer Wallfahrt langet kaum an die Hälfte der Zeit ihrer zwey und achzig jährigen Mutter in ihrer Wallfahrt. Sie ist aber itzt zu einem Leben eingegangen, das alle Augenblick einen neuen Anfang nimmt, und niemals ein En-

de erreichet. Ihre Gebeine ruhen unter den Gebeinen der Väter dieser hohen Schule; ihre Seele aber ist in die Gesellschaft der Aeltesten vor dem Stuhle des Lammes versetzet. Ihr Leben ist in den Augen wahrer Tugendkenner: ihr Tod in Gottes Augen werth gewesen. Die gerechte Nachwelt, so jeden nach Verdienst belohnet, wird sie unter die frommen, tugendhaften und liebreichen Ehefrauen zählen. Ihr Mann aber kann ihr nichts denn Thränen, und dieses schriftliche Andenken stiften. Doch da beydes vergänglich ist, so soll das Bild ihrer Tugend und Liebe, dessen Brust beständig eingedrucket bleiben, auch nicht eher, denn mit dessen Ende verlöschet werden.

Ruhet dann wohl, ihr entseelten Gebeine! nach aller überstandenen Unruhe dieses Lebens, an dem euch zur Ruhe bestimmten Orte. Gottes Auge wachet bey eurer Ruhe, daß sie ungestöret seyn soll. Gottes Engel beschützen euch, daß nicht eines soll verlohren gehen. Schlafe sanft, mein auch in der kalten Gruft werthes Leben! dein unvermutheter Tod, hat dich zum rechten Leben eingeführet. Dein schnelles Sterben hat dich zur seligen Himmelserbinn gemachet. Geneuß, erlöfete Seele! der unaussprechlichen Freude des Himmels, beym seligen Anschauen Gottes, in der erquickenden Gesellschaft deines Heilandes. Meine aufrichtige Liebe zu dir misgönnet dir diese unendliche Herrlichkeit nicht. Sie wünschet vielmehr auch, aus diesem Jammerthale,

Wo List, Gewalt und Missethat
Die Tugend oft zur Sklavinn hat

bald ausgespannet zu werden, und zu deiner erwünschten Gemeinschaft im Himmel zu gelangen. Ich will mich indessen stets zu der Reise nach der Ewigkeit rüsten. Meine Lebenslampe soll jederzeit mit Glaubensöle versehen seyn, damit ich, der Bräutigam komme, wenn er wolle, mit ihm zur Hochzeit des Lammes eingehen könne. Eya wären wir da!

Das IX. Hauptstück.

Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden.

I. §.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter sind nun anfänglich die Anwerbungsreden zu zählen, die im Namen eines Freyers an die Aeltern, oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Verlobung, gehalten werden. Dieses thut gemeiniglich ein Blutsverwandter oder ein Gemüthsfreund desselben, den man dazu für geschickt hält; auch wohl zuweilen der Geistliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen sollte, oder wenn man das größte Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, sondern nur als Chrieen, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Absicht, die Braut oder die Ihrigen allererst zu überreden, daß sie dem Freyer das Jawort geben sollen. Die Entschließungen dazu sind allemal vorher schon gefasset, und es soll eigentlich nur in Gegenwart ansehnlicher Zeugen offenbar werden, was insgeheim schon beschlossen worden. Es kann aber sowohl eine Chrie per Antecedens & Consequens, als eine per Thesin & Hypothesin dabey gebrauchet werden: nachdem der Redner dabey einige Gelehrsamkeit zeigen will, oder nicht. Bey der ersten Art wird die Einrichtung irgend also lauten:

Antecedens. Der gegenwärtige, oder auch abwesende Herr, N. N. der durch die guten Eigenschaften der Jungfer oder Frau N. N. bewogen worden, sie zu einer beständigen Freundinn und Ehegenoßinn zu begehren, hat mir aufgetragen, dieses sein Verlangen auf eine geziemende Weise zu eröffnen.

Connexio. Weil nun von den wertheſten (oder vornehmen) Aeltern derſelben dieſer Tag dazu ausgeſetzet worden, daß ich, in Gegenwart anſehnlicher Zeugen, den mir aufgetragenen Vortrag thun ſoll.

Conſequens. So ergeht hiermit im Namen des obgedachten Herrn N. N. an der vorerwähnten Jungfer N. N. werthen Aeltern, oder Vormünder, oder an ſie ſelbſt, die wohlbedächtige und ernſtliche Anfrage: Ob dieſelben wohl geſonnen ſeyn, ihm ihre Jungfer Tochter, oder Unmündige zur Ehe zu geben; oder ſelbſt demſelben die Hand zu reichen?

Concluſio. Iſt dieſes ihr Wille, ſo wird dero kräftiges Jawort nicht allein Herrn N. N. in ein empfindliches Vergnügen ſetzen; ſondern auch mich und alle vornehme Angehörige nicht wenig erfreuen.

II. §.

Ein jeder ſieht leicht, daß die Ausführung eines ſolchen Entwurfs nicht ſchwer fallen kann. Man darf nur bey dem Antecedente irgend eine Beſchreibung von den guten Eigenſchaften des Freyers und des Frauenzimmers, die er verlanget, einſchalten; auch wohl die beſondre Fügung Gottes bey der ganzen Sache, und die brünſtige und beſtändige Liebe des erſtern zu der letztern, mit wenigem berühren. Bey der Connexion kann gleichfalls irgend der merkwürdige Tag, der zu der Anwerbung beſtimmet worden; oder die Gegenwart vornehmer Zeugen, oder ſonſt etwas beſonderes Gelegenheit geben, einen guten Einfall anzubringen, oder ſonſt eine vernünftige Anmerkung zu machen. Bey dem Conſequens kann man, die Sache deſto anſehnlicher zu machen, die Anfrage, im Namen und in Gegenwart des Stifters aller Ehen thun. Man kann gedenken, daß der Freyer nicht nur den Willen der Aeltern, ſondern auch die freye Zuneigung der Braut zum Zwecke habe; oder umgekehrt, daß er von dieſer zwar ſchon überzeuget ſey, von jenem aber noch eine feyerliche Verſicherung verlange. Hierbey kann abermal ein Lehrſpruch von gezwungenen Heurathen, von der Bedachtſamkeit, die bey ſolchen Verſprechungen nöthig iſt; oder von der Langwierigkeit und Dauer ſolcher Bündniſſe angebracht

werden

werden. Ist die Liebe zwischen beyden zu verlobenden Personen, nicht mehr neu, sondern schon eine gute Zeit im Werke gewesen: so giebt auch dieß Anlaß, von der Beständigkeit des Freyers, und seiner reifen Ueberlegung, zu sprechen. Auch bey dem Beschlusse endlich kann noch ein Wunsch, oder sonst etwas, so zur Einschmäuchelung des Redners in die Gewogenheit der Zuhörer gereichen kann, angehänget werden. Die Schreibart übrigens in solchen Reden muß zwar etwas edel und auserlesen, aber nicht schwülstig, auch nicht pathetisch gemachet werden: es wäre denn, wenn besondere Umstände zur Traurigkeit, oder Freude einigen Anlaß gegeben hätten. Von niederträchtigen oder scherzhaften Ausdrückungen aber, muß man sich bey solchen Anträgen durchaus enthalten: weil doch die Ehe kein Spielwerk ist, und die ernstlichsten Folgen für beyde Theile gewiß haben wird.

III. §.

Hierauf folget die Beantwortung im Namen des Frauenzimmers und ihrer Vorgesetzten. Auch diese wird am füglichsten per Antecedens und Consequens gemachet. Denn die Chrieen per Thesin und Hypothesin kommen mir, die Wahrheit zu sagen, ein wenig zu gezwungen und weitgesuchet vor: weswegen ich auch bey der vorigen Art nicht besondre Anleitung dazu habe geben wollen. Es hält die elbe ein Bluts- oder Gemüthsfreund der Braut, oder abermal ein Geistlicher, oder der Beichtvater derselben. Die Einrichtung dazu ist, nach Anleitung des obigen, leicht gemachet. Es heißt:

Antecedens. Die Aeltern oder Vormünder des Frauenzimmers, oder sie selbst, hätten von dem Redner nicht ohne Vergnügen vernommen, was der Freyer für eine Neigung auf ihre Tochter oder Muhme, oder Unmündige, oder sie selbst geworfen, und wie er sie zu seiner beständigen Gattinn auf lebenslang ersehen hatte.

Connexio. Weil sie nun aus vielen Umständen wahrgenommen, daß allerdings die Hand Gottes mit im Spiele sey, der die

Herzen der Menschen zu lenken pflege; auch an ihrer Tochter Seiten, oder auch bey sich selbst eine ungezwungene Gegenneigung gespüret hätten:

Consequens. So wollten sie hiermit, im Namen Gottes, dem Herrn N. N. ihre Tochter, Muhme oder Unmündige, oder sich selbst versprechen, und das verlangte Jawort mit gutem Vorbedachte und aufs kräftigste ertheilen.

Conclusio. Sie wollten auch hiermit, als liebreiche Aeltern, oder anstatt derselben als Vormünder, ihren Segen zu diesem neuen Bande geben, oder doch, als treue und wohlmeynende Angehörige, den herzlichen Wunsch thun, daß Gott ꝛc.

Wie auch dieser Entwurf gehörigermaßen wohl auszuarbeiten und zu erweitern möglich sey, daß wird derjenige leicht begreifen, der das, was im vorigen §. gesaget worden, wohl verstanden hat. Von der Schreibart ist es auch nicht nöthig, nochmals etwas zu erinnern: denn es bleibt gleichfalls bey der obigen Vorschrift.

IV. §.

An dem Tage der wirklichen Vermählung pflegt von dem Geistlichen, der die Trauungsceremonie verrichtet, an vielen Orten ein so genannter Trauungssermon gehalten zu werden. Wollte nun derselbe eine lange Rede daraus machen, so könnte er freylich, nach Art der größern, eine gewisse nützliche und erbauliche Wahrheit abhandeln, die sich zu dem vorhabenden Zwecke gewisser maßen schickete. Er müßte alsdann dieselbe gehöriger maßen zu erweisen, und auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden wissen. Allein, wenn er nur höchstens eine Viertelstunde lang zu reden gesonnen wäre: so müßte auch ein solcher Sermon nur nach Art einer Chrie ausgearbeitet werden. Nun pflegen zwar die Herren Geistlichen, zumal wenn sie in der Kirche reden, gemeiniglich biblische Erfindungen zu brauchen, und mehrentheils per Thesin & Hypothesin zu reden; indem sie von einem gewissen Exempel, Zeugnisse oder Gleichnisse der Schrift Gelegenheit nehmen, von dem Brautpaare insbesondere, oder

vom

vom Ehestande, oder von der Pflicht rechtschaffener Eheleute überhaupt zu handeln. Wir wollen auch diese Gewohnheit an sich nicht tadeln, wenn sie nur nicht nach dem homiletischen Schlendrian eingerichtet wird. Wenn aber ein Geistlicher aus weltlichen Historien, Zeugnissen der alten und neuen Scribenten, u. d. gl. die Erfindung zu seinen Trauungsreden hernehmen wollte; alsdann wollten wir ihm lieber anrathen, eine ordentliche Chrie zu machen, und einen gewissen Satz kürzlich zu umschreiben, zu bestärken und zu erläutern, und alsdann die Deutung auf seine vorhabende Handlung zu machen. Die Chrieen, per Antecedens und Consequens nämlich, würden bey solcher Gelegenheit gar zu complimentenmäßig klingen, und wenigstens in der Kirche nicht klappen wollen. Ein Exempel braucht es hier nicht, weil es den Herren Geistlichen an solchen Sammlungen ohnedieß nicht fehlet.

V. §.

Endlich und zuletzt kommen hier noch die Strohkranzreden vor, die bey adelichen und vornehmen Beylagern, den Tag nach der Hochzeit, bey Ueberreichung eines Strohkranzes, an die neu vermählte junge Frau, gehalten werden. Die Absicht dieser Reden läuft auf einen bloßen Scherz hinaus. Man will ohne Zweifel der jungen Frau ihren Brautkranz oder Blumenschmuck abnehmen, und ihr, zum Zeichen ihres veränderten Zustandes, den Strohkranz übergeben. Dieses aber hat leichtsinnigen jungen Leuten Gelegenheit gegeben, sich mit vielen, entweder offenbaren, oder doch verblümten Zoten, wider alle Regeln der Ehrbarkeit, zu vergehen. Wir haben so gar gedruckte Exempel solcher schändlichen Fratzen aufzuweisen: und wenn man bedenket, daß dieselben in Gegenwart vieles jungen Frauenzimmers gehalten werden; so sollte man sich fast einen sehr schlechten Begriff, von der heutigen Tugend und Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechtes machen. Und freylich, hat dieselbe ziemlich nachgelassen, seit dem sich die üppigen Französinnen

in alle vornehme Familien, als Hofmeisterinnen junger Fräulein eingeschlichen. Denn diese haben ihnen theils durch das Lesen ihrer Contes und Nouvelles, theils durch ihre Chansons voller Zoten, die gar zu bürgerliche Schaamröthe ganz abgewöhnet. Wofern es also bey denselben nicht der Character einer adelichen Erziehung ist, über keiner Zote zu erröthen, ja sie wohl gar mit einem lauten Gelächter zu beehren: so wollte ich es wohl künftigen Strohkranzrednern anrathen, sich alles dessen zu enthalten, was wider die Regeln der Ehrbarkeit läuft, und so wohl seine eigene, als seiner Zuhörerinnen Tugend, zweifelhaft machet. Ich will damit nicht behaupten, daß man bey einer so fröhlichen Gelegenheit, als ein Beylager ist, wie ein mürrischer Cato reden sollte: ich will nur nicht, daß das Lasterhafte die einzige Quelle des Lustigen und Aufgeweckten werden soll. Ist es denn nicht möglich, scherzhaft zu seyn, ohne wider die Tugend und guten Sitten zu handeln?

VI. §.

Weil es nun seichten Köpfen gemeiniglich am Witze fehlet, außer wenn sie denselben aus den wahren Quellen des Bathos, das ist, von der Erzeugung des menschlichen Geschlechts erborgen: so will ich ihnen einige Vorschläge thun, wie man scherzend reden könne, ohne ein unehrbares Wort zu sagen. Man darf sich nur einen an sich selbst ganz falschen Satz ermählen, und denselben mit ausgesonnenen Scheingründen zu behaupten suchen. Damit dieses sich um desto besser thun lasse, so muß man entweder keine Erklärung des Hauptsatzes machen; oder sie doch so einrichten, daß die Verwirrung des Zuhörers, zu Beförderung der Lust, desto größer werde. Je schwächer die Beweisgründe sind, desto eifriger muß der Redner darauf pochen, und sie für unüberwindlich ausgeben. Ja es stehen ihm hier die Wortspiele so gar frey, daraus er, dem Scheine nach, etwas zu Bestärkung seiner Meynung beybringen kann. Dabey kann er sich in den Ausdrückungen auf große Redensarten be-

befleißen, wenn er von kleinen Sachen spricht, und auf kleine, wenn er von großen Dingen redet. Alles dieses aber muß er mit einer solchen Mine, und einem solchen Tone der Stimme vortragen, dergleichen man bey den ernsthaftesten Dingen zu gebrauchen gewohnt ist. Denn daß der Redner der erste seyn wollte, der über seine Einfälle lachete, das würde sich übel schicken. Je ernstlicher er ist, wenn er etwas Lustiges saget, desto lächerlicher wird es den Zuhörern vorkommen. Kurz, ein Strohkranzredner allein hat, zum Spaße, das Recht, die Kunstgriffe der falschen Beredsamkeit anzuwenden, um die ungereimtesten Dinge zu behaupten. Er muß das beklagen, worüber sich andere freuen; darüber vergnügt seyn, worüber andre trauren; das tadeln, was andere loben; das hoffen, was andere fürchten u. s. w. und von allem sinnreich ersonnene Scheinursachen geben, die auch wohl zuweilen etwas satirisches in sich halten können. Ein paar Exempel von dieser Art sehe man in den eigenen Schriften und Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft im I. Theile, oder auch meiner gesammleten Reden letzten Theil am Ende: doch will ich zur Probe ein ganz neues hieher setzen, und diese meine ausführliche Redekunst damit beschließen.

Strohkranzrede,

welche bey dem vornehmen Beylager

Seiner Hochwohlgebohrnen,

Herrn

Ferdinands von Münchhausen,

Hochfürstl. Braunschw. Drosten, und Reichspostmeistern in Braunschweig,

mit der

Hochgebohrnen Gräfinn

Luisen Marianen,

geb. Reichsgr. von Manteufel,

1743. im März, hier in Leipzig gehalten,

Ernst Reinhold, Freyh. von Mengden,

aus Liefland.

Durchlauchtigste Herzoginn,
Erlauchter Reichsgraf,
Hochgebohrne Gräfinnen,
Allerseits gnädigste, gnädige, hoch und werthgeschätzte Anwesende,

So groß das Glück für mich ist, in einer so preiswürdigen und höchstansehnlichen Versammlung aufzutreten: so willig muß ich es gleich anfangs gestehen, daß ich mich dieser gnädigen Erlaubniß nur halb bedienen werde. Ich traue es meiner unberedten Zunge nicht zu, daß sie sich, auch mit aller angewandten Mühe, den Beyfall solcher hocherleuch-

erleuchteten Zuhörer erwerben würde: vor denen wohl die geübtesten Redner mit einem zaghaften Gemüthe auftreten müßten. Daher werde ich mich mit hoher Vergünstigung Eurer hochfürstl. Durchlauchtigkeit, nur an einen Theil dieser ansehnlichen Gesellschaft wenden; und meiner ungeübten Beredsamkeit dadurch eine Erleichterung zu verschaffen bedacht seyn.

Und also wende ich mich nun, hochgebohrne Gräfinn, gnädige Frau Drostinn, zu Eurer hochfreyherrlichen Gnaden, und zu dero würdigem Herrn Gemahl, dem Herrn Drosten, Freyherrn von Münchhausen. Eure Gnaden beyderseits, als ein neuvermähltes Paar, sind heute der Gegenstand meiner Rede: und dieses ist eine der ganzen hohen Versammlung so bekannte Sache, daß ich es nicht einmal hätte sagen dörfen. Was braucht es auch vieler Worte, wo die That selbst redet? Gegenwärtiger ansehnlicher Zierrath, den ich im Namen und auf Befehl der ganzen unverehlichten Welt, Eurer hochgebohrnen Gnaden, der neuen Frau Baronessinn von Münchhausen, überreichen soll, kann ja ein sichtbares und handgreifliches Kennzeichen davon abgeben.

Fragen sie nur nicht, gnädige Frau, was dieser so ungewöhnliche Kopfputz zu bedeuten habe? So unwissend sie sich auch immer mehr anstellen können, so gut müssen sie es doch wissen, womit sie sich denselben zugezogen haben. Es ist nunmehr, leider! stadtkündig geworden: daß sie gestern denjenigen gepriesenen Stand verscherzet haben, dessen vornehmste Zierde sie bisher gewesen sind. Sie haben das Chor unverheiratheter Damen verlassen, und sind eine Ueberläuferinn zu der Anzahl der Vermählten geworden. Sollte nun diese Untreue, dero vormaligen Gespielinnen und Mitschwestern nicht auf das empfindlichste schmerzen? Sie haben an Eurer Gnaden eine angenehme Freundinn verlohren; sie haben eine Person eingebüßet, die ihrem ganzen Orden bisher ein Ansehen gegeben; sie sind endlich eines vollkommenen Musters aller Tugenden und schätzbaren Eigen-

schaften ihres Geschlechts beraubet worden. Sollte sie nun ein so vielfältiger Verlust nicht billig kränken? Sollten sie nicht insgesamt auf einige Rache denken?

Man weis es gar wohl, daß E. Gnaden sich auf die guten und liebenswürdigen Eigenschaften des bisherigen Herrn Bräutigams, und nunmehrigen Gemahls; auf dessen unermüdetes Anhalten um dero Gegenliebe; auf den Willen und Befehl dero hochgräflichen Aeltern, und wer weis noch worauf mehr? berufen werden. Allein erwägen sie selbst unpartheyisch, was alle diese Entschuldigungen, sie mögen nun so schön klingen, als sie wollen, dem beleidigten Theile des ledigen Frauenzimmers helfen können? Haben E. Gnaden einen angenehmen und verdienstvollen Gemahl bekommen: was haben andre davon, die dergleichen noch nicht haben? Finden dieselben bey ihrer Veränderung vortheilhafte Umstände für sich: was hilft das alle andre Fräulein, die solche noch allererst, und wer weis, wie lange noch? werden hoffen müssen? Kurz um, das hochlöbliche ledige Frauenzimmer hat die größte Ursache von der Welt, mit Eurer Gnaden übel zufrieden zu seyn.

Nun ist es übrigens weltkündig, daß wir sämtliche Mitglieder des löblichen Ordens der Junggesellen, allezeit treue Diener und Verehrer, der unverehlichten Damen zu seyn pflegen. Ich will zwar damit nicht sagen, daß wir nicht auch vermählte Damen gebührend verehren sollten. Nein, alles was die Ehrfurcht und Höflichkeit uns für Pflichten auferlegt, das suchen wir auch hier getreulich zu erfüllen. Doch kann es uns in Wahrheit auch niemand verargen, wenn wir hier einen billigen Unterscheid machen. Sobald sich eine Dame vermählet, so hat sie ihren geschwornen Verehrer, der Gut und Blut für sie auffetzen, und als ihr leibeigener Ritter, sie in aller Gefahr vertheidigen muß. Wer soll sich nun indessen des übrigen unvermählten Theils der Damen annehmen? Müssen wir Junggesellen es nicht thun? Müssen wir nicht am Lombertische, auf Bällen, bey Schlittenfahrten,

fahrten, bey Gastmahlen, und sonst überall bey der Hand seyn, wo sie unser vonnöthen haben? In Wahrheit, es würde eine himmelschreyende Sünde seyn, wenn wir diese so hülfbedürftigen, diese so vollkommenen Geschöpfe, die mehr in den Himmel, als auf die Erde gehören, in der Noth verlassen wollten.

Und das ist nun eben die Ursache gewesen, warum wir die vorhingedachte Rache des unvermählten Frauenzimmers gegen E. hochfreyherrliche Gnaden, über uns genommen haben. Wir haben ein abtrünniges Mitglied, aus dem uns so schätzbaren Orden, nicht besser zu bestrafen gewußt; als wenn wir Denenselben diesen handgreiflichen Verweis, dero itzigen Verbrechens überlieferten. Da sehen nun E. Gn. in was für einen schönen Kopfputz, sich dero bisheriger Blumen- und Mirthenkranz, itzo verwandelt hat! Da sehen sie nun die traurigen Vorbothen ihres künftigen Zustandes daran hängen! Das sind nun die herrlichen Früchte des gestrigen Tages! Das sind die trefflichen Belohnungen, einer abtrünnigen Schwester des löblichen Fräuleinordens!

Aus diesem meinem frohlockenden Tone, können aber Eure Gnaden auch leicht schließen, daß mir selbst dieser Triumph, über meine wohlausgeführte Rache, ganz sanft und wohl thun müsse. Denn ich kann es nicht läugnen, daß wir Jungesellen diese Gelegenheit ergriffen haben, unser Müthchen an Denenselben zu kühlen. Meynen E. Gn. denn, daß es auch unsere Anzahl nicht gekränket, daß wir dieselben, aus dem Orden, dem wir als getreue Ritter zugehören, so bald verlieren sollen? Und wenn doch dieselben nur noch länger in Leipzig blieben: so möchte doch alles noch so hingehen. Allein E. Gn. ziehen ja weg, und verlassen uns alle hier; uns, sage ich, die wir als treue Kriegsbediente, bey dem hochlöblichen Regimente von Sans-Façon in Diensten stehen. Unser tapferes Regiment schwächet sich von Jahre zu Jahre sehr merklich. Kaum haben wir am Ende des vorigen Jahres eine vortreffliche Compagnie davon eingebüßet; so müssen wir abermal eine gleich schätzbare verlieren. In Wahrheit, das ist

zu viel! Ja ich muß, im Namen aller meiner Cameraden und Mitbeamten, nochmals unsern allgemeinen Unwillen darüber bezeigen, und gegenwärtigen Strohkranz, auch von unserntwegen, zum Zeichen der bittersten Rachgier bestimmen, und anwenden.

Ehe ich nun auch zu den hauptsächlichen Ceremonien dieser meiner Rede schreite, so habe ich noch mit dem Herrn Gemahl Eurer hochfreyherrl. Gnaden, ein paar Worte zu sprechen. Ich kann zwar nicht anders, als denenselben Glück wünschen, hochgeschätzter Herr Drost, daß es ihnen geglücket, eine so vollkommene Gemahlinn davon zu tragen: allein ich weis doch nicht, ob sie vor dreyen Jahren, eben in dieser Absicht nach Leipzig gekommen, daß sie die schönste Gräfinn aus Sachsen entführen wollten? Man weis es, daß dieselben die holländischen Universitäten schon damals besuchet gehabt; aber gleichsam, als ob sie auf keiner derselben ihre Rechnung gefunden, mitten im Winter von da weg, und nach Leipzig geeilet: nicht anders, als ob ein geheimer Zug in ihnen gewirket hätte. Nun ist es zwar bekannt, daß der hochgebohrnen Frau Gemahlinn Aufenthalt, dazumal noch nicht in Sachsen, geschweige denn in Leipzig gewesen. Gleichwohl kann man nicht wissen, wie weit in solchen Dingen die Macht der Ahndungen gehen kann. Viele haben der menschlichen Seele eine Kraft zu weißagen eingeräumet: und wenigstens könnten sie, im Absehen auf die Verliebten, Recht haben. Diese haben gewisse Ahndungen, die oft einer Prophezeihung ähnlich sehen. Dero eigenes Exempel zeiget es, hochgeschätzter Herr Baron, und sie können es gar nicht läugnen.

Soll ich ihnen frey meine Gedanken eröffnen, so werde ich sie auf ein altes Sprüchwort zurücke führen, welches sie durch ihr Exempel von neuem bestätiget haben. Es muß aber dasselbe wohl sonst schon wahr gewesen seyn, denn es reimet sich: und was sich reimet, daß ist bekanntermaßen auch wahr. Es heißt aber so:

Wer kömmt aus Leipzig ohne Weib,
Aus Jena mit gesundem Leib,
Und aus Wittenberg ungeschlagen,
Der hat vom großem Glück zu sagen.

Die Verse sind schön! hochwohlgebohrner Freyherr: aber das beste daran ist, daß sie wahr sind. Ich stelle mir itzo dieselben vor, wie sie in Holland diesen schönen Spruch überlegen, um sich darnach zu entschließen: welche von den sächsischen Akademien sie besuchen wollen. Ihr gesunder Leib war ihnen billig lieb: und wer konnte ihnen das verdenken? Mit Jena war also nichts zu thun. Sich immer herum zu balgen, ist eben auch kein Vergnügen; denn man kann nicht wissen, wie es bisweilen abläuft. Es war also mit Wittenberg auch nicht viel anzufangen. Leipzig, das gepriesene Leipzig, bleibt also die Ueberwinderinn: denn eine angenehme Freundinn daselbst zu finden, das ist ja alles, was man sich wünschen kann: zumal da die Musen selbst Frauenzimmer gewesen. Der Schluß ward also gefasset: und Sie wählten die hohe Schule zu Leipzig. Gesagt, geschehn! Der Herr Baron findet am Ende seiner akademischen Jahre eine so vollkommen schöne, als geistreiche und tugendhafte Gräfinn allhier. Er bewundert, er ehret und liebet sie endlich: ja was das beste ist, er findet auch Gehör und Gegenliebe; so daß er wirklich die schönste Braut von Leipzig heimführen kann. Und so ist das obige Sprüchwort, wiewohl ganz anders erfüllet: denn von nun an wird man umgekehrt sagen müssen:

Wer kömmt von Leipzig ohne Weib,
Der hat von schlechtem Glück zu sagen.

Vieleicht fragen mich der Herr Drost itzo, ob ich denn auch einmal in Dero Fußtapfen treten wolle? Aber zweifeln sie nur nicht im geringsten daran. Wer wollte sich wohl scheuen, nachzufolgen, wenn man so glückliche Beyspiele vor

sich

sich sieht? Versprechen mir Eure Gnaden beyderseits nur ein einziges, so stehe ich ihnen dafür, daß ich gewiß Wort halte. Schicken sie nur künftig ihr ältestes Fräulein eben so wohl, als ob sie ein Cavalier wäre, auf hiesige Universität: damit ich selbiges, nach meinen geendigten Studien und Reisen hier gewiß antreffe: so will ich alsdann mein Wort gewiß halten, und meine künftige Freundinn und Gemahlinn nirgends anders, als hier in Leipzig suchen.

Und also ist es nun Zeit, zu der Hauptsache bey dieser ganzen Ceremonie zu kommen. Ich überreiche zuförderst Eurer hochfreyherrl. Gn. als neuen Frau Baroness. von Münchhausen, diesen ansehnlichen, diesen herrlich gezierten, und sehr geheimnißvollen Strohkranz. Ich bedecke Dero würdiges Haupt mit dieser wohlverdienten Haube, und ich bestätige dieses alles, mit einem wohlgemeynten Trunke, aus diesem großen Glase. Was kann ich denenselben dabey bessers anwünschen, als daß die geschehene Vertauschung, Dero ledigen Standes mit dem verehlichten, dieselben lebenslang vergnügen und erfreuen möge; ja daß sie dermaleinst ihrer künftigen hoffnungsvollen allerjüngsten Enkelinn Strohkranz, mit eben dem Vergnügen sehen mögen, womit Sie heute Dero eigenen gesehen haben.

Ende der ausführlichen Redekunst.

Register

Bayerische Staatsbibliothek München

Register

der in dieser ausführlichen Redekunst befindlichen Hauptstücke und Exempel.

Das Gespräche von Rednern, aus dem Lateinischen übersetzt pag. 1

Allgemeiner Theil.

Historische Einleitung vom Ursprunge und Wachsthume der Beredsamkeit bey den Alten, imgleichen von ihrem itzigen Zustande in Deutschland 49

Das I. Hauptstück. Was die Redekunst sey, imgleichen von der Beredsamkeit und Wohlredenheit überhaupt 74

II. Von dem Charactere eines Redners, und denen ihm dienlichen Vorbereitungen 88

III. Von der Eintheilung der Redekunst, und den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptsätzen 107

IV. Von Erfindung der Eingänge, ihren verschiedenen Arten und Eigenschaften 125

V. Von den Erklärungen in einer Rede 131

VI. Von den Beweisgründen 146

VII. Von der Widerlegung der Einwürfe 165

VIII. Von den Erläuterungen in einer Rede 175

IX. Von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen und dem Beschlusse 201

X. Von der Anordnung oder Einrichtung einer Rede 233

XI. Von

Register der ausführl. Redekunst.

XI. Von den Chrieen und ihren verschiedenen Arten 247

XII. Von der Ausarbeitung einer Rede. 258

XIII. Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen 271

XIV. Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren 297

XV. Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden 326

XVI. Von dem Unterschiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede 358

XVII. Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt, und im Absehen auf die Aussprache ins besondere 380

XVIII. Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners 399

Besonderer Theil.

Einleitung in denselben 411

I. Von den Uebersetzungen 413

Exempel dazu:

1. Ein Brief aus dem jüngern Plinius, mit zwoen Uebersetzungen 418

2. Die I. philippische Rede des Demosthenes 427

3. Die II. philippische Rede desselben 442

II. Von der Nachahmung 452

Exempel dazu:

1. Des Cicero Rede für den Archias 462

2. Des Cicero Rede für den Ligarius 477

III. Von

Register der ausführl. Redekunst.

III. Von den großen Lobreden, oder sogenannten Panegyricis 494

Exempel dazu:

1. Königsdorfs Lobrede auf den Kaiser Leopold den Großen 501

2. Neukirchs Lobrede auf die Königinn von Preußen, Sophia Charlotte 535

3. Gundlings Lobrede auf König Friedrich Wilhelmen von Preußen 561

4. Menkens Lobrede auf Friedrich Augusts Vermählung, übersetzt von M. Rabenern 589

5. Bayers Lobrede auf die Rußische Kaiserinn Catharina 607

6. Lengnichs Lobrede auf August II. übersetzt von Herrn M. Schwaben 623

IV. Von Trauerreden oder Parentationen 640

Exempel dazu:

1 Canitzens Rede auf die brandenburgische Churprinzeßinn, Elisabeth Henriette 644

2. Lengnichs Rede auf Accisrath Schüllern 651

V. Von den öffentlichen Reden der Lehrer, auf hohen und niedern Schulen 660

VI. Von den Reden der Studirenden auf Schulen und Universitäten 666

VII. Von den Hof- und Staatsreden 675

Exempel dazu:

1. Rede der Kaiserl. Gesandtschaft zu Regenspurg, bey der im Jahr 1663. dahin überbrachten schriftl. kaiserl. Proposition, gehalten an die gesammten Reichsstände von Hrn. Grafen von Wolkenstein 682

2. Rede des Erzbischofs von Salzburg, als kaiserl. Principalcommissarii, so er nach vorgelesener Proposition an die Reichsstände gehalten 682

3. Tiefenbachs Rede an den Churfürsten von Brandenb. Friedrich Wilhelm den Großen 684

4. Desselben Rede an eben denselben; beyde vor Berlin gehalten 687

5. Des Frh. von Schauers Rede an den Kaiser, bey der ersten Braunschw. Lüneburg. Churbelehnung 690

6. Des Grafen von Wallenstein Antwort hierauf im Namen Sr. Kaiserl. Maj 693

7. v. Limbach, Danksagungsrede, nach geschehener Belehnung 695

VIII. Von Standreden, Personalien und Trostschriften 699

Exempel dazu:

1. Lengnichs Einladungsschrift zu Anhörung der Lobrede auf Augustum II. 703

2. Güntthers Lebenslauf auf Fr. Mariä Agnes Güntherinn 708

IX. Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden 719

Exempel dazu:

von Mengden Strohkranzrede auf das Münchhausische und Manteufelische Beylager 726

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph,

Johann Christoph Gottscheds, der Weltw. und Dichtk. öffentl. Lehrers zu Leipzig ... Ausführliche Redekunst Nach Anleitung der alten Griechen und Rö mer, wie auch der neuern Ausländer, in zweenen Theilen verfasset; und itzo mit den Zeugnissen der Alten und Exempeln der größten deutschen Redner erlä utert. Statt einer Einleitung ist das alte Gespräch, von den Ursachen der

Leipzig 1759

P.o.germ. 507
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109479-7
VD18 10176764